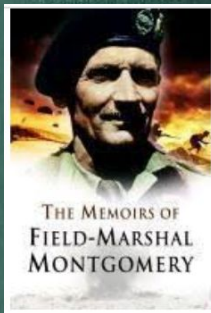


MARSCHALL
MONTGOMERY

MEMOIREN



PAUL LIST VERLAG MÜNCHEN

Aus dem Englischen – von Dietrich Niebuhr
Titel der englischen Originalausgabe:
The Memoirs of Field-Marshal the Viscount Montgomery
of Alamein, K. G.

Schutzumschlaggestaltung von Prof. Heinrich Hussmann

Mit 18 Kunstdruckbildern und 14 Kartenskizzen
Fotos: Imperial War Museum (10), R. Bostock (1),
Butler-Keamey (1), Keystone (1), Montgomery (2),
Bundesministerium für Verteidigung (3).
Kartenzeichnungen: Josef Kneuttinger

© Bernard Law, Viscount Montgomery of Alamein, 1958.
Alle Rechte vorbehalten.

Printed in Germany. Schrift: Garamond Antiqua Linotype.
Satz und Druck: E.C. Baumann KG., Kulmbach
Bindearbeiten: Zucker, Erlangen
[Eingesannt mit ABBEY Fine Reader](#)

INHALT

i.	Jugendzeit	7
ii.	Meine Anfangsjahre in der Armee	15
iii.	Zwischen den beiden Weltkriegen	33
iv.	KRIEGSBEGINN 1939	47
v.	Die Armee in England nach Dünkirchen	69
vi.	Meine Führungsgrundsätze	85
vii.	Die 8. Armee	98
viii.	Die Schlacht von Alam Haifa	118
ix.	Die Schlacht bei El-Alamein	130
x.	Von El-Alamein nach Tunis.....	160
xi.	Der Sizilienfeldzug	198
xii.	Der Feldzug in Italien	221
xiii.	In England vor dem Tage X.....	241
xiv.	Die Schlacht in der Normandie	279
xv.	Strategische Probleme der Alliierten nördlich der Seine	296
xvi.	Die Schlacht bei Arnhem	323
xvii.	Vorspiel zur Ardennenschlacht	335
xviii.	Die Schlacht in den Ardennen	344
xix.	Kriegsende in Europa.....	355
xx.	Die Kapitulation der Deutschen	375
xxi.	Gedanken über den Oberbefehl im Kriege	389
xxii.	Nachkriegsdeutschland – erste Massnahmen . . .	398
xxiii.	Die ersten Schwierigkeiten mit den Russen . . .	421
xxiv.	Bemühungen um Deutschlands Wiederaufbau . . .	436
xxv.	Die letzten Monate in Deutschland	457
xxvi.	Vorspiel zu Whitehall	467
xxvii.	Anfangserfolge in Whitehall	482
xxviii.	Überseereisen 1947.....	498
xxix.	Sturmwolken über Palästina.....	523
xxx.	ich mache mich in Whitehall unbeliebt . . .	535
xxxi.	Anfänge einer gemeinsamenVerteidigungEuropas	559
xxxii.	Die Einheit des Westens.....	568
xxxiii.	Rückblick	597
	Nachwort	614
	Personenregister	616
	Verzeichnis der Abbildungen	619
	Verzeichnis der Kartenskizzen	620

«NICHT SPROSST AUS DER ERDE DAS LEID,
VIELMEHR DER MENSCH ERZEUGT ES,
UND DIE FUNKEN, DER GLUT SÖHNE, STIEBEN HOCH.»

HIOB 5,7

I. KAPITEL

JUGENDZEIT

Am 1. November 1887 wurde ich im Pfarrhaus von St. Markus im Londoner Stadtteil Kennington geboren.

Sir Winston Churchill schreibt im ersten Band seines Buches «Marlborough, sein Leben und seine Zeit» über die unfrohe Kindheit gewisser Menschen: «Der harte Druck der häuslichen Verhältnisse, der Ärger und die Enttäuschungen des Alltags, der Stachel geringschätziger, spöttischer Bemerkungen in jungen Jahren sind nötig, um jene rücksichtslose Zielstrebigkeit und den zäh festhaltenden Mutterwitz entstehen zu lassen, die nun einmal die Vorbedingungen für grosse Taten sind.»

Sicherlich war auch meine Kindheit unfroh. Denn hart aufeinander prallten der Wille meiner Mutter und der meine. Meine Jugend war erfüllt von einer Reihe erbitterter Kämpfe, in denen stets meine Mutter den Sieg davontrug. Wenn ich wieder einmal nirgends zu sehen war, sagte sie nur: «Schau mal einer nach, was Bernard macht, und sag ihm, er soll es lassen!» Doch die dauernden Vermahnungen und die Stockschläge, die häufig damit verbunden waren, schreckten mich keineswegs ab. Meine beiden älteren Brüder hatten kein Verständnis für mein Verhalten, sie waren biegsamer, anpassungsfähiger und fügten sich leicht in das Unvermeidliche. Viel Mitgefühl und Unterstützung fand ich bei meiner ältesten Schwester, die in der Reihe der Geschwister unmittelbar nach mir kam. Aber in der Hauptsache musste ich meine Schwierigkeiten allein ertragen. Wenn ich etwas verbochen hatte, suchte ich mich nie herauszulügen, sondern nahm die Strafe auf mich. Offensichtlich lag die Schuld auf beiden Seiten. Mir aber waren, wenn ich auch viel zu früh im Leben die Angst kennenlernte, die Folgen dieser Behandlung im Endergebnis wahr-

scheinlich von Nutzen. Wäre nämlich mein starker Wille und meine Undiszipliniertheit unbehindert geblieben, so wäre ich vielleicht noch unerträglicher geworden, als manche Leute mich ohnedies schon gefunden haben. Immerhin habe ich mich oft gefragt, ob die Behandlung, die ich von meiner Mutter erfuhr, nicht ein bisschen zuviel des Guten, oder richtiger gesagt, ob sie überhaupt für mich zum Guten war – was ich bezweifle.

Wir unterschieden uns, glaube ich, nicht wesentlich von andern Familien der viktorianischen Ära. Meine Mutter verlobte sich schon mit vierzehn Jahren und heiratete meinen Vater im Juli 1881, kaum dass sie die Schule hinter sich hatte. Am 23. August 1881, vier Wochen nach ihrem Hochzeitstag, wurde sie erst siebzehn. Mein Vater war damals Pfarrer von St. Markus im Südlondoner Stadtteil Kennington, und meine Mutter stürzte sich notgedrungen alsbald in die vielfältige Tätigkeit einer Londoner Pfarrfrau.

Bald kamen die ersten Kinder. Fünf wurden zwischen 1881 und 1889 geboren – in diesem Jahr wurde mein Vater zum Bischof von Tasmanien ernannt. Meine Mutter war also noch nicht fünfundzwanzig, als das fünfte Kind geboren wurde. Ich war das vierte. Dann kam eine Pause von sieben Jahren, nach der zwei weitere in Tasmanien geboren wurden; dann wieder eine Pause von fünf Jahren, nach der noch ein Junge in Tasmanien ankam. Das letzte Kind, mein jüngster Bruder Brian, wurde erst nach unserer Rückkehr aus Tasmanien in London geboren. Meine Mutter hat also im Ganzen neun Kindern das Leben geschenkt. Das älteste, ein Mädchen, starb bald nach unserer Ankunft in Tasmanien, und einer meiner jüngeren Brüder starb 1909, als ich mit meinem Regiment in Indien war. So blieben sieben übrig, und alle sieben leben heute noch.

Doch damit nicht genug – stets lebten noch andere Kinder bei uns. Im St.-Markus-Pfarrhaus in Kennington waren es drei kleine Jungen, entfernte Vettern, deren Eltern in Indien waren. In Tasmanien kamen Vettern und Kusinen aus England dazu, die etwas zart waren und sich in der guten tasmanischen Luft erholen sollten, und auch nach unserer Rückkehr aus Tasmanien war ausser uns Geschwistern immer das eine oder andere fremde Kind da.

Für meine Mutter war es praktisch unmöglich, all ihrer Arbeit als Londoner Pfarrers- oder Bischofsfrau gerecht zu werden und sich

gleichzeitig um ihre eigenen und die anderen Kinder, die bei uns wohnten, zu kümmern. Sie löste dieses Problem, indem sie im Hause strengste Disziplin verlangte und dadurch Zeit für ihre Aufgaben in der Gemeinde oder Diözese fand – Aufgaben, die für sie stets an erster Stelle standen. Für uns Kinder gab es ganz feste Regeln; nach ihnen hatten wir uns zu richten; jedem Ungehorsam folgte die Strafe auf dem Fusse. Eine etwas weniger strenge Disziplin und ein liebevolleres Verständnis hätten vielleicht zu besseren, jedenfalls zu anderen Erfolgen bei mir geführt. Meine Brüder und Schwestern waren nicht so schwierig; sie unterwarfen sich williger dem Regime meiner Mutter und machten keine Mühe. Ich war das schwarze Schaf in der Familie, der stets Widerspenstige, und so lernte ich frühzeitig, auf eigene Kappe zu handeln und die Folgen zu tragen. Unter uns älteren kam es jedenfalls niemals zu einer geschwisterlichen Verbundenheit; den jüngeren ist es vielleicht besser gelungen, denn Mutter wurde mit den Jahren allmählich sanfter.

Doch dieses etwas düstere Bild hat auch seine hellen Farben. Wir haben es alle zu etwas gebracht. Zu Skandalen ist es bei uns nicht gekommen; keiner von uns ist vor den Polizeirichter zitiert worden oder hat im Gefängnis gesessen, und keiner von uns hat sich scheiden lassen. Eine uninteressante Familie, wird man vielleicht sagen. Nun, mag sein, jedenfalls hat meine Mutter damit ihr Ziel erreicht. Nur hat sie es dabei leider an Güte und Verständnis für die Probleme der Jugend fehlen lassen, mindestens gilt das für ihre fünf älteren Kinder. Bei den jüngeren, schien mir, ging alles immer viel glatter; aber vielleicht hat das daran gelegen, dass meine Mutter mit der Erziehung ihrer älteren Kinder, besonders meiner, ihre Kraft schon verbraucht hatte. Denn im Grunde war meine Mutter eine prachtvolle Frau mit einem starken, lauterem Charakter. Sie hat ihre Kinder auf ihre Art erzogen; sie hat uns gelehrt, komme was wolle, die Wahrheit zu sagen, und soviel ich weiss, hat keins ihrer Kinder jemals etwas getan, das ihr Schande gemacht hätte. Als ich ein Kind und ein halbwüchsiger Knabe war, hat sie mir Angst eingeflösst. Aber dann kam die Zeit, als sie ihre Gewalt nicht mehr über mich ausüben konnte; die Angst verschwand, und Hochachtung trat an ihre Stelle. Von meinem Eintritt in die Armee an bis zum Tode meiner Mutter habe ich immer grosse und stets zunehmende Hochachtung vor ihrem bewunderns-

werten Charakter gehabt, und es wurde mir klar, dass ich an meinen Jugendkümernissen zumeist selbst schuld war.

Unter diesen Umständen ist es indessen kein Wunder, dass ich all meine kindliche Zuneigung und Liebe meinem Vater zuwandte. Ihn vergötterte ich. Er war mir stets ein Freund und Helfer. Wenn es je einen Heiligen auf dieser Erde gegeben hat, so war er es. Meine Mutter tyrannisierte und schurigelte ihn erheblich, und sie erreichte stets, dass er tat, was sie wollte. Sie hielt den Daumen auf dem Familienportemonnaie und gab meinem Vater nur zehn Schilling pro Woche; davon musste er auch seinen täglichen Lunch im Athenäum bestreiten, und wenn er zum Wochenende bescheiden um ein paar Schilling mehr bat, musste er sich einem strengen Kreuzverhör unterziehen. Lieber, armer Vater, ich glaube nicht, dass er seiner letzten Jahre recht froh geworden ist, denn er durfte nie tun, was er gern wollte, und erfuhr nicht die Sorgfalt und Pflege, die sein Leben vielleicht verlängert hätte. Meine Mutter pflegte ihn selbst, als er sich nicht mehr bewegen konnte, aber sie war keine gute Pflegerin. Er starb 1932, als ich Kommandeur des ersten Bataillons des Royal Warwickshire-Regiments in Ägypten war. Es war ein entsetzlicher Verlust für mich. Die drei Menschen, die in meinem Leben die Hauptrolle gespielt haben, waren mein Vater, meine Frau und mein Sohn. Als mein Vater 1932 starb, ahnte ich noch nicht, dass ich schon fünf Jahre später mit meinem Sohn allein bleiben würde.

Aus Tasmanien kamen wir Ende 1901 zurück. Im Januar 1902 wurden mein Bruder Donald und ich auf die St.-Pauls-Schule in London geschickt. Ich war jetzt vierzehn Jahre alt, für das Leben in einem Internat aber noch kaum vorbereitet; mein Unterricht in Tasmanien hatte in der Hand von Hauslehrern gelegen, die man aus England kommen liess. Ich verfügte nur über geringe Kenntnisse und über so gut wie keine Bildung. Wir waren «Kolonialengländer», die damals in England über die Achsel angesehen wurden. Ich konnte zwar schwimmen wie ein Fisch und war stark, zäh und körperlich in ausgezeichneter Form, aber Cricket und Fussball, die Hauptsportarten auf allen englischen Schulen, kannte ich nicht.

Ich stürzte mich kopfüber in den Sport, und nach reichlich drei Jahren war ich Kapitän der Rugby-Mannschaft und in der Cricket-Elf. In den wissenschaftlichen Fächern waren die Erfolge zunächst

weniger erfreulich. Im Englischen erhielt ich zum Beispiel folgende Noten:

1902 Aufsätze sehr schwach,

1903 mangelhaft,

1904 sehr schwach; kann keine Aufsätze schreiben,

1905 genügend; seine Aufsätze sind verständlich, doch fehlt es ihm an Sinn für Stil,

1906 ziemlich gut.

Heute darf ich wohl sagen, dass mein Englisch mindestens klar und verständlich ist; die Leute mögen vielleicht mit dem, was ich sage, nicht einverstanden sein, aber sie wissen wenigstens, was ich meine. Vielleicht habe ich unrecht; aber ich nehme für mich in Anspruch, dass ich verständlich spreche. Die Leute missverstehen vielleicht, was ich tue, aber ich gehe jede Wette ein, dass sie verstehen, was ich sage. Mindestens wissen sie recht gut, womit sie nicht einverstanden sind.

Nach drei Jahren auf der St.-Paul-Schule bezeichnete mein Schulzeugnis mich als «für sein Alter zurückgeblieben» und fügte hinzu: «Um ernsthaft Aussichten für seine Aufnahme in Sandhurst zu bekommen, muss er der wissenschaftlichen Arbeit mehr Zeit widmen.»

Das gab mir einen ziemlichen Ruck: Mir wurde klar, dass ich mich in meine Arbeit vertiefen musste, wenn ich jemals Offizier werden wollte. Das tat ich denn auch und schaffte es schliesslich ohne Schwierigkeiten, als etwa in der Mitte der Liste stehend in Sandhurst angenommen zu werden. St. Paul ist eine sehr gute Schule, sofern man wirklich etwas lernen will; in meinem Falle taten, sobald erst einmal mein Wille und der innere Drang da waren, die Lehrer das übrige, und dafür werde ich ihnen immer dankbar sein. Ich habe mich auf der St.-Paul-Schule sehr wohl gefühlt. Zum erstenmal im Leben bot sich mir hier die Gelegenheit, Führer zu sein und Machtbefugnisse auszuüben; begierig griff ich zu und habe beide Möglichkeiten wahrgenommen – vielleicht unzureichend, aber jedenfalls so gut ich es damals verstand. Zum erstenmal konnte ich – auf dem Fussballplatz – meine eigenen Schlachtpläne entwerfen, und es kam zu erbitterten Kämpfen. Einige meiner Mitschüler behaupteten allerdings, meine Taktik sei ungewöhnlich, und in der Novembernummer unserer Schulzeitung erschien nachstehender Artikel, zu dessen Erklärung ich noch bemerken muss, dass mein Spitzname in der Schule «Monkey» (= Affe) war.

Naturgeschichtliche Abnormitäten: Nr. 1 Der Affe.

Dieses intelligente Tier baut sich ein Nest auf Fussballplätzen aus Fussballhemden, Pullovern und ähnlichen Bekleidungsstücken, die es ergattern kann. Es ist bössartig, von unermüdlicher Tatkraft und sehr gefürchtet von seinen Nachbartieren, weil es die verhängnisvolle Neigung hat, ihnen die Kopfhare auszureissen. Das nennt es «angreifen»! Manchmal kann man es auch beobachten, wie es mit einigen seinesgleichen plötzlich losläuft, und wie sie dann, aus reinem Überschwang tierischer Laune, einander eine Kokosnuss zuwerfen. Fremden Tieren gegenüber zeigt es keine Gnade, trampelt ihnen auf dem Kopf herum, verdreht ihnen den Hals und begeht noch viele andere unbegreifliche Grausamkeiten, offenbar nur, weil es seinen Patriotismus beweisen will. Die Jagd auf dieses Tier ist sehr gefährlich, es rennt mit aller Kraft und Härte, ohne zu straucheln, mit einer Kokosnuss in der Hand und begleitet von einem seiner Gefährten, direkt auf den Jäger zu. Aber im selben Augenblick, da der Unglückliche den Anprall erwartet, wechselt die Kokosnuss von einem zum andern, und die beiden rennen wie der Wind an dem verblüfften Nimrod vorbei.

Von der Jagd auf den Affen kann daher nur abgeraten werden. Selbst wenn man ihn ergreift, ist das Wildbret zäh und nicht zu essen, denn er ernährt sich von Mehlklößen. Sollte aber jemand diesen Rat missachten, so soll *er vorher* skalpiert werden, um zu vermeiden, dass ihm mitten im Lauf ein Bein gestellt wird.»

Ich hatte damals nur wenig Taschengeld, denn meine Eltern waren arm, und wir waren viele Geschwister, da blieb für uns Jungen nicht viel Bargeld übrig. Aber wir kamen damit aus und lernten auf diese Weise schon in der Jugend, den Wert des Geldes zu schätzen.

Ich war neunzehn, als ich St. Paul verliess. Die Zeit dort war für mich ausserordentlich wertvoll, da ich in ihr die ersten Lebenserfahrungen in einer grösseren Gemeinschaft machen konnte. Die Schule sollte mehr den Charakter eines Jungen, seine Neigungen und Gewohnheiten entwickeln als seine Leistungen sowohl geistiger als auch sportlicher Art. Auf einer höheren Schule mit Alumnat wie St. Paul herrscht mehr Freiheit als auf einer Vorschule oder Privatschule; die

Gefahr ist nur, dass der Schüler Freiheit mit Faulheit verwechselt. So erging es mir zuerst, bis mich ein schlechtes Zeugnis mit einem Ruck aufrüttelte. St. Paul hat meinem Wesen sein Gepräge aufgedrückt – es tat mir leid, dass ich scheiden musste, aber wieder nicht so leid, dass ich darüber mein nächstes Ziel vergessen hätte. Denn so nett es auf der Schule auch sein mag, so ist sie doch immer nur die erste Stufe der Leiter. Das ganze Leben liegt noch vor uns, und meine nächste Stufe hiess Sandhurst. «Da ich ein Mann ward, tat ich ab, was kindisch war» – jedenfalls einiges davon.

Und so kam ich im Januar 1907 nach Sandhurst.

Auch andere Leute könnten, wenn sie auf ihre Jugendzeit zurückblicken, sicherlich Hinweise geben, wo dies oder jenes hätte besser sein können. In meinem Fall waren, kurz gesagt, zwei Sachen nicht in Ordnung: beide eine Folge davon, dass meine Mutter daheim allein regierte und mein Vater völlig in den Hintergrund trat. Erstens lernte ich, als ich noch sehr jung war, schon die Angst kennen, ich zog mich daher allmählich in meine eigene Schale zurück und kämpfte allein weiter. Dies hat zweifellos auf die spätere Entwicklung meines Wesens einen enormen Einfluss ausgeübt. Zweitens wurde ich in ein grosses Alumnat gesteckt, ohne dass mir gewisse Dinge des Lebens erklärt worden wären; ich erlernte sie inmitten des rauhen Schullebens allmählich von allein, aber endgültig erst, als ich mit neunzehn Jahren nach Sandhurst kam. Diese Unterlassung hätte leicht schlimme Folgen haben können, aber zum Glück war dies, glaube ich, nicht der Fall. Trotzdem möchte ich nicht, dass es andern ebenso ergeht.

Als ich in London zur Schule kam, hatte ich schon gelernt, auf eigene Faust zu handeln und allein zu stehen oder zu fallen. Ich glaubte, mir selbst genügen zu können, war überheblich geworden, abgebrüht gegen Strafen und wollte keine Autorität mehr gelten lassen.

Als ich die Schule verliess, begann mir eine sehr wichtige Erkenntnis zu dämmern, dass nämlich das Leben ein harter Kampf ist und ein junger Mann in der Lage sein muss, Stösse und Rückschläge auszuhalten. Dazu braucht er verschiedene Eigenschaften, aber die beiden wichtigsten sind: hart arbeiten können und absolute innere Sauberkeit. Dass man auch einen religiösen Rückhalt braucht, war mir damals noch nicht aufgegangen. Mein Vater hatte immer gehofft, dass

ich einmal Pfarrer werden würde. Aber daraus wurde nichts, und ich erinnere mich heute noch an seine Enttäuschung, als ich ihm sagte, ich wollte Soldat werden. Er hat niemals versucht, mich davon abzubringen; er fügte sich in das ihm wohl unvermeidlich Erscheinende. Wenn er heute mit mir sprechen könnte, würde er, glaube ich, zu mir sagen, dass es so richtiger war. Und wenn ich mein Leben noch einmal neu gestalten könnte, ich würde mir nichts anderes wählen: Ich würde wieder Soldat werden.

II. KAPITEL

MEINE ANFANGSJAHRE IN DER ARMEE

Wer 1907 in die Königliche Kadettenanstalt in Sandhurst aufgenommen werden wollte, musste zwei Prüfungen bestehen. Die erste war eine Ausleseprüfung, bei der man ein gewisses Mindestmass an geistigen Fähigkeiten nachweisen musste; das eigentliche Examen fand dann etwa ein Jahr darauf statt. Diese beiden Hürden nahm ich ohne Schwierigkeiten; beim Hauptexamen landete ich auf dem 72. von rund 170 Plätzen. Erst später stellte ich zu meinem Erstaunen fest, dass eine grosse Zahl meiner Kameraden es für nötig befunden hatte, früher von der Schule abzugehen und eine «Presse» zu besuchen, um das Hauptexamen mit Sicherheit zu bestehen.

Auf die besten Köpfe des Landes übte die Armee damals keine besondere Anziehungskraft aus. Das Leben dort war teuer, und mit seinem Gehalt konnte man nicht auskommen. Im Allgemeinen galt selbst in einem der weniger eleganten, sogenannten Grafschaftsregimenter ein Privateinkommen oder Zuschuss von mindestens hundert Pfund im Jahr als erforderlich. Bei der Kavallerie und den «feinen» Infanterieregimentern musste man ein Jahreseinkommen von dreihundert bis vierhundert Pfund nachweisen, ehe man angenommen wurde. Von diesen Geldfragen hatte ich keine Ahnung, als ich mich für die Offizierslaufbahn entschied; niemand hatte mir oder meinen Eltern darüber etwas gesagt. Ich erfuhr erst davon in Sandhurst, als es Zeit wurde zu überlegen, welches Regiment man sich aussuchen sollte, und das war erst nötig, wenn man den halben Kurs in Sandhurst hinter sich hatte.

Das Schulgeld in Sandhurst betrug für den Sohn eines Zivilisten hundertfünfzig Pfund im Jahr; darin waren Unterkunft und Verpfle-

gung sowie alle übrigen Ausgaben eingeschlossen. Doch daneben brauchte man noch etwas Taschengeld, und nach längerer Erörterung erklärten meine Eltern sich einverstanden, mir zwei Pfund im Monat zu geben; das galt auch für die Ferien, so dass ich fortan ein persönliches Einkommen von vierundzwanzig Pfund im Jahr hatte.

Wahrscheinlich gab es nicht viele Kadetten, die so wenig Geld hatten wie ich, aber ich kam damit aus. Damals kamen gerade die ersten Armbanduhren auf, und in der Kantine konnte man sich eine kaufen, was die meisten Kadetten auch taten. Immer und immer wieder sah ich mir die Uhren sehnsüchtig an, aber für mich kam derlei nicht in Frage. Erst 1914 kam ich in den Besitz meiner ersten Armbanduhr – heute hat, glaube ich, schon jeder sieben- oder achtjährige Junge eine.

Da mir aus Geldmangel Vergnügungen ausserhalb der Anstalt versagt waren, stürzte ich mich auf den Sport und die Arbeit. Als ich 1902 nach St. Paul kam, hatte ich mich ganz auf den Sport konzentriert; dann kam die geistige Arbeit dazu, dank dem kräftigen Ruck, den ich verspürte, als mir klar wurde, wohin ich mit meiner Faulheit in der Schule trieb. Trotzdem gehörte ich auch hier bald zur Rugby-Mannschaft und spielte im Dezember 1907 mit gegen die Mannschaft der Königlichen Militär-Akademie in Woolwich, der wir eine schwere Niederlage beibrachten.

Was die geistige Arbeit betraf, so ging anfangs alles recht gut. Es war damals Brauch in Sandhurst, schon nach den ersten sechs Wochen einige der besten «Junioren», wie die Kadetten im ersten Semester genannt wurden, zu Gefreiten zu befördern. Das war eine grosse Auszeichnung; die so herausgehobenen Kameraden galten als besser als die andern, weil sie schon so früh die für einen erstklassigen Armeee-offizier notwendigen Eigenschaften gezeigt hatten. Diese Gefreiten wurden im zweiten Semester stets Unteroffiziere und trugen als solche eine rote Schärpe; einer oder der andere wurde sogar zum Fahnen-Unteroffizier befördert und durfte einen Degen tragen. Dies war der höchste Rang, zu dem ein Kadett es bringen konnte.

Ich wurde zum Gefreiten befördert. Aber das muss mir wohl in den Kopf gestiegen sein, denn von da an ging es mit mir bergab. Die Juniorenabteilung der B-Kompanie, zu der ich in Sandhurst gehörte, war

*Aus dem adretten Buben (links)
wurde schliesslich...*



*...der weltweit gefährlichste Psychopath
(hier stv. dargestellt von Charly Chaplin)*

vgl. Montgomery's [blau](#) gefärbte Zitate ab Seite 453

So sab ich mit 9 Jahren aus



Mit meinem Brigadegeneral (links) nach einem Gang durch die Gräben an der Arras-Front 1916

ein ziemlich wilder, rauflustiger Haufen, und da ich als Gefreiter bei ihnen nun einmal ein gewisses Ansehen genoss, fühlte ich mich veranlasst, bei ihren «Heldentaten» die Führung zu übernehmen. Wir erklärten den im Stockwerk über uns wohnenden Junioren der A-Kompanie den Krieg und dehnten unsere Schlachten auch in das Gebiet anderer Kompanien aus, die weiter weg an den langen Korridoren wohnten. Bald hiess unsere Kompanie die «blutige B» – leider ein sehr passender Name. In den Korridoren fanden nämlich nach Dunkelwerden erbitterte Kämpfe statt, bei denen eiserne Schürhaken und ähnliche Gegenstände als Waffen verwandt wurden, und manch ein Kadett musste zur Reparatur das Lazarett aufsuchen. Es lag auf der Hand, dass dies auf die Dauer selbst in Sandhurst nicht gut gehen konnte, wo die Offiziere damals sich ausser Dienst dem Treiben der Kadetten möglichst fernhielten.

Man wurde höheren Orts auf die «blutige B» und auf mich aufmerksam. Doch der Umschwung kam erst, als ich bei einem Schabernack, der einem wenig beliebten Kadetten galt, diesem, der gerade beim Ausziehen war, den Hemdenzipfel anzündete; seine Rückseite erlitt starke Verbrennungen, er musste ins Lazarett gehen und konnte einige Zeit lang nicht richtig sitzen. Er benahm sich indessen vorbildlich und weigerte sich standhaft, zu sagen, wer der Schuldige war. Doch es half alles nichts, jede Missetat kommt einmal ans Licht, und ich verlor meinen schönen Gefreitentitel.

Im Anstaltsbefehl stand eines Tages, dass der Gefreite Montgomery künftig wieder einfacher Kadett sei – ohne Angabe von Gründen. Meine Mutter kam nach Sandhurst, um mit dem Kommandeur über meine Zukunft zu sprechen. Dabei erfuhr sie, dass man schon beschlossenen hatte, mich zum nächsten Fahnen-Unteroffizier der B-Kompanie zu machen. Aber das war jetzt alles aus; ich war in Ungnade gefallen und musste froh sein, dass ich überhaupt in der Anstalt bleiben durfte. Mein Kompaniechef wollte nichts mehr von mir wissen – kein Wunder! Aber unter den Kompanieoffizieren fand ich eine starke Stütze an einem Major von den Königlich-schottischen Füsiliern namens Forbes. Er wurde mein Freund und Berater, und wahrscheinlich verdanke ich es seinem Eintreten für mich und seinem Rat, dass ich in Sandhurst blieb, eine neue Seite aufschlagen und meine Sünden wiedergutmachen konnte. Wenn er heute noch lebt und diese

Zeilen liest, wird er sich freuen, zu erfahren, wie sehr ich mich ihm verpflichtet fühle und wie dankbar ich ihm bin. Ich habe mich oft gefragt, was wohl aus mir geworden wäre, wenn man mich damals in Sandhurst zum Fahnen-Unterroffizier der B-Kompanie gemacht hätte. Denn ich selbst kenne keinen Fall, dass ein Kadett, der einmal an die Spitze seiner Kompanie gestellt wurde, später zum höchsten Rang in der Armee aufgestiegen wäre. Wahrscheinlich entwickelten sie sich zu schnell und verpufften dann.

Dies war der zweite Ruck, den ich bekam, und diesmal war es mir klar, dass weitere Rückschläge gefährlich werden konnten. Im Dezember 1907 sollte eine Anzahl ausgewählter Kadetten meines Jahrgangs die Anstalt schon nach einem Jahr verlassen. Mein Name war nicht unter den Glücklichen, und ich musste noch ein halbes Jahr länger bleiben. Aber jetzt wusste ich Bescheid, und zwar ein für allemal! Ich arbeitete während der sechs Monate wirklich fleissig und war entschlossen, bei der Entlassung weit vorn zu liegen.

Ich war mir schon seit einiger Zeit darüber klar, dass ich aus geldlichen Gründen nicht in England bleiben konnte. Meine Eltern konnten mir nicht den Zuschuss geben, den ich als Offizier hier brauchte. Das Gehalt aber betrug für einen Unterleutnant nur 5 Schilling 3 Pence am Tage und nach der Beförderung zum Oberleutnant 6 Schilling 6 Pence; davon konnte ein junger Offizier unmöglich leben, da schon seine Kasinorechnung monatlich mindestens 10 Pfund betrug. Ausserdem richtete sich die Beförderung damals nicht nach der Länge der Dienstzeit wie heute, sondern hing vom Freiwerden von Planstellen ab, und ich hatte bereits von Offizieren gehört, die nach neunzehn Dienstjahren immer noch Oberleutnant waren. In Indien war das jedoch anders. In der indischen Armee war die Bezahlung gut, und selbst in einem britischen Bataillon, das dort stationiert war, konnte man wenigstens von seinem Gehalt leben. Ich meldete mich daher zur indischen Armee. Wegen der erwähnten geldlichen Vorteile war die Konkurrenz jedoch sehr gross, und man musste schon unter den ersten dreissig sein, um mit Sicherheit eine freie Etatstelle zu erhalten; ganz selten war wohl auch einer mit der Nummer 35 noch zur indischen Armee gekommen.

Als die Prüfungsergebnisse bekanntgegeben wurden, stand mein Name an 36. Stelle. Ich war bitter enttäuscht, denn mit meiner Idee

mit der indischen Armee war es jetzt aus. Alle nicht aufgenommenen Kadetten mussten eine zweite Meldung vorlegen. Ich hatte keine einflussreichen Verwandten oder Bekannten beim Militär und auch keine Verbindung im Lande. Aber ich musste nach Indien kommen, wo ich auch in einem britischen Bataillon von meinem Gehalt leben konnte, und so meldete ich mich zum Königlichen Warwickshire-Regiment, von dessen zwei Bataillonen jeweils eines in Indien lag. Man hat mich oft gefragt, wie ich gerade auf dieses Regiment gekommen bin. Nun, erstens hatte es ein besonders hübsches Mützenabzeichen, das mir gefiel, und zweitens hatte ich in Erfahrung gebracht, dass es ein tadelloses, solides Grafschaftsregiment war und nicht zu den teuren Regimentern gehörte. Meine Plazierung auf der Schlussliste in Sandhurst war so, dass ich mir, nachdem die Anwärter für die indische Armee bestimmt waren, eigentlich jedes Regiment aussuchen konnte, vorausgesetzt, dass es mich nahm. Und genommen haben sie mich, so dass ich als Dienstältester von drei Sandhurst Kadetten in das Warwickshire-Regiment eintrat. Ich habe meine Wahl niemals bedauert. Ich lernte in meinem Regiment die Grundlagen der Kriegskunst, und mein erster Kompaniechef sowie der Regiments-Adjutant hielten mich von vornherein dazu an, fleissig zu sein. Dieser, C.R. Macdonald mit Namen, hat später als Oberst seinen Abschied genommen und lebt jetzt, weit über achtzig, im wohlverdienten Ruhestand; er hat stets zu meinen besten Freunden gehört, und ich hoffe, dass es mir vergönnt gewesen ist, ihm etwas von dem Interesse und der Freundlichkeit, die er mir in meinen jungen Jahren im Regiment erwiesen hat, später zu erwidern. Was aus einem jungen Offizier in der Armee einmal wird, hängt zum grossen Teil von den Einflüssen ab, unter die er bei seinem Eintritt kommt. Ich habe mich stets glücklich geschätzt, dass es unter den manchmal etwas seltsamen Offizieren stets einige gab, die den Soldatenberuf um seiner selbst willen liebten und bereit waren, jedem anderen, der ebenso dachte, zu helfen.

Und jetzt bin ich Chef meines alten Regiments – eine sehr grosse Ehre, von der ich nicht gedacht hätte, dass sie mir jemals zuteil werden würde, als ich mich im Dezember 1908 beim 1. Bataillon in Peshawar an der indischen Nordwestgrenze meldete. Ich war damals schon einundzwanzig Jahre alt, älter als die meisten der mit mir eingetretenen Subalternoffiziere. Der Grund dafür war, dass ich wegen meiner Faulheit länger als die meisten andern für die Schule ge-

braucht hatte und daher erst mit neunzehn Jahren nach Sandhurst kam, wo ich – ebenfalls durch eigene Schuld – sechs Monate länger blieb als nötig. Zweimal schon wäre ich fast gescheitert, und beide Male hatte ich Glück gehabt und gute Freunde gefunden, die mir weiterhalfen. Vielleicht war mir damals noch gar nicht klar, wie glücklich ich war. Ich kam aus einem guten Hause, und meine Eltern hatten mir im Rahmen ihrer Mittel die beste Ausbildung mitgegeben; daheim war niemals viel Geld für übertriebenen Aufwand dagewesen, und das hatte uns Kinder schon in jungen Jahren den Wert des Geldes gelehrt. Daher beschwerte ich mich auch nicht, dass meine Eltern mir nach dem Verlassen von Sandhurst keinen Zuschuss mehr geben konnten. Es ist sehr gut für einen jungen Mann, wenn er nach seinem Eintritt ins Leben sich seinen Unterhalt selbst verdienen muss. Mein eigener Sohn war in Winchester auf einer ausgezeichneten Vorschule und dann auf dem Trinity-College in Cambridge. Aber es war von vornherein unter uns ausgemacht, dass er nach Cambridge sich seinen Lebensunterhalt selbst verdienen würde, und das hat er auch ohne jeden weiteren Zuschuss von mir getan.

Von dem Augenblick an, da ich 1908 in die Armee eintrat, bis auf den heutigen Tag habe ich nie anderes Geld besessen als das, was ich mir selbst verdient habe. Als ich in späteren Jahren Chef des Generalstabs unter einer sozialistischen Regierung war und mit meinen politischen Gebietern in Whitehall eng zusammenarbeitete, habe ich das manchmal den Labour-Ministern gesagt, wenn ich das Gefühl hatte, dass sie mich auch zu den «reichen Müssiggängern» rechneten. Sie merkten zwar bald von allein, dass ich kein Müssiggänger war, aber ich fand, ich sollte ihnen auch klarmachen, dass ich nicht reich war.

Das Leben in der englischen Armee war damals vor dem ersten Weltkrieg ganz anders als heute. Gewisse Dinge musste man tun, weil die Tradition es verlangte. Als ich beispielsweise zum erstenmal das Empfangszimmer des Offizierskasinos meines Regiments in Pescharwar betrat, sass schon ein anderer Offizier darin. Er lud mich sofort zu einem Drink ein. Es war bitterkalt, denn wir befanden uns dort oben an der indischen Grenze mitten im Winter, und ich hatte wirklich keinen Durst. Aber es half alles nichts, zwei Whisky-Sodas erschienen, und ich trank zum erstenmal in meinem Leben Alkohol.

Alle neu angekommenen Offiziere mussten bei allen anderen Einheiten des Standortes Besuch machen und im Offizierskasino ihre Karte abgeben. Jedesmal wurde einem ein Drink angeboten, den man keinesfalls ablehnen durfte; auch eine Zitronenlimonade oder ein anderes alkoholfreies Getränk zu erbitten, war verpönt. Ein solcher Nachmittag mit Besuchen in den Offizierskasinos der verschiedenen Regimenter brachte also einen ganz hübschen Alkoholkonsum mit sich, und der junge Offizier gewöhnte sich dadurch an das Trinken. Ich rühre seitdem keinen Alkohol mehr an.

Ferner erinnere ich mich noch sehr gut an meine erste Unterhaltung mit dem ältesten Oberleutnant des Bataillons. Der älteste Subalternoffizier im Bataillon genoss damals grosses Ansehen und verfügte über eine gewisse Macht; heute ist es freilich damit nicht mehr weit her. Einer der wichtigsten Punkte, die er uns jungen Neuankömmlingen einschärfte, betraf das Benehmen bei dem feierlichen Dinner, das jeden Abend im Kasino stattfand. Danach durften wir unter keinen Umständen etwas zu trinken bestellen, ehe der Fisch serviert war. Ich hatte noch nie ein Essen mitgemacht, bei dem es vor dem Hauptfleischgang noch Fisch gab, und war daher sehr gespannt auf mein erstes Dinner. Alle Offiziere erschienen dazu in ihren roten, nur bis zur Hüfte reichenden Messejacken. An den zwei Enden der langen Tafel, auf der das Silber des Regimentes prunkte, sassen der Präsident und der Vizepräsident. Diese beiden Offiziere durften erst vom Tisch aufstehen, wenn der letzte Offizier gegangen war, und oft sass ich allein im Sessel des Vizepräsidenten, während am Präsidentenende der Tafel noch zwei alte Majore beim Glase Portwein einander bis spät in die Nacht hinein Geschichten erzählten. Manchmal rief dann ein freundlidter Präsident dem jungen Vizepräsidenten zu, er brauche nicht zu warten, aber das war nur selten der Fall, denn allgemein war man der Ansicht, die jungen Offiziere müssten zu diesen Dingen erzogen werden und sich daran gewöhnen, die alten Bräuche innezuhalten. Vielleicht war das für mich recht gut, aber damals fand ich es schrecklich.

Beim ersten Frühstück wurde im Kasino nicht gesprochen. Die älteren Offiziere fühlten sich zum Teil zu dieser frühen Stunde noch nicht recht wohl. Ein alter Major lehnte es sogar ab, an dem Haupttisch Platz zu nehmen, und setzte sich stattdessen allein an einen kleinen Tisch in der Ecke, das Gesicht zur Wand, mit dem Rücken zu den

anderen Offizieren. Dann war da noch ein älterer Offizier, der ständig auf Freiersfüßen ging. Hatte er eine passende Dame gefunden, so gab er eine ihm angemessen erscheinende Summe für Einladungen und dergleichen aus, um sie zu gewinnen – aber niemals über hundert Pfund. War dieser Betrag verbraucht und der Widerstand der Dame noch nicht gebrochen, so wandte er sein Liebeswerben einer andern zu.

Die Transportmittel des Bataillons bestanden aus Maultierkarren und Packtieren. Da ich nichts von Maultieren verstand, wurde ich auf einen Kursus geschickt, um mir die erforderlichen Kenntnisse anzueignen. Am Ende des Kurses fand eine mündliche Prüfung statt. Da es anscheinend in ganz Peschawar keinen auf diesem Gebiet zum Prüfen geeigneten Offizier gab, kam dazu extra ein Major aus Mittelindien zu uns herauf. Er war offensichtlich schon sehr lange im Lande und hatte ein Gesicht so rot wie alter Portwein. Obwohl er, nach seinem Äusseren zu schliessen, fast ausschliesslich von flüssiger Nahrung lebte, galt er als der weit und breit beste Kenner von Maultieren und ihren Gewohnheiten.

Als ich mich bei diesem erstaunlichen Mann zur mündlichen Prüfung meldete, blinzelte er mich mit einem blutunterlaufenen Auge an und sagte:

«Frage Nr. 1: Wie oft soll ein Maultier in vierundzwanzig Stunden seinen Darm entleeren?»

Auf diese Frage war ich nicht gefasst. Auch war ich bis dahin nicht der Meinung gewesen, dass ein junger, strebsamer Offizier, der gewillt ist, sich ganz in seinen Beruf hineinzuknien, gerade dieser Frage erhöhte Aufmerksamkeit schenken sollte. Doch das war falsch; sie war offenbar sehr wichtig! Eine Weile lang herrschte bedrückendes Schweigen. Meine ganze Zukunft stand auf dem Spiel; ich hatte gehofft, eines Tages vielleicht auch einmal Major zu werden mit einer Krone auf dem Achselstück wie der Prüfende, aber jetzt sah ich schon meine ganze Karriere schrecklich enden. Verzweifelt schweiften meine Gedanken hinüber zu den langen Reihen von Maultieren, die geduldig in der heissen Sonne standen. Wie oft? Wie oft nur? Konnte es dreimal am Vormittag sein und dreimal am Nachmittag? Und abends vielleicht die Blase, aber nicht den Darm?

«Sind Sie fertig mit Ihrem Überlegen?» sagte da der Prüfende.

«Ja», erwiderte ich. «Sechsmal.»

«Nein», knurrte er. «Frage Nr. 1 falsch beantwortet – kein Punkt.»
«Darf ich wissen, welches die richtige Antwort ist?» fragte ich.
«Achtmal», belehrte er mich.

«Es will mir scheinen, Herr Major», sagte ich darauf, «dass es wohl nicht gar so wichtig ist, ob sechs- oder achtmal.»

«Werden Sie nicht noch frech», erwiderte er. «Frage Nr. 2.»

Ich bestand schliesslich die Prüfung und kehrte zu meinem Bataillon zurück in der Hoffnung, dass mir Hindernisse dieser Art künftig erspart bleiben möchten, dass ich aber die Krone auf dem Achselstück letzten Endes doch noch erreichen würde.

Das Soldatsein in Indien hatte damals manche Schattenseiten. Auch von der indischen Armee selbst lernte ich allerlei kennen. Die Männer waren prachtvoll, geborene Soldaten, ein Menschenmaterial, wie man es sich besser nicht wünschen konnte. Ihre englischen Offiziere dagegen waren nicht alle so gut. Die Hauptschwierigkeit lag in dem scheusslichen Klima und dem Fehlen jeder Fühlung mit Europa. Über fünfundvierzig alterten die Offiziere meist auffallend schnell. Häufig konnte man hören, dieser oder jener sei ein «guter Mixer» – anfangs glaubte ich, ein guter Mixer von Cocktails und dergleichen, aber bald merkte ich, dass ein guter Mixer ein Mann war, der kein Glas ausschlagen konnte. Meine Beobachtungen brachten mich zu der Überzeugung, dass ein englischer Offizier schon einen sehr starken Charakter haben musste, um, sagen wir, dreissig Jahre lang in dem heissen indischen Klima zu leben und sich trotzdem seine Tatkraft und Vitalität zu erhalten. Einigen gelang es, und sie waren danach noch für die höchsten Führerstellen in Krieg und Frieden geeignet. Zu diesen Männern gehörte Slim.

Alles in allem war ich aber, als ich 1913 Indien verliess, doch froh, dass das Schicksal mich damals durch eine zu niedrige Nummer in Sandhurst davor bewahrt hatte, in die indische Armee einzutreten. Zwar wurden damals nur die Kadetten mit der höchsten Nummer zur indischen Armee genommen; aber diese waren nicht unbedingt alle die besten. Sie mussten schon überragend tauglich sein, wenn sie die Lebensverhältnisse in Indien und das Klima aushalten sollten, und nur wenigen gelang es. Ich bin überzeugt, mir wäre es nicht gelungen.

Ende 1910 verliess das Bataillon Peschawar und verlegte für die beiden letzten Jahre seiner Auslandszeit nach Bombay. Ich hatte inzwischen angefangen, fleissig und zielbewusst zu arbeiten. Wenn ich

zurückblicke, muss es mir um diese Zeit aufgegangen sein, dass man, um Erfolg zu haben, seinen Beruf meistern muss. Die älteren Offiziere des Regiments konnten mir dabei nicht helfen, denn ihre Kenntnisse gingen über den Rahmen eines Bataillons kaum hinaus; über andere Dinge wussten sie wenig oder gar nicht Bescheid. Wenn das Bataillon an einem neuen Standort eintraf, war gewöhnlich die erste Frage des Kommandeurs: «Wie will der General den Angriff haben?» Und so wurde der Angriff durchgeführt, ganz gleich wie die Geländebeziehungen, der Feind oder andere wichtige Faktoren waren. Schon damals hatte ich den Eindruck, dass irgendetwas bei der ganzen Sache nicht in Ordnung war, ich war jedoch noch nicht in der Lage, genau zu ergründen, was das war; auch zerbrach ich mir nicht allzusehr den Kopf darüber. Ich fühlte mich wohl in meinem Bataillon und hatte Zuneigung zum englischen Soldaten gefasst. Unter den Offizieren galt es nicht für fein, sich mit Kriegsstudien zu beschäftigen, und im Offizierskasino war jedes «Fachsimpeln» verpönt.

Als wir in Bombay waren, wurde ich in einen Skandal im Bombayer Königlichen Yachtklub verwickelt. Hauptmann Wood von unserem Bataillon, der Junggeselle war, hatte drei Subalternoffiziere, darunter mich, zum Dinner im Klub eingeladen. Wood, ein alter, gesetzter Hauptmann, ging früh nach Hause und liess uns junge Offiziere allein. Am nächsten Morgen bekam der Älteste von uns dreien nachstehenden Brief vom Sekretär des Klubs:

«Einige Mitglieder des Klubs haben mir berichtet, dass Sie und Ihre Freunde sich gestern nach dem Essen zwischen 10.30 abends und 2 Uhr morgens in der Bar des Königlichen Yachtklubs höchst unfein und geräuschvoll benommen haben, indem Sie laut schrien und auf dem Messingbelag der Bartische herumtrommelten. Dieses Benehmen hat bei den Mitgliedern, die Billard oder Karten im Oberstock spielten, grossen Ärger und Unwillen erregt. Denn wie mir gemeldet wurde, war Ihr Geschrei und Getrommle im ganzen Klubgebäude zu hören. Als der Portier des Klubs Sie auf die Bestimmungen hinwies, die ein so unschönes und ungebührliches Betragen verbieten, haben Sie offenbar darauf nicht geachtet, sondern weiter gelärrt. Dann hat der Portier mich benachrichtigt; aber als ich eintraf, hatten die betreffenden Offiziere das Haus bereits verlassen.

Ich muss Sie auf Ziffer VII der Satzungen hinweisen, die Sie über-

treten haben. Der Vorfall wird dem Klubausschuss gemeldet und von ihm behandelt werden. Der hauptsächlich an dem Lärm beteiligte Offizier war ausser Ihnen selbst der Oberleutnant Montgomery.»

Das Bataillon kehrte 1913 nach England zurück. Bald darauf wurde zu ihm ein Hauptmann Lefroy versetzt, der soeben den zweijährigen Kursus auf der Kriegsakademie in Camberley absolviert hatte. Er war Junggeselle, und wir unterhielten uns oft und lange über die Armee und was mit ihr nicht in Ordnung war, besonders aber, wie man lernen konnte, die Kriegskunst wirklich zu meistern. Er war von Anfang an interessiert und half mir enorm durch seinen Rat, welche Bücher ich lesen und wie ich meine Studien betreiben sollte. Ich glaube, Lefroy war der erste, der mir den richtigen Weg zeigte und meinen jugendlichen Ehrgeiz anfachte. Er fiel später im ersten Weltkrieg – ein grosser Verlust für mich und für die Armee.

Dies zeigt, wie wichtig es für einen jungen Offizier ist, frühzeitig in seiner Laufbahn mit Offizieren dieser hervorragenden Art zusammenzukommen und die richtigen Einflüsse auf sich wirken zu lassen. Bei den Verhältnissen, die in der britischen Armee zwischen dem Burenkrieg und 1914 herrschten, war das eine reine Glücksfrage. In meinem Fall fehlte es nicht an Ehrgeiz und dem Drang, mit meinem Beruf vertraut zu werden. Doch es bedurfte des Rates und der Ermunterung durch die richtigen Männer, um mir den Weg zu weisen; denn sobald ich ihn gefunden hatte, ging alles viel leichter.

Bei Kriegsbeginn im August 1914 war ich sechsundzwanzig Jahre alt und wohlbestallter Oberleutnant. Ich brauchte jedoch noch die Erfahrungen des ersten Weltkrieges, um zu erkennen, was in der Armee nicht in Ordnung war. Mein Bataillon machte in Shorncliffe mobil. Der Mobilmachungsplan sah unter anderem vor, dass am dritten Mobilmachungstage die Degen aller Offiziere zum Büchsenmacher gebracht und geschliffen werden sollten. Ich sah den Grund nicht recht ein, da ich meinen Degen bisher nur zum Grüssen gebraucht hatte. Doch natürlich kam ich dem Befehl nach. Der Kommandeur riet uns, uns das Haar für den Krieg ganz kurz schneiden zu lassen, weil man es dann leichter sauberhalten konnte; er selbst liess sich beim Regimentsfriseur den Kopf mit der Maschine vollkommen kahl schneiden

– ein toller Anblick! Ich liess mir mein Haar bei einem Friseur in Folkestone zwar kurz, aber immerhin noch annehmbar schneiden. Da ich vom Kriege keine Ahnung hatte, fragte ich den Kommandeur, ob es nötig sei, Geld mitzunehmen. Er erwiderte, Geld sei im Kriege völlig unnützlich, da man ja mit allem versorgt werde. Ich glaubte ihm jedoch nicht recht und beschloss, zehn Pfund in Gold mitzunehmen. Das stellte sich nachher als grosser Vorteil heraus, und ich war froh, dass ich weder wegen des Haarschnittes noch wegen des Geldes seinen Rat befolgt hatte.

Als Teil der 4. Division setzten wir nach Frankreich über. Zur Schlacht bei Mons kamen wir einige Tage zu spät und rückten laut Marschbefehl in Richtung auf Le Cateau vor. Am frühen Morgen des 26. August biwakierte die 10. Brigade, zu der mein Bataillon gehörte, nach einem langen Nachtmarsch in den Weizenfeldern in der Nähe des Dorfes Haucourt. Ein Bataillon lag weiter vorn auf einem Hügel, um die übrige Brigade in dem dahinter liegenden Tal zu decken; wir konnten beobachten, wie die Soldaten neben ihren zusammengesetzten Gewehren in aller Ruhe frühstückten. Auf einmal wurde das Bataillon von den Deutschen überrascht, die auf geringe Entfernung das Feuer eröffneten; es flutete daher in grosser Unordnung eilig den Hügel herab auf uns zurück.

Unser Bataillon war in zwei Linien aufgestellt: meine und noch eine andere Kompanie als vordere Linie und die beiden anderen Kompanien einige Hundert Schritt weiter rückwärts ausser Sicht. Der Kommandeur galoppierte an unsere zwei vorderen Kompanien heran und schrie uns zu, wir sollten sofort den Feind auf dem Hügel vor uns angreifen. Das war der einzige Befehl – von irgendwelcher Aufklärung, Planung oder Feuerschutz war keine Rede. Wir rannten also den Hügel hinauf, bekamen heftiges Feuer, mein Kompaniechef wurde verwundet, und es gab viele Ausfälle. Keiner wusste, was er tun sollte, und so kehrten wir zur Ausgangsstellung unseres Angriffs zurück. Wenn so der richtige Krieg aussah, fand ich das höchst seltsam; jedenfalls vertrug es sich schlecht mit dem Bild, das ich mir nach alledem machte, was ich gelesen hatte.

Die nächsten Tage waren sehr unerfreulich; sie bildeten einen Ausschnitt von dem, was als «Rückzug von Mons» in die Geschichte eingegangen ist. Was mich dabei persönlich angeht, so bekamen die beiden vorderen Kompanien, die den eben erwähnten Angriff unternommen hatten, keine weiteren Befehle. Als der Rückzug begann,

liess man uns einfach zurück, und wir befanden uns drei Tage lang zwischen dem deutschen Kavallerieschleier und den nachfolgenden Hauptkolonnen, indem wir fast nur bei Nacht marschierten und uns bei Tage versteckten. Der Führer unserer Abteilung war ein ausgezeichnete Offizier, Major Poole, dem allein es zu verdanken war, dass wir schliesslich wieder zu den britischen Expeditionskorps sties- sen und uns mit unserem Bataillon vereinigten. Dort erfuhren wir, dass unser Kommandeur und noch ein anderer Kommandeur in der Brigade kassiert worden waren. Poole übernahm daher die Führung des Bataillons. Unser alter Kommandeur, Oberstleutnant Elkington, ging nach seiner Entlassung zur französischen Fremdenlegion, wo er sich hervorragend bewährt hat.

Das waren meine ersten Kriegserlebnisse – es sollten jedoch nicht die letzten sein. Nach einigen kleineren Gefechten an der Aisne wurde das Bataillon zusammen mit den übrigen Expeditionskorps an die Nordflanke der alliierten Westfront verlegt. Dort gab es erbitterte Kämpfe, und am 13. Oktober wurde das Bataillon zum zweitenmal zum Angriff eingesetzt; aber jetzt führte uns Poole, und es gab einen vernünftigen Plan und richtige Befehle. Zwei Kompanien bildeten die erste Welle; meine Kompanie stand links und bekam als Ziel eine Gebäudegruppe, die dem Dorf Meteren vorgelagert war. Als es soweit war, zog ich meinen vor Kurzem geschliffenen Degen und rief meinem Zug zu, mir zu folgen. Wir stürmten auf die Gebäudegruppen zu, wobei wir heftiges Feuer erhielten und einige meiner Männer ausfielen. Kurz vor unserm Ziel sah ich plötzlich vor mir einen Schützen- graben voller Deutscher, von denen einer mit seinem Gewehr auf mich zielte.

Nun war ich während meiner Ausbildung zum Offizier genau instruiert worden, wie ich meinen Gegner mit dem auf das Gewehr auf- gesetzten Bajonett umbringen sollte. Ich kannte all die verschiedenen Stösse, Parade rechts, Parade links, Ausfall... Man hatte mich gelehrt, den linken Fuss dem toten Feind auf die Brust zu setzen und das Ba- jonett herauszuziehen, wobei man ein lautes Gurren von sich zu ge- ben hatte. Tatsächlich hatte ich beim Bajonettfechten gegen strohge- füllte Säcke meine Sache recht gut gemacht und bei den Wettkämpfen in der Turnhalle sogar Preise errungen. Aber jetzt hatte ich weder Ge- wehr noch Bajonett; ich hatte nur einen scharfen Degen, und vor mir stand ein langer Deutscher, der schon auf mich angelegt hatte.

In meiner ganzen, allerdings noch kurzen Laufbahn in der Armee hatte mir niemand gesagt, wie ich einen Deutschen mit einem Degen umbringen konnte. Die einzige Bewegung mit dem Degen, die ich kannte, war der vorschriftsmässige Gruss, den uns der Hauptfeldwebel auf dem Kasernenhof beigebracht hatte.

Doch – schneller Entschluss war vonnöten. Ich machte einen Satz in die Luft und trat dem Deutschen mit aller Gewalt in den Unterleib – der Stoss war wohlgezielt und traf eine empfindliche Stelle. Ich hatte in meinen Büchern viel über den Wert der Überraschung im Kriege gelesen, und ich zweifle nicht, dass der Deutsche durch diese neue Art der Kriegführung völlig überrascht war. Jedenfalls stürzte er mit einem Wehlaut zu Boden – und ich machte auf diese Weise meinen ersten Kriegsgefangenen! Da wir die Aufgabe hatten, das Dorf vom Feinde zu säubern, dauerte der Kampf den ganzen Tag über an. Bei diesen Einzelkämpfen zwischen den Häusern wurde ich verwundet: ich bekam einen Schuss durch die Brust. Doch wir erfüllten unsere Aufgabe und trieben die Deutschen aus dem Dorf hinaus. Für dieses Gefecht bei Meteren bekam ich den D.S.O.¹, obwohl ich erst Oberleutnant war.

Das Leben rettete mir an diesem Tage ein Soldat aus meinem Zuge. Ich war im offenen Gelände hingestürzt und lag ganz still, weil ich hoffte, dadurch die Aufmerksamkeit des Gegners von mir abzulenken. Da kam einer meiner Soldaten zu mir und fing an, mir einen Notverband anzulegen; doch ein feindlicher Scharfschütze schoss ihm aus grosser Entfernung durch den Kopf, so dass er über mir zusammenbrach. Der Scharfschütze schoss weiter auf uns, und ich bekam noch einen Schuss ins Knie; die meisten mir zugehenden Kugeln fing jedoch der Soldat über mir auf. Mein Zug kümmerte sich im Übrigen nicht weiter um uns; man hielt uns wohl beide für tot. Bei Dunkelheit kamen schliesslich die Krankenträger und brachten uns weg. Der Soldat war tot, und mit mir war auch nicht mehr viel los; ich kam auf den Gefechtsverbandsplatz, wo die Ärzte der Meinung waren, dass ich nicht mehr lange zu leben hätte, und da der Verbandsplatz in Kürze verlegt werden sollte, grub man schon ein Grab für mich. Aber als es soweit war, lebte ich immer noch und so kam ich in ein Krankenauto das mich ins Feldlazarett brachte. Ich überstand

¹ Distinguished Service Order = hohe englische Kriegsauszeichnung, wörtlich = Orden für hervorragende Dienste.

auch die Fahrt, und im Lazarett erholte ich mich verhältnismässig schnell, weil ich sehr zäh und widerstandsfähig war, wozu, wie ich glaube, die beiden Monate im Felde ihr Teil beigetragen hatten. Von dort kam ich nach England ins Lazarett und beteiligte mich einige Monate nicht mehr am Kriege. Im Lazarett hatte ich Zeit zum Nachdenken. Dabei kam ich zu dem Schluss, dass das alte Sprichwort «die Feder ist mächtiger als das Schwert» wahrscheinlich recht hatte – und kam zum Stabe.

Anfang 1916 kehrte ich an die Westfront in Frankreich zurück, diesmal als Brigadeadjutant. Während der Sommerschlacht an der Somme sollte eine Infanteriebrigade, die besser ungenannt bleibt, die Spitze bei einem Divisionsangriff übernehmen. Für den Brigadekommandeur war es von Wichtigkeit, frühzeitig Nachricht über die Fortschritte seiner vordersten Truppen zu bekommen, da davon seine Befehle für die Aufstellung seiner rückwärtigen Reserven abhingen. Es erhob sich also die Frage, wie man die rasche Übermittlung dieser Nachricht sicherstellen könne, und beim Brigadestab war man sehr gespannt, als bekannt wurde, dass eine Brieftaube dafür eingesetzt werden sollte. Die Taube traf auch zur richtigen Zeit ein und wurde einige Tage lang in einem besonderen Taubenschlag gehalten. Am Angriffstage übergab man die Taube in einem kleinen Käfig einem Soldaten zum Tragen. Er bekam Befehl, sich einer der Spitzeneinheiten anzuschliessen; ein Offizier würde ihm zu gegebener Zeit eine Nachricht übergeben, die er am Bein der Taube festzumachen hatte; dann sollte er die Taube freilassen, die nun zu ihrem Schlag beim Brigadestab zurückfliegen würde. Der Angriff begann, und der Brigadekommandeur wartete ungeduldig auf das Eintreffen der Taube. Doch die Zeit verstrich, und die Taube kam nicht. In fieberhafter Erregung ging der Brigadekommandeur vor seinem Gefechtsstand auf und ab. Die Soldaten schauten sich die Augen aus, aber keine Taube war zu sehen. Plötzlich lautes Geschrei: «Die Taube! Die Taube!» und tatsächlich kam sie zurück und landete wohlbehalten vor ihrem Schlag. Soldaten liefen herbei, um ihr die Nachricht abzunehmen, und der Brigadekommandeur brüllte: «Die Nachricht! Die Nachricht will ich haben!» Aber als er sie in der Hand hielt und las, verfinsterte sich sein Gesicht. Auf dem Zettel stand: «Ich bin es leid, diesen verdammten Vogel in halb Frankreich herumzuschleppen!»

Als der Krieg ausbrach, war ich Zugführer. Bei seinem Ende war ich Generalstabsoffizier (IA) einer Division, fast einunddreissig Jahre alt und in der Lage, klarzudenken, wenn auch mein Geist noch ungeschult war. Einem ehrgeizigen jungen Offizier, der den Dingen auf den Grund zu gehen suchte, konnte es nicht entgehen, dass manches nicht in Ordnung war.

Zum Beispiel hatten die Generäle mit den Soldaten keine Berührung. Ich habe – abgesehen von der Zeit in England nach meiner Verwundung – den ganzen Krieg an der Westfront mitgemacht, habe aber niemals den englischen Oberbefehlshaber – weder French noch Haig – zu Gesicht bekommen und nur zweimal einen Armeebefehlshaber gesehen. Auch zwischen den höheren Stäben und den Offizieren an der Front bestand keinerlei Fühlung – ganz zu schweigen von den einfachen Soldaten. Die Stäbe lebten in relativer Ruhe und Behaglichkeit, umso mehr, je weiter das Stabsquartier von der Hauptkampflinie entfernt war. Das schadete an sich nichts, vorausgesetzt, dass zwischen Stab und Truppe Fühlung und Verständnis vorhanden waren – aber daran fehlte es oft. Bei den meisten hohen Stäben im rückwärtigen Gebiet schien mir die Auffassung zu herrschen, dass die Truppen für den Stab da waren. Nach meiner Kriegserfahrung musste jedoch der Stab für die Truppen da sein; ein guter Generalstabsoffizier hatte seinem Befehlshaber und den Truppen zu dienen, musste aber selbst ganz zurücktreten.

Die schrecklichen Verluste entsetzten mich. Die sogenannten «erfolgreichen» Generäle schienen mir diejenigen zu sein, die auf Menschenleben überhaupt keine Rücksicht nahmen. Natürlich gab es da auch Ausnahmen, und zu ihnen gehörte, wie ich glaube, Plumer; ich hatte ihn jedoch damals erst einmal gesehen und nie mit ihm gesprochen. Von dem Chef des Stabes des Oberbefehlshabers Sir Douglas Haig gibt es eine bezeichnende Geschichte: Er musste nach den schweren Kämpfen an der Passchendaelefront im Winter 1917/18 nach England zurückkehren; ehe er jedoch abreiste, äusserte er den Wunsch, einmal zum Passchendaeleerücken zu fahren und das Gelände dort kennenzulernen. Als er nun den Schlamm und die furchtbaren Verhältnisse sah, unter denen die Soldaten gekämpft hatten und gestorben waren, war er entsetzt und sagte: «Sie wollen mir doch nicht erzählen, dass die Soldaten unter diesen Verhältnissen kämpfen mussten?» Und als man ihm bestätigte, dass dies der Fall war, hatte er erschüttert gefragt: «Aber warum hat mir das nicht schon lange

jemand gesagt?» Die Tatsache, dass der Chef des Stabes des englischen Oberbefehlshabers in Europa keine Ahnung von den Verhältnissen hatte, unter denen seine Truppen leben, kämpfen und sterben mussten, dürfte genügen, um die Zweifel und Bedenken zu erklären, mit denen ich aus dem Kriege zurückkam.

Bei der Gelegenheit fällt mir noch ein Erlebnis während eines Urlaubs in London ein.

Ich ging eines Abends in ein Variete, wo der grosse Schlager die Frage eines Komikers war:

«Wenn Brot der ‚Stab des Lebens‘ ist, Wovon lebt dann der Stab?»

Und die Antwort, die er selber gab, lautete: «Von Austern und Hummern!»

Er erntete tosenden Applaus, an dem ich mich auch beteiligte. Tatsächlich wurde zwar bei den Stäben durchaus nicht geschlemmt, sondern unermüdlich gearbeitet. Aber dieser Vorfall stimmte mich ernst, und aus eigener Erfahrung wusste ich ja schon, dass etwas nicht in Ordnung war.

Noch eins sei hier erwähnt, ehe wir die Zeit des ersten Weltkrieges verlassen. Während der letzten sechs Monate des Krieges war ich erster Generalstabsoffizier (IA) der 47. (Londoner) Division. Ich beschäftigte mich viel mit der Frage, wie man genaue Nachrichten über den Fortgang der Schlacht schnell zum Divisionsstab bekommen konnte; sind doch diese von grösster Wichtigkeit, weil sie den Divisionskommandeur in die Lage versetzen, seine Dispositionen nach der jeweiligen Entwicklung der taktischen Lage zu berichtigen. Schliesslich kamen wir darauf, den Stäben der Spitzenbataillone Offiziere mit Funkgeräten zuzuteilen, die uns die gewünschten Nachrichten durch Funk übermittelten. Die Schwierigkeit bestand damals darin, zuverlässige Geräte mit der nötigen Reichweite zu bekommen, die ein Mann tragen konnte. Unser Verfahren war noch sehr behelfsmässig und versagte häufig; aber oft funktionierte es auch, und dann kamen uns seine Ergebnisse sehr zustatten. Dies war der Ursprung des Verfahrens, das ich im zweiten Weltkrieg entwickelte und das schliesslich zu der Hand in Hand arbeitenden Gruppe von Verbindungsoffizieren führte, die in Jeeps von meinem vorgeschobenen Armeegefechtsstand aus operierten – ein Verfahren, das Sir Winston Churchill in seinem Buch «Triumph and Tragedy», Band 2, Kapitel 5, geschildert hat. Damals, im Jahre 1918, aber tappte die 47. Division

noch im Dunkeln und versuchte, Ideen zu entwickeln, um die Leistungsfähigkeit der Division zu steigern.

Das möge genügen, um meine Überzeugung verständlich zu machen, dass der Offizierberuf ein lebenslanges Studium erfordert, wober sich nur wenige Offiziere im Klaren sind. Ich beschloss daher, mich von jetzt an ganz meinem Beruf zu widmen, um in seine Einzelheiten einzudringen, und alles andere beiseitezulassen.

Noch war es mir freilich nicht klar, wie ich das erreichen könnte, denn von den höheren Führern der Armee kannte ich keinen. Aber soviel war gewiss, dass der erste Schritt der sein musste, auf die Kriegsakademie zu kommen. Diese wurde nach dem Ende des Krieges wieder eröffnet, aber der erste Kurs im Jahre 1919 war nur kurz, und ich wurde zu ihm nicht kommandiert. Ich hoffte daher auf den zweiten Kurs, der im Januar 1920 beginnen und ein Jahr dauern sollte. Aber als die Teilnehmer bekanntgegeben wurden, war mein Name wieder nicht darunter.

Doch noch war nicht alle Hoffnung verloren. Der Oberbefehlshaber der britischen Besatzungsarmee in Deutschland war damals Sir William Robertson. Ich kannte ihn nicht, hatte aber gehört, dass er gern Tennis spielte, und eines Tages wurde ich in sein Haus in Köln zum Tennisspielen eingeladen. Da beschloss ich, alles auf eine Karte zu setzen und ihm von meinem Kummer zu erzählen. Er hatte es selbst als junger Offizier nicht leicht gehabt und hatte ein Herz für die Jugend – das wusste ich, und darauf setzte ich meine Hoffnung.

Kurz nach dieser Tenniseinladung erfuhr ich, dass mein Name nachträglich auf die Liste gesetzt worden war, und erhielt Befehl, mich im Januar 1920 auf der Kriegsakademie in Camberley zu melden. Der Oberbefehlshaber hatte das Seine getan – mein Weg war geebnet. Aber es sollte keineswegs alles so leicht sein wie dies. Mein weiterer Fortschritt in der Armee war, wie aus den folgenden Kapiteln dieses Buches zu ersehen ist, ein ständiges Ringen, verbunden mit vielen Rückschlägen und Enttäuschungen. Aber heute, glaube ich, darf ich sagen, dass die Geschichte ein *happy end* hat – jedenfalls für mich.

III. KAPITEL

ZWISCHEN DEN BEIDEN WELTKRIEGEN

Bisher war ich noch nie richtig in den wissenschaftlichen Grundlagen meines Berufes geschult worden; ich hatte vier Jahre praktische Erfahrungen im Felde hinter mir, aber noch kein theoretisches Studium als Stütze dieser Erfahrungen. Irgendwo hatte ich eine Bemerkung Friedrichs des Grossen über die Offiziere gelesen, die sich nur auf ihre praktische Erfahrung verliessen und von einem Studium nichts wissen wollten; er habe, soll er gesagt haben, in seiner Armee zwei Packtiere, die schon vierzig Feldzüge mitgemacht hätten, sie seien aber noch immer bloss Packtiere.

Ich hatte auch von einem deutschen General gehört, der folgende umfassende Klassifizierung aller Offiziere, vermutlich in erster Linie der deutschen, aufgestellt haben soll: «Ich teile meine Offiziere in vier Kategorien ein: die Klugen, die Dummen, die Fleissigen und die Faulen. Jeder Offizier besitzt mindestens zwei dieser Eigenschaften. Die Klugen und Fleissigen sind geeignet für hohe Stabsstellungen. Wer aber klug und faul ist, ist befähigt zum höchsten Führer, denn er hat die Ruhe und erforderliche Nervenkraft, um mit jeder Lage fertig zu werden. Auch die Dummen und Faulen lassen sich noch verwenden; aber ganz gefährlich sind die Dummen und Fleissigen – diese müssen daher sofort ausgemerzt werden.»

Als ich im Januar 1920 mein Kommando zur Kriegsakademie in Camberley antrat, erhob ich keinen Anspruch auf Klugheit. Ich glaubte zwar, ein gewisses Mass gesunden Menschenverstandes zu haben, aber er war noch ungeschult. Worauf es ankam, war meiner Meinung nach ein *geschulter* gesunder Menschenverstand.

Ich muss zugeben, dass ich anfangs sehr kritisch war und andere Ansichten nicht gelten lassen wollte. Ich musste erst noch lernen, dass Kritik ohne Wissen nichts wert ist.

Meine Kameraden in Camberley galten als die Auslese der Armee, als Männer, die zu den höchsten Führerstellungen bestimmt waren; aber nur sehr wenige kamen so weit. Die Lehrer waren ebenfalls ausgesuchte Männer, aber nur einer gelangte bis an die Spitze, und das war Dill, der eine überragende Persönlichkeit war. Grossen Eindruck machte auf mich einer meiner Kameraden, der einen besonders klaren Kopf hatte und ungewöhnlich befähigt war – er hiess George Lindsay und kam aus der Schützenbrigade. Er bekam schliesslich als Generalmajor den Abschied, und ich habe nie verstanden, warum man einen so befähigten Offizier aus der Armee ausscheiden liess.

Die «erfolgreichen» Generäle aus dem Kriege sassen in allen hohen Kommandostellen. Sie blieben darin viel zu lange, indem sie mit den Spitzenposten «Stuhlpolonaise» spielten, aber niemals einen Stuhl wegzogen, wenn die Musik abbrach. So war Milne sieben Jahre lang – von 1926 bis 1933 – Chef des Generalstabs. Nach ihm hatte die Armee nicht viel Glück mit ihren militärischen Spitzenfiguren. Milnes Nachfolger war Montgomery-Massingberd, der in den Jahren 1933 bis 1936, einer für Armeefragen höchst wichtigen Zeit, Chef des Generalstabs war; nach meiner Ansicht war seine Ernennung ein grosser Fehler, denn unter ihm trieb die Armee umher wie ein Schiff ohne Steuer. Der richtige Mann für diese Stellung wäre damals Jock Burnett-Stuart gewesen, der genialste General in der ganzen Armee. Es wird mir stets unverständlich bleiben, warum man diesen hervorragenden Soldaten mit seiner schnellen Auffassungsgabe und dem klaren Kopf 1933 nicht anstelle von Montgomery – Massingberd zum Chef des Generalstabs machte. Die Armee wäre dann 1939 wahrscheinlich für den Krieg besser vorbereitet gewesen.

Auf Montgomery-Massingberd folgte 1936 Deverell; er wurde jedoch von seinem Kriegsminister, Hore-Belisha, sehr schlecht behandelt und musste schon nach anderthalb Jahren gehen. Er hätte sicher etwas erreicht, wenn man ihn länger auf seinem Posten gelassen hätte. Aber Hore-Belisha wollte lieber Gort haben. Dieser war für die Stellung vollkommen ungeeignet, blieb aber Chef des Generalstabs bis zum Kriegsausbruch im September 1939.

Die Folge von alledem war, dass die Armee wundervoll gegliedert und ausgerüstet nach dem Stande von 1914 und mit den falschen Offizieren an der Spitze 1939 in den zweiten Weltkrieg eintrat.

Über die Massnahmen der führenden britischen Politiker in der Zeit zwischen den beiden Kriegen kann man wahrhaftig nur aufs Höchste erstaunt sein. Meiner Ansicht nach muss ein politischer Führer vor allem ein guter Menschenkenner sein; denn er muss die richtigen Männer für die Spitzenstellungen der Wehrmachtsteile aussuchen. In Friedenszeiten wird er sich dabei nach dem Charakter, der Befähigung, dem Schwung, die Dinge voranzutreiben, und anderm richten müssen. Zwischen den beiden Weltkriegen aber haben die Politiker in jeder Hinsicht schlecht gewählt, wenn sie sich überhaupt über die erforderlichen Eigenschaften ein Bild machen konnten.

Ich verliess die Kriegsakademie im Dezember 1920. Ich glaube, ich bekam ein gutes Abgangszeugnis, weiss es aber nicht, da kein Mensch mir ein Wort darüber sagte, ob ich meine Sache gut oder schlecht gemacht hatte – was ich merkwürdig fand. Ich wurde als Brigadeadjutant zur 17. Infanteriebrigade nach Cork geschickt und kam dadurch geradenwegs wieder in den Krieg – den Kampf gegen die Sinn-Fein-Bewegung in Südirland. In vieler Hinsicht war das viel schlimmer als der Weltkrieg, der 1918 zu Ende gegangen war. Der Kampf entwickelte sich zum Morden, in dem die Soldaten es schliesslich zu grosser Geschicklichkeit brachten und manchmal mehr taten als nötig war. So ein Krieg ist jedoch für Offiziere und Mannschaften von Grund aus schädlich, denn nur allzu leicht schwindet dabei ihre Auffassung von Anstand und Ritterlichkeit. Ich war daher froh, als er vorbei war.

Damals fingen die rücksichtslosen Sparmassnahmen in der Armee an; über jeden Offizier musste berichtet werden, ob er zum Bleiben geeignet war. Man benutzte die Gelegenheit, um in den unteren Dienstgraden eine Menge untaugliches Personal loszuwerden, aber in den höheren Rängen blieb leider viel totes Holz unberührt. Ich bin heute, nachdem ich zwei Weltkriege mitgemacht habe, der Ansicht, dass man nach einem Kriege gerade unter den älteren Dienstgraden von der Baumsäge ausgiebig Gebrauch machen muss, um den jüngeren Offizieren, die sich im Kriege hervorragend bewährt haben, die Möglichkeit zum Aufrücken zu geben. Nach 1918 war das nicht der

Fall. Nach dem zweiten Weltkrieg war ich in der Lage, dafür zu sorgen, dass es geschah.

Nachdem der Kampf gegen Sinn Fein zu Ende war, fand ich in verschiedenen Stabsstellungen in England Verwendung, bis ich im Januar 1926 als Lehrer zur Kriegsakademie versetzt wurde. Die letzten fünf Jahre waren für mich eine Zeit fleissiger Arbeit und angespannten Studiums gewesen. Ich tat unter etlichen tüchtigen und verständnisvollen Generälen Dienst, die der Entfaltung meiner Ideen Vorschub leisteten und mir freie Hand bei der Durchführung liessen; dazu gehörten vor allem General Sir Charles Harington und Brigadegeneral Tom Hollond, beides gute Lehrmeister. Ich hatte dabei grosses Glück, denn wie leicht hätte es auch anders kommen können! Sie lehrten mich eine hohe Pflichtauffassung; unter ihnen lernte ich auch, dass die Manneszucht, die man vom Soldaten verlangt, in der Selbstzucht des Offiziers ihr Vorbild finden muss. Es war wohl während dieser Zeit, dass ich allmählich als ein Offizier bekannt wurde, der den wissenschaftlichen Grundlagen seines Berufes mit Ernst und Eifer nachging, und ich nahm an, dass ich aus diesem Grunde als Lehrer zur Kriegsakademie kommandiert wurde. Ich freute mich darüber, dass diese Kommandierung mich vor anderen auszeichnete, ich also endlich wieder eine Sprosse weiter auf der Leiter war. Ob das stimmte, weiss ich allerdings nicht recht, aber jedenfalls empfand ich es damals so.

Jedem von uns bietet sich im Leben plötzlich eine günstige Gelegenheit. Die einen erfassen nicht ganz die Bedeutung dessen, was geschieht, und die Gelegenheit bleibt ungenützt. Andere, die geistig Regem und leicht Begeisterten, greifen mit beiden Händen danach und ziehen ihren Vorteil daraus; sie haben Ehrgeiz, wie ihn jeder Mann, der etwas taugt, haben muss – aber nicht zuviel, sondern genauer ausgedrückt den Entschluss, durch eigene Leistung vorwärtszukommen und nicht bloss, indem man andere niedertritt, die einem in den Weg kommen.

Mir bot sich hier die Gelegenheit zu drei Jahren fleissiger wissenschaftlicher Arbeit. Ich kannte inzwischen das Leben gut genug, um zu wissen, dass der Lehrer mehr lernt als seine Schüler. Ausserdem freute ich mich darauf, in diesen drei Jahren mit anderen Lehrern eng zusammen arbeiten zu können, die schon dort waren, und von denen mir einige bereits als die tüchtigsten Offiziere der Armee bekannt waren: Brooke – jetzt Lord Alanbrooke Paget, Franklyn und andere.

Durch Lehren wollte ich selber lernen, und ich war mir bewusst, dass ich das als solide Grundlage dringend brauchte, um später an grössere Aufgaben mit Selbstvertrauen herangehen zu können.

Über die nächsten Jahre meiner militärischen Laufbahn will ich schnell hinweggehen, weil sich in ihnen nichts Bedeutsames für meine weitere Entwicklung ereignete. Ich kam öfter in Schwierigkeiten, und die Funken flogen hoch, weil ich die Gewohnheit hatte, stets mit erhobener Stimme zu sagen, was ich dachte. 1930 wurde ich dann vom Kriegsministerium dazu ausersehen, das Handbuch für die Infanterieausbildung neu zu schreiben. Das war eine grosse Ehre. Ich beschloss also, das Buch zu einer umfassenden Abhandlung über den Krieg für den Infanterieoffizier zu gestalten. Aber meine Arbeit musste von einem Ausschuss im Kriegsministerium gebilligt werden, was zu heftigen Auseinandersetzungen führte, denn ich konnte mich nicht mit seinen Abänderungen meiner Lehre über die Kriegsführung der Infanterie abfinden. Kapitel für Kapitel gingen wir das Handbuch durch. Dann machte ich den Vorschlag, der Ausschuss solle sich auflösen, und ich würde das Buch allein fertigstellen. Damit war man einverstanden. Ich stellte den endgültigen Entwurf fertig, wobei ich alle Verbesserungsvorschläge des Ausschusses unter den Tisch fallen liess. Als das Buch erschien, fanden es alle ausgezeichnet – besonders der Verfasser.

Hier muss ich mich einem andern Thema zuwenden, das viel wichtiger ist als meine militärische Laufbahn – es sind die zehn kurzen Jahre meiner Ehe.

Als ich Lehrer an der Kriegsakademie in Camberley war, verliebte ich mich. Am 27. Juli 1927 heirateten wir. Am 18. August 1928 wurde mein Sohn David geboren. Am 19. Oktober 1937 starb meine Frau. Und nun will ich die ganze Geschichte erzählen.

Im Januar 1926 fuhr ich in die Schweiz, um vor Beginn meiner Arbeit an der Kriegsakademie ein paar Urlaubswochen zu geniessen. Ich war damals achtunddreissig Jahre alt und galt als eingefleischter Junggeselle. Frauen hatten mich nie interessiert, und ich kannte nur wenige; aus geselligem Verkehr und Dinnereinladungen machte ich mir nichts. Mein Leben war ausschliesslich meinem Beruf gewidmet, und daran arbeitete ich Tag und Nacht und gönnte mir nur nachmit-

tags manchmal etwas körperliche Bewegung. Ich glaube, irgendein respektloser Offizier hat einmal gesagt, die Armee sei meine Frau und ich brauchte keine andere! Doch wie das auch sein mochte, ich wollte einmal meinen Beruf meistern und war entschlossen, es dahin zu bringen. Ich war mir sicher, dass mein Vaterland in einen neuen Krieg verwickelt werden würde, und ich hatte selbst erlebt, was im ersten Krieg alles vorgekommen war. Ich war entschlossen, dass wenigstens ich beim nächsten Male – was sonst auch passieren mochte – besser vorbereitet, geschult und bereit sein würde, wenn der Ruf kam. Zuweilen hatte ich im Innern das Empfinden, dass der Ruf an mich persönlich ergehen würde, und in meinem Morgen- und Abendgebet bat ich um Hilfe und Kraft, damit ich nicht versagte, wenn ich auf die Probe gestellt wurde.

In der Schweiz, in Lenk im Berner Oberland, begegnete ich zufällig Mrs. Carver und ihren beiden elf- und zwölfjährigen Jungen. Ich habe mich immer gern mit jungen Leuten abgegeben und helfe ihnen gern – vielleicht wegen meiner eigenen unfrohen Jugend. Ich freundete mich daher bald mit den beiden Jungen und ihrer Mutter an und verlebte dadurch einen schönen Urlaub. Auch Sir Edward Crowe lernte ich in diesem Winter kennen; aus der Bekanntschaft wurde eine Freundschaft, und heute gehört er zu meinen liebsten Freunden, obwohl er erheblich älter ist als ich.

Sir Edward Crowe fuhr mit seiner Familie und Freunden auch im Januar 1927 wieder nach Lenk, und so entschloss ich mich, mitzufahren. Auch Mrs. Carver mit ihren beiden Jungen war wieder da. Ihr Mann war 1915 auf Gallipoli gefallen, und sie hatte ihre Söhne gelehrt, den Krieg und alles, was mit Soldaten zu tun hatte, zu verabscheuen. Diesmal war ich viel mit Betty Carver zusammen, und als der Urlaub zu Ende ging, war ich – zum ersten und einzigen Mal in meinem Leben – über beide Ohren verliebt. Obwohl ich Soldat war, erwiderte sie meine Liebe aufrichtig, und am 27. Juli 1927 wurden wir in der Pfarrkirche von Chiswick getraut. Damit begann für uns eine Zeit grossen Glückes; ich hatte es nie für möglich gehalten, dass es so viel Liebe und Zuneigung überhaupt gab. Wir waren ständig zusammen, und alles unternahmen wir gemeinsam. Nur zweimal mussten wir uns trennen: das erste Mal, als ich im Januar 1931 mein Bataillon in Palästina übernehmen musste, wohin sie mir jedoch bald nachkam, und das zweite Mal, als ich sie und David im Mai 1935

nach dem Erdbeben in Quetta nach Hause schicken musste. Beide Male dauerte die Trennung jedoch nur kurze Zeit. Als David geboren wurde, war meine Frau vierzig, und sie blieb danach etwas zart; dabei war sie stets glücklich und voller Tatkraft und war niemals krank.

Als ich Kommandeur des 1. Bataillons meines Regimentes in Palästina und Ägypten war, unterstützte sie mich als «Kommandeuse» hervorragend. Ich muss immer noch daran denken, wie belustigt sie damals über folgenden Vorfall war. Um die Soldaten in dem heissen Klima Ägyptens zufrieden und bei guter Laune zu erhalten, unterstützte ich Liebhabereien aller Art. Besonders beliebt war das Halten von Tauben; wir selbst hielten auch einige. Eines Tages beschuldigte nun der Furier einen Unteroffizier, ihm eine Taube gestohlen zu haben; der Unteroffizier bestritt dies und behauptete, die Taube gehöre ihm. Ich sollte das Urteil fällen. Ich fragte die beiden Parteien, Ankläger und Beklagte, ob sie der Meinung seien, dass eine Taube, wenn man sie freiliesse, stets zu ihrem Schläge zurückfliege; beide stimmten dem zu. Dann befahl ich, die Taube vierundzwanzig Stunden im Ordonnanzzimmer des Bataillons einzusperren. Am nächsten Tage liess ich sie frei; das ganze Bataillon hatte von der Geschichte gehört, und rund achthundert Mann beobachteten von strategischen Punkten aus, was passieren würde. Die Taube kreiste einige Male über der Kaserne, flog dann direkt zu meinem eigenen Taubenschlag und blieb dort! Beide Parteien nahmen dieses Urteil an, und der Furier zog seine Beschuldigung zurück.

Im Frühjahr 1934 lag das Bataillon in Poona im südlichen Indien. Dort erhielt ich Befehl, das Kommando abzugeben und als Lehrgangleiter an die Kriegsakademie in Quetta zu gehen. Gleichzeitig wurde ich zum Oberst befördert. Wir verbrachten drei glückliche Jahre in Quetta, die nur durch das Erdbeben im Mai 1935 unterbrochen wurden. Anschliessend erhielt ich das Kommando der 9. Infanteriebrigade in Portsmouth. Bei unserer Rückkehr nach England bekam ich zwei Monate Urlaub. David kam auf die Vorschule in Hindhead, und meine Frau und ich machten eine Autotour durch das schottische Seengebiet und besuchten Freunde in Nordengland. Unterwegs fiel mir auf, dass meine Frau schwächer zu sein schien als bisher und leicht müde wurde, doch war sie stets heiter und guter Dinge. Aus dem Norden zurückgekehrt, musste ich gegen Ende August mit mei-

ner Brigade ins Lager Salisbury Plain gehen und schickte Betty und David für den Rest seiner Ferien in ein Hotel in Burnham-on-Sea.

Als sie dort eines Nachmittags beide am Strande waren, wurde Betty von irgendeinem Insekt in den Fuss gestochen, sie konnte nicht sagen, was für ein Insekt es war, und nachträglich liess es sich nicht mehr feststellen. In der Nacht begann ihr Bein anzuschwellen, und sie bekam grosse Schmerzen; der herbeigerufene Arzt legte sie sofort in das Krankenhaus am Ort und liess mich benachrichtigen. Es wurde immer schlimmer, und die Schmerzen nahmen noch zu; schliesslich wurden sie so gross, dass sie ständig Injektionen bekommen musste und nur selten bei Bewusstsein war. Inzwischen war ich in unser Haus in Portsmouth zurückgekehrt; David war wieder in seiner Schule in Hindhead. Wenn ich irgend konnte, war ich im Burnhamer Krankenhaus an Bettys Bett; zeitweise fühlte sie sich etwas besser, aber andere Male bestand Grund zu ernster Beunruhigung. Oft wurde ich mitten in der Nacht zu ihr gerufen und jagte dann im Auto nach Burnham-on-Sea – die Strasse kannte ich allmählich ganz genau. Das Gift stieg weiter im Bein empor. Dann kam der Tag, an dem die Ärzte sich entschlossen, das Bein abzunehmen; ich erklärte mich einverstanden und schöpfte wieder etwas Hoffnung. Doch auch das half nichts, das Aufsteigen des Giftes war nicht aufzuhalten – wir konnten nur warten. Die Ärzte taten alles, was möglich war; die Schwestern waren vorbildlich; aber die Sepsis liess nicht locker. Am 19. Oktober 1937 starb Betty in meinen Armen. Während ihrer Krankheit hatte ich ihr oft vorgelesen, meist aus der Bibel – als letztes, kurz ehe sie starb, den 23. Psalm.

Ich begrub sie auf dem Friedhof von Burnham-on-Sea. Ich wollte nicht, dass David dabei war, und hatte ihn auch nie ins Krankenhaus kommen lassen, denn ich wollte nicht, dass er seine Mutter unter furchtbaren Schmerzen langsam dahinsiechen sah. Er war erst neun Jahre alt und glücklich in seiner Schule; daher konnte ich es einfach nicht übers Herz bringen, dass ich ihn seine Mutter so leiden sehen liess. Nach der Beerdigung fuhr ich zu ihm in die Schule und erzählte ihm alles. Vielleicht war es falsch, aber ich tat, was ich für richtig hielt.

Ich blieb eine Weile lang bei David und fuhr dann zurück in mein Haus in Portsmouth, das unser gemeinsames Heim hatte werden sollen. Dort blieb ich viele Tage lang allein und wollte niemanden sehen.

Ich war vollkommen niedergeschlagen. Ich zergrübelte mir den Kopf, was ich Unrechtes getan hatte, dass ich einen so vernichtenden Schlag verdiente. Ich konnte es nicht verstehen. Meine Seele schrie auf vor Qual angesichts dieser offenbaren Ungerechtigkeit. Ich kam mir vor, als sei ich von völliger Finsternis umgeben; aller Lebensmut war von mir gewichen. Ich hatte niemanden mehr, den ich lieben konnte, als David – und der war weit weg auf seiner Schule.

Nach einiger Zeit begriff ich allmählich, dass Gott alle diese Dinge auf seine eigene Art vollbringt, das musste also sein Wille sein. Daher durfte man nicht klagen, wenn es einen auch noch so hart ankam. Ich hatte Pflichten gegen andere, gegen meine Brigade und als Garnisonältester von Portsmouth. Mir wurde klar, dass ich wieder an meine Arbeit gehen musste. Auch an David musste ich denken, wir beide waren jetzt allein auf der Welt, ich musste ihn regelmässig in seiner Schule besuchen und in seinen Ferien für ihn sorgen.

Und so fing ich nach einigen Wochen wieder an zu leben. In dieser Zeit war mir mein Brigadestabsadjutant, Major F.W. Simpson, eine grosse Hilfe; er war mein starker Hort und nahm mir ab, was er nur irgend konnte. «Simbo» war später mein Chef des Stabes, als ich nach Dückerkirchen ein Korps bekam, und wurde mein Stellvertreter, als ich Chef des Generalstabs war. Er entwickelte sich zu einem der befähigsten und tüchtigsten Generalstabsoffiziere der Armee. Er ist heute bekannt als General Sir Frank Simpson und lebt jetzt im Ruhestand.

Mit Simpsons Hilfe und der anderer wie er kam ich allmählich wieder zu mir.

Mit David hatte sich in seiner Kindheit fast ausschliesslich seine Mutter befasst, und gelegentlich hatte er sich dagegen gestraubt, wenn ich mich in seine Erziehung einmischen wollte. Er hatte einen starken Willen und konnte mit seiner Mutter machen, was er wollte. In Erinnerung an meine Jugend hatten wir beschlossen, dass ich die führende Rolle bei seiner Erziehung übernehmen sollte, sobald er auf die Vorschule kam. Damit hatten wir gerade begonnen, und ab und zu gab es die ersten Funken, wenn ich Gehorsam verlangte. Da starb unerwartet seine Mutter – er und ich mussten uns jetzt zusammen ein neues Leben zimmern. Die anfänglichen Schwierigkeiten hörten sehr bald auf, und er übertrug seine ganze Liebe und Zuneigung auf mich. Wir verlebten glückliche Ferienwochen zusammen und wurden gute

Freunde – er war neun, als seine Mutter starb, und ich war fünfzig.

Meine Freunde waren sehr froh, als ich wieder ein normales Leben anfang, und einige meinten sogar, ich werde wieder heiraten. Sie wussten nicht, was sie da sagten. Ich glaube nicht, dass ein Mann zweimal lieben kann, jedenfalls nicht so, wie ich meine Frau geliebt habe.

Ich war jetzt wieder allein – abgesehen von den Schulferien, wenn David bei mir war – und stürzte mich mit neuer Kraft in meine Arbeit. Ich machte die 9. Infanteriebrigade zu einer der besten in England; keine andere konnte es bei den Gefechtsübungen auf dem Truppenübungsplatz mit uns aufnehmen. Wir wurden dazu ausersehen, die Sonderaufgaben und Versuche durchzuführen, die das Kriegsministerium in den Jahren 1937 und 1938 verlangte, und standen auch sonst häufig im Brennpunkt des öffentlichen Interesses.

Während der Jahre seit dem Kriegsende 1918 hatte ich auf den Kriegsakademien in Camberley und Quetta unter und zusammen mit sehr befähigten Offizieren gearbeitet. Durch fleissige, ununterbrochene Arbeit und durch die Erfahrungen, die ich mir als Kommandeur erworben hatte, war ich allmählich zu einer gewissen Beherrschung meines Berufes gelangt; das gab mir Vertrauen in meine Fähigkeit, fast jede Lage, vor die ich gestellt werden sollte, zu meistern. Vielleicht bin ich manchmal zu zuversichtlich gewesen und habe es auch gezeigt. Aber dann habe ich in der Regel gleich kräftig etwas aufs Dach bekommen, was zweifellos nur gut für mich war; denn es hielt mich davon ab, zu oft über die Stränge zu schlagen, und bewahrte mich davor, allzu überheblich zu werden. Ich habe das Empfinden, dass das Schlimmste vorüber war, als ich 1937 die Brigade in Portsmouth übernahm – meine Lehrzeit war beendet, und ich segelte jetzt vor einer günstigen Brise.

Ich war schon immer viel allein gewesen und hatte es mir dabei zur Gewohnheit gemacht, mich geistig zu sammeln. Diese Fähigkeit, meine Gedanken auf einen Stoff zu konzentrieren und das Wesentliche aus der Masse der Einzelheiten auszusondern, wurde mir jetzt noch leichter gemacht durch die völlige Einsamkeit, die sich nach dem Tode meiner Frau auf mich herabsenkte. Ich widmete mich jetzt ausschliesslich meinem Beruf.

Während der Zeit in Portsmouth geriet ich jedoch in ernste

Schwierigkeiten mit dem Kriegsministerium, so dass es eine Weile lang recht düster für mich aussah. Das kam folgendermassen zustande: Mein Garnisonfonds bedurfte eines kräftigen Zuschusses, um einige notwendige Verbesserungen der sozialen Fürsorge für die Familien der verheirateten Soldaten durchzuführen. Ich beschloss daher, den Clarence-Fussballplatz auf dem Southsea-Gemeindeland für die Bankfeiertagswoche im August an einen Rummelplatzunternehmer zu vermieten; er bot mir zuerst tausend Pfund, ich konnte jedoch schliesslich zu fünfzehnhundert Pfund mit ihm einig werden. Als der Stadtrat von Portsmouth von meiner Absicht erfuhr, lehnte er die Genehmigung für einen Rummelplatz auf dem Southsea-Gemeindeland ab. Ich steckte mich daher hinter den Oberbürgermeister von Portsmouth und bot ihm an, ihm fünfhundert Pfund für ein Lieblingsprojekt, mit dem er sich trug, abzugeben, wenn er meinen Plan im Stadtrat durchbrachte; er war einverstanden. Ich schloss also den Handel ab, strich die fünfzehnhundert Pfund ein, gab dem Oberbürgermeister seine fünfhundert und gab die restlichen tausend rasch für meine sozialen Fürsorgemassnahmen aus. Aber dann hörte das Kriegsministerium davon und wies mich darauf hin, dass ich durch die Vermietung von Land, das dem Kriegsministerium gehörte, eine Armeevorschrift übertreten habe; man sei jedoch bereit, diesen Verstoß zu übersehen, wenn ich sofort die fünfzehnhundert Pfund dem Ministerium aushändigte. Ich erwiderte, dass ich das leider nicht könne, denn fünfhundert Pfund hätte ich dazu verwendet, den Oberbürgermeister gefügig zu machen, und tausend Pfund hätte ich bereits zum Wohle der Soldatenfamilien ausgegeben. Dazu legte ich sämtliche Quittungen vor. Aber jetzt rückte man mir erst richtig zu Leibe. Der Generalmajor, der für die Verwaltung des Kommandobezirks Süd verantwortlich war, kam extra von Salisbury herüber und erklärte mir, dass dieser Vorfall meine Aussichten auf weitere Beförderung in der Armee ein für allemal zunichte gemacht habe. Doch der Oberbefehlshaber des Bezirkes, General Wavell, nahm einen anderen Standpunkt ein; er amüsierte sich sogar köstlich, dass ich die sozialen Einrichtungen der Garnison ganz offen und ohne Heimlichtuerei auf Kosten des Kriegsministeriums verbessert hatte. Er nahm meine Partei und sorgte dafür, dass das Aktenstück, das dabei immer dicker wurde, dauernd zwischen London und Salisbury hin- und herwanderte. Dann wurde ich plötzlich befördert und habe nie wie der etwas davon gehört – aber

eine Weile lang kam ich mir vor wie einer, der sich seinen eigenen Ast angesägt hat.

Nachdem ich etwas über ein Jahr in Portsmouth gewesen war, wurde ich im Oktober 1938 nach Palästina beordert, um das Kommando über die Armee-Einheiten in Nordpalästina zu übernehmen, die damit beschäftigt waren, den Araberaufstand zu unterdrücken. Ich sollte aus ihnen eine neue Division bilden – die 8. Division mit Stabsquartier in Haifa. Das war eine Aufgabe nach meinem Geschmack. Trotz meiner Missetat in Portsmouth war ich jetzt Generalmajor. Doch nach Palästina konnte ich David nicht mitnehmen, und lebenswürdige Freunde in Portsmouth übernahmen es, sich an meiner Statt seiner anzunehmen. Mein Sohn musste von nun an ein Leben führen, das mir gar nicht gefiel, denn bald nachdem ich von Palästina zurückkam, brach 1939 der Krieg aus. Ich konnte ihm daher erst 1948 wieder ein Heim geben. Zwei Faktoren spielen bei der Formung der Persönlichkeit eines Menschen die Hauptrolle: seine Erbanlagen und die Umgebung, in der er aufwächst. Die Erbanlagen liessen bei David zweifellos nichts zu wünschen übrig, denn er stammte von einer langen Reihe von Vorfahren, die entweder der Kirche oder dem Staat gedient und stets ihre Pflicht erfüllt hatten. Aber mit der Umgebung hatte er seit dem Tode seiner Mutter kein Glück. In den nächsten Jahren musste er seine Ferien wiederholt in einem «Ferienheim für Kinder» verbringen. Erst als ich im August 1942 nach Afrika ging, konnte ich ihn endgültig bei Major Reynolds und seiner Frau in Hindhead unterbringen, und diese beiden edlen Menschen haben ihn aufgezogen und dazu beigetragen, seinen Charakter zu formen, während ich im Felde war. Major Reynolds war Direktor von Davids Vorschule in Hindhead; er war ein alter, in langen Jahren erprobter, hochgeschätzter Freund von mir, und von 1942 bis 1948 wurde sein Schulhaus Davids und mein Zuhause. Major Reynolds und seine Frau trugen die Verantwortung dafür, dass der Charakter zahlreicher Jungen nach den allein richtigen Grundsätzen gefördert wurde, und als er 1953 starb, verlor die Nation in ihm eine durchaus gediegene, lautere Persönlichkeit. Ich verdanke ihnen viel. Ebenso David, denn in den schwierigen, formenden Jahren haben sie für ihn gesorgt wie für ihren eigenen Sohn.

Im Winter 1938/39, noch mitten in den Kämpfen in Palästina, be-

kam ich die Nachricht, dass ich dazu ausersehen war, die 3. Division in England zu übernehmen. Das war eine vollwertige, gut ausgebildete Division mit Stabsquartier im Lager Salisbury Plain. Zu ihr gehörte auch die 9. Infanteriebrigade in Portsmouth, die ich bis vor Kurzem befehligt hatte. Ich freute mich daher sehr. Die 3. Division gehörte zum britischen Expeditionskorps, das im Falle eines Krieges auf dem europäischen Festland eingesetzt werden sollte. Dunkle Kriegswolken ballten sich am Himmel zusammen, und es sah so aus, als wollte es bald zu regnen anfangen. Es war daher nötig, dafür zu sorgen, dass unser militärischer Regenschirm in gutem Zustand war, und das war eine Aufgabe, die mich lockte. Im August 1939 sollte ich die 3. Division übernehmen.

Doch da tauchte eine neue Gefahr auf: im Mai 1939 wurde ich auf einmal schwer krank. Ich wurde auf einer Bahre ins Militärlazarett in Haifa gebracht, wo man einen dunklen Fleck auf meiner Lunge fand; man nahm daher allgemein an, dass ich mir eine Lungentuberkulose zugezogen hatte. Da mein Zustand sich nicht besserte, verlangte ich schliesslich, dass man mich nach England zurückbrachte, denn ich war überzeugt, dass ich bald wieder gesund sein würde, wenn ich nur erst aus dem heissen, feuchten Klima von Haifa herauskam. Unter der Obhut von zwei Krankenschwestern und zwei Sanitätern wurde ich nach England geschickt. Man hielt mich offenbar für todkrank – wahrscheinlich mit Recht.

Die Seereise tat mir jedoch so gut, dass ich in Tilbury als Gesunder von Bord ging. Ich fuhr sofort nach London zum Millbank-Hospital, wo ich um eine gründliche Untersuchung bat; sie dauerte drei Tage, und das Urteil lautete, dass alles in Ordnung sei. Ich fragte nach dem dunklen Fleck auf der Lunge; er war verschwunden. Nach kurzem Urlaub ging ich ins Kriegsministerium und fragte, ob ich jetzt die 3. Division übernehmen könne. Inzwischen waren jedoch die Kriegswolken am Himmel noch grösser und dunkler geworden, und die Armee rechnete jeden Tag mit dem Mobilmachungsbefehl. Man sagte mir, dass mit der Mobilmachung alle vorher ausgesprochenen Stellenbesetzungen automatisch hinfällig würden und jeder auf seinem bisherigen Posten bleibe. Der damalige Kommandeur der 3. Division war zum Gouverneur einer Kolonie ernannt worden und sollte eigentlich schon in Kürze die Ausreise antreten – jetzt sollte er auf einmal hierbleiben und seine Division behalten.

Gut, sagte ich, dann wollte ich nach Palästina zurück und die 8. Division wieder übernehmen; aber da hiess es: Nein, die habe schon einen anderen Kommandeur; ich sollte mich dem Klub der Generalmajore zugesellen, die auf weitere Verwendung warteten. Das passte mir jedoch ganz und gar nicht – England machte mobil, und ich sollte auf weitere Verwendung warten! Jeden Tag bestürmte ich von Neuem das Kriegsministerium. Schliesslich wurde der General, der Gouverneur werden sollte, in seine Kolonie geschickt, eine Stellung, für die er gut geeignet war und in der er wertvolle Dienste geleistet hat. Ich aber übernahm wenige Tage vor Kriegsbeginn die 3. Division.

IV. KAPITEL

KRIEGSBEGINN 1939

Als ich am 28. August das Kommando der 3. Division übernahm, war bereits eine Teilmobilmachung im Gange. Am 1. September, dem Tage, an dem die Deutschen in Polen eindrangten und die englische Regierung Deutschland ein Ultimatum stellte, wurde die allgemeine Mobilmachung befohlen.

Ich werde mich im Folgenden auf die Tätigkeit des britischen Expeditionskorps beschränken, das kurz nach Kriegsbeginn nach Frankreich ging und in dem ich selbst Divisionskommandeur war. Denn von den anderen Kriegsschauplätzen dieses Zeitabschnittes, wie beispielsweise Norwegen, weiss ich nur das, was ich gelesen oder gehört habe.

Das Übersetzen des britischen Expeditionskorps über den Kanal im September/Oktober, den ersten Kriegswinter und die Kampfhandlungen vom 10. Mai bis zum Juni 1940 hat bereits Major Ellis in seinem Buch «Der Krieg in Frankreich und Flandern»¹ ausführlich geschildert. Das Buch ist sehr gut und wird dem Verlauf der Ereignisse durchaus gerecht, aber es ist ein dicker Wälzer und bringt eine Menge Einzelheiten, die die breitere Öffentlichkeit nicht interessieren. Ausserdem übergeht es zwangsläufig wesentliche Umstände, die für das Endergebnis entscheidend waren, denn wenn man darüber spricht, muss man auch die führenden Politiker und Militärs der Vorkriegsjahre unzweideutig mit der Verantwortung für vieles belasten, was vorgekommen ist.

Die englische Armee war im September 1939 für einen grossen

¹ L. F. Ellis «The War in France and Flandres 1939-1940.» Stationery Office, London, 1953.

Krieg auf dem Festland Europas vollständig ungeeignet. Schon seit Langem rechnete man damit, dass im Falle eines neuen Krieges mit Deutschland in der Hauptsache nur See- und Luftstreitkräfte den englischen Beitrag zur Verteidigung des Westens leisten würden. Wie sich allerdings irgendein Politiker einbilden konnte, dass England es in einem Weltkrieg werde umgehen können, seine Armee den Franzosen zu Hilfe zu schicken, ist unbegreiflich. Jedenfalls hatte man schon seit einiger Zeit auf grössere Manöver in England verzichtet. Ja, die Armee wäre gar nicht in der Lage gewesen, sich an Übungen, die der Wirklichkeit einigermaßen nahe kamen, zu beteiligen. Denn ihre Nachrichtenorganisation war unzureichend, eine Nachschuborganisation fehlte völlig und ebenso alle Vorkehrungen für die höhere Führung – all das musste bei der Mobilmachung improvisiert werden. Ebenso waren die Transportmittel unzureichend; sie wurden erst während der Mobilmachung durch Fahrzeuge ergänzt, die man von Zivilfirmen requirierte.

Auch bei meiner Division bestand ein grosser Teil der Transportmittel aus Privatautos und Lkw's der verschiedensten Typen, die noch dazu meist in schlechtem Zustand waren, und als meine Division von den Ausschiftungshäfen zum Sammelpunkt in der Nähe der französischen Grenze rückte, waren die Landstrassen in Frankreich sehr bald mit liegeengebliebenen Fahrzeugen übersät.

Die Panzerabwehr meiner Division bestand aus 4-cm-Pak. Die vorgesehene Infanteriewaffe gegen Panzer war die 20-mm-Panzerbüchse. Eine Anzahl überschwerer MG's auf zweirädrigen Handkarren kaufte man eilig von den Franzosen und gab jedem Infanteriebataillon ein paar davon. Ausserdem sollte ein Teil der Feldgeschütze meiner Divisionsartillerie mit Vollgeschossen gegen Panzer eingesetzt werden.

Irgendwo in Frankreich gab es auch eine englische Panzerbrigade, die dem Oberkommando direkt unterstand. Ich selbst habe jedoch von ihren Panzern weder im Laufe des Winters noch während der Kämpfe im Mai etwas gesehen. Dabei hatten wir Engländer den Panzer erfunden und ihn 1916 als erste in der Schlacht eingesetzt!

Zu unserer Schande muss es gesagt werden, dass wir unsere Armee völlig unzureichend bewaffnet und ausgerüstet in diesen vom Gegner mit allen Mitteln der Neuzeit geführten Krieg geschickt haben. Wir Engländer hatten uns also selbst die Schuld an de Katastrophen zuzu-

schreiben, die uns, als der Kampf 1940 begann, auf dem Schlachtfeld ereilten.

Wer aber waren denn die Schuldigen bei uns? Meiner Ansicht nach die verschiedenen englischen Regierungen zwischen den beiden Weltkriegen und vor allem die Regierungen nach 1932. Denn in diesem Jahr war die Debatte über die Notwendigkeit einer Neubewaffnung auf moderner Grundlage bereits im Gange; bis 1938 kam man über den Rahmen der Diskussion nicht hinaus, und selbst im Frühjahr 1939 war noch herzlich wenig geschehen. Da ich die Verhältnisse bei der englischen Armee in Frankreich und insbesondere bei meiner Division genau kannte, war ich sehr überrascht, als ich im Oktober 1939 eines Tages in Frankreich die Rede des englischen Kriegsministers Hore-Belisha in der Zeitung las, mit der er im Unterhaus das Eintreffen des englischen Expeditionskorps in Frankreich bekanntgab. Er teilte dem Parlament und dem englischen Volke mit, dass «die Armee, die wir soeben nach Frankreich entsandt haben, in der bestmöglichen und nicht zu übertreffenden Weise ausgerüstet» war. «Unsere Armee», sagte er, «ist so gut – wenn nicht besser – ausgerüstet wie jede andere Armee.»

Wir wenden uns jetzt der Frage zu, wie es im Oberkommando und bei den leitenden Stellen an der Front aussah; hängt doch, angemessene Ausrüstung und gute Ausbildung vorausgesetzt, hiervon letzten Endes alles ab. Bei der Geschwindigkeit, mit der sich die Kampfhandlungen im modernen Krieg abspielen, kann durch eine falsche Besetzung der Führerstellen von vornherein alles verloren sein.

Wohl die wichtigsten drei Offiziere im Kriegsministerium waren bei Kriegsausbruch folgende: Der Chef des Generalstabs, Lord Gort, die militärische Spitze der Armee. Zweitens der Leiter der Operationsabteilung und des geheimen Nachrichtendienstes, Generalmajor Henry Pownall, der für die gesamte Kriegsplanung und für die Nachrichten, auf die er sich stützte, verantwortlich war. Diese beiden Abteilungen, Operationen und Nachrichten, wurden damals von einem General geleitet; heute sind sie voneinander getrennt, jede unter einem andern General. Und drittens der Leiter der Territorialarmee, Generalmajor Douglas Brownrigg. Die Territorialarmee war im März 1939 auf das Doppelte vermehrt worden, ohne dass man den Chef des Generalstabs dazu gehört oder auch nur benachrichtigt hätte. Gort, der

damals diesen Posten bekleidete, hat mir selbst erzählt, dass er amtlich davon nie etwas erfahren hat und die Mitteilung darüber zufällig eines Morgens in der Zeitung las.

Diese Offiziere schieden alle drei am Tage der Kriegserklärung aus dem Kriegsministerium aus. Gort wurde Oberbefehlshaber des Expeditionskorps, Pownall wurde sein Chef des Stabes und Brownrigg sein Generaladjutant. Es ist kaum zu glauben, dass man so etwas zulassen konnte. Aber es war so, und soviel ich weiss, wurde das Kriegsministerium 1914 in ähnlicher Weise von seinen wichtigsten Kräften entblösst.

Bis dahin hatte man in der Armee immer damit gerechnet, dass als Oberbefehlshaber einer englischen Armee, die in Kriegszeiten ausser Landes geschickt werden sollte, der Oberbefehlshaber des Befehlsbereichs Aldershot vorgesehen war, und bei der Besetzung dieses Postens hatte man das bereits berücksichtigt. Oberbefehlshaber in Aldershot war im September 1939 General Dill, und wir dachten und hofften alle, dass man ihm den Oberbefehl über das Expeditionskorps geben würde. Aber dann kam das Gerücht auf, dass man diese Stellung General Ironside versprochen habe als eine Art Entschädigung dafür, dass Gort statt seiner Chef des Generalstabs geworden war; Ironside war damals Generalinspekteur der Überseestreitkräfte – ein Posten, den es jetzt nicht mehr gibt. Einem unbestätigten Gerücht zufolge war er sogar schon einige Tage vor der Kriegserklärung nach Camberley gegangen und hatte damit begonnen, seinen Stab zusammenzustellen. Die beiden Anwärter Dill und Ironside müssen daher nicht schlecht erstaunt gewesen sein, als ein dritter den Oberbefehl bekam, nämlich Gort, der Chef des Generalstabs. Die Armee wurde davon völlig überrascht, aber noch erstaunter war sie, als Ironside an Stelle von Gort Chef des Generalstabs wurde; er behielt diesen Posten jedoch nur bis zum Mai 1940.

Nun wollen wir uns den neuen Oberbefehlshaber und sein Hauptquartier ansehen. Gort war ein liebenswerter Mensch, ein warmherziger Freund, aufrichtig und offen im Umgang und keiner Gemeinheit und Hinterlist fähig. Er war der Prototyp eines vorbildlichen Frontoffiziers; über alles, was den Soldaten anging, über seine Stiefel und Uniform und über seine Gefechtstaktik wusste er genau Bescheid. Der höchste Posten, den er jemals bekleidet hatte, war Kommandeur

einer Infanteriebrigade. Er war nicht sehr begabt und scherte sich wenig um Führungsfragen wie Nachschub und dergleichen; sein ganzes Interesse galt dem Kampf, und am liebsten wäre er noch selbst auf Gefechtspatrouille im Niemandsland gegangen.

Gort richtete sein Hauptquartier in und um Habarcq ein, die Stäbe der verschiedenen Abteilungen und Hilfsdienste lagen in dreizehn Dörfern, die ein Gebiet von rund hundertdreissig Quadratkilometern bedeckten. Diese weitläufige Unterbringung verlangte ein ebenso weitläufiges und schwerfälliges Verkehrs- und Nachrichtennetz. Man wusste nie, wo man jemanden erreichen konnte, und darunter litt die Führung vom ersten Tage an. Es war ein unmöglicher Lageplan für ein Hauptquartier.

Ich bin stets der Ansicht gewesen, dass Gorts Ernennung zum Oberbefehlshaber des englischen Expeditionskorps im September 1939 ein Fehler war – die Aufgabe überstieg seine Fähigkeiten. Man braucht nur die Verhaltensmassregeln zu lesen, die Hore-Belisha ihm in seiner Anweisung vom 3. September 1939 gab, um zu verstehen, was von ihm verlangt wurde. Die Anweisung ist gleichzeitig ein aufschlussreicher Kommentar zu dem Aufbau der Spitzengliederung: es hätte eines klügeren Kopfes als Gort bedurft, um mit einem so komplizierten Problem fertigzuwerden. Ausserdem verlangte man von ihm, das Unmögliche zu versuchen: sein Stab sollte als grosses Hauptquartier fungieren und gleichzeitig den Kampfeinheiten und zugeordneten Nachschubdienststellen direkte Befehle erteilen. Dies ist die Gort erteilte

Anweisung für den Oberbefehlshaber der englischen Streitkräfte im Felde

1. Die Aufgabe der Streitkräfte unter Ihrem Kommando ist, mit unseren Alliierten bei der Niederwerfung des gemeinsamen Feindes zusammenzuarbeiten.
2. Sie werden dem französischen Oberbefehlshaber im nordöstlichen Operationsgebiet unterstellt. Alle von ihm in Verfolgung des gemeinsamen Zieles erlassenen Anweisungen haben Sie loyal auszuführen. Wenn jedoch ein Befehl von ihm Ihrer Meinung nach die englischen Streitkräfte gefährdet, so ist es Ihnen auf Grund einer Vereinbarung zwischen der englischen und französischen Regierung freigestellt, vor Ausführung des Befehls die Entscheidung

der englischen Regierung anzurufen. Wenn auch zu hoffen ist, dass dies – wenn überhaupt – nur selten notwendig wird, so sollen Sie doch nicht zögern, von diesem Recht Gebrauch zu machen, wenn Sie es für angebracht halten.

3. Die Streitkräfte unter Ihrem Kommando werden sich zunächst auf zwei Armeekorps zu je vier Divisionen beschränken samt Stäben, Nachrichten- und sonstigen Korpstruppen sowie zugeteilten Luftstreitkräften, bestehend aus zwei Bombenflugzeug-, vier Jäger- und sechs Heeresfliegerstaffeln.
4. Seine Majestät Regierung wünscht, dass die Ihnen unterstellten englischen Streitkräfte nach Möglichkeit zusammenbleiben. Wenn indes der französische Oberbefehlshaber im nordöstlichen Operationsgebiet es aus irgendeinem Grund als notwendig erachtet, einen Teil der englischen Truppen in ein anderes Gebiet zu verlegen als das, in dem Ihr Hauptkontingent operiert, so soll ausdrücklich festgestellt werden, dass dies nur vorübergehend ist und die detachierten Truppen so bald wie tunlich wieder mit dem Gros der englischen Truppen vereinigt werden.
5. Während die zugeteilten Luftstreitkräfte Ihrem Kommando unterstehen, sind die vorgeschobenen Angriffsstreitkräfte der RAF ein selbständiger Verband unter dem direkten Befehl des Oberbefehlshabers des Bomberkommandos in England. Gleichwohl hat das Kriegsministerium die Versorgung dieses Verbandes von den gemeinsamen Stützpunkten aus bis zum Kopfbahnhof übernommen, und dafür werden Sie als Oberbefehlshaber der Heerestruppen verantwortlich sein. Nicht verantwortlich sind Sie jedoch für den Schutz der Flugplätze und die Kopfbahnhöfe des RAF-Verbandes; diesen haben die Franzosen übernommen. Sollte aber eine Situation entstehen, die es nötig macht, dass Sie auch die Verantwortung für den Schutz dieses Verbandes übernehmen, so werden Sie vom Kriegsministerium Anweisung erhalten.
6. Es kann natürlich der Fall eintreten, dass Sie Luftunterstützung benötigen, die über die Möglichkeiten der Ihnen zugeteilten RAF-Verbände hinausgeht, sei es allgemein zum Schutz Ihrer Streitkräfte gegen feindliche Luftangriffe, sei es zum offensiven Flugzeugeinsatz zwecks Unterstützung der Erdkämpfe oder um zu gewissen Zeiten die örtliche Luftüberlegenheit herzustellen. In diesen Fällen wollen Sie sich wegen der benötigten Unterstützung an

den Befehlshaber der vorgeschobenen Angriffstreitkräfte der RAF wenden.

3. September 1939

gez. *Leslie Hore-Belisha*

Wir wollen nun die Tabelle auf der nächsten Seite betrachten, die einen Überblick über die Spitzengliederung in Frankreich gibt.

Wir sehen, dass das englische Expeditionskorps nach der Tabelle zur Heeresgruppe Nr. 1 gehört und dem General Billotte unterstellt ist. Nach den Instruktionen, die Gort bekommen hatte, war er aber dem Oberbefehlshaber an der Nordostfront, General Georges, direkt unterstellt. Hier konnten Schwierigkeiten entstehen, und sie entstanden denn auch zur Genüge.

Die Kampfhandlungen begannen am 10. Mai 1940. Am nächsten Tage bot sich folgendes Bild der Front von Longwy bis zur Küste, vom Süden nach Norden gesehen:

Heeresgruppe Nr. 1 unter General Billotte

2. französische Armee

9. französische Armee

1. französische Armee

Diese Armeen hielten die Front von Longwy nordwärts über Sedan bis Wavre besetzt. Im Frontabschnitt in den Ardennen und längs der Maas standen die 2. und 9. französische Armee, die überwiegend aus zweitrangigen Divisionen bestanden. Die dem englischen Expeditionskorps unmittelbar benachbarte 1. Armee dagegen bestand zu meist aus erstklassigen Divisionen.

Englisches Expeditionskorps

General Billotte nicht unterstellt; es erhielt seine Befehle direkt von General Georges. Seine 3. Division bildete den linken Flügel und hatte links von sich die belgische Armee.

Belgische Armee,

selbständig, befehligt vom König der Belgier.

7. französische Armee (Giraud),

gehörte zur Heeresgruppe Nr. 1, doch beabsichtigte General Georges, sie unter seinen Befehl hinter dem linken Flügel in Reserve zu halten.

Spitzengliederung der alliierten Streitkräfte

Oberster Befehlshaber der alliierten Streitkräfte

General Gamelin

Franz. Luftstreitkräfte
General Vuillemin

Oberbefehlshaber Nordostfront
General Georges

Franz. Seestreitkräfte
Admiral Darlan

Heeresgruppe Nr. I¹ (General Billotte)

2. Franz. Armee
(Huntzinger)

9. Franz. Armee
(Cornap)

1. Franz. Armee
(Blanchard)

Engl. Exped.-Korps
(Lord Gort)

7. Franz. Armee
(Giraud)

Armeeegr.-

Heeresgruppe Nr. 3²
(General Besson)

Heeresgruppe Nr. 2²
(General Pretelat)

Bemerkungen

8. Franz. Armee	5. Franz. Armee	4. Franz. Armee	3. Franz. Armee	Allgem. Reserve
	(Bourret)	(Requin)	(Conde)	

1 Die Heeresgruppe Nr. 1 reichte von Longwy bis zur Nordseeküste.

2 Die Heeresgruppen Nr. 2 und 3 reichten von der Schweizer Grenze bis Longwy.

Die belgischen Streitkräfte, etwa 22 Divisionen, operierten am 10. Mai selbständig.

Die niederländischen Streitkräfte, etwa 10 Divisionen, operierten am 10. Mai selbständig und kapitulierten am 15. Mai.

Dieser Entschluss von Georges war richtig. Doch Gamelin entschied anders; er befahl, diese aus sieben Divisionen bestehende Armee sollte quer durch Belgien auf Antwerpen vorstossen, um die belgischen und niederländischen Streitkräfte zu unterstützen. Die Armee erlitt dabei grosse Verluste und wurde knapp an Munition. Wie vorausgesehen war, erreichte sie nichts. Ihr Vorstoss war ein entscheidender Fehler von Gamelin, denn er brachte die ganze Nordostfront aus dem Gleichgewicht. Die Lage wäre vielleicht nicht so schlimm geworden, wenn diese Armee, wie Georges es vorhatte, hinter dem linken Flügel in Reserve gestanden hätte.

Zu diesem Fehler der obersten Führung kam noch hinzu, dass die Funkverbindung fast völlig versagte, so dass die Befehlserteilung sehr erschwert war. Vom Tage der Kriegserklärung an hatten die Franzosen auf der Beobachtung so strikter Funkstille bestanden, dass die Funker kaum hatten üben können, jedenfalls nicht mit Geräten grösserer Reichweite. Infolgedessen bestand ausserhalb des englischen Expeditionskorps so gut wie gar keine Funkverbindung, und auch innerhalb liess sie sehr zu wünschen übrig. Daher waren die alliierten Stäbe für den gegenseitigen Nachrichtenaustausch fast ganz auf die Post-telephonleitungen angewiesen, was grosse Gefahren für die Geheimhaltung mit sich brachte.

Weiter kam hinzu, dass der Stab des englischen Expeditionskorps seit der Landung in Frankreich bis zum Beginn der Kampfhandlungen im Mai 1940 niemals irgendwelche Übungen, sei es mit oder ohne Truppen, angeordnet und geleitet hatte. Die Notwendigkeit, Funkstille zu wahren, wurde als Entschuldigung angeführt, aber ein Planspiel hätte sich wohl jederzeit ermöglichen lassen. Die Folge war, dass es im Expeditionskorps an gemeinsamen taktischen Grundsätzen und Methoden vollkommen fehlte. Sobald Meinungsverschiedenheiten auftraten, blieben sie bestehen. Es fehlte an dem festen Griff von oben.

Am 12. Mai wurde vereinbart, dass General Billotte im Namen von General Georges die Operationen des englischen Expeditionskorps und der belgischen Armee «koordinieren» sollte. Diese Koordination kam jedoch nie dazu, alle beteiligten Streitkräfte befehlsmässig zu erfassen. In der Schlacht wäre das aber äusserst wichtig gewesen. Am 21. Mai fiel General Billotte durch einen schweren Autounfall aus

und starb zwei Tage danach. Im Augenblick war also niemand mehr da, der die Operation der Franzosen, Engländer und Belgier hätte koordinieren können. Nach drei Tagen wurde endlich General Blanchard von der 1. französischen Armee zum Nachfolger von Billotte bestimmt – aber da war es schon zu spät.

Das Posttelephonnetz war immer noch unser Hauptnachrichtennetz, ergänzt durch Verbindungsoffiziere und Besuche bei Befehlshabern und ihren Stäben. Vom 16. Mai an unterbrach der Vormarsch der Deutschen allmählich die Überlandleitungen; an diesem Tage hörte jede Telephonverbindung zwischen dem obersten Befehlshaber (Gamelin) und dem Oberbefehlshaber der Nordostfront (Georges) auf. Am selben Tage wurden auch alle direkten Verbindungen zwischen General Georges und der Heeresgruppe Nr. 1 (Billotte) unterbrochen. Ebenso hatte Gort vom 17. Mai an keine Telephonverbindung mehr, weder nach links zum belgischen Hauptquartier noch nach rechts zur 1. französischen Armee und selbst nicht nach hinten zum Oberbefehlshaber der Nordostfront (Georges).

So kam es praktisch zu keiner Koordinierung der Operationen zwischen den Belgiern, dem englischen Expeditionskorps und der 1. französischen Armee, weil die Befehlshaber dieser Armeen kein Mittel mehr zum direkten Nachrichtenaustausch hatten, es sei denn durch persönliche Besuche.

Gorts Absicht war es, sobald die Kampfhandlungen begannen, mit einem kleinen Gefechtsstab nach vorn zu gehen und das ganze übrige Hauptquartier in Arras zu lassen. Doch im Laufe der Zeit behaupteten immer mehr Offiziere, sie würden vorn beim Gefechtsstab gebraucht; dieser schwoll daher so an, dass man den Plan fallenliess. Statt seiner sollte nur eine ganz kleine, weit vorgeschobene Befehlsstelle eingerichtet werden. Da die Funkverbindungen so unzureichend waren, war dies nur an wenigen, weit auseinander liegenden Stellen möglich, dort nämlich, wo das in der Erde verlegte internationale Kabelnetz an die Oberfläche kam. Aber auch bei seiner Benutzung bestand die Gefahr des Abhörens. Daher wurde der Funkverkehr so stark benützt, dass die wenigen verfügbaren Sender damit nicht fertig wurden; weitere Apparate mussten aufgestellt werden, und die Befehlsstelle wurde immer grösser.

Zu guter Letzt gab es noch einen vollkommenen Zusammenbruch der Organisation zur Bearbeitung der Feindlage. Am 15. Mai kamen

die Franzosen, die rechts des englischen Expeditionskorps standen, in Schwierigkeiten. Der Durchbruch der Deutschen war an der Front der 9. französischen Armee erfolgt, bei deren Stab unser Hauptquartier keinen Verbindungsoffizier hatte wie bei der 1. Armee unmittelbar rechts von uns. Es war klar, dass die Abteilung unseres Hauptquartiers, die die Feindlage bearbeitete, keine ausreichenden Nachrichten mehr von den Franzosen bekam, weder über die Lage bei ihren eigenen Truppen noch beim Feinde. Da fasste Gort einen erstaunlichen Entschluss. Er machte den Leiter dieser Abteilung, Generalmajor Mason-MacFarlane, zum Führer einer kleinen Kampfgruppe, um die rechte hintere Flanke des Expeditionskorps zu schützen, und der General nahm seinen ältesten Stabsoffizier, Oberstleutnant Gerald Templer, als 1. Generalstabsoffizier seiner Gruppe mit. Von da an blieb Gort sehr oft ohne ausreichende Informationen über den Feind. Im Übrigen waren die Stabsaufgaben zwischen Hauptquartier und vorgeschobener Befehlsstelle von Anfang an schlecht verteilt; der ganze Stabsplan war dilettantisch und liess jede Spur von Fachkenntnis vermissen.

Dies möge genügen, um zu zeigen, dass unter dem Gesichtspunkt der Führung und der Befehlerteilung tatsächlich die Schlacht, noch ehe sie begann, so gut wie verloren war. Das Ganze war ein heilloses Durcheinander!

Wer trug daran vor allem die Schuld? Offensichtlich General Gamelin. Er war der oberste Befehlshaber; als solcher hatte er die Verantwortung, tat jedoch nichts, um die Sache in Ordnung zu bringen. Aber nach meinem Dafürhalten sind auch die englischen Stabschefs daran schuld. Sie hätten es niemals zulassen dürfen, dass die englische Armee mit einer so fehlerhaften Befehlsorganisation ins Feld zog. Selbstverständlich sind auch Gort und sein Chef des Stabes zu tadeln. Da sie die hoffnungslose Spitzengliederung kannten, hätten sie wenigstens ihr eigenes Hauptquartier fachmännischer organisieren müssen. Ich habe von unserem obersten Stab nie viel gehalten – aber das tut wohl kein unterstellter Kommandeur!

Meine Division war im Gebiet südlich von Lille eingesetzt. Meine Operationsaufgabe war die Anlage von Verteidigungsstellungen, welche die Maginotlinie über die belgische Grenze hinaus verlängern sollten. Bis zum 10. Mai blieb Belgien streng neutral. Neben den Ver-

teidigungsaufgaben konzentrierte ich alles auf die Ausbildung der Division für die Kampfhandlungen, die – darüber war ich mir ganz klar – über kurz oder lang kommen mussten. Mein ganzes Ich bäumte sich auf gegen das, was geschah. Franzosen und Engländer standen still, während Deutschland Polen überschluckte. Wir standen auch noch still, als die deutschen Armeen nach dem Westen verlegten, offenbar um uns später anzugreifen. Untätig erwarteten wir den Angriff, und während der ganzen Zeit bombardierten wir gelegentlich Deutschland mit – Flugblättern! Wenn man das Kriegführen nannte, so verstand ich davon nichts.

Ich erinnere mich noch gut an den Besuch von Neville Chamberlain bei meiner Division. Er fand am 16. Dezember 1939 statt.

Nach dem Lunch nahm er mich beiseite und sagte so leise, dass kein anderer es hören konnte: «Ich glaube nicht, dass die Deutschen überhaupt die Absicht haben, uns anzugreifen. Glauben Sie daran?» Ich erwiderte ihm unmissverständlich, dass sie uns meiner Meinung nach bestimmt angreifen würden, sobald es ihnen in den Kram passte; im Augenblick sei zwar Winter und nichts zu befürchten, aber sobald die kalte Jahreszeit vorbei sei, müssten wir uns auf allerlei gefasst machen.

Die 3. Division nützte diesen ersten Winter gut aus, indem sie ständig zu Übungen unterwegs war. Wenn die Belgier angegriffen wurden, sollten wir vorstossen und einen Abschnitt beiderseits von Löwen hinter der Dyle besetzen. Ich schulte die Division für diese Aufgabe, indem ich sie häufig eine ähnliche Entfernung nach Westen zurücklegen liess, also von der Front weg nach Frankreich hinein. Allmählich wussten wir alle genau, was bei einem langen Nachtmarsch und beim Einrücken in eine Verteidigungsstellung noch in der Dunkelheit zu beachten war, um beim Morgengrauen in jeder Hinsicht kampfbereit in der Stellung zu sein. Das war im Augenblick das Zweckmässigste, was wir tun konnten.

Mein Korpskommandeur war General Brooke (jetzt Lord Alanbrooke). Wir waren zusammen Lehrer auf der Kriegsakademie gewesen, und ich kannte ihn gut. Ich hatte-und habe heute noch – grosse Zuneigung zu ihm und bewunderte und achtete ihn sehr. Ich halte ihn für den seit langer Zeit tüchtigsten Soldaten der Welt! Ich habe ihn nie mit Kleinigkeiten belästigt, und so viel ich mich erinnere, habe ich ihm auch in kritischen Lagen niemals eine Frage gestellt, sobald

er seine Befehle erteilt hatte; das war auch niemals nötig, denn alle seine Befehle und Anweisungen waren glasklar. Er behandelte mich sehr gut, insofern er mir bei der Ausführung seiner Befehle vollkommen freie Hand liess. Er rettete mich, ehe der Krieg zu Ende ging, des Öfteren aus schwierigen Situationen und stützte mich, wenn andere mich «ducken» wollten. Zuweilen konnte er aber auch ärgerlich werden, und ich habe mehr als einmal von ihm «eine Zigarre verpasst bekommen»; aber ich nahm sie gern an und habe sie zweifellos stets verdient.

Während des Winters hatte das Hauptquartier mit den Franzosen vereinbart, dass die Divisionskommandeure ihre Infanteriebrigaden abwechselnd an die Kampffront an der Saar schicken konnten, um Frontstellungen in der Maginotlinie zu besetzen, wo sie in Gefechtsberührung mit deutschen Stellungen der Siegfriedlinie kamen. Ich selbst fuhr auch einmal hin, um eine meiner Brigaden zu inspizieren und mich ein paar Tage umzusehen. Dabei hatte ich zum erstenmal im Kriege Gelegenheit, französische Truppen im Gefecht zu beobachten. Ich muss sagen, ich war ernstlich beunruhigt. Nach meiner Rückkehr ging ich daher zu meinem Korpskommandeur und erzählte ihm von meinen Besorgnissen wegen der französischen Armee und was wir unter Umständen künftig von dieser Seite her zu erwarten hatten. Brooke war selbst dort gewesen und hatte denselben Eindruck mitgebracht. Sehr beliebte Losungsworte in der Maginotlinie waren: «*Ils ne passeront pas!*» und «*On les aura!*» Aber die allgemeine Haltung der Truppe stimmte mich wenig zuversichtlich, dass eins oder das andere sich bewahrheiten werde. Brooke und ich vereinbarten, darüber nichts vor unseren Untergebenen verlauten zu lassen; ich glaube, er hat mit Gort über die Sache gesprochen.

Während dieses ersten Kriegswinters geriet ich in ernstliche Unannehmlichkeiten. Das kam so: Nach wenigen Monaten in Frankreich gab mir das verbreitete Auftreten von Geschlechtskrankheiten Anlass zur Beunruhigung. Um hier einen Riegel vorzuschieben, nahm ich die Hilfe der Ärzte und selbst der Geistlichen in Anspruch; aber alle Mühe war vergebens: die Geschlechtskrankenzahlen stiegen weiter. Schliesslich schrieb ich einen vertraulichen Brief an alle mir unterstellten Kommandeure, in dem ich das Problem ganz offen erörterte und darlegte, wie ich mir seine Lösung dachte. Unglücklicher-

weise kam ein Durchschlag dieses Briefes in die Hände der höheren Armeegeistlichen im Hauptquartier, die dem Oberbefehlshaber Lord Gort über mein Vorgehen berichteten. Meine Ansichten, wie das Problem anzupacken sei, wurden als falsch und ungehörig bezeichnet, und es gab einen Mordskrach. Das ganze Hauptquartier wollte mir ans Leder! Doch mein Korpskommandeur (Brooke) rettete mich, indem er verlangte, die Angelegenheit selbst regeln zu dürfen. Das tat er denn auch auf sehr bestimmte Art, und ich bekam von ihm einen ordentlichen Wischer. Unter anderem sagte er, dass er von meinen literarischen Leistungen nicht viel hielt. Immerhin hatte ich damit erreicht, was ich wollte, denn die Geschlechtskrankheiten gingen merklich zurück.

Ich habe nun nicht vor, die Operationen der 3. Division in diesem Feldzug, der am 10. Mai 1940 begann, in allen Einzelheiten zu schildern. Doch gewisse Episoden sind von Interesse. Die erste Aufgabe, die uns gestellt wurde, war genauso, wie ich es erwartet hatte: wir bekamen Befehl, vorzurücken und einen Abschnitt an der Dyle beiderseits Löwen zu besetzen. Die Division führte diese Bewegung mustergültig aus. Doch der Abschnitt an der Dyle war schon von einer belgischen Division besetzt, die allerdings im Augenblick keine Gefechtsberührung mit den Deutschen hatte. Als die belgischen Soldaten am Morgen des 11. Mai aufwachten, sahen sie zu ihrer Überraschung überall englische Soldaten zwischen sich in den Stellungen. Während die meisten fest schliefen – vermutlich weil keine Deutschen in der Nähe waren –, waren wir in aller Stille eingetroffen. Ich suchte den belgischen General auf und bat ihn, seine Division herauszuziehen und mir die Front zu überlassen; doch er weigerte sich und erklärte, keinen Befehl dazu zu haben – ausserdem könnten nur belgische Soldaten die alte historische Stadt Löwen verteidigen. Inzwischen rückten die Deutschen weiter vor, und die belgische Armee längs des Albert-Kanals verlor zusehends Gelände. Da in unserem Sektor ohnehin zu viele Truppen waren, zog ich meine Division als Reserve hinter die belgische Division zurück. Am leichtesten, überlegte ich mir, würde es mir gelingen, die Belgier hinaus- und meine Division hineinzubringen, wenn ich dem belgischen Divisionskommandeur etwas schmeichelte. Daher sagte ich ihm, es sei nötig, dass *ein* Kommandeur verantwortlich für den Abschnitt sei, und das müsse

der General sein, dessen Truppen die Front verteidigten, ich unterstellte mich also hiermit seinem Befehl. Er war begeistert! Aber dann erfuhr das Hauptquartier davon und war schrecklich aufgebracht; mein Korpskommandeur kam, um mich zur Rede zu stellen. Aber ich sagte ihm, er brauche sich keine Sorgen zu machen, ich sei auf dem besten Wege, die Belgier aus der Stellung herauszubekommen, und wenn mir das gelungen sei, würde ich in die Frontstellungen einrücken und der Verantwortliche sein. Und wirklich, als die Deutschen auf Artillerieschussweite herankamen und die ersten Granaten kreppten, hatte ich keine Schwierigkeit mehr, die Front von der belgischen Division zu übernehmen; sie verlegte zuerst in Reserve und zog dann nordwärts, um zum Gros der belgischen Armee zu stossen.

Während dieses Feldzuges gewöhnte ich mir an, früh zu Bett zu gehen. Ich war den ganzen Tag lang auf den Beinen an der Front, sprach mit allen unterstellten Kommandeuren, hörte mir ihre Schwierigkeiten an, traf Entscheidungen und erteilte mündliche Befehle. Zur Teestunde war ich dann wieder in meinem Stabsquartier, sprach mit meinem Stabe und gab die Befehle für die Nacht und den nächsten Tag aus. Dann ass ich zu Abend, ging bald danach zu Bett, und durfte nur noch, wenn die Lage kritisch wurde, gestört werden. Ich erinnere mich noch, wie ärgerlich ich war, als man mich eines Nachts weckte und mir meldete, die Deutschen seien in Löwen eingedrungen. Der betreffende Offizier meines Stabes mag nicht schlecht erstaunt gewesen sein, als ich ihn anknurrte: «Lassen Sie mich doch schlafen, und stören Sie mich nicht! Sagen Sie dem Brigadekommandeur in Löwen, er soll sie wieder hinauswerfen.» Dann legte ich mich auf die Seite und schlief weiter.

Eine Schilderung des Rückzuges des Expeditionskorps, der erbitterten Kämpfe, die dabei stattfanden, und schliesslich der Einschiffung in Dünkirchen und am Strande kann ich mir sparen, das alles ist schon wiederholt beschrieben worden. Meine Division tat alles, was von ihr verlangt wurde; sie war wie ein Schiff in grober See, das unter vollen Segeln das Unwetter abreitet und dem leisesten Druck des Ruders gehorcht. Ja, so war meine 3. Division! Da waren keine schwachen Glieder in der Kette; alle älteren Offiziere, bei denen ich Bedenken trug, ob sie durchhalten würden, waren schon bei den Übungen

der letzten sechs Monate ausgeschieden. Die Division war wie ein Stück edler Stahl. Ich war sehr stolz auf sie.

Wohl das schwierigste Unternehmen, mit dem wir beauftragt wurden, war eine Seitenbewegung der Division von der englischen Front nach links, um eine Lücke zu schliessen, die zwischen der 5. englischen Division und den Belgiern entstanden war. Das bedeutete einen Nachtmarsch der ganzen Division nur wenige tausend Meter hinter der Front der 5. Division, an der den ganzen Tag lang heftige Kämpfe getobt hatten und noch andauerten. Hätte ein Schüler der Kriegsakademie bei einem Planspiel so etwas vorgeschlagen, so hätte man ihn als verrückt bezeichnet, aber im Kriege muss man in kritischen Augenblicken manchmal die seltsamsten Dinge tun. Der Nachtmarsch ging glatt vonstatten, und bei Tagesanbruch war die Lücke ausgefüllt. Jetzt stelle man sich aber mein Erstaunen vor, als ich beim Morgengrauen des 28. Mai erfuhr, dass der König der Belgier sich am 27. um Mitternacht mit seiner ganzen Armee den Deutschen ergeben hatte – also während ich meine Division in die Lücke führte. Das war ja eine schöne Panne! Statt der erwarteten belgischen Armee hatte ich auf einmal nichts an meiner linken Flanke – da hiess es schnell umdenken!

Während der Operation wurde die Nahrungsmittelversorgung schwierig, und das ganze Expeditionskorps wurde auf halbe Rationen gesetzt. Das machte jedoch nicht viel aus. Die Zivilbevölkerung flüchtete zum grössten Teil und liess ihre Bauernhöfe im Stich. Wir lebten daher vom Lande und gaben den Dorfbürgermeistern, wenn wir sie fanden, Requisitionsscheine. Besonders Fleisch wurde bei uns nie knapp, da mein Verwaltungsoffizier das requirierte Schlachtvieh auf dem Marsch mitzunehmen pflegte: unsere Fleischrationen marschierten also selbst zum Kochtopf.

Das letzte Stabsquartier der 3. Division, ehe wir schliesslich in den Brückenkopf von Dünkirchen kamen, war in einem Flügel des Sankt-Sixtus-Klosters in West-Vleteren in Belgien. Ich hatte noch immer mein ganzes Gepäck mit, darunter einige Papiere, die zwar nicht geheim waren, die ich aber nicht gern verlieren mochte; ausserdem hatte ich einen Frühstückskorb, den ich sehr liebte. Ich fragte daher den Abt, Pater Rafael Hoedt, ob er nicht ein paar Sachen für mich in Obhut nehmen würde; vielleicht könne man sie im Garten vergraben. Er erklärte sich sofort bereit, das kleine Kästchen und meinen Früh-

stückskorb aufzubewahren, und liess sie sehr geschickt in eine Wand des Klosters einmauern. Zu gegebener Zeit, versicherte ich ihm, würden wir wieder nach Belgien zurückkommen, und dann würde ich mir meine Sachen bei ihm abholen. Als wir im September 1944 Belgien befreiten, schrieb mir der Abt, mein Eigentum liege für mich bereit; es sei so gut versteckt gewesen, dass die Deutschen es nicht gefunden hätten. Ich werde dem Abt und seinen braven Mönchen für ihre Gefälligkeit stets dankbar sein. Weder sie noch ich wussten jedoch damals, was für ein Risiko sie damit auf sich nahmen. Sonst hätte ich sie niemals darum gebeten, mir die Sachen zu verstecken, die im Grunde für mich nur einen Gefühlswert besaßen.

Das Ende in La Panne

Am 28. Mai ging das Hauptquartier nach La Panne und blieb dort bis zum Schluss. Man hatte diesen Ort gewählt, weil das Seekabel nach England hier ins Meer ging; das ermöglichte bis zuletzt eine einwandfreie Telefonverbindung mit Dover und London. Meine Division verlegte in der Nacht vom 29. zum 30. Mai in ihre Stellung im linken Teil des Dünkirchener Brückenkopfes. Wir hielten die Kanalstrecke zwischen Furnes und Nieuport besetzt. Mein Gefechtsstand lag in den Dünen ausserhalb von La Panne. Das Hauptquartier – oder was davon noch übrig war – war in einem Hause an der Strandpromenade untergebracht; es bestand jetzt nur noch aus Gort selbst und einigen Generalstabsoffizieren.

Am Vormittag des 30. Mai kam Brooke zu mir in meinen Gefechtsstand in den Dünen. Er erzählte mir, er sei nach England zurückbeordert worden, und war darüber schrecklich aufgeregt. Wir waren gute Freunde, und ich versuchte, ihn so gut wie möglich zu trösten; ich sagte, es sei selbstverständlich sehr wichtig, unsere tüchtigsten Generäle aus diesem Hexenkessel herauszubringen, denn der Krieg würde noch viele Jahre dauern; und wenn wir schon alle zugrunde gehen sollten, so müsse er wenigstens dem Lande erhalten bleiben. Er erzählte mir dann, dass ich sein Nachfolger als Kommandeur des 2. Armeekorps werden sollte. Das überraschte mich, da ich der jüngere der beiden Divisionskommandeure in seinem Korps war. Am Abend fuhr Brooke nach England ab.

Am Nachmittag des 30. Mai hielt Lord Gort eine Schlussbesprechung in seinem Hauptquartier an der Strandpromenade ab, um seine letzten Befehle zu erteilen. Da ich jetzt Kommandeur des 2. Korps war, nahm ich daran teil. Ich sah ihn zum erstenmal seit Beginn der Kämpfe am 10. Mai wieder. Da mein Gefechtsstand ganz in der Nähe lag, ging ich zu Fuss hin und unterhielt mich eine Weile mit ihm, bis die andern Teilnehmer an der Besprechung eintrafen. Er sass ganz allein im Esszimmer des Hauses und sah bemitleidenswert aus, obwohl er sich nach aussen munter wie immer gab. Seine ersten Worte zu mir waren bezeichnend für ihn: «Sorgen Sie mir dafür, dass Ihre Front heute Nacht durch Gefechtspatrouillen gut gesichert ist!» –

Bei der Besprechung las er ein Telegramm vor mit den letzten Anweisungen der Regierung. Es hatte folgenden Wortlaut: «Verteidigen Sie den jetzigen Umkreis weiter bis zum äussersten, um den Abtransport, der zurzeit gut vorangeht, so lange wie irgend möglich zu ermöglichen. Berichten Sie alle drei Stunden über La Panne. Wenn wir weiter Verbindung haben, werden wir Ihnen Befehl zukommen lassen, nach England zurückzukehren, sobald Sie der Meinung sind, dass Ihre Aufgabe ein Korpskommandeur übernehmen kann; welche Offiziere Sie mitnehmen wollen, wird Ihnen anheimgestellt. Nennen Sie uns aber jetzt schon den übernehmenden Korpskommandeur. Wird die Verbindung unterbrochen, so übergeben Sie das Kommando wie vorstehend ausgeführt, sobald Ihre einsatzfähigen Streitkräfte die Stärke von drei Divisionen nicht mehr überschreiten. Dies entspricht dem üblichen militärischen Verfahren und bleibt nicht Ihrem persönlichen Ermessen überlassen. Für den Feind wäre es ein zusätzlicher Triumph, den wir aus politischen Gründen vermeiden wollen, wenn er Sie mit nur noch geringfügigen Streitkräften gefangen nähme. Dem Korpskommandeur, den Sie bestimmen, geben Sie Befehl, die Verteidigung in Verbindung mit den Franzosen fortzusetzen, ebenso den Abtransport entweder von Dünkirchen oder vom Strande aus. Sobald es jedoch seiner Ansicht nach nicht mehr möglich ist, dem Feinde weiterhin angemessenen Schaden zuzufügen, wird er hiermit ermächtigt, im Einvernehmen mit dem dienstältesten französischen Befehlshaber in aller Form zu kapitulieren, um nutzloses Blutvergiessen zu vermeiden.»

Man nimmt im Allgemeinen an, dass Gort bei dieser Schlussbesprechung Generalmajor Alexander zum Befehlshaber nach seinem

Weggang «ernannt» hat. Doch trifft das nicht zu, zumal Alexander selbst gar nicht bei der Besprechung zugegen war. Ich will daher kurz schildern, was sich wirklich zugetragen hat:

Die beiden Korpskommandeure, die bei der Besprechung zugegen waren, waren Generalleutnant Barker vom 1. Korps und ich selbst, nachdem ich gerade das 2. Korps übernommen hatte. Barker hatte man das 1. Korps gegeben, als Dill im April nach England zurückkehrte, um seinen neuen Posten als Stellvertretender Chef des Generalstabs anzutreten.

Gorts Entschlüsse gründeten sich auf das Telegramm des Kriegsministeriums. Er ordnete also an, dass ich das 2. Korps in der nächsten Nacht – vom 31. Mai zum 1. Juni – aus der Front zum Abtransport herausziehen und dass dann der Kommandeur des 1. Korps die Verantwortung für das Weitere übernehmen solle. Schlimmstenfalls, erklärte er Barker, solle er sich selbst und was von seinem Korps dann noch übrig sei, den Deutschen ergeben. Damit war die Besprechung beendet.

Als die andern gingen, blieb ich noch da und bat Gort, ob ich noch ein paar Worte mit ihm persönlich sprechen dürfe. Ich erklärte ihm dann, dass meiner Ansicht nach Barker in einem Zustand sei, der ihn ungeeignet dazu mache, als Letzter die Verantwortung zu tragen; dazu müsse man einen Mann mit ruhigem, klarem Kopf bestimmen. Ein solcher Mann könne, wenn er einigermaßen Glück habe, sehr wohl das ganze 1. Korps wegbringen, so dass sich niemand zu ergeben brauche. Er – Gort – habe einen solchen Mann in Alexander, der die 1. Division in Barkers Korps führte. Er solle Barker sofort nach England zurückschicken und Alexander zum Kommandeur des 1. Korps machen. Ich kannte Gort sehr gut; daher sprach ich ganz offen und bestand darauf, dass dies das einzig Richtige sei.

Gort reagierte prompt. Barker wurde nach England geschickt, und ich habe ihn nie wiedergesehen. Alexander übernahm das 1. Korps. Beide Korps wurden jetzt von Generalmajoren geführt. Wir trafen uns am nächsten Tage in La Panne, um uns über die Lage auszusprechen; wir waren beide zuversichtlich, dass letzten Endes alles gut gehen werde. Und so kam es auch: «Alex» erreichte es in seiner ruhigen, zuversichtlichen Art, dass alle davorkamen!

Am Abend des 30. Mai hielt ich eine Besprechung mit den Divisionskommandeuren des 2. Korps ab und gab meine Befehle aus für die Herausziehung aus der Front und den Abtransport vom Strande,

der in der nächsten Nacht erfolgen sollte. Es war an diesem Abend recht ungemütlich in La Panne; Granaten krepitierten rings um das Haus, in dem die Besprechung stattfand. Ich ordnete an, dass alle Leute, die am Strande nicht eingeschifft werden konnten, am Strande entlang zu Fuss nach Dünkirchen und im Hafen dann an Bord der Schiffe gehen sollten.

In der nächsten Nacht begann die Einschiffung des 2. Korps. Am Strande sah es nicht sehr günstig aus, denn etliche der behelfsmässigen Stege, die wir gebaut hatten, fingen an, sich zu lockern und auseinanderzufallen; daher mussten sehr viele Leute zu Fuss nach Dünkirchen gehen. Als wir noch so am Strande standen, wurde mein Adjutant von einem Granatsplitter am Kopf verwundet. Ich machte ihn tüchtig herunter, dass er seinen Stahlhelm nicht aufgesetzt hatte, vergass dabei aber vollkommen, dass ich auch keinen aufhatte – bis er mich grinsend darauf aufmerksam machte. Er hiess Charles Sweeny und kam von den Ulster-Schützen; er war noch fast den ganzen Krieg über bei mir und fiel dann leider noch kurz vor Kriegsende in Deutschland – er war ein prächtiger irischer Bursche, und ich mochte ihn sehr gern. Als Letzte gingen wir selbst zu Fuss am Strand entlang nach dem acht oder zehn Kilometer entfernten Dünkirchen, zusammen mit dem Brigadegeneral Ritchie – dem heutigen General Sir Neil Ritchie – und meinem Burschen. Der Morgen graute schon, als wir ankamen; im Hafen schifften wir uns auf einem Zerstörer ein, der uns am Vormittag des 1. Juni in Dover an Land setzte.

Lord Gort

Ich habe schon gesagt, dass die Ernennung von Gort zum Befehlshaber des englischen Expeditionskorps ein Fehler war. Von diesem Standpunkt bin ich nie abgegangen und bin auch heute noch derselben Ansicht.

Zunächst muss man sich jedoch darüber klar sein, dass der Feldzug in Frankreich und Flandern im Jahre 1940 schon Jahre, bevor er anfing, in Whitehall verloren wurde, was man gar nicht deutlich und oft genug feststellen kann. Vielleicht sollte man hinter Whitehall noch einfügen «und in Paris». Die Lage verlangte daher fast zwei Übermänner an der Spitze der englischen Armee, einen als Chef des

Generalstabs und den andern als Befehlshaber des Expeditionskorps. Die beiden tatsächlich dazu Ernannten waren Ironside und Gort, aber beide waren meiner Ansicht nach ungeeignet. Ausserdem wurde bei der Ernennung erst gleichzeitig mit der Kriegserklärung ausgesprochen, was natürlich ungeheuerlich war.

Gort stand vor einer fast unerfüllbaren Aufgabe. Er ging sie tapfer an und versuchte, sein Bestes zu tun, aber wie wir gesehen haben, blieb vieles ungetan, was hätte getan werden müssen. Ich möchte auch behaupten, dass er sich die Mitglieder seines Stabes nicht klug ausgewählt hatte; sie waren vielleicht recht tüchtig, aber eben nicht tüchtig genug. Er selbst war kein Mann mit grossem Weitblick, aber so weit er sah, sah er sehr klar. Als die Krise über die Armeen der Verbündeten hereinbrach und von Tag zu Tag immer schlimmer wurde, erkannte er sehr rasch, was das Ende sein würde: die Franzosen würden zerbrechen und er musste von der englischen Armee, soviel er konnte, nach England zurückbringen. Soviel ich weiss, begann die Planung für den Rücktransport über Dünkirchen im englischen Hauptquartier schon um den 21. Mai. Von da an gab es für Gort kein Schwanken mehr; er blieb fest wie ein Fels und lehnte es ab, sich von dem Kurs abbringen zu lassen, den er als den allein richtigen, der Lage angemessenen erkannt hatte. Als General Billotte am 21. Mai ausfiel und die geplante Koordinierung in den Anfängen steckenblieb, handelte Gort nicht nach bestimmten Befehlen, sondern so, wie er seine Pflicht im Geiste des Koordinierungsabkommens auffasste. Im Laufe der Zeit wurde dann sein Handeln immer mehr von einem zweiten Gedanken beeinflusst: von der Rücksicht auf seine Pflicht gegenüber der Regierung daheim, der er für die Erhaltung des englischen Expeditionskorps verantwortlich war. Aus diesem Grunde schaltete er auch im letzten Augenblick Barker aus und beauftragte Alexander mit der Führung und dem endgültigen Abtransport.

Weil er so klar sah – wenn auch nicht sehr weit voraus – ist es ihm zu verdanken, dass wir alle aus Dünkirchen wegkamen. Ein klügerer Mann hätte es vielleicht anders gemacht und versucht, sich zurückzuwenden zur Somme und mit den Franzosen Fühlung zu halten. Aber dann hätten sich vielleicht die Männer des Expeditionskorps schliesslich – ohne Waffen und Ausrüstung – in Französisch-Nordafrika wiedergefunden.

Gort sah klar, dass er *mindestens* die Männer des Expeditionskorps

mit ihren persönlichen Waffen nach England zurückbringen musste. Das rechne ich ihm hoch an, und ich hoffe, dass die Geschichte das gleiche tun wird. Er hat England die Männer des Expeditionskorps erhalten; daher konnten sie eines Tages wieder kämpfen – was sie, wie die Deutschen feststellen konnten, mit gutem Erfolg getan haben.

DIE ARMEE IN ENGLAND NACH DÜNKIRCHEN

Am Abend des 1. Juni traf ich in London ein und ging am nächsten Morgen ins Kriegsministerium, um mich beim Chef des Generalstabs zu melden – es war Jack Dill, ein alter Freund von mir.

Er war sehr niedergeschlagen und sagte zu mir: «Ist Ihnen denn klar, dass England seit fast tausend Jahren zum erstenmal wieder von einer Invasion bedroht wird?»

Ich hatte die Nacht über im Hotel gut geschlafen. Mich stach der Hafer, und ich musste lachen. Da wurde Dill ärgerlich und fragte, was es da zu lachen gäbe. Ich erwiderte, die Leute in England würden niemals an die Gefahr einer Invasion glauben, solange sie unbrauchbare Generäle in leitenden Stellen in der Heimat herumsitzen sähen, und nannte ihm einige Beispiele. Er musste mir recht geben, doch verwies er es mir, in dieser Zeit nationalen Unglücks so zu sprechen, und sagte, solche Bemerkungen könnten nur dazu dienen, das Vertrauen zu untergraben. Ich antwortete ihm, ein offenes Wort zwischen ihm und mir, allein in seinem Büro, könne nicht schaden. Wieder musste er mir recht geben. Doch am nächsten Tage bekam ich einen Brief von ihm mit der Weisung, solche Reden zu unterlassen. Selbstverständlich gehorchte ich – doch die unbrauchbaren Generäle verschwanden einer nach dem andern.

Obwohl ich in Dünkirchen schon ein Korps geführt hatte, erbat ich die Erlaubnis und bekam sie auch, zu meiner 3. Division zurückzukehren, um sie neu aufzustellen und für die bevorstehenden Ereignisse bereitzumachen. Offiziere und Mannschaften des Expeditionskorps waren jetzt wieder in England bis auf die vielen, die sich dafür geopfert hatten, dass die Mehrzahl davonkam. Ausser den persönli-

chen Waffen war der grösste Teil unserer Ausrüstung in Frankreich zurückgeblieben.

In England gab es nur noch genügend Transportmittel und Waffen, um eine Division voll auszurüsten – das war alles. Man beschloss, sie der 3. Division zu geben und diese Division, sobald sie fertig war, wieder über den Kanal zu schicken und mit den wenigen englischen Abteilungen zusammen einzusetzen, die noch im Rahmen der französischen Armee kämpften. Das war eine grosse Auszeichnung, wenn ich auch glaube, dass keiner von uns sich irgendwelchen Täuschungen darüber hingab, was uns zum zweitenmal drüben erwartete. Indessen, diesmal sollte Brooke unser Oberbefehlshaber sein, und wir von der 3. Division waren bereit, unter seiner Führung überall hinzugehen.

Wir stellten in Somerset neu auf, nahmen unsere neue Ausrüstung in Empfang und waren schon Mitte Juni wieder bereit, nach dem Festland überzusetzen. Da kapitulierte Frankreich am 17. Juni, und meine Division wurde jetzt an die Südküste beordert. Wir sollten den Küstenabschnitt von Brighton einschliesslich nach Westen besetzen und zur Abwehr einer Invasion bereitmachen, die man als unmittelbar bevorstehend ansah.

Wir verlegten also an die Südküste und brachen wie eine Lawine über die Bewohner dieser Gegend herein: wir buddelten in den Gärten der Villen am Strande; an den wichtigsten Stellen bauten wir Maschinengewehrnerster, kurz, wir machten uns an die Arbeit, wie wir es im Ernstfall gewöhnt waren. Schon erhob sich lautes Protestgeschrei. Bürgermeister, Stadträte, Hausbesitzer, alle kamen zu mir und verlangten, wir sollten damit aufhören. Ich weigerte mich und suchte ihnen zu erklären, wie notwendig das alles zur Verteidigung der Südküste gegen die Deutschen war.

Die Hauptschwierigkeit in England lag kurz nach Frankreichs Zusammenbruch darin, dass die Menschen nicht begriffen, was eigentlich passiert *war* und was in Zukunft noch alles passieren *konnte*. Dass die Rückführung des Expeditionskorps von Dünkirchen ge-
glückt war, wurde von vielen als grosser Sieg der englischen Waffen angesehen, und ich erinnere mich heute noch, wie es mich und viele meinesgleichen anekelte, wenn wir in London und andernorts englische Soldaten mit einem bunten Abzeichen auf dem Ärmel mit dem eingestickten Namen «Dünkirchen» herumspazieren sahen. Offenbar hielten sie sich für «Helden», und das Zivilpublikum bestärkte sie

noch darin. Man begriff nicht, dass die englische Armee in Dünkirchen eine vernichtende Niederlage erlitten hatte und dass unsere Heimatinsel in grosser Gefahr war. Man hatte kein Verständnis für den Ernst der Lage. Churchill musste es dem Volke erst klarmachen mit seinen Worten, die so gewaltig und eindringlich waren wie die Psalmen. Die innere Bereitschaft zum Widerstand war schon da, doch bedurfte es erst eines Winston Churchill, sie zu wecken.

Es war in diesem Sommer 1940 an der Südküste in der Nähe von Brighton, dass ich zum erstenmal Winston Churchill und seiner Frau begegnete. Wir sollten im Laufe des Krieges noch gute Freunde werden, und heute steht er für mich unter all meinen Freunden an erster Stelle.

Ehe ich mit meiner Erzählung fortfahre, möchte ich daher diese erste Begegnung etwas eingehender schildern, da meine Gedanken oft zu ihr zurückschweifen:

Mein Stabsquartier war in einem Hause bei Steyning untergebracht, das nördlich der Kalkhügel lag. Ich bekam Bescheid, der Premierminister wünsche den Nachmittag des 2. Juli bei meiner Division zu verbringen; er würde im Wagen kommen, und ich sollte die Fahrt so einrichten, dass sie in Brighton beendet war, damit er mit dem Abendzug nach London zurückkehren konnte. Ich hielt damals nicht viel von Politikern, da ich ihnen einen grossen Teil der Schuld an unsern Schwierigkeiten beimass; ich war aber lebhaft interessiert, gerade diesen Politiker kennenzulernen, der schon seit Jahren vor dem Kriege den verschiedenen Regierungen vorausgesagt hatte, was eintreten würde. Sie hatten jedoch nicht auf ihn gehört, und jetzt war es so gekommen, wie er es gesagt hatte.

Er kam mit seiner Frau und einigen anderen, darunter Duncan Sandys. Ich habe nie ausfindig machen können, was Churchill an diesem Tage für eine Ansicht über mich bekommen hat; auf mich hat er jedenfalls einen ungeheuren Eindruck gemacht. Ich zeigte ihm alles, was in der kurzen Zeit möglich war. Ich führte ihn zur Lancing-Hochschule, in der die Ulsterschützen untergebracht waren, und zeigte ihm einen Gegenangriff des Bataillons auf dem kleinen Flugplatz an der Küste unten, der als bereits von den Deutschen erobert angenommen wurde. Er war begeistert, besonders über den Einsatz der Bren-carriers¹ des Bataillons. Dann besichtigten wir weitere Einheiten und Be-

¹ gepanzerte Kettenfahrzeuge modernen Typs zum Mannschaftstransport.

festigungen längs der Küste und trafen gegen 19.30 Uhr in Brighton ein. Er lud mich ein, mit ihm und seiner Begleitung im Royal Albion-Hotel zu speisen, und wir unterhielten uns während des Essens sehr angeregt. Er fragte mich, was ich trinken wollte, und ich erwiderte «Wasser». Darüber wunderte er sich, und als ich darauf sagte, ich tränke weder Alkohol noch rauchte ich und fühle mich dadurch hundertprozentig leistungsfähig, da kam wie der Blitz seine Parade, er tränke und rauche und sei daher zweihundert Prozent leistungsfähig. Diese kleine Episode wird häufig mit den verschiedensten Ausschmückungen erzählt, doch die eben gegebene Fassung ist die richtige. Vom Fenster des Speisesaals aus sahen wir, wie eine Anzahl Infanteristen in dem Pavillon auf dem Landungssteg ein Maschinengewehr in Stellung brachten; dabei erzählte er, zu diesem Pavillon sei er während seiner Schulzeit hier immer gegangen, um sich die Vorstellung im Flohzirkus anzusehen. Dann kamen wir auf meine Probleme zu sprechen. Ich fände es vor allem merkwürdig, sagte ich, dass meine Division völlig unbeweglich sei. Es sei die einzige voll ausgerüstete Division in ganz England, die einzige Division, die in der Lage sei, den Feind überall anzugreifen; aber hier lägen wir nun an einer Stelle fest mit dem Befehl, uns an der Küste einzugraben. Das könnten auch andere Truppen tun; meiner Division solle man Omnibusse geben und sie als bewegliche Reserve für Gegenangriffe bereitstellen. Warum liess man mich hier bewegungslos herumsitzen? Es gab Tausende von Omnibussen in England. Sollte man doch mir eine Anzahl davon geben, damit ich meine Leute beweglich machen und zu einer überall rasch zum Gegenangriff einsatzbereiten Truppe ausbilden konnte. Der Premierminister hielt das für eine gloriose Idee. Wie das Kriegsministerium darüber dachte, weiss ich nicht – aber meine Omnibusse bekam ich.

Jetzt wurden die Projektemacher in Whitehall geschäftig, und die verschiedensten Pläne wurden in Erwägung gezogen. Wenn es sich aber darum handelte, welche Truppenteile diese zum Teil recht abenteuerlichen Unternehmungen durchführen sollten, dann war die Antwort immer dieselbe: selbstverständlich die 3. Division, denn das war der einzige Verband, der zum Kampf einsatzbereit war. Als erstes beschlossen also die Projektemacher, meine Division solle sich bereithalten, die Azoren zu besetzen. Dieser Plan wurde dann auch genau

ausgearbeitet, Modelle der Inseln wurden angefertigt und alle Einzelheiten des Unternehmens festgelegt. Dann hiess es, nein, nicht die Azoren, sondern die Kap Verde-Inseln sollten wir besetzen. Nachdem wir auch in diesen Plan wieder viel Arbeit hineingesteckt hatten, bekam ich Weisung, die Besetzung von Cork und Queenstown in Südirland vorzubereiten, damit der Hafen später als Marinestützpunkt für die Ubootbekämpfung im Atlantik benutzt werden könne.

Ich hatte 1921/22 schon einmal gegen die Südirländer gekämpft und hatte den Eindruck, dieser nochmalige Kampf würde nicht ganz einfach werden – zumal mit einer einzigen Division.

Aber keiner dieser Pläne nahm Gestalt an, und ich habe das Gefühl, alle Arbeit, die wir in sie hineingesteckt hatten, wurde schliesslich in einem Aktenschrank im Kriegsministerium begraben, der das Schild «Kriegsembryos» trägt. Ich habe den Schrank selbst gesehen. Auf alle Fälle erschien es mir merkwürdig, dass jemand, der seine fünf Sinne noch beisammen hatte, sich einbilden konnte, der Premierminister werde es in einer Zeit, in der England praktisch wehrlos war, zulassen, dass die einzige vollauserüstete und kampftaugliche Division, die er hatte, anderswo eingesetzt wurde.

Im Juli 1940 wurde ich zum Kommandeur des 5. Armeekorps ernannt, und von da an beginnt mein Einfluss auf die Ausbildung der damaligen Armee in England. Damit will ich sagen, dass das 5. Korps als erstes Methoden einführte, deren Auswirkung weit über den Korpsbezirk – die Grafschaften Hampshire und Dorset – hinausging. Im April 1941 bekam ich das 12. Armeekorps in Kent, der Gegend Englands, wo man die Invasion erwartete, und im Dezember desselben Jahres wurde ich Befehlshaber der Südost-Armee, die die Grafschaften Kent, Surrey und Sussex umfasste. Auf diese Weise breiteten sich die Gedanken und Grundsätze der Kriegführung und der Ausbildung für den Kampf, die in Dorset entstanden, allmählich von Westen nach Osten über ganz Südengland bis zur Themsemündung aus.

Wir wollen uns jetzt diese Ideen einmal betrachten. Das ist wichtig für das Verständnis dieses Buches, denn es sind dieselben Grundsätze, mit denen ich 1942 nach Afrika ging, 1943 nach Sizilien und Italien und 1944 in die Normandie. Tatsächlich war das, was sich in den verschiedenen Befehlsbezirken zutrug, die ich in den zwei Jahren nach Dünkirchen befehligte, die Erfolgsgrundlage für alles, was sich

auf dem langen Wege von El-Alamein nach Berlin ereignete.

Mit der Zeit nahm meine Erfahrung als Führer immer mehr zu, so dass ich bereit war, meine Ideen in die Praxis umzusetzen und ihre Richtigkeit zu beweisen, als im August 1942 der Ruf an mich erging, die Führung der 8. Armee zu übernehmen. Ausserdem hatte ich in diesen zwei Jahren unter einigen ausgezeichneten Vorgesetzten gearbeitet, von denen ich viel gelernt habe. Als Kommandeur des 5. Korps unterstand ich zunächst allerdings Auchinleck, der Oberbefehlshaber des Militärbezirkes Süd war. Dass ich mit ihm jemals einer Meinung gewesen wäre, kann ich mich nicht erinnern; er ging jedoch sehr bald als Oberbefehlshaber nach Indien. Sein Nachfolger wurde zunächst Alexander und dann Paget; und Brooke war zur gleichen Zeit erst Oberbefehlshaber der Heimatstreitkräfte und dann Chef des Generalstabs. Alle drei waren gute Freunde von mir, und ich achtete sie – als Menschen und als Soldaten – sehr hoch.

Das erste, was ich anpackte, war die Frage der Tauglichkeit – in körperlicher und geistiger Hinsicht. Die Armee in England taugte nichts und musste erst tauglich gemacht werden. Ich musste immer an Kiplings Verse im Vorwort zu seinen «Land- und Seegeschichten» denken:

«Völker sind vergangen und hinterliessen keine Spur,
Die Geschichte gibt uns den wahren Grund dafür.
Immer war es ein einziger, ganz einfacher nur:
Sie erlagen, weil ihre Menschen nichts taugten.»

Die Ausbildung im 5. Korps unter meiner Leitung war streng und hart. Sie musste unter allen Wetter- und Klimaverhältnissen durchgeführt werden – in Regen, Schnee, Eis, Schlamm, bei gutem oder schlechtem Wetter, zu jeder Stunde bei Tag und bei Nacht: Wir mussten unsere Sache besser machen können als die Deutschen. Wenn sie nur bei schönem Wetter und Tageslicht kämpfen konnten, und wir konnten es unter Erzielung von Höchstleistungen bei jedem Wetter und zu jeder Tages- und Nachtzeit, dann würden wir sie schlagen!

Die ganze Ausbildung musste so ausgerichtet werden, dass sie allmählich zu Übungen auf höherer Ebene führte, und alle Übungen mussten mit Phantasie angelegt werden. Die grösseren Manöver von

Divisionsebene aufwärts mussten so geplant werden, dass Kommandeure, Stäbe und Truppen fortlaufende, über längere Zeitspannen ununterbrochen aufrechterhaltene Operationen durchführen konnten und dass alle verantwortlichen Stellen sich die vierundzwanzig Stunden so einzuteilen verstanden, dass dies möglich war.

Kommandeure und Generalstabsoffiziere, ganz gleich auf welcher Ebene, die die Nervenanspannung nicht aushielten und müde wurden, mussten rücksichtslos ausgemerzt und durch andere ersetzt werden. Der totale Krieg erforderte totale Brauchbarkeit vom Höchsten bis zum Niedrigsten. Wie immer, wenn einmal die Operationen im Gelände zu Ende sind, forderte der Papierkrieg wieder sein Recht und fesselte Generalstabsoffiziere und Büropersonal an ihre Schreibtische. Ich befahl daher, dass bei jedem Stabe alle Offiziere und Mannschaften an einem Nachmittag in der Woche ins Freie gehen und einen Zehnkilometerlauf machen sollten. Das galt ohne Ausnahme für alle unter vierzig; wer nicht die ganze Strecke laufen wollte, konnte sie auch im Schritt oder Laufschrift zurücklegen, aber zurücklegen musste er sie, und wenn es nur im Schritt war. Zuerst gab es viele Einwendungen, aber dann taten es alle, selbst die über vierzig, und letzten Endes fanden sie sogar Gefallen daran – wenigstens einige. Ich erinnere mich noch an einen alten, etwas korpulenten Oberst, der zum Arzt ging und sagte, wenn er liefe, würde das sein Tod sein. Der Arzt schickte ihn zu mir mit einer Empfehlung, bei ihm eine Ausnahme zu machen. Ich fragte ihn, ob er wirklich meine, sterben zu müssen, wenn er sich an dem Geländelauf beteilige. Ja, erwiderte er, und ich merkte, wie seine Augen hoffnungsvoll aufleuchteten. Doch ich sagte ihm, wenn er wirklich ans Sterben dächte, wäre es besser, er stürbe gleich, denn dann könne man ihn leicht und in Ruhe ersetzen; es sei immer sehr lästig, wenn Offiziere kurz vor der Schlacht stürben, wenn jeder alle Hände voll zu tun habe und daher zur Nervosität neige. Sein Gesundheitszustand war offenbar nicht der beste, und mir wäre es lieber gewesen, er wäre beim Geländelauf gestorben. Aber schliesslich machte er ihn doch mit – und lebt, soviel ich weiss, heute noch.

Es war dringend notwendig, das «tote Holz» loszuwerden, das ständig den Unternehmungsgeist der strebsamen und tüchtigen jungen Offiziere hemmte. Es gab eine Menge alter, schon verabschiedeter Offiziere, die man aus der Reserve wieder einberufen hatte; aber

auch unter den aktiven Offizieren vom Major aufwärts gab es viele untüchtige, die noch niemals einen scharfen Schuss gehört hatten und auch keine Sehnsucht danach verspürten. Sie alle mussten ausgemerzt werden, und ich machte es mir zur Aufgabe, das zu tun. Ich inspizierte jede Einheit und lernte allmählich alle älteren und auch viele jüngere Offiziere kennen; die untüchtigen und faulen verschwanden einer nach dem andern.

Dann gab es Schwierigkeiten wegen der Offiziersfrauen. Es war allgemein Brauch, dass die Frauen und Kinder der Offiziere ihre Männer begleiteten und in den Städten und Dörfern an der Küste wohnten, wo man jeden Augenblick mit der Invasion rechnen musste. Ich gab Befehl, dass alle Frauen und alle andern Angehörigen sofort das Divisionsgebiet zu verlassen hatten, da dieses bei einem Angriff ja gleichzeitig Operationsgebiet würde. Ich begründete meinen Befehl wie folgt: Eine Landung der Deutschen galt als wahrscheinlich, und wir alle trafen Vorkehrungen, ihr entgegenzutreten und sie abzuschlagen. Wenn nun die Frau eines Offiziers und seine Kinder bei ihm oder in der Nähe seines Standorts wohnten und der Angriff erfolgte, kam der Offizier alsbald in Versuchung, zuerst für ihre Sicherheit zu sorgen und seine Gefechtsaufgabe darüber zu vernachlässigen; inmitten des Granat- und Bombenhagels der Schlacht würde er mehr an die Seinen denken als an die vordringliche Aufgabe, die Deutschen zurückzuschlagen. Man sagte mir, ein guter Offizier werde in dieser Lage nicht an seine Frau und Kinder denken, sondern all seine Gedanken auf die Schlacht konzentrieren. Doch ich erwiderte, daran glaubte ich nicht recht, der Mensch sei nun einmal von Natur schwach, und ich wolle auf keinen Fall einen Offizier der Versuchung aussetzen, seine Pflicht zu versäumen. Das Schicksal Englands und seiner ganzen Kultur stehe auf dem Spiele. Ich wolle die Versuchung beseitigen und damit alle Zweifel ausschalten. Ausserdem könnten die Mannschaften ihre Familien nicht bei sich haben, und daher dürften es die Offiziere auch nicht. Die Frauen müssten gehen – und sie gingen.

Mir ging es dabei vor allem um die Gleichheit der Auffassung gegenüber einem gegebenen Befehl. Offizieren und Mannschaften musste das Gefühl für den Ernst der Lage eingeflösst werden, der zweitklassige Führer auf jeder Ebene ausschloss. Die Ungeeigneten und Unzulänglichen mussten entfernt werden. Bei den Stäben war es wichtig, einen hohen Massstab an die Diensttüchtigkeit und fachliche

Leistung zu legen. Tatsächlich war es in der ganzen Armee dringend notwendig, für körperliche und geistige Tauglichkeit und fachliche Leistungsfähigkeit in der Truppenführung zu sorgen.

Hauptvorbereitung waren Männer in allen Führerstellungen, ob hoch oder niedrig, die ihre Sache konnten und entschlossen waren, auch unter den damaligen schwierigen Verhältnissen sich durchzusetzen. Für mich spielte dabei vor allem die Förderung der jungen Offiziere eine grosse Rolle.

Ferner gab es gewisse Gefahren, vor denen wir auf der Hut sein mussten. Zum Beispiel war darauf zu achten, dass der Frontoffizier sich nicht eines Tages wieder in derselben Lage gegenüber dem Generalstab befand wie im ersten Weltkrieg. Weiter bestand die Gefahr, dass die Verwaltungsstellen und Nachschubeinheiten sich als zweitrangige Soldaten fühlten und der Meinung waren, dass Kämpfen nicht ihre Sache sei. Das durfte nicht sein: jeder musste mitkämpfen, und alle mussten zum Kampf geschult werden. Das war meine Auffassung, und ich predigte sie unaufhörlich.

Eine grosse Gefahr war auch, dass in den wenigen Kampfeinheiten, welche die Armee in der Heimat noch hatte, sich etwa die Ansicht verbreitete, England und die englische Armee seien «erledigt» – um einen Ausdruck zu gebrauchen, der aus dieser Zeit stammt –, und die Deutschen seien unüberwindlich.

Schliesslich lag eine ernste Gefahr darin, dass nach den ziemlich erheblichen Unbilden der Dünkirchener Zeit die Heimgekehrten an den Busen ihrer Familie sanken und persönlichen Annehmlichkeiten zu grosse Bedeutung beimassen. Hierzu bestimmte ich, dass Offiziere und Soldaten, solange sie von Frau und Familie getrennt waren, ihren normalen Urlaub bekommen sollten, damit sie ihre Familie so oft wie möglich besuchen konnten. Ebenso sollten sie bei der unvermeidlich harten und anstrengenden Ausbildung, sobald sie vorüber war, gut zu essen bekommen und in ein gutes Quartier mit der Möglichkeit eines warmen Bades zurückkehren.

Allmählich gelang es auf diese Weise, der Armee in England das Gefühl für den Ernst der Lage einzuflössen, und Offiziere und Mannschaften fingen an einzusehen, wozu das alles nötig war. Langsam brachten wir nach Dünkirchen alle wieder auf die Beine.

Einige der Ausbildungsübungen, die ich vorbereitete und leitete,

waren härter und anstrengender als alles, was man bisher in England kannte. Sie fanden mitten im Winter bei starker Kälte oder in der Sommerhitze statt, und wenn Offiziere und Mannschaften erschöpft und Kommandeure und Stäbe todmüde waren, brach plötzlich von einer völlig unerwarteten Seite her eine neue Lage über sie herein, die rasches Handeln verlangte. Ich erinnere mich da besonders eines Manövers, das im Frühjahr 1942 im Südosten Englands stattfand. Es hiess «Unternehmen Tiger» und war das letzte Manöver, das ich vor meiner Abreise nach Afrika leitete. Während dieses Manövers traf ich zum erstenmal Eisenhower; er war damals Generalmajor und war mit einigen anderen Generälen aus den Vereinigten Staaten herübergeschickt worden, um festzustellen, wie es bei uns aussah. Er schrieb seinen Namen in mein Autogrammbuch unter dem Datum des 27. Mai 1942.

Ich konnte mich mit der allgemein bei der Verteidigung Englands angewandten Methode nicht einverstanden erklären und lehnte sie für meinen Korpsbezirk und auch später als Befehlshaber der Südostarmee ab. Danach musste jeder Fussbreit der Küste mit aller Kraft verteidigt werden, wobei sich die Verteidigung auf nebeneinanderliegende Betonbunker und Schützengräben stützen sollte. Dieser Verteidigungsanlage fehlte es an Tiefe, und nur wenige Truppen standen für Gegenangriffe zur Verfügung. Überall in England wurden landeinwärts «Sperrgräben» ausgehoben; als ich aber fragte, wer diese Sperren besetzen sollte, konnte ich keine klare Antwort bekommen. Denn Truppen dafür gab es nicht.

Meine Methode war ganz anders. Ich zog meine Truppen von der Küste zurück und hielt sie weiter landeinwärts in geschlossenen Gruppen zusammen, bereit zum Gegenangriff und Offensivkampf gegen den eindringenden Feind. Ich war der Ansicht, dass Landtruppen nach einer mehrstündigen Fahrt über See nicht in der besten Verfassung sein würden und sich erst eine Weile erholen müssten. Das war der richtige Augenblick zum Angriff, der die Eindringlinge ins Meer zurückwerfen sollte. Am Strande selbst duldeten sie nur einen Schleier leichtausgerüsteter Truppen mit guten Nachrichtenverbindungen und ausreichender Feuerkraft, um die Landung zu stören und aufzuhalten.

Mein ganzes Ich empörte sich gegen das Verfahren, Soldaten in Schützengräben zu stecken, wo sie einen «Maginot-Komplex» bekommen mussten. Jedes offensive Vorgehen wäre dadurch unmög-

lich geworden, und wenn erst das lineare Verteidigungssystem einmal durchbrochen war, wäre alles in sich zusammengefallen. Meine Idee war, die Verteidigung müsse einem Spinnennetz ähneln; wohin die Deutschen auch kamen, mussten sie auf frische Truppen stossen, die sie mit heftigem Feuer empfangen und dann zum Angriff übergingen. Ich wehrte mich auch gegen das Verfahren «verbrannte Erde», das Verfechter in Whitehall hatte; ihr Gedanke war, wenn die Deutschen ins Binnenland und auf London vordrängen, sollten wir uns zurückziehen und dabei alles im Lande verbrennen und zerstören. Ich sagte, wir würden uns nicht zurückziehen und den Deutschen keine Gelegenheit geben, ins Binnenland vorzudringen. Auf diese Weise suchte ich das Selbstvertrauen zu wecken und schuf die Zuversicht, dass wir imstande waren, die Deutschen zu schlagen – jedenfalls in meinem Befehlsbereich.

Tatsächlich sah ich meine wichtigste Aufgabe darin, meine Truppe mit jenem draufgängerischen Geist und dem ansteckenden Optimismus zu erfüllen, der von gesunden Menschen ausgeht. Und immer, wenn ich eine Einheit besichtigte, liess ich die Männer ihren Stahlhelm abnehmen: nicht, wie manche meinten, weil ich ihren Haarschnitt kontrollieren wollte, sondern um zu sehen, ob ihnen der richtige Kampfgeist aus den Augen leuchtete

1942 gehörte die Planung und Vorbereitung von Überfällen auf die feindliche Küste zu den Obliegenheiten des «Stabes für kombinierte Unternehmungen», an dessen Spitze Admiral Mountbatten stand. Im April 1942 begann dieser Stab, den Plan für einen Überfall auf Dieppe auszuarbeiten. Da ich damals Befehlshaber der Südostarmee war, die die Truppen für das Unternehmen stellen sollte, wurde ich mit der Armeeseite des Planes betraut. Es wurde beschlossen, dass die zweite kanadische Division den Überfall durchführen sollte, und eine Zeit intensiver Schulung begann. Am 2. und 3. Juli wurden die Truppen eingeschifft; der Überfall selbst sollte am 4. Juli oder einem der nächsten Tage stattfinden. Sobald die Truppen an Bord waren, wurden sie in alles eingeweiht und durften danach ihr Schiff nicht mehr verlassen. In der Nacht vom 3. zum 4. Juli verschlechterte sich jedoch das Wetter so, dass die Durchführung des Unternehmens nicht in Frage kam, und so blieb es bis zum 8. Juli, dem letzten Tage, an dem Mond

und Gezeitenverhältnisse es noch erlaubt hätten. Die Truppen wurden daher ausgeschifft und zerstreuten sich in ihre Quartiere und Lager. Da alle Soldaten – fast 5'000 Kanadier, dazu eine grössere Anzahl Leute von der Marine und der Fliegerei – über das Ziel des Unternehmens und seine Einzelheiten eingehend unterrichtet waren, musste man vernünftigerweise von nun an damit rechnen, dass es zum allgemeinen Gesprächsstoff in allen Quartieren und Wirtshäusern Südinglands geworden war. Ich hielt daher das Unternehmen für endgültig abgeblasen und wandte mich anderen Aufgaben zu.

Doch der Stab für kombinierte Unternehmungen war anderer Ansicht; er entschloss sich, die Sache noch einmal aufzunehmen und holte gegen Ende Juli die Einwilligung der britischen Stabschefs dazu ein. Als ich davon erfuhr, war ich ausser mir, denn unmöglich konnte man jetzt noch mit irgendwelcher Geheimhaltung rechnen. Ich schrieb daher an General Paget, der Oberbefehlshaber der Heimatstreitkräfte war, berichtete ihm von meiner Sorge und empfahl ihm, den Überfall auf Dieppe «für alle Zeit» vom Programm zu streichen. Wenn man einen Überfall auf das Festland für wünschenswert hielt, dann sollte man ein anderes Ziel als Dieppe wählen. Mein Rat wurde jedoch nicht befolgt.

Am 10. August verliess ich England, um den Befehl über die 8. Armee in der afrikanischen Wüste zu übernehmen. Der Überfall auf Dieppe wurde am 19. August durchgeführt. Wir erhielten die Nachricht darüber gerade am dem Abend, als der Premierminister im Hauptquartier der 8. Armee weilte. Die Kanadier und die «Kommandos», die mit ihnen zusammenarbeiteten, kämpften prachtvoll, ebenso die Marine. Doch die Kanadier hatten schwere Verluste.

Der amtliche Bericht der kanadischen Armee sagt darüber Folgendes: «In Dieppe verlor die kanadische Armee von einer Abteilung von noch nicht ganz 5'000 Mann in einer Zeit von neun Stunden mehr Kriegsgefangene als in den ganzen elf Monaten des späteren Feldzugs in Nordwesteuropa oder in den zwanzig Monaten, in denen Kanadier in Italien kämpften. Noch betrüblicher ist die hohe Zahl der Gefallenen – sie betrug insgesamt 56 Offiziere und 851 Mann. Die kanadischen Verluste aller Kategorien beliefen sich auf 3'369 Mann.» Fast zweitausend von diesen Totalverlusten waren Kriegsgefangene.

Man hatte in dem wiederaufgenommenen Plan einige Abänderun-

gen vorgenommen. Die wichtigsten waren: 1. der Verzicht auf die Fallschirmtruppen und der Ersatz durch Kommandoeinheiten; 2. der Verzicht auf jeden vorherigen Bombenabwurf aus der Luft auf die Verteidigungsanlagen. Ich hätte mich mit diesen Änderungen nicht einverstanden erklärt. Kommandoeinheiten hätte man, wenn man sie für nötig hielt, neben den Fallschirmtruppen einsetzen sollen, nicht als deren Ersatz. Die moralische Wirkung des Bombenabwurfs auf die feindlichen Verteidiger, kurz bevor unsere Truppen den Fuss an Land setzten, wäre wesentlich gewesen – wie sich 1944 in der Normandie gezeigt hat.

Meine Ansicht über das Dieppe-Unternehmen ist die, dass viel zu viele Befehlshaber ihre Finger darin hatten; es gab keinen eigenen Leiter des Unternehmens – oder Kampfgruppenkommandeur, wie man später sagte –, der von Anfang an bis zum Schluss allein für das Unternehmen verantwortlich gewesen wäre. Zweifellos bildeten die Lehren, die man daraus gezogen hat, einen wichtigen Beitrag zu der grossen Landung, die schliesslich am 6. Juni 1944 in der Normandie erfolgte. Doch der Verlust an Gefallenen und Kriegsgefangenen war ein hoher Preis. Ich glaube, wir hätten die notwendigen Kenntnisse und Erfahrungen auch sammeln können, ohne so viele prächtige kanadische Soldaten zu verlieren.

Anfang August 1942 fand ein Manöver in grossem Rahmen in Schottland statt, und General Paget, der Befehlshaber der Heimatstreitkräfte, schlug mir vor, dazu mit ihm hinaufzufahren.

Ich freute mich auf die Gelegenheit, einmal zu sehen, wie andere Truppen es machten, und fuhr mit Paget zusammen mit dem «Rasier» gen Norden, dem Sonderzug des Oberbefehlshabers – über den ich 1944 selbst verfügen sollte. Doch dann überstürzten sich die Ereignisse, und eine Überraschung folgte der anderen auf dem Fusse. Schon am 2. Manövertage bekam ich vom Kriegsministerium telefonisch Befehl, sofort nach London zurückzukommen. Ich sollte die erste Armee von Alexander übernehmen und unter Eisenhower an den Plänen für die Landung in Nordafrika arbeiten, die im November 1942 mit dem Decknamen «Fackel» stattfinden sollte. Man erklärte mir, dass Alexander schon nach Ägypten unterwegs sei, um Oberbefehlshaber Nah-Ost zu werden. Ein Brigadegeneral würde mich in

London abholen und mir die Lage erläutern. Ich fuhr also sofort nach London, traf den Brigadegeneral, der mich nicht sonderlich beeindruckte, und fuhr dann ins Kriegsministerium. Dort erfuhr ich weitere Einzelheiten. Vor allem, sagte man mir, müsse ich Eisenhower dazu bewegen, einen Plan für das Unternehmen aufzustellen; die Zeit dränge, und die Stabschefs könnten Eisenhower nicht dazu bringen, seinen Plan vorzulegen. Das Ganze klang mir nicht sehr vielversprechend: in drei Monaten bereits ein grosses Landungsunternehmen in Nordafrika und jetzt noch nicht einmal ein fertiger Plan da! Ich hatte Eisenhower nur kurz kennengelernt; ich kannte überhaupt nur wenige amerikanische Offiziere und wusste nicht, wie ihm meine Methoden Zusagen würden. Die Entscheidung des Krieges kam immer näher, und grosse Ereignisse standen uns bevor. Ich war zuversichtlich, dass ich jede Aufgabe mit Erfolg durchführen konnte, wenn man mich die Ideen und Methoden in die Praxis umsetzen liess, die mir zum militärischen Glaubensbekenntnis geworden waren und die – davon war ich jetzt mehr denn je überzeugt – uns Erfolg im Kampf gegen die Deutschen bringen würden. Das Beste hoffend, fuhr ich in mein Stabsquartier in Reigate zurück – was auch daraus werden sollte, ich war jetzt zwei Jahre in England, und es wurde Zeit, dass ich vor neue Aufgaben gestellt wurde.

Am nächsten Morgen – dem 8. August – rasierte ich mich gerade, als gegen 7 Uhr das Kriegsministerium anlätete, um mir mitzuteilen, die Befehle, die ich gestern wegen der 1. Armee und des Unternehmens «Fackel» bekommen hätte, würden widerrufen. Ich solle mich bereithalten, sofort nach Ägypten zu fliegen, um den Befehl über die 8. Armee in der Wüste zu übernehmen. Alexander sei schon in Ägypten, und ich würde ihm unterstellt sein. Im Laufe des Vormittags sagte man mir noch, eigentlich sei Gott als Befehlshaber der 8. Armee vorgesehen gewesen, aber der sei im Flugzeug abgeschossen worden, und ich solle an seine Stelle treten.

Statt unter einem Oberbefehlshaber, den ich kaum kannte, eine Landung in Nordafrika durchzuführen, sollte ich unter einem Oberbefehlshaber Dienst tun, den ich gut kannte, und eine Armee übernehmen, die mit einer deutschen und einer italienischen Armee im Kampf lag, die Rommel führte – von dem ich schon grosse Dinge

gehört hatte! Das war viel mehr nach meinem Geschmack, und ich fühlte, ich konnte mit dieser Aufgabe fertig werden – und mit Rommel!

Zwar hatte ich noch niemals Truppen in der Wüste geführt, und ich würde einige sehr erfahrene Generäle unter mir haben, die schon lange Zeit dort draussen waren. Rommel schien jedoch bisher alle geschlagen zu haben, und mich lockte es, selbst einmal mit ihm die Klinge zu kreuzen. Besonders froh war ich, dass Alexander mein Oberbefehlshaber sein würde, denn ich wusste, wir würden gut miteinander auskommen.

Ich traf also leichten Herzens und mit grosser Zuversicht meine Vorbereitungen für den Flug nach Afrika. Nur eine Sorge hatte ich – mein Sohn David! Als er geboren wurde, hatte ich ihn in Harrow angemeldet, der Schule meines Vaters. Aber als er 1942 soweit war, auf eine höhere Schule und in ein Alumnat zu kommen, nahm ich davon Abstand; Harrow lag mir zu nahe bei London, die Jungen mussten dort häufig im Luftschutzkeller schlafen. Stattdessen schickte ich ihn nach Winchester. Freunde hatten mir vorgeschlagen, er solle mit ihren Söhnen nach Kanada gehen, aber das lehnte ich ab; ich wollte ihn in England, in meiner Nähe haben. Im Augenblick war er bei Freunden in den Sommerferien. So fasste ich einen schnellen Entschluss: Ich schrieb an Major Reynolds, den Leiter seiner Vorschule, und bat ihn und seine Frau, ob sie sich an meiner Stelle Davids annehmen, ihn in ihr Haus aufnehmen und für ihn sorgen würden, bis ich aus dem Kriege zurückkäme. Die Antwort auf diesen Brief konnte ich nicht abwarten, doch ich machte mir keine Sorgen; sie würden David aufnehmen und ihn wie ihren eigenen Sohn behandeln. Ich konnte ihm nicht einmal mehr Lebewohl sagen.

Da ich nur meine paar Sachen hatte, waren meine Vorbereitungen für die Abreise von England sehr einfach. Alles, was ich besass, war bei einem feindlichen Luftangriff auf Portsmouth im Januar 1941 zerstört worden. Jetzt sollte ich Gelegenheit bekommen, es den Deutschen heimzuzahlen.

Sir Winston Churchill erzählt in seinem Buch «Schicksalswende» (Band 2, Kap. 3) eine nette Geschichte von meiner Abreise:

«Montgomery fuhr mit Ismay zum Flugplatz, der auf diese Weise eine Stunde oder mehr zur Verfügung hatte, um ihn über die Hintergründe all dieser plötzlichen Änderungen zu unterrichten. Über die-

ses Gespräch erzählt man sich eine – leider nicht verbürgte – Geschichte. Montgomery verbreitete sich über die Zufälligkeiten und Mühsale einer Soldatenlaufbahn. Sein ganzes Leben, sagte er, opferte er seinem Beruf und gönnte sich, in seine Studien vergraben, jahrelang keine Erholung. Auf einmal lächelte ihm das Glück, er hatte seine ersten Erfolge, er wurde befördert, günstige Gelegenheiten ergaben sich, er bekam ein wichtiges Kommando. Er errang einen Sieg, wurde weltberühmt, sein Name war in aller Munde. Dann wandte sich das Glück von ihm ab. Mit einem Schlage wurde seine ganze Lebensarbeit ausgelöscht, wahrscheinlich ohne dass er selbst Schuld hatte, und er kam auf die endlose Liste militärischer Versager. ‚Aber‘, wandte Ismay ein, ‚Sie sollten das alles doch nicht so tragisch nehmen! Die Armee, die da im Nahen Osten zusammengezogen wird, ist ausgezeichnet. Es ist noch gar nicht gesagt, dass Sie mit ihr Pech haben‘ – ‚Wie!‘ schrie ihn da Montgomery an und fuhr von seinem Sitz hoch. ‚Was wollen Sie damit sagen? Ich habe doch von Rommel gesprochen!‘

Leider nicht verbürgt! Ich hatte Ismay, als ich nach Afrika flog, schon wochenlang nicht gesehen, und er fuhr auch nicht mit mir zum Flugplatz.

Am Abend des 10. August flog ich von England ab und traf bei Morgengrauen des nächsten Tages in Gibraltar ein. Den ganzen Tag über blieben wir in Gibraltar und flogen am Abend des 11. August nach Kairo weiter. Unterwegs hatte ich Zeit, über die Probleme nachzudenken, die vor mir lagen, und kam dabei, wenn auch zunächst nur skizzenhaft, auf eine Idee, wie ich die Sache vielleicht anpacken könnte.

VI. KAPITEL

MEINE FÜHRUNGSGRUNDSÄTZE

Ich flog nach Ägypten, um die Stelle eines Armeebefehlshabers im Felde anzutreten. Die Arbeit und Erfahrung vieler Jahre sollten jetzt auf die Probe gestellt werden. Ehe ich darüber berichte, möchte ich jedoch noch einmal die allgemein gültigen Gedanken über das Wesen militärischer Führung zusammenfassen, die ich mir im Laufe der Jahre allmählich erarbeitet hatte und schon seit meiner Tätigkeit als Lehrgangsaleiter an der Kriegsakademie in Quetta ständig predigte. Ich bin überzeugt, dass ich es in erster Linie diesen Führungsgrundsätzen zu verdanken habe, wenn mir in der Folgezeit so grosse Erfolge beschieden waren.

All diese Erläuterungen kann man in einem kurzen Wort zusammenfassen: Führertum.

Harry Truman sagt in seinen Memoiren, er habe durch geschichtliche Studien gelernt, dass «ein Führer ein Mensch ist, der die Fähigkeit besitzt, andere Menschen dazu zu bringen, dass sie tun, was sie gar nicht wollen, und es obendrein noch gern tun».

Wirkliches Führertum ist wohl zu vielseitig für eine so kurze Definition. Auf der andern Seite wird das Wort oft etwas unklar angewandt, ohne dass man seine volle Bedeutung erfasst. Meine eigene Definition lautet:

«Führertum ist die Fähigkeit und der Wille, Männer und Frauen zur Erreichung eines gemeinsamen Zieles um sich zu scharen, und die Persönlichkeit, die den Untergebenen das nötige Vertrauen einflösst.»

Die Fähigkeit allein genügt nicht; der Führer muss auch den Willen haben, von ihr Gebrauch zu machen. Sein Führertum beruht fer-

ner auf Wahrhaftigkeit und Charakter, auf Lauterkeit in seinen Zielen und der Willenskraft, sie zu erreichen.

Dass Wahrhaftigkeit dazu gehört, wird oft nicht erkannt. Ein Führer muss seinen Untergebenen immer die Wahrheit sagen. Tut er es nicht, so werden sie das bald herausfinden, und die Folge ist, dass ihr Vertrauen zu ihm geringer wird. Ich habe den Soldaten im Kriege nicht immer die volle Wahrheit gesagt; denn das hätte die Geheimhaltung gefährdet, und es war auch nicht nötig. Ich sagte ihnen alles, was sie zur Durchführung ihrer Aufgabe wissen mussten. Aber was ich ihnen sagte, war stets wahr, und das wussten sie; dadurch entstand Vertrauen zwischen uns. Der militärische Führer muss stets Herr über die Ereignisse bleiben; sobald er sie sich über den Kopf wachsen lässt, verliert er das Vertrauen seiner Männer, und dann hört er auf, ein Führer zu sein.

Vor allem aber muss der Führer einen starken Einfluss ausüben. Wieweit er das kann, hängt von seiner Persönlichkeit ab – der Begeisterungsfähigkeit, dem Feuer, das in ihm brennt, der magnetischen Kraft, die die Herzen der Menschen zu ihm zieht.

Was ich persönlich von einem Führer gerne wissen würde, ist Folgendes: Was ist sein Ziel? Setzt er sich ganz dafür ein? Hat er die Gaben und das geistige Rüstzeug, die Kenntnisse, die Erfahrung, den Mut dazu? Kann er Entscheidungen treffen? Ist er bereit, die volle Verantwortung dafür und, wenn nötig, das damit verbundene Risiko zu übernehmen? Kann er, nachdem er zunächst einen Organismus geschaffen hat, in dem es bestimmte Brennpunkte der Entscheidung gibt, dezentralisieren und Einzelheiten anderen überlassen, so dass der Hauptplan glatt und schnell durchgeführt werden kann?

Das «Entscheiden» ist dabei von grösster Wichtigkeit. Denn heutzutage besteht im Allgemeinen die Neigung, Entscheidungen aus dem Wege zu gehen und die Dinge auf die lange Bank zu schieben in der Hoffnung, dass sie schon von allein in Ordnung kommen werden. Für den militärischen Führer gibt es jedoch nur eins: sich schnell entscheiden und in kritischen Lagen die Ruhe bewahren – übrigens auch für Politiker kein schlechter Grundsatz.

Vor allem muss der Führer wissen, was er will. Er muss sein Ziel klar erkennen und sich dann bemühen, es zu erreichen. Er muss aber auch die anderen wissen lassen, was er will und welches die Grund-

sätze seines Vorhabens sind. Tatsächlich ist die Hauptsache eine klare Orientierung und eine feste Führung. Ausserdem muss er das um sich schaffen, was ich «Atmosphäre» nennen möchte, und in dieser Atmosphäre seine unterstellten Führer leben und arbeiten lassen.

Ich habe Befehlshaber gekannt, die der Meinung waren, dass sie sich selbst, wenn ihr Plan einmal feststand und ihre Befehle erteilt waren, um nichts weiter zu kümmern brauchten, als dass sie den Gang der Schlacht durch Einsatz ihrer Reserven beeinflussten. Aber das ist ein gefährlicher Irrtum, denn heutzutage kann eine Schlacht sehr schnell eine unerwartete Wendung nehmen. Um Erfolg zu haben, muss ein Befehlshaber von Anfang an sein Kampfgespann fest an der Kandare halten, denn nur dann wird er es zu gleichmässigem Gang und zum Zusammenhalt zwingen und so seine ganze Kampfkraft zur Entfaltung bringen. Dieser feste Griff bedeutet nicht, dass er sich in alles einmischen oder die Entschlusskraft seiner Untergebenen einengen soll, denn tatsächlich ist es diese Entschlusskraft der Untergebenen, die letzten Endes zum Siege führt. Der feste Griff ist aber notwendig, damit der Hauptplan nicht in bestimmten Augenblicken der Schlacht durch selbständige Ideen einzelner Unterführer behindert oder gar vereitelt wird. Die Operationen müssen sich innerhalb eines vorher festgelegten Rahmens entwickeln. Ist das nicht der Fall, so wird der Ausgang der Schlacht zu einem Kompromiss zwischen den verschiedenen Auffassungen einzelner Unterführer über das richtige Vorgehen, oder aber die Operationen würden die Folge neuer, durch die Handlungsweise von Unterführern entstehender Lagen sein, die zu dem Hauptplan nicht passen – die dritte Möglichkeit ist die, dass die Initiative auf den Feind übergeht! Der Hauptplan darf zwar niemals so starr sein, dass der Befehlshaber ihn nicht abändern und der wechselnden taktischen Lage anpassen kann; aber ausser ihm darf niemand nach Belieben Änderungen daran vornehmen – und am wenigsten der Feind.

Man muss sich ferner über die Stellung klar sein, die im Rahmen von Kampfhandlungen der «Besprechung» zukommt. Auf Grund vorheriger Überlegung, eingehender Erörterung mit seinem Stab und enger Fühlunghaltung mit seinen Untergebenen durch wiederholte Besuche muss der Befehlshaber wissen, was er will und ob seine Absicht durchführbar ist. Wenn danach wirklich noch eine Besprechung mit den unterstellten Kommandeuren notwendig ist, dann nur zum

Zwecke der Befehlserteilung. Dazu darf er sie jedoch niemals zu sich nach hinten kommen lassen, sondern muss zu ihnen nach vorn gehen – dann kann ihm niemand über die Schulter sehen. Ein Befehlshaber, der seine Untergebenen zu einer Besprechung zusammenruft, um ihren Rat einzuholen, beweist dadurch, wie schwankend und unentschieden er ist.

Es ist ein Irrtum, zu glauben, dass es nichts mehr zu tun gibt, sobald man einen Befehl gegeben hat; denn dann muss man erst recht dahinterher sein und beobachten, ob er auch im beabsichtigten Sinn ausgeführt wird. Wenn sich der Befehlshaber über seinen Plan und die Art der Durchführung in grossen Zügen klar ist, sollte er den Operationsbefehl oder mindestens seine ersten Direktiven selbst zu Papier bringen und das nicht seinem Stab überlassen. Auf Grund dieser vom Befehlshaber selbst niedergeschriebenen Anweisungen machen sich sein Stab und gegebenenfalls andere Untergebene an die Ausarbeitung der Einzelheiten. Dadurch werden von vornherein Missverständnisse weitgehend ausgeschlossen. So habe ich es jedenfalls gehalten von der Zeit an, als ich ein Bataillon befehligte.

Kein Führer, so gross und bekannt er auch sein mag, kann jedoch auf die Dauer ohne Sieg auskommen. Denn die Schlacht allein entscheidet. Wie kann man nun den Erfolg in der Schlacht erringen?

Sir Winston Churchill sagt darüber in seiner Studie über Marlborough: «Der Erfolg eines Befehlshabers entspringt nicht der Befolgung bestimmter Regeln oder der Nachahmung von Vorbildern. Er gründet sich auf eine vollkommen neue Erkenntnis der zurzeit die Lage bestimmenden Tatsachen und aller Begleitumstände. Jede grosse Kriegshandlung ist einmalig. Daher bedarf es einer tiefeschürfenden Beurteilung des jeweiligen Vorhabens. Es ist der sicherste Weg zum Misserfolg, frühere berühmte Heerführer nachahmen und ihre Taten der neuen Lage anpassen zu wollen.»

In der Schlacht besteht die Kunst des Führers in der Einsicht, dass zwei Lagen niemals einander gleichen. Jede muss als völlig neues Problem angepackt werden; die Antwort darauf wird daher stets völlig anders sein.

Ich habe immer den Standpunkt vertreten, dass eine Armee nicht einfach eine Menge einzelner Soldaten mit soundso viel Panzern, Geschützen, Mgs usw. ist und dass die Stärke einer Armee nicht durch

die Summe all dieser Faktoren bedingt wird. Die wirkliche Stärke einer Armee ist und muss viel grösser sein als die Summe ihrer Teile; sie wird bestimmt durch Moral, Kampfgeist, gegenseitiges Vertrauen zwischen Führer – besonders der obersten Führung – und Geführten, Kameradschaft und andere nicht greifbare, seelisch-geistige Kräfte.

Der Rohstoff, mit dem der militärische Führer arbeiten muss, sind die Menschen. Dies trifft auch auf das Zivilleben zu. Leiter grosser Industrieunternehmen erfassen jedoch anscheinend diesen Punkt nicht immer, sondern glauben, ihr Rohstoff sei Eisenerz, Baumwolle oder Gummi – mit einem Wort Güter, nicht Menschen. In Unterhaltungen mit ihnen habe ich dieser Ansicht stets widersprochen und nachdrücklich betont, dass auch ihr wichtigster Rohstoff die Menschen sind. Auch manche Generäle haben die entscheidende Wichtigkeit dieser Einstellung nicht voll erfasst, sie haben nicht begriffen, was alles dazu gehört, und dies ist ein Hauptgrund ihres Misserfolges.

Eine Armee muss in der Schlacht so hart sein wie Stahl. Das kann man erreichen – aber wie Stahl seine höchste Qualität nur nach wiederholter Bearbeitung und unter der Voraussetzung erreicht, dass die einzelnen Bestandteile richtig zusammengestellt und behandelt werden, so auch eine Armee. Im Gegensatz zu Stahl ist sie jedoch ein äusserst empfindliches Werkzeug und kann daher leicht beschädigt werden. Ihr wichtigster Bestandteil sind die Menschen, daher muss derjenige, der eine Armee richtig handhaben will, die menschliche Natur verstehen. In den Menschen verborgen liegen gewaltige seelische Kräfte, die man zu positiver, schöpferischer Betätigung erschliessen muss, indem man sie begeistert und ihre Erfindungskraft anregt. Tritt man an die Menschen kühl und unpersönlich heran, so erreicht man nichts; aber wenn man das Vertrauen seiner Männer gewinnen kann und sie fühlen, dass ihre wichtigsten Belange sicher in der Hand ihres Führers liegen, dann besitzt man damit ein köstliches Gut, und die gewaltigsten Leistungen werden möglich.

Die Moral des Soldaten ist der entscheidende Faktor im Kampf, und am besten erreicht man eine hohe Moral in Kriegszeiten durch Erfolg in der Schlacht. Der beste General ist derjenige, der seine Siege mit den geringsten Verlusten erringt; aber selbst nach grossen Verlusten bleibt die hohe Moral erhalten, wenn die Schlacht gewonnen ist und die Männer wissen, dass ihr Leben nicht leichtsinnig aufs Spiel

gesetzt, die Verwundeten mit aller nur möglichen Sorgfalt behandelt und die Gefallenen mit der gebührenden Ehrfurcht beigesetzt wurden.

Manche Leute meinen, man stärke die Moral des englischen Soldaten am besten, wenn man ihn mit allerlei Bequemlichkeiten, Soldatenklubs, Kantinen und dergleichen umgibt. Ich bin anderer Ansicht. Nach meinen Erfahrungen zeigen sich Soldaten von ihrer besten Seite, wenn sie mit schwierigen Verhältnissen fertig werden müssen. Männer, die auf irgendeinen einsamen Posten in der Wüste verschlagen werden, beklagen sich weniger über Langeweile als die, welche alle möglichen Annehmlichkeiten geniessen, weil sie sich selber helfen müssen. Die Entstehung des Wohlfahrtsstaates in England nach dem zweiten Weltkrieg hat die Menschen zu der Meinung verleitet, soziale Sicherheit und Wohlstand des Einzelnen seien allein erstrebenswert. Doch das stimmt nicht. Wer zu Wohlstand gelangen will, muss dafür arbeiten; wenn er nur zur Wahlurne geht, kommt er zu nichts. Der richtig geführte englische Soldat reagiert auf Anforderungen und nicht auf soziale Vorteile. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Der Soldat muss so gehalten werden, dass er allezeit tätig, munter und zielbewusst ist. Er tut alles, was man von ihm verlangt – solange man dafür sorgt, dass er seine Post von zu Hause, die Zeitungen und – seltsamerweise! – reichlich Tee bekommt. Ausserdem weiss er gern, was im Kampfgebiet vorgeht und was von ihm selbst verlangt wird. Er macht sich Sorgen, wenn feindliche Luftangriffe auf seine Heimatstadt stattgefunden haben und er keine Nachricht von seinem Mädchen oder von seiner Frau und seinen Kindern bekommt; darum sind Briefe und Zeitungen so wichtig. Im Kriege führt er ein recht unerfreuliches Leben, doch findet er sich damit ab, wenn er weiss, dass es seinem Befehlshaber auch nicht viel besser ergeht, und hat es gern, wenn er ihn regelmässig an der Front sieht, von ihm angesprochen oder sonstwie beachtet wird. Er muss wissen, dass man sich wirklich um ihn kümmert, für ihn sorgt und ihm jedes Vergnügen gewährt, soweit es inmitten der unvermeidlichen Beschwerlichkeiten möglich ist.

Dabei muss man beachten, dass alle Soldaten verschieden sind. Die Bergleute aus Durham und Newcastle, die Leute aus Mittelengland, die Londoner «Cockneys», die Farmer aus dem Westen, die Schotten, die Waliser – alle sind verschieden. Manche Leute sind besonders gut verwendbar bei Nacht; andere kämpfen lieber bei Tage. Manche entwickeln ihre besten Eigenschaften in der Bewegungs-

schlacht, andere eignen sich temperamentmässig besser zum Kampf Mann gegen Mann im kuperten Gelände. Daher sind auch alle Divisionen verschieden. Wenn im ersten Weltkrieg zehn Divisionen für eine Offensive gebraucht wurden, setzte der Stab diejenigen ein, die am leichtesten heranzubekommen waren. Doch jede Division entwickelt mit der Zeit ihren besonderen Charakter, den der Befehlshaber erforschen muss, um zu wissen, für welche Kampfart sie sich am besten eignet. Hatte ich erst einmal diese wesentlichen Unterschiede erfasst, so bemühte ich mich, die Truppen ihrer Aufgabe anzupassen; mit andern Worten, sobald ich die Verhältnisse einer bevorstehenden Schlacht übersah, suchte ich mir die Divisionen aus, deren Männer sich am besten gerade für diese Verhältnisse eigneten, und setzte sie wenn irgend möglich ein.

Genauso ist es mit den Generälen – sie sind auch alle verschieden. Die einen leiten besser eine Bewegungsschlacht, die andern machen ihre Sache am besten, wenn es gilt, eine Stellung zu halten. Daher muss man auch die Generäle ihrer Aufgabe anpassen. Tatsächlich habe ich stets einen grossen Teil meiner Zeit darauf verwandt, über dieses menschliche Problem nachzudenken. Für jede Aufgabe im Rahmen des Hauptplanes setzte ich dann den General und die Truppen ein, die sich besonders dafür eigneten. Daher war jede Schlacht schon halb gewonnen, ehe sie noch richtig begann, weil meine Waffe besser ausgesucht war als die von meinem Gegner gebrauchte – der, soweit ich feststellen konnte, sich mit derlei Überlegungen nicht befasste.

Der nächste Punkt betrifft ebenfalls die menschliche Seite des Problems: die Auswahl der Unterführer. Wohl ein Drittel meiner Zeit verwannte ich darauf, mir ein Urteil in Personalfragen zu bilden. Die Behandlung Untergebener verlangt vor allem Unparteilichkeit und ein feines Empfinden dafür, was im Einzelfalle gerecht und billig ist, wobei die menschlichen Eigenschaften voll berücksichtigt werden müssen. Ich behielt mir alle Ernennungen vor bis hinunter zu den Regiments- und Bataillonskommandeuren. Dabei waren für mich ausschliesslich Verdienst, Führeigenschaften und Eignung für die besondere Aufgabe massgebend. Ich machte es mir zur Pflicht, alle Kommandeure kennenzulernen und einen hohen Massstab an sie anzulegen. Guten höheren Kommandeuren, die man sich einmal ausgesucht hat, muss man Vertrauen schenken und sie bis an die Grenze des Möglichen «halten». Jeder Kommandeur hat ein Recht auf Hilfe

und Unterstützung durch seinen unmittelbaren Vorgesetzten; manchmal bekommt er sie nicht, dann muss man das in Betracht ziehen, wenn er Fehler macht. Wenn er aber trotz aller Hilfe, die er normalerweise erwarten kann, versagt – dann muss er gehen. Zuweilen hört man die Ansicht, dass ein Offizier nach Aufrücken in die nächsthöhere Stellung keine Anweisung braucht, wie er sie ausfüllen soll. Das ist ein grosser Irrtum. Denn zwischen einer Brigade und einer Division oder zwischen einer Division und einem Korps besteht ein gewaltiger Unterschied. So oft ein Offizier aufrückte, brauchte er in seiner neuen Stellung Hilfe und Rat, und es war meine Pflicht, dafür zu sorgen, dass er sie bekam.

Jeder Offizier hat eine Grenze, über die hinaus er – besonders in Kriegszeiten – nicht kommen sollte. Ein Offizier mag sehr gut sein, solange er unter einem erstklassigen Vorgesetzten arbeitet. Aber wie wird er sich entwickeln, wenn er selbst Kommandeur wird? Es ist etwas ganz anderes, lediglich Berater ohne eigene Verantwortung zu sein, als wenn man selbst an der Spitze steht und die volle Verantwortung für die endgültige Entscheidung trägt. Ein guter Bataillonskommandeur braucht nicht unbedingt auch ein guter Brigadekommandeur zu werden, und ein guter Divisionskommandeur ein guter Korpskommandeur. Die Beurteilung, wo in den höheren Rangstufen diese Grenze liegt, gehört zu den schwierigsten Problemen, die ein Befehlshaber zu lösen hat – es nahm denn auch einen grossen Teil meiner Zeit in Anspruch. Dieselbe Schwierigkeit tritt zwangsweise auch im Zivilleben auf.

Es ist daher verständlich, dass mein ganzes Sinnen und Trachten von der Tatsache ausging, dass «der Mensch» im Kriege das Entscheidende ist. Kommandeure aller Rangstufen mussten Führereigenschaften haben; sie mussten Initiative zeigen; sie mussten den «Schwung» haben, die Dinge voranzutreiben, und sie mussten Persönlichkeiten sein, die es verstanden, ihren Untergebenen Vertrauen einzuflössen. Vor allem aber mussten sie den moralischen Mut haben, die Entschlossenheit, die sie befähigte, fest zu bleiben, wenn der Erfolg am seidenen Faden hing. Wohl die wichtigste Eigenschaft eines Befehlshabers ist jedoch die Fähigkeit, Vertrauen auszustrahlen, auch wenn – oder richtiger gerade wenn – er sich innerlich nicht ganz sicher ist, ob sein Plan und die Durchführung des Unternehmens zum Erfolg führen werden. Ein Oberbefehlshaber oder Armeebefehlshaber

ber muss daher ein guter Menschenkenner sein und die Fähigkeit haben, dafür zu sorgen, dass im richtigen Augenblick der richtige Mann auf dem richtigen Platze steht.

Wenn man nach diesen Grundsätzen seine Untergebenen behandelt, muss man auf seine eigene Moral sehr sorgfältig achten. Denn eine Schlacht ist ja im wesentlichen das Ringen zwischen zwei Willen – dem eigenen und dem des feindlichen Führers. Wem der Mut sinkt, wenn die Entscheidung auf des Messers Schneide steht, dessen Gegner wird sehr wahrscheinlich den Sieg davontragen.

Es ist von grösster Wichtigkeit, dass ein höherer Befehlshaber sich strikt davor hütet, dass er in Einzelheiten ersticht – nach dieser Regel habe ich stets gehandelt. Viele Stunden habe ich in aller Stille verbracht, um über die grossen Probleme nachzudenken. In der Schlacht darf ein Befehlshaber nur den einen Gedanken haben, wie er den Feind vernichten kann. Lässt er sich in Einzelheiten verwickeln, so kann er das nicht und dann verliert er das Wesentliche, wirklich Entscheidende aus dem Auge, lässt sich auf nebensächliche, den Ausgang der Schlacht kaum beeinflussende Dinge ein und ist nicht mehr der starke Fels, auf den seine Generalstabsoffiziere sich stützen können. Einzelheiten sind ihre Sache. Kein Befehlshaber, der sich ständig um Einzelheiten kümmert und keine Zeit hat zum ruhigen Nachdenken und Überlegen, kann von hoher Warte aus einen vernünftigen Schlachtplan aufstellen und gross angelegte Operationen erfolgreich leiten.

Dieser Grundsatz gilt auch im Zivilleben und vor allem bei der Führung der Regierungsgeschäfte. Ich habe oft das Empfinden, dass Kabinettsminister und andere, die in der Regierung tätig sind, ihn zu oft ausser acht lassen. Daher könnte man manchem Politiker auf hohem Regierungsposten nach seinem Tode mit Fug und Recht folgende Worte auf seinen Leichenstein schreiben: «Hier liegt ein Mann, der an Erschöpfung starb, weil er sich zu sehr um Einzelheiten kümmerte. Er hatte nie Zeit zum Nachdenken, weil er ständig irgendwelche Unterlagen las. Er sah daher den Wald vor lauter Bäumen nicht.»

Als Leiter der Operationen muss ein Befehlshaber einen allgemeinen Plan für den Feldzug, den er beabsichtigt, entwerfen und dann jede einzelne Schlacht sich im Voraus vorstellen und planen. Er muss versuchen, die Gedanken seines Gegners zu erraten, feindliche Gegenmassnahmen gegen seine eigenen Bewegungen vorhersehen und

schnell handeln, wenn der Feind seine eigenen Pläne zu stören droht. Er muss stets ganz klar denken und die wesentlichen unter den unzähligen Faktoren, die bei jedem Problem auftreten, aussondern können. Um dazu in der Lage zu sein, muss er enthaltsam sein, kein starker Raucher, nicht zuviel trinken und nicht bis spät in die Nacht hinein aufbleiben. Denn sein Kopf muss jederzeit glasklar sein. Ich selbst rauche nicht und trinke keinen Alkohol, einfach weil ich von Jugend an einen Widerwillen gegen beides habe; ich sehe das als ein grosses Glück für mich an, denn ich glaube, dass man ohne Tabak und Alkohol viel gesünder bleibt. Darüber hinaus bin ich jedoch ganz allgemein der Ansicht, dass starkes Rauchen und Trinken die Denkfähigkeit trüben; das aber darf nicht vorkommen, wenn Menschenleben auf dem Spiele stehen – und doch kommt es leider nur allzu oft vor. Schlachten jedenfalls kann man nur gewinnen, wenn man sich frisch fühlt und voller Tatkraft ist.

Den Operationsplan muss der Führer stets selbst machen; er darf ihn sich weder von seinem Stab noch von den Umständen noch gar vom Feinde aufdrängen lassen. Was strategisch erwünscht ist, muss er abwägen mit dem, was mit den verfügbaren Kräften möglich ist. Tut er das nicht, hat er keine Aussicht auf Erfolg. Aber was ist mit ein wenig Glück möglich und was ist bestimmt unmöglich? Das ist jedesmal wieder die grosse Frage. Steht der Plan fest, ist noch eine Menge Kleinarbeit nötig, ehe man das Unternehmen beginnen kann. Diese Kleinarbeit ist Sache des Stabes. Der Befehlshaber selbst muss sich dabei zurückhalten und sich Zeit nehmen zum Nachdenken; er muss seine ganze Aufmerksamkeit auf das Fundament und die Ecksteine des Hauptplanes richten und dafür sorgen, dass sie nicht durch die Unzahl von Einzelheiten, die zwangsläufig die Aufmerksamkeit des Stabes in Anspruch nehmen, verschüttet werden. Dabei spielt der Chef des Stabes eine entscheidende Rolle. Vor fünfzig Jahren konnte ein General noch selbst die Arbeit seines Stabes auf das eine grosse Ziel ausrichten; heute kann er das nicht mehr und sollte es auch nicht versuchen. Der wichtigste Rat, den ich jedem höheren Führer geben möchte, ist der, sich einen tüchtigen Chef des Stabes zu besorgen – ich habe immer einen gehabt!

Der Befehlshaber muss sich *vor* der Schlacht entscheiden, wie er sie schlagen will. Dabei muss er sich darüber klar werden, wie er die

militärischen Mittel, über die er verfügt, verwenden soll, um zu erzwingen, dass die Schlacht den Verlauf nimmt, den er wünscht. Er muss von Anfang an den Feind nach seiner Flöte tanzen lassen – auf keinen Fall umgekehrt. Dazu müssen seine Dispositionen so im Gleichgewicht sein, dass er Gegenmassnahmen des Feindes zwar ausnutzen kann, aber nicht gezwungen wird, darauf zu reagieren, sondern seinen eigenen Plan rücksichtslos weiterverfolgen kann. Diese Frage des «Gleichgewichtes» war immer einer der wichtigsten meiner militärischen Grundsätze. Ein anderer betraf das «Gruppieren», d.h. dafür zu sorgen, dass jedes Korps, das die Schlacht taktisch zu schlagen hat, seiner Aufgabe entsprechend zusammengestellt ist. Die Fertigkeit im Gruppieren vor der Schlacht und beim Umgruppieren, wenn es heisst, einer Veränderung der taktischen Lage entgegenzutreten, gehört zu den Merkmalen einer geschickten Führung.

Bei der Aufstellung seines taktischen Planes muss der Befehlshaber sehr gründlich Vorgehen. Steht der Plan einmal fest, muss er rücksichtslos darauf halten, dass er mit Schwung durchgeführt wird bis zum Erfolg.

Vor Beginn der Schlacht sollte der Befehlshaber alle Kommandeure bis zum Oberstleutnant herunter um sich versammeln und ihnen die Aufgabe, seine Absicht und seinen Plan erläutern, ihnen also in grossen Zügen sagen, wie er die Schlacht schlagen und was er dabei erreichen will. Diese Information ist sehr wichtig; denn wenn alle Kommandeure der verschiedenen Einheiten wissen, was der Befehlshaber will, so werden sie ihre Massnahmen mit mehr Verständnis treffen, und der Zusammenhang wird gewahrt bleiben. Die Kommandeure müssen alle wichtigen Punkte im richtigen Augenblick und unter Wahrung der nötigen Geheimhaltung an ihre Offiziere und Mannschaften weitergeben. Jeder einzelne Soldat muss wissen, wenn er in die Schlacht geht, wie sein kleiner Beitrag sich in das grosse Bild einfügt und wie das, was er leistet, die Schlacht als Ganzes beeinflusst.

Dann weiss die ganze Armee Bescheid, was von ihr verlangt wird und wie es erreicht werden soll; und wenn dann die Soldaten später sehen, dass die Schlacht genauso verlaufen ist, wie man es ihnen vorher gesagt hat, werden die Moral und das Vertrauen zur obersten Führung enorm zunehmen – das aber ist ein höchst wichtiger Faktor für künftige Schlachten.

Ehe das Unternehmen beginnt, müssen die Truppen in einen Zustand stürmischer Begeisterung versetzt werden. Angriffsgeist und Optimismus, der feste Entschluss, dem Feind ans Leder zu gehen, müssen ihnen aus den Augen leuchten, wenn es zum Kampf geht. Dazu hilft am besten das gesprochene Wort, das der Kommandeur an seine Soldaten richtet – eine schlichte, kurze Ansprache vermag hier mehr als alle schriftlichen Erlasse.

In der Schlacht muss der Befehlshaber die Operation direkt und persönlich leiten, indem er die unterstellten Stäbe aufsucht und dort mündlich Befehle erteilt. Dazu muss er vorher die ihm unterstellten Kommandeure und seinen eigenen Stab schulen, dass sie nach mündlichen Befehlen arbeiten und handeln. Wer knappe mündliche Befehle, die natürlich klar sein müssen, nicht richtig ausführen kann und alles schriftlich bekommen muss, der taugt nichts. Es gibt schon viel zu viel Papier in der Armee, und niemand kann auch nur die Hälfte davon mit Verstand lesen.

Natürlich muss auch der Befehlshaber wissen, wie der mündliche Befehl beschaffen sein muss, den er seinen Untergebenen gibt. Denn nicht zwei von ihnen sind einander gleich; jeder verlangt daher eine andere Behandlung. Bei dem einen genügt eine allgemeine Direktive; beim andern muss man mehr ins Einzelne gehen. Allmählich bildet sich aber zwischen Befehlshaber und Untergebenen ein gegenseitiges vertrauensvolles Verständnis heraus, und wenn das erst einmal erreicht ist, gibt es keine Schwierigkeiten und Missverständnisse mehr.

Ich habe gesagt, die Leitung der Operationen während der Schlacht müsse direkt und persönlich sein. Zu diesem Zweck ist die Einrichtung von Verbindungsoffizieren zu empfehlen, die ich seit meiner Zeit als Kommandeur einer Infanteriebrigade stets verwandt habe.

Gewonnen wird eine Schlacht jedoch hauptsächlich im Herzen der Männer. Wenn England in den Krieg zieht, werden die Reihen seiner Wehrmachtsteile aufgefüllt von Männern aus dem Zivilleben, die nicht von Beruf Soldaten, Seeleute oder Flieger sind – und es auch niemals werden wollten. Man muss verstehen, dass diese Männer ganz anders sind als die Soldaten im Burenkrieg oder selbst noch zu Beginn des ersten Weltkrieges. Der junge Mann liest heute Zeitungen, er geht ins Kino und sieht, wie die Menschen in andern Ländern leben und sich benehmen, er hat das Radio und das Fernsehen. Sein Gesichtskreis ist dadurch weiter geworden; er kann daher heute seine

tägliche Umgebung an Massstäben beurteilen, die dem jungen Mann der viktorianischen Ära noch nicht zur Verfügung standen. Er nimmt täglich Nachrichten über andere Verhältnisse auf und bringt sie in Verbindung zu sich selbst.

Er kann denken, kann etwas beurteilen und ist stets bereit zur Kritik. Er will wissen, was vorgeht, was von ihm verlangt wird und warum und wann. Und wenn er es tut, will er wissen, ob damit seinen Interessen gedient wird und ob diese bei seinem Befehlshaber in guten Händen sind.

Hat der Befehlshaber Verständnis für alle diese Wünsche und Gedanken und berücksichtigt er sie, so wird es ihm nicht schwerfallen, das Vertrauen seiner Männer zu gewinnen. Der englische Soldat reagiert auf Führungsmassnahmen erstaunlich stark, und hat man erst einmal sein Herz gewonnen, so folgt er einem überall hin.

Schliesslich und endlich glaube ich nicht, dass ein Befehlshaber heutzutage grosse Armeen oder einzelne Einheiten – ja selbst einzelne Soldaten – begeistern und zu grossen Siegen führen kann, wenn er nicht das richtige Verhältnis zu Gott hat. Er muss bereit sein, für die Religion einzutreten und seine Truppen in der Erkenntnis dieser Wahrheit zu führen. Er muss ständig den Finger am seelischen Puls seiner Armee haben und muss sich vergewissern, dass das geistige Ziel, das sie beseelt, richtig und wahr ist und überall klar verkündet wird. Tut er das nicht, so kann er nicht mit dauernden Erfolgen rechnen. Denn alles Führertum, glaube ich, beruht auf seinem geistigen Gehalt, auf der Kraft, andere zur Nachfolge zu begeistern. Diese geistige Kraft kann gut oder böse sein. Vielfach hat in vergangener Zeit diese Kraft persönlichen Zielen gedient und war ganz oder teilweise vom Übel; wo sie dies war, hat sie letzten Endes versagt. Gottloses Führertum kann wohl vorübergehend Erfolge haben, es trägt jedoch immer den Keim zur eigenen Zerstörung in sich.

Dies ist nur ein kurzer Auszug eines sehr umfangreichen Stoffes. Selbstverständlich bin ich mir klar, dass vieles davon sehr dogmatisch und selbstherrlich klingt. Das kommt zum Teil daher, dass ich versucht habe, mich kurz zu fassen und nur das herauszukristallisieren, was ich für den Kern der Sache halte. Doch möge es genügen, um den Leser besser verstehen zu lassen, was mir durch den Kopf ging, als ich am Morgen des 12. August 1942 in Kairo eintraf.

VII. KAPITEL

DIE 8. ARMEE

Während des Fluges nach Ägypten dachte ich darüber nach, wie ich die im vorigen Kapitel geschilderten Führungsgrundsätze in meiner neuen Stellung zur Geltung bringen könnte.

Die Geländeverhältnisse in Nordafrika waren ganz anders als alles, was ich bisher gewöhnt war. Ich hatte mich stets für geographische Einflüsse auf strategische Probleme interessiert, doch hier handelte es sich natürlich um Überlegungen eine Stufe tiefer: um die Anpassung der jeweiligen Operationen an die topographischen Gegebenheiten.

Wie ich mir die Sache vorstellte, würde das Ziel Tripolis sein, der nächste grosse Hafen westlich von Alexandria. Dazwischen gab es etliche kleine Häfen wie Tobruk, Bengasi und andere, noch kleinere. Der Landstrich zwischen El-Alamein und Tripolis war im Allgemeinen flaches Wüstengebiet – doch drei interessante Punkte darin gewannen in meinen Gedanken sehr bald die Oberhand.

1. Die eine Teerbeton- oder mindestens geschotterte Strasse, die bis nach Tripolis dicht an der Küste entlanglief. Diese Strasse war selbstverständlich eine Hauptnachschiebungsachse von Hafen zu Hafen, aber ausserdem war sie die Hauptachse für Truppenbewegungen.

2. Der Dschebel el Akdar – das grüne Gebirge, ein hügeliges Gebiet, das ungefähr zwischen Tobruk und Bengasi liegt und zuweilen der «Cyrenaika-Höcker», aber in der Regel kurz der «Djebel» genannt wird. Es war fraglos ein wichtiges Gebiet, das man aber in den bisherigen Feldzügen meistens umgangen hatte. Besetzte man es jedoch mit starken Streitkräften, die man speziell dazu ausbildete, von dort

aus nach Süden vorzustossen, konnte es zu einem wertvollen Besitz und nicht mehr ohne Weiteres umgangen werden.

3. Die El-Agheila-Stellung, von den Deutschen gewöhnlich Marsa el-Brega genannt, ein Gebiet mit weichem Sand und Salzpflanzen, das sich von dem Südzipfel der Grossen Syrte viele Kilometer weit landeinwärts nach Süden erstreckt. Durch dieses Sandmeer gab es nur einige wenige Pisten, und solange Rommel es besass, konnte er unsern Vormarsch aufhalten oder aber von dort aus Vorstösse gegen uns unternehmen. Im Februar 1941 waren wir schon einmal bis zur El-Agheila-Stellung vorgestossen und ein zweites Mal Anfang 1942, aber beide Male hatten wir sie nicht erobern können, und so war sie seit März 1941 in Rommels Besitz geblieben.

Meine topographischen Betrachtungen brachten mich zu der Überzeugung, dass folgende Punkte die Hauptrolle in meinen Plänen spielen würden: die Küstenstrasse nach Tripolis, die verschiedenen Häfen längs der Küste, der Djebel zwischen Tobruk und Bengasi und die El-Agheila-Stellung. Auf meinem Flug von Gibraltar nach Kairo bekam ich leider dieses Gebiet nicht zu Gesicht, denn da der direkte Weg für eine alleinfliegende Maschine zu gefährlich war, machten wir bei Nacht einen Umweg nach Süden und erreichten kurz vor Morgenrauen den Nil ziemlich weit südlich von Kairo.

Die zweite Frage, die mir zu denken gab, betraf die Streitkräfte, über die ich verfügen würde, und wie ich sie in dem geschilderten Gelände am besten verwenden konnte. Nach allem, was ich gelesen und gehört hatte, bestanden Rommels Streitkräfte aus Stellungstruppen, die in festen Verteidigungsstellungen lagen und wichtige Geländeabschnitte sicherten, und aus beweglichen Truppen zum Gegenangriff und als Stosskeil bei Offensivunternehmungen. Die Stellungstruppen waren überwiegend Italiener, zumeist ohne Panzer, die beweglichen Streitkräfte bestanden zum grössten Teil aus deutschen Panzerdivisionen. Rommels Elitetruppe war ein Panzerkorps, das sogenannte Deutsche Afrikakorps, bestehend aus der 15. Und 21. Panzer- und der 9. leichten Division.

Ich kam zu dem Schluss, die 8. Armee müsse auch ein solches Panzerkorps bekommen – mit vielen Panzern, gut ausgestattet und gut ausgebildet. Es durfte niemals in festen Stellungen verwendet werden, sondern sollte den Stosskeil bei unseren Offensiven bilden. So ein

Korps hatte uns bisher gefehlt, und darum hatten wir niemals Erfolge von Dauer erzielt. Die Aufstellung dieses Korps, das aus drei oder vier Divisionen bestehen sollte, war die vordringlichste Aufgabe.

Schliesslich war da noch die Frage der Moral. Soviel ich gehört hatte, liessen die Soldaten der 8. Armee die Köpfe hängen, und auch an den höheren Stellen fehlte es an Zuversicht. Das musste sofort in Ordnung gebracht werden. Aber erst, wenn ich die Verhältnisse selbst näher kannte, konnte ich entscheiden, wie das zu machen war.

Diese und viele andere Gedanken gingen mir während des Fluges durch den Kopf, und als ich in Ägypten landete, war mir schon vieles klarer geworden. Ich war fest überzeugt, dass ich die Lösung der Probleme finden würde, sobald ich die Dinge erst wirklich selbst anpackte.

Der Begegnung mit Auchinleck sah ich nicht gerade mit grossen Erwartungen entgegen. Ich hatte allerlei über seine Führungsmethoden gehört und war mir klar, dass ich mich unter ihm niemals wohlfühlt hätte. Ausserdem hielt ich ihn für einen schlechten Menschenkenner, denn sonst hätte er sich niemals General Corbett als Chef seines Stabes ausgesucht, und dass er ihn dann gar noch zum Befehlshaber der 8. Armee vorgeschlagen hatte, überstieg alle Begriffe.

Ebenso hätte kein vernünftiger Mensch Ritchie zum Nachfolger von Cunningham als Befehlshaber der 8. Armee gemacht. Denn Ritchie hatte damals noch nicht die Erfahrung und Eignung für diese Stellung und musste schliesslich das Kommando wieder abgeben. Nachdem er sich als Divisions- und Korpskommandeur die nötige Erfahrung angeeignet hatte, hat er später während des Feldzuges in Nordwesteuropa seine Sache sehr gut gemacht; aber durch die Ernennung zum Befehlshaber der 8. Armee war er in eine unmögliche Situation gekommen.

Am 5. August 1942 besuchte der Premierminister (Churchill) auf dem Wege nach Moskau General Auchinleck im Hauptquartier der 8. Armee in der Wüste. Auchinleck hatte nach der Ablösung Ritchies neben seinen Aufgaben als Oberbefehlshaber Nahost auch die Führung der 8. Armee übernommen. Der Premierminister kam in Begleitung des Chefs des Generalstabs (Brooke). Nach eingehender Prüfung der allgemeinen Lage wurde Auchinleck bedeutet, er könne unmöglich zugleich Oberbefehlshaber Nahost und Befehlshaber der 8. Armee bleiben.

Er müsse sobald als möglich in sein Hauptquartier nach Kairo zurückkehren, und die 8. Armee müsse jemand anderer übernehmen. Für diesen Posten schlug Brooke mich vor, und Auchinleck stimmte ihm zu. Damals war zufällig Feldmarschall Smuts in Kairo, und die Frage wurde im Laufe des Abends auch mit ihm besprochen. Sowohl der Premierminister als auch Smuts hielten es für das Beste, den Posten Gott zu geben, der sich in der Wüste einen grossen Namen gemacht hatte und im Nahen Osten allgemein als der Geeignetste angesehen wurde.

Am 6. August schickte dann der Premierminister dem Kriegskabinet ein Telegramm mit seinen Änderungsvorschlägen, nämlich: der Abtrennung Persiens und des Irak vom Bereich des Nahost-Kommandos, dem Ersatz von Auchinleck durch Alexander und der Ernennung von Gott zum Befehlshaber der 8. Armee. Doch schon am nächsten Tage wurde Gott mit einem Flugzeug abgeschossen und fand dabei den Tod, und am folgenden, dem 8. August, erhielt ich den Befehl, das Kommando zu übernehmen. Am selben Tage überbrachte Brigadegeneral Jacob (jetzt Sir Ian Jacob vom britischen Rundfunk) General Auchinleck in seinem Hauptquartier der 8. Armee in der Wüste einen Brief des Premierministers, in dem dieser ihm mitteilte, dass er auch von seinem Posten als Oberbefehlshaber Nahost abgelöst werden sollte. Am 9. August traf Alexander in Kairo ein und besprach sich mit Auchinleck, der inzwischen aus der Wüste zurückgekommen war, nachdem er den Kommandeur des 30. Korps, General Ramsden, zu seinem Stellvertreter als Befehlshaber der 8. Armee gemacht hatte.

Heute steht fest, dass die Ernennung von Gott zum Befehlshaber der 8. Armee *zu diesem Zeitpunkt* ein Fehler war. Ich habe ihn nie kennengelernt; er war sicher ein ausgezeichneter Soldat und hatte in der Wüste Hervorragendes geleistet. Aber nach allem, was man hörte, war *er* vollkommen abgekämpft und brauchte dringend eine Erholung. Er war sich darüber auch selber klar. Zu einem gemeinsamen Freund hat er gesagt: «Ich bin mit meinen Nerven sehr herunter. Ausserdem haben wir schon alles versucht und nichts erreicht. Ein neuer Kopf muss hierher. Die Aufgabe ist zwar die alte, aber sie verlangt neue Ideen. Wenn man wünscht, dass ich die Sache übernehme, will ich's versuchen. Aber richtiger wär's, sie suchten sich jemand anderen aus. Warum lassen sie nicht einen ganz neuen Mann aus England kommen?»

Am frühen Morgen des 12. August traf ich auf dem Flugplatz bei Kairo ein. Man holte mich ab und brachte mich in das Mena-House-Hotel in der Nähe der Cheopspyramide, wo General Auchinleck ein Zimmer hatte. Dort badete und frühstückte ich und fuhr dann in die Stadt zum Oberkommando Nahost. Kurz nach zehn Uhr war ich da und wurde sofort zu Auchinleck geführt. Es war drückend heiss, und ich hatte immer noch meinen Dienstanzug an, den ich in England trug. Ich schickte daher meinen Adjutanten los, um mir ein paar leichte Sachen zu kaufen.

Auchinleck führte mich in sein Kartenzimmer und machte die Tür zu. Als wir allein waren, fragte er mich als erstes, ob ich wisse, dass er gehen sollte. «Ja», erwiderte ich. Dann erläuterte er mir seinen Operationsplan. Dieser ging von dem Gedanken aus, dass die 8. Armee in ihrem Bestand unter allen Umständen als Machtfaktor erhalten bleiben müsse und nicht der Vernichtung durch eine Schlacht ausgesetzt werden dürfe. Wenn Rommel, sagte er, in voller Stärke angriff, wie man es in Kürze erwartete, so werde die 8. Armee auf das Delta zurückweichen. Wenn Kairo und das Delta nicht zu halten seien, werde sich die Armee nach Süden zurückziehen; Vorkehrungen, um die 8. Armee nilaufwärts zu befördern, seien bereits im Gange. Eine zweite Möglichkeit sei der Rückzug nach Palästina.

Verblüfft lauschte ich seinen Erläuterungen dieses erstaunlichen Planes. Ich stellte ihm eine oder zwei Fragen, doch merkte ich sehr rasch, dass jede Frage, die auf eine sofortige Abänderung seiner Absichten hinzielte, ihn nur ärgerlich machte, da er sich nun einmal darauf festgelegt hatte. Daher hielt ich lieber den Mund.

Was die Übergabe angehe, sagte er, so solle ich am nächsten Tage in die Wüste hinausfahren und zwei Tage im Hauptquartier der 8. Armee bleiben, um mir ein Bild von der Lage zu machen und zu sehen, was gespielt werde. Er selbst befehle noch die 8. Armee und habe Ramsden nur mit seiner Vertretung beauftragt. Ich solle das Kommando nicht vor dem 15. August übernehmen, denn an diesem Tage wolle er die Geschäfte als Befehlshaber Nahost an Alexander übergeben, und er wünsche, dass beide Übergaben am gleichen Tage erfolgten. Falls bis dahin der Feind angreifen und eine kritische Lage entstehen sollte, werde er selbst sofort zur 8. Armee zurückkommen und die Führung wieder direkt übernehmen. Mir kam das alles höchst

seltsam vor, und ich verabschiedete mich von ihm, sobald ich es irgend tun konnte, ohne unhöflich zu sein.

Dann machte ich mich auf die Suche nach Alexander und fand ihn in einem der Dienstzimmer des Hauptquartiers – zuversichtlich, ruhig und liebenswürdig wie immer.

Ich möchte schon an dieser Stelle mit aller Deutlichkeit darauf hinweisen, was für ein Glück es für mich war, dass «Alex» mein Oberbefehlshaber wurde. Ich konnte mir keinen besseren Vorgesetzten wünschen. Wir waren zwar völlig verschieden, aber ich mochte ihn gern und schätzte ihn als Menschen sehr hoch. Ich komme darauf im weiteren Verlauf noch zurück.

Ich trug ihm alsbald meinen Plan zur Aufstellung eines Panzerkorps vor, ähnlich wie Rommel es hatte. Er war sofort einverstanden, aber noch war er ja nicht Oberbefehlshaber. Mit Auchinleck oder seinem Chef des Stabes darüber zu sprechen war zwecklos, denn sie sollten beide gehen. Daher suchte ich den stellvertretenden Chef des Stabes auf, Generalmajor Harding (den späteren Feldmarschall Sir John Harding). Er war mein Schüler auf der Kriegsakademie in Camberley gewesen, und ich hatte in dieser Zeit das beste Urteil über seine Befähigung gewonnen. Er wusste noch nicht, was Alexander und ich in Kairo vorhatten; daher erzählte ich es ihm. Dann legte ich ihm meine Absichten dar und fragte ihn, ob er mir aus den kleinen und kleinsten Truppenteilen und Warenvorräten, die über ganz Ägypten verstreut waren, das neue Korps, das ich haben wollte, aufstellen könne; dreihundert neue Sherman-Panzer sollten aus Amerika am 3. September in Suez eintreffen, die man für die Panzerdivisionen verwenden könne. Er erwiderte, er wolle die Möglichkeit prüfen, und wir verabredeten, dass ich um sechs Uhr abends wieder bei ihm hereinschauen werde, um mir seine Antwort zu holen; Alexander würde ich bitten, mitzukommen.

Dann gingen Alexander und ich zum Lunch in Shepheard's Hotel, wo wir die ganze Sache eingehend besprachen. Ich skizzierte ihm meine Ideen und erhielt sein grundsätzliches Einverständnis zu dem Plan, der mir für den Einsatz der 8. Armee vorschwebte. Den Nachmittag verbrachte ich damit, mir Wäsche und Kleidungsstücke zu kaufen, die ich im August in der Wüste tragen konnte. Nach den Erfahrungen dieses einen Augusttages, den ich in meiner englischen Tuchuniform unterwegs war, hatte ich sie bitter nötig – ich zerfloss

buchstäblich vor Hitze! Zum Übernachten war ich in der englischen Botschaft eingeladen, und für den nächsten Morgen war vereinbart, dass mich der Leiter der Operationsabteilung der 8. Armee um 9 Uhr an der Strassenkreuzung westlich von Alexandria erwarten sollte, um mich ins Hauptquartier zu bringen.

Als Alexander und ich um 6 Uhr abends wieder zu Harding kamen, erklärte er, er könne das Korps, das ich brauche, aufstellen. Es würde die Bezeichnung 10. Korps tragen und aus der 1., 8. und 10. Panzerdivision bestehen; zu jeder der drei Divisionen würden eine Panzerbrigade, eine Infanteriebrigade und die üblichen Divisions-truppen gehören. Ferner sollte zum 10. Korps die Neuseeländische Division treten, bestehend aus zwei Infanteriebrigaden und eine Panzerbrigade.

Das war grossartig! Wir konnten ihm lediglich sagen, er solle nur so weitermachen.

Doch noch eins war heute zu erledigen: Ich brauchte einen zweiten Adjutanten. Einen hatte ich mir aus England mitgebracht, Hauptmann Spooner vom Königlichen Norfolk-Regiment; aber weder er noch ich hatten schon einen Feldzug in Ägypten mitgemacht, und ich brauchte einen zweiten, der sich mit dem Leben in der Wüste auskannte. Man erzählte mir, Gott habe sich erst kürzlich einen jungen Offizier von den 1. Husaren zum Adjutanten genommen, er sei jedoch nicht mit Gott in dem Flugzeug gewesen, das abgeschossen wurde, und halte sich zurzeit in Kairo auf. Vielleicht wäre er das, was ich brauchte. Auf meine Bitte hin kam er zu mir. Er hiess John Poston, war ehemaliger Harrow-Schüler und hatte die Schule gerade hinter sich, als der Krieg ausbrach. Er sah, dass ich Generalleutnant war, und wusste, dass ich einen Adjutanten suchte, hatte aber noch nie etwas von mir gehört und ahnte nicht, was ich in Ägypten machte. Ich sagte zu ihm: «Mein Name ist Montgomery. Ich bin aus England heute hier angekommen und fahre morgen in die Wüste hinaus, um das Kommando der 8. Armee zu übernehmen. Ich bin noch nie in der Wüste gewesen und brauche einen Adjutanten, der mich begleitet und nach mir schaut. Wollen Sie als mein Adjutant zu mir kommen?»

Er war sichtlich überrascht. Was ich ihm erzählte, war streng geheim und nur sehr wenigen Menschen bekannt. Er antwortete auch nicht gleich, sondern sah mir nur offen in die Augen. Er schaute traurig drein – kein Wunder: Eben noch war er Adjutant bei Gott gewe-

sen, der im ganzen Nahen Osten bekannt war und offenbar bei allen jungen Offizieren als eine Art «Held» galt. Jetzt war sein Herr und Meister tot. Ich sagte daher nichts und wartete geduldig auf seine Antwort; dabei sah ich unverwandt in zwei zuverlässige graue Augen. Schliesslich sagte er: «Ja, Sir, ich würde gern zu Ihnen kommen.»

Eine bessere Wahl hätte ich nicht treffen können. Wir gingen kämpfend zusammen unsern Weg durch zehn Länder, von El-Alamein bis an die Elbe. Ich liebte ihn wie einen Sohn. In der letzten Kriegswoche fiel er in Deutschland. Als er starb, war es bis zum Lande der Verheissung nicht mehr weit, und er, der so weit gewandert war und so tapfer gekämpft hatte, gab sein junges Leben hin für die andern, damit sie seine Früchte geniessen konnten.

Am nächsten Tage fuhr ich um 5 Uhr morgens im Wagen von der englischen Botschaft ab hinaus in die Wüste. Der Leiter der Operationsabteilung der 8. Armee war Brigadegeneral de Guingand (jetzt Generalmajor Sir Francis de Guingand). «Freddie» de Guingand und ich waren alte Freunde; wir kannten uns schon aus York, als ich Major war und er eben eingetretener Unterleutnant. 1932 und 1933 hatten wir uns in Ägypten wiedergesehen, 1935 in Quetta, und 1939 war er eine Art militärischer Gehilfe beim Kriegsminister Hore-Belisha gewesen. Er hatte eine rasche Auffassungsgabe und einen schöpferischen Geist, und ich hatte ihn schon früher immer als einen überragenden jungen Offizier angesehen. Nun stand er hier und wartete auf mich, wie verabredet, an der Wegekreuzung bei Alexandria, an der die Strasse von Kairo sich westwärts wendet, um weiter längs der Küste zu verlaufen. Er sah schmal und sorgenvoll aus, als trüge er eine schwere Bürde mit sich herum. Ich war mir sofort klar, bevor wir von dem Hauptproblem sprachen, musste ich zuerst einmal das enge freundschaftliche Verhältnis von früher wiederherstellen. Ich bat ihn daher, in meinen Wagen einzusteigen, und plauderte zunächst mit ihm über zusammen erlebte vergangene Zeiten; dabei mussten wir wiederholt über komische Episoden, an die ich ihn erinnerte, herzlich lachen. Seine anfängliche Steifheit liess zusehends nach, und nach einer Weile sagte ich: «Nun, Freddie, alter Junge, ihr Brüder scheint mir ja die Dinge hier recht hübsch durcheinandergebracht zu haben. Erzählen Sie mir doch mal, was da los ist.»

Da holte er ein Schriftstück aus der Tasche, in dem er alles fein säuberlich für mich aufgeschrieben hatte, die ganze Lage und alle wichtigen Punkte. Ich aber sagte: «Nein, Freddie, stellen Sie sich nicht so dumm! Sie wissen doch ganz genau, dass ich niemals etwas Geschriebenes lese, wenn ich den Menschen leibhaftig vor mir habe, der mir das Ganze mündlich erzählen kann. Stecken Sie den Wisch da schnell wieder weg und packen Sie mal aus!»

Er lachte, und ich merkte sofort, dass ich jetzt eine mustergültige Schilderung der gegenwärtigen Lage und ihrer Ursachen bekommen würde, an der nichts fehlte. Wir sassen dicht nebeneinander, die Karte auf den Knien, und er fing an zu berichten: über die operative Lage, die neuesten Feindnachrichten, über die Kommandeure der verschiedenen Abschnitte, die vorliegenden Befehle von Auchinleck hinsichtlich des künftigen Verhaltens und seine Ansichten darüber. Ich liess ihn ruhig reden. Dann und wann warf ich eine Frage ein, aber nur um irgendetwas zu klären. Als er fertig war, schwiegen wir beide eine Weile. Dann fragte ich ihn, wie es bei Offizieren und Mannschaften um die Moral bestellt sei. Nicht gut, erwiderte er, die 8. Armee brauche eine sichere Führung und einen festen Griff von oben; es gebe zuviel Ungewissheit, seiner Meinung nach sei «irgendetwas nicht in Ordnung». Ich drängte ihn nicht, diesen Ausdruck näher zu erklären. Ich verstand ihn auch so: Er wollte gegenüber seinem bisherigen Befehlshaber nicht illoyal sein.

Die Zeit verging rasch, und bald mussten wir die Küstenstrasse verlassen und auf eine Sandpiste nach Süden abbiegen, die uns in die völlig vegetationslose Wüste führte. Wir schwiegen jetzt; ich dachte nach, hauptsächlich über Guingand – und zweifellos dachte er über mich und seine Zukunft nach.

Allmählich kam mir die ganze Grösse der vor mir liegenden Aufgabe zum Bewusstsein. Ich war mir darüber klar, dass ich sie nicht allein angehen konnte. Ich brauchte jemand, der mir dabei half, einen Mann mit rascher Auffassungsgabe und klarem Kopf, der bereit war, Verantwortung zu übernehmen, der mir den ganzen kniffligen Stabskram abnahm und mir Zeit liess, mich auf die grossen Probleme zu konzentrieren, kurz, einen Chef des Stabes. Denn mir war klar, sobald ich mich von den Einzelheiten der verzwickten Aufgabe, die vor mir lag, unterkriegen liess, würde ich genauso versagen wie andere vor mir.

War Freddie de Guingand dafür der richtige Mann?

Wir waren ausgesprochene Gegensätze. Er war ein feinbesaiteter, nervöser Typ, der ganz in seiner Arbeit aufging. In normalen Zeiten liebte er edle Weine und gutes Essen und «jeute» gelegentlich auch gern. Waren diese Unterschiede nun massgebend? Ich wurde mir rasch darüber klar, sie machten nichts aus. Im Gegenteil, Unterschiede waren manchmal ein grosser Vorteil. Ich habe immer gefunden, dass zwei Menschen, die sich vollständig gleichen, kein gutes *team* abgeben. Er war vierzehn Jahre jünger als ich, doch wir waren schon früher gute Freunde gewesen, und als ich ihn jetzt so schmal und sorgenvoll neben mir sitzen sah, kehrte die alte Zuneigung wieder zurück. Er hatte einen ausgezeichneten Kopf, der in der Lage war, blitzschnell die richtige Entscheidung zu finden. Ausserdem kannte er mich und meine Art, was sehr wichtig war. Wenn er der richtige Mann war, musste ich ihm die nötigen Vollmachten geben – er musste wirklich der Chef des Stabes sein, nicht nur der Leiter der Operationsabteilung.

Doch die englische Armee arbeitete nicht nach dem ChefPrinzip. Ein Befehlshaber hatte stets mehrere Generalstabsoffiziere als Abteilungsleiter unter sich und sollte ihre Tätigkeit selbst gleichschalten. Das war in meiner Lage aber unmöglich. Wie hätte ich die gesamte Stabsarbeit dieses Wüstenfeldzugs koordinieren können? Das hatten all die andern vor mir getan mit dem Erfolg, dass sie den Blick für das Wesentliche verloren; sie hatten sich die Einzelheiten über den Kopf wachsen lassen und waren darüber zu Fall gekommen.

Noch ehe wir im Hauptquartier anlangten, war ich mir darüber klar, dass Guingand der richtige Mann war. Ich wollte ihn zu meinem Chef des Stabes mit allen Vollmachten machen, und zusammen wollten wir die Arbeit anpacken. Ich sagte es ihm jedoch noch nicht – ich hielt es für besser, noch zu warten und seine Ernennung vor allen Offizieren des Stabes bekanntzugeben, um ihn in ihren Augen herauszuheben und ihnen von vornherein den Unterschied klarzumachen, den diese Ernennung bedeutete.

Ich habe diese Entscheidung nie bereut. Freddie de Guingand und ich haben den ganzen Krieg zusammen durchgestanden. Wohin ich ging, kam er als mein Chef des Stabes mit. So wanderten wir Schulter an Schulter von El-Alamein bis nach Berlin. Mit jedem Schritt nahm

er an Format zu, und ich erkannte immer deutlicher, was für ein Glückspilz ich war. Er war ein glänzender Chef des Stabes, und ich bezweifle, dass es in der englischen Armee jemals seinesgleichen gegeben hat oder geben wird – doch in diesem Punkte bin ich natürlich voreingenommen.

Während wir so die Wüstenpiste entlangholperten, kam ich zu dem Schluss, dass ich jetzt zwei enorm starke Stützen hatte. Hinter mir stand Alexander als enger Freund und Verbündeter, bei dem ich mich darauf verlassen konnte, dass er mir helfen und alles tun würde, worum ich ihn bat – solange es vernünftig war und ich Erfolg hatte. Und neben mir würde Guingand stehen als mein Chef des Stabes und Mann meines Vertrauens. Als nächstes musste ich nun noch tüchtige und zuverlässige Unterführer haben.

Mit diesen Gedanken im Sinn war ich recht guter Laune, als wir gegen 11 Uhr im Wüstenhauptquartier der 8. Armee anlangten. Bei dem Anblick, der sich mir hier bot, hätte ich allerdings fast den Mut verloren. Es war ein trostloses Bild: ein paar Lkws, keine Messezelte, gearbeitet wurde meist in den Lkws oder im Freien in der glühenden Sonne, dazu alles übersät mit Fliegen. Ich fragte, wo Auchinleck zu schlafen pflege; die Antwort lautete: auf dem Erdboden neben seinem Wohnwagen. Zelte waren in der 8. Armee verboten; alle sollten es so unbequem und primitiv wie möglich haben, damit sie es nicht besser hätten als die Soldaten. Offiziersmessen existierten nicht; die Offiziere mussten im Freien essen, wo sie natürlich die Fliegen aus ganz Ägypten anlockten.

Als Zeltersatz für die Generalsmesse, die ich jetzt erben sollte, war ein Moskitonetz um den Tisch gespannt; aber es bot natürlich keinen Schutz vor der Sonne, und die Fliegen, die einmal darin waren, konnten nicht wieder hinaus. Ich fragte, wo der Luftwaffenstab läge. Oh, hiess es, ihr Lager sei viele Kilometer weiter hinten an der Küste, in der Nähe von Burg el-Arab. Mir schien, die Armee und die Luftwaffe schlugen hier zwei getrennte Schlachten; von persönlichen Beziehungen zwischen beiden, die doch so wichtig sind, war keine Rede. Die ganze Atmosphäre dieses Hauptquartiers war jämmerlich und entmutigend.

Der stellvertretende Armeebefehlshaber, General Ramsden, kam auf mich zu und begrüßte mich. Ich kannte ihn von früher her. Er war in den Jahren 1938/39 in Palästina Kommandeur des Hampshire-Regiments bei mir in der 8. Division gewesen; er war damals ein sehr

tüchtiger Kommandeur, ich hatte ihn jedoch seitdem nicht wiedergesehen. Er berichtete mir kurz über die Lage. Ich befragte ihn über die Pläne der Armee für den Rückzug, falls Rommel angriff. Gewisse Befehle waren für diesen Fall erlassen worden, doch waren sie unklar. In operativer Hinsicht lag über allem eine gewisse Ungewissheit; mit der Luftwaffenführung hatte das Armeehauptquartier nur lose Verbindung.

Mir wurde immer klarer, dass die ganze Lage nicht nur unhaltbar, sondern geradezu gefährlich war. Ich beschloss daher, sofort einzugreifen. Ich hatte allerdings den Befehl, die Führung der 8. Armee erst am 15. August zu übernehmen, und heute hatten wir erst den 13. Beim Hauptquartier Nahost anzufragen, wäre sinnlos gewesen. Ich musste die volle Verantwortung selbst übernehmen. Ich sagte also General Ramsden, er solle sofort zu seinem Korps zurückkehren. Er schien im ersten Augenblick überrascht zu sein, denn schliesslich war er als stellvertretender Armeebefehlshaber eingesetzt worden – aber er ging. Dann lunchte ich inmitten all der Fliegen unter der sengenden Sonne. Während des Essens kam mir ein kühner Gedanke: Gleich nach dem Essen setzte ich ein Telegramm an das Hauptquartier Nahost auf, in dem ich meldete, dass ich ab 14 Uhr des heutigen Tages, des 13. August, das Kommando über die 8. Armee übernommen hätte. Das war klarer Ungehorsam gegen einen dienstlichen Befehl – doch es erfolgte nichts darauf. Dann hob ich alle bestehenden Rückzugsbefehle auf.

Ich gab Befehl, dass es im Fall eines feindlichen Angriffes *keinen* Rückzug geben werde. Wir wollten uns, wenn es nötig war, Leonidas und seine dreihundert Spartaner zum Vorbild nehmen, von denen die Steinplatte am Thermopylenpass heute noch kündigt:

«Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest Uns hier liegen gesehen, wie das Gesetz es befahl.»

Ich war der Meinung, dass diese Befehle vorerst genügten, bis ich selbst mehr vom Gelände gesehen und die wichtigsten der mir unterstellten Kommandeure gesprochen hatte. Ich beschloss daher, dem Hauptquartier rasch den Rücken zu kehren, ehe noch wegen meiner plötzlichen Übernahme des Kommandos der 8. Armee ein unerwünschtes Echo vom Oberkommando Nahost herüberklang. Doch

vorher sagte ich noch Guingand Bescheid, er solle um 6 Uhr abends den ganzen Stab zusammenrufen, damit ich zu ihm sprechen könne. Da ich Ramsden schon getroffen hatte, dessen 30. Korps den Nordflügel bildete, fuhr ich zum Stabsquartier des 13. Korps auf dem Südflügel, wo ich mit General Freyberg sprechen wollte. Er war eigentlich Kommandeur der Neuseeländischen Division, führte aber seit dem Tode von Gott vertretungsweise das 13. Korps.

Unterwegs sass ich in die Karte vertieft hinten im Wagen. Mein Führer war ein Offizier des Hauptquartiers, der den Weg eigentlich kennen musste, da er oft beim 13. Korps zu tun hatte; er sass vorn neben dem Fahrer. Nach einiger Zeit hielt auf einmal der Wagen, und ich fragte, wo wir wären. Da musste mein Führer gestehen, dass er das selbst nicht wusste – wir hatten uns «verfranzt». Dann fiel mir jedoch auf, dass ringsum Pfähle im Sande steckten, die untereinander mit langen Drähten verbunden waren, und ich fragte ihn, was das sei. Er erwiderte, wir befänden uns mitten in einem Minenfeld. Ich muss sagen, ich fand das nicht sehr angenehm. Ich sagte dem Fahrer, er solle den Wagen auf unserer Spur zurücksetzen, bis wir aus dem Minenfeld heraus seien; dort fand sich dann mein Führer auch wieder zurecht, und wir konnten weiterfahren.

Mit Freyberg führte ich eine aufschlussreiche Unterhaltung und ebenso später mit Morshead, der die 9. australische Division befehligte. Beides waren ausgezeichnete Soldaten – und ich sage das nicht nur, weil sie meinen Ideen, die ich ihnen kurz skizzierte, aus vollem Herzen zustimmten.

Es war schon ziemlich spät, als ich wieder im Hauptquartier anlangte, und der Stab wartete schon auf mich. Guingand hatte die Offiziere neben dem Wohnwagen versammelt, der mir als Arbeitsraum diente. Es war 18 Uhr 30, und die Luft war schon angenehm kühl, als ich zum erstenmal zu meinem Stabe sprach.

Ich stellte mich ihnen vor und sagte, ich hätte sie hergebeten, um sie zu begrüßen und ein paar Erläuterungen zu geben, wie ich die Dinge haben wollte. Einige Anordnungen seien bereits erfolgt, über die sie wohl schon Bescheid wüssten; weitere würden folgen. Die Aufhebung des Rückzugsbefehls erfordere eine vollkommene Änderung der allgemeinen Einstellung, die sie sich zu eigen machen müssten, da sie ja die Einzelheiten des neuen Verfahrens auszuarbeiten hätten. Wenn wir unsere jetzigen Stellungen halten wollten, so müsse

die Verteidigung die nötige Tiefe haben; alle Transportmittel müssten in das rückwärtige Gebiet gebracht werden; Munition, Wasser, Lebensmittel usw. müssten dagegen weiter vorn bereitgehalten werden. Um die Forderung «kein Rückzug» durchführen zu können, brauche die 8. Armee mehr Truppen. Im Delta hinten gebe es massenhaft Soldaten, die dort Verteidigungsstellungen bauten, aber die Verteidigung der grossen Städte in Ägypten habe hier vorn bei El-Alamein zu erfolgen. Ich würde daher die zwei Divisionen, die vor Kurzem aus England eingetroffen seien, hier nach vorn holen.

Ich sei ferner im Begriff, aus all den in Ägypten verstreuten Truppenteilen ein neues Korps, das 10. Korps, aufzustellen, das über zahlreiche Panzer verfügen werde, die Vorarbeiten dazu seien bereits im Gange. Dieses neue Korps würde niemals zu Verteidigungszwecken eingesetzt werden, sondern solle für uns das werden, was das Afrika-korps für Rommel war.

Das Verfahren, den Feind mit Kampfgruppen, Überfallkommandos und über die ganze Wüste zersplitterten kleinen und kleinsten Divisionsteilen zu bekämpfen, müsse aufhören. Künftig würden die Divisionen als geschlossene Divisionen kämpfen.

Die Atmosphäre, die ich im Hauptquartier vorgefunden hätte, gefiele mir nicht. Die Moral im Hauptquartier müsse leiden, wenn wir in diesem elenden Loch hierblieben, wo wir jede Annehmlichkeit entbehrten. Wir sollten das Hauptquartier an den Strand verlegen, wo wir bei aller Arbeit einmal baden und vergnügt sein könnten.

Mein Befehl von General Alexander sei ganz einfach, ohne alles Drum und Dran: Ich solle Rommel und seine Armee vernichten! So viel ich wisse, erwarte man, dass Rommel *uns* in Kürze angreifen werde. Wenn er bald käme, würde das peinlich sein; käme er in einer Woche, in Ordnung; aber liesse er uns vierzehn Tage Zeit, könne er machen, was er wolle, er würde abgewiesen werden – und dann käme die Reihe an uns, ihn anzugreifen. Ich hätte jedoch nicht die Absicht, unsern Angriff zu beginnen, ehe wir fertig seien; aber wenn wir soweit seien, würden wir Rommel 6 zu 0 schlagen und aus Afrika hinauswerfen.

Selbstverständlich gäbe es bis dahin noch viel Arbeit, und die könnten wir hier bei all den Fliegen und unter der glühenden Sonne nicht leisten. Das Hauptquartier werde daher so bald wie möglich an

den Strand in die Nähe des Luftwaffenstabes verlegt werden. Dort wollten wir dann zusammen mit der Luftwaffe den Plan für unsere Offensive ausarbeiten. Der Befehl, nach dem Zelte verboten seien, werde hiermit aufgehoben. Wir wollten uns Zelte und ein paar Möbel kommen lassen und es uns alle so bequem wie möglich machen.

Schliesslich setzte ich ihnen kurz meine Arbeitsmethode auseinander und meine Abneigung gegen Papier und Einzelheiten. Dann ernannte ich Brigadegeneral de Guingand zum Chef des Stabes der 8. Armee. «Jeder Befehl», sagte ich, «den er gibt, ist als von mir kommend anzusehen und sofort auszuführen. Er besitzt mein volles Vertrauen. Ich mache ihn hiermit zum Vorgesetzten des gesamten Hauptquartiers.»

Während meiner Ansprache herrschte lautlose Stille; man konnte eine Nadel auf den Boden fallen hören – wäre das in dem Wüstensand möglich gewesen. Zweifellos hinterliessen meine Worte eine starke Wirkung. An diesem Abend wurde ein neuer Geist der Hoffnung – mindestens aber der Klarheit – geboren. Denn eins war dem Stabe bestimmt klar geworden: dass es mit der Ungewissheit in allen Dingen ein Ende hatte. Die alten Wüstenhasen freilich meinten, meine Knie seien eben doch noch sehr weiss!

Mein erster Tag in der Wüste, der 13. August, war – wenn auch lang und ermüdend – befriedigend gewesen. Viel war erreicht worden, aber viel blieb noch zu tun. Mir war klar, dass ich noch einen Tag – bis zur Abreise Auchinlecks am 12. – vorsichtig sein musste; denn das bisherige Regime im Hauptquartier Nahost betrachtete mich als lästigen neuen Besen. Bisher war, was mich anging, nichts von dort verlautet; aber ich hatte ihnen auch nur einige meiner Befehle mitgeteilt und keine Forderungen an sie gestellt. Wenn Alexander am Morgen des 12. erst einmal Oberbefehlshaber war, würde alles glatt gehen. Er würde alles, was wir von ihm erbaten, tun und dafür sorgen, dass es sofort geschah – daran hegte ich nicht den geringsten Zweifel. Auf Guingands Rat entschloss ich mich daher, bis zum Abend des 14. August keine Anforderungen an das Hauptquartier Nahost zu stellen, die mit den abgeänderten Einsatzabsichten zusammenhingen. Er war ein kluger Kopf, und sein Rat in diesen Dingen war stets vernünftig. Im Laufe der Zeit hat er mich noch oft davon zurückgehalten, meine Schranken vorschnell zu überschreiten. Wir brauchten zwar noch

eine Menge, aber ich musste ja auch noch einige Erkundungen vornehmen, bevor ich meinen Plan fertigmachen konnte.

Am Abend hatte ich dann noch eine ausgiebige Unterhaltung mit Guingand. Er hatte jetzt grosse Machtbefugnisse und wollte gern meine Ansicht zu einigen Punkten wissen. Ich wollte am 14. den ganzen Tag draussen sein und auch später einen grossen Teil meiner Zeit; er war daher sehr darauf bedacht, dass er mich wenigstens an den Abenden zu fassen bekam. Als ich an diesem Abend zu Bett ging, war ich ehrlich müde. Aber ich wusste jetzt, dass wir auf dem Wege zum Erfolg waren. Ich fürchte freilich, das befriedigte Lächeln, mit dem ich einschlief, hatte wenig mit militärischem Gehorsam und Subordination zu tun: Ich erteilte Befehle an eine Armee, die ein anderer zu befehligen glaubte.

Bald nach Morgengrauen weckte mich am nächsten Tage ein Offizier mit der Frühlagemeldung. Ich war sehr ärgerlich und hiess ihn, mir nie wieder mit einer Lagemeldung unter die Augen zu kommen; ich wollte nicht mit Einzelheiten wie Patrouillenergebnissen und ähnlichen Dingen belästigt werden. Er entschuldigte sich wortreich und sagte, General Auchinleck hätte immer zeitig geweckt werden und die ersten Frühmeldungen sehen wollen. Ich erwiderte ihm, ich sei nicht Auchinleck, und wenn etwas nicht in Ordnung sei, werde der Chef des Stabes es mir schon melden, und wenn nichts Besonderes los sei, wollte ich nicht behelligt werden. Der Offizier war durch meine Zurechtweisung völlig aus der Fassung gebracht; ich lud ihn daher zu einer Tasse Tee ein, bei der wir uns ein Weilchen kameradschaftlich unterhielten, und getröstet ging er von dannen. Der Chef des Stabes aber erliess einen neuen Befehl über Lagemeldungen, so dass ich nicht wieder belästigt wurde.

Nach meiner Besprechung mit Guingand war ich so gut wie überzeugt davon, dass wir mit einem baldigen Angriff von Rommel rechnen mussten: Er wollte einen letzten Versuch machen, Kairo, Alexandria und das Delta in seine Hand zu bekommen. Es war augenscheinlich, dass er in diesem Falle seine Hauptanstrengung gegen unsere südliche Flanke richten würde und dann mit einem rechten Haken in unsern Rücken zu kommen suchte. Denn er konnte die 8. Armee nicht ungeschoren lassen und einfach zu den Fleischtöpfen Ägyptens weiterziehen; erst musste er diese Armee vernichten, dann gehörten auch die Fleischtöpfe von selber ihm.

Durch diese Überlegung wurden die Umrisse meines Planes auf

einmal deutlich: An der Nordflanke musste die Front des 30. Korps durch Minenfelder und Drahthindernisse so verstärkt werden, dass sie mit nur ganz wenigen Truppen zu halten war. Im Augenblick brauchte ich mir diese Front nicht anzusehen. Umso sorgfältigere Beachtung erforderte die Südfront. Daher wollte ich zuerst dorthin fahren. Ausserdem brauchte ich dort einen neuen Kommandeur für das 13. Korps, da ein Nachfolger für Gott bisher nicht ernannt war.

Den ganzen Tag über prüfte ich das Gelände an den Nahtstellen der Korps und an der Südflanke und erkannte sofort die Wichtigkeit zweier beherrschender Bodenwellen: des Ruweisat-Rückens und des Alam-Halfa-Rückens. Beide waren wichtig, aber den Schlüssel der ganzen Alamein-Stellung bildete der Alam-Halfa-Rücken. Er lag etliche Kilometer hinter der Alameinfront, südöstlich des Ruweisat-Rückens, und war ungesichert, da keine Truppen dafür verfügbar waren.

Ich hatte immer wieder über das nachgegrübelt, was ich über Panzerschlachten in der Wüste gehört hatte, und war zu der Auffassung gelangt, dass Rommel es sehr gern sehen würde, wenn unsere Panzer sich von ihm verleiten liessen, ihn anzugreifen. Dann hätte er nämlich seine Panzer hinter einem PakSchirm aufgestellt, unsere Panzer abgeschossen und schliesslich selbst das Schlachtfeld in der Hand gehabt. Ich war entschlossen, dafür zu sorgen, dass das nicht passierte, falls Rommel sich entschied, uns anzugreifen, ehe wir soweit waren, dass wir die grosse Offensive gegen ihn beginnen konnten. Ich würde nicht zulassen, dass unsere Panzer sich auf ihn stürzten; wir würden uns nicht aus der Alameinstellung herausrühren, vielmehr den Ruweisat- und Alam-Halfa-Rücken so sichern, dass wir sie auf alle Fälle halten konnten, und ihn vergeblich dagegen anrennen lassen. Wir würden die Schlacht in unserer festen Stellung schlagen, kein Soldat und auch kein Panzer würde sich von der Stelle rühren. Ich wollte seine Panzer gegen unsere Panzer anrennen lassen, die am Westende des Alam-Halfa-Rückens ihre Stellungen beziehen und sich dort bis zum Rumpf in den Sand eingraben sollten.

Im Laufe des Tages traf ich an der Südflanke mit dem General zusammen, der die 7. Panzerdivision befehligte, dem berühmten Wüstenrats. Als wir über den erwarteten Angriff Rommels sprachen, sagte er, es gebe nur noch eine Frage zu entscheiden: wer den Befehl zum Angriff der Panzer gegen Rommel geben würde? Er meinte, er

selbst werde das wohl sein. Ich erwiderte ihm jedoch, dass niemand diesen Befehl geben werde, denn unsere Panzer würden diesmal gar nicht angreifen; zur Abwechslung wollten wir einmal Rommels Panzer sich die Köpfe einrennen lassen. Das war für ihn eine ganz neue Idee, und er erhob zunächst allerlei Einwendungen dagegen.

Als ich am Abend in mein Hauptquartier zurückkam, standen mir die Umrisse des Planes für eine sofortige Verstärkung der Alameinstellung deutlich vor Augen, ich war entschlossen, sie so stark zu machen, dass wir mit den Vorbereitungen für unsere eigene grosse Offensive beginnen konnten und uns durch einen Angriff Rommels, ganz gleich, wo und wie er erfolgte, nicht davon ablenken zu lassen brauchten. Alle Nachrichten liessen vermuten, dass er während der Vollmondperiode gegen Ende des Monats angreifen werde; ich wollte mit meinen Vorbereitungen für die «Schlacht von El-Alamein» schon vorher anfangen und damit fortfahren, ganz gleich, was Rommel unternahm. Daher mussten wir stark sein, und unsere Kräfte mussten so «im Gleichgewicht» sein, dass ich auf seine Vorstösse und Bewegungen keine Gegenmassnahmen zu treffen brauchte, mit andern Worten, mein Ziel war, so stark zu sein, da wir ihn abweisen konnten, ohne unsere Vorbereitungen zu unterbrechen.

Ich erörterte das Problem mit Guingand, und wir beschlossen, das Oberkommando Nahost zu bitten, die 44. Division *sofort* der 8. Armee zuzuteilen mit der Weisung, auf dem Alam-Halfa-Rücken Verteidigungsstellungen zu beziehen. Sobald dieser Rücken fest in der Hand einer ganzen, gut eingegrabenen und ausreichend von Panzern unterstützten Division war – deren Panzer *nicht* zum Angriff vorstossen würden! –, brauchte ich mir eigentlich vorerst keine Sorgen mehr zu machen. Ich bat daher, mir die andere – die 51. Division erst später zu schicken; sie hatte eben erst mit der Ausschiffung in Suez begonnen. Die Einzelheiten des taktischen Plans für die Südfront musste ich dem 13. Korps überlassen, doch hatte ich im Augenblick für dieses Korps keinen Kommandeur. Ich bat daher Alexander, zu veranlassen, dass General Horrocks sofort auf dem Luftwege aus England hergeschickt werde, um das 13. Korps zu übernehmen. Horrocks war bei mir in der 3. Division Regimentskommandeur gewesen; ich hatte ihm eine Brigade verschafft und dann eine Division in meinem Korps in England; jetzt sollte er auf meinen Wunsch ein Korps in meiner

Armee bekommen. Ich wusste, ich konnte keinen tüchtigeren Mann finden als ihn – und das bestätigte sich dann auch: Er war genau das, was die vor uns liegende Aufgabe erforderte.

Als Guingand die verschiedenen Bitten telephonisch an den Stab des Oberkommandos Nahost durchgab, stiess er kaum auf Widerstand. Ich liess mich dann noch mit Alexander direkt verbinden, und er war mit allem einverstanden; ich weiss allerdings nicht, ob er noch Auchinleck befragt hat, der ihm am nächsten Tage das Kommando übergeben sollte.

Am selben Tage, dem 15. August, an dem ich laut Auchinlecks Befehl das Kommando der 8. Armee überhaupt erst übernehmen sollte, führte ich sie in Wirklichkeit schon seit zwei Tagen, und wir hatten den Dingen schon einigermaßen den richtigen Dreh gegeben. Vor allem hatten die Männer wieder den festen Griff von oben zu spüren bekommen, was ihre Moral sichtlich gehoben hatte. Das war von grosser Bedeutung, denn der Kampfgeist der Soldaten ist der wichtigste Einzelfaktor im Kriege.

Wir mussten jetzt mit der Planung der später so benannten «Schlacht bei El-Alamein» anfangen. Viel Zeit dafür hatten wir nicht, denn ich war mir klar, dass man mich bereits im September zum Angriff drängen würde. Doch bevor ich diese Vorbereitungen und den Verlauf der Schlacht selbst schildere, müssen wir einen kurzen Blick auf die Schlacht von Alam Haifa werfen. Sie war bei Berücksichtigung der Verhältnisse, unter denen sie geschlagen wurde, nicht nur eine mustergültige Abwehrschlacht, sondern auch, von meinem Standpunkt aus gesehen, eine wesentliche Vorbedingung für die Schlacht von El-Alamein: Ohne Alam Haifa wäre El-Alamein vielleicht nicht ein so grosser Erfolg geworden.

Am 19. August besuchte der Premierminister auf seinem Rückweg von Moskau die 8. Armee. Ich fuhr mit ihm die Front ab und schilderte ihm meinen Plan, wie ich den erwarteten Angriff Rommels abschlagen wollte, sowie meine Gedanken über unsere eigene Offensive. Er blieb über Nacht bei mir in unserm neuen Hauptquartier, das wir inzwischen an die Küste bei Burg el-Arab verlegt hatten. Vor dem Essen badete er im Meer; er hatte keinen Badeanzug mit, und ich hatte einige Schwierigkeiten, die Presse fernzuhalten, als er im Hemd auf das Wasser zuging. Am Strande fiel ihm eine Gruppe von Soldaten

auf, die in einiger Entfernung von uns badeten. «Wie seltsam», meinte er, «dass sie alle weisse Badehosen anhaben.» Ich musste ihn berichtigen, denn in der 8. Armee trug niemand eine Badehose. Den ganzen Tag über trugen die Soldaten Shorts und oft nicht einmal ein Hemd; ihre Haut war daher von der Sonne dunkelbraun. Was aus der Ferne wie weisse Badehosen aussah, war in Wirklichkeit die weisse Haut, die wegen der Khaki-Shorts nicht gebräunt war! In unserer Messe wurde an diesem Abend noch viel gelacht; für den Premierminister hatte Guingand angemessene Weine und alten Kognak besorgt.

Als er am nächsten Tage abfuhr, bat ich ihn, sich in mein Autogrammbuch einzutragen. Er schrieb die nachstehenden Zeilen hinein, in denen er daran erinnerte, dass der 13. August, an dem ich das Kommando über die 8. Armee übernahm, der Jahrestag der Schlacht bei Bienheim¹ ist.

«Möge der Jahrestag von Bienheim, der zugleich der Antrittstag eines neuen Befehlshabers ist, dem Befehlshaber der 8. Armee und seinen Soldaten den Ruhm und das Glück bringen, die sie sicherlich verdienen.»

20. August 1942

Winston S. Churchill

¹ Entscheidungsschlacht im Spanischen Erbfolgekrieg 1704 bei Höchstädt und Blindheim (engl. Bienheim) an der Donau; Prinz Eugen als kaiserlicher und der Herzog von Marlborough als englischer Feldherr der «Grossen Allianz» schlugen die Franzosen, retten dadurch Wien und geben dem Krieg eine weit nachwirkende Wendung.

VIII. KAPITEL

DIE SCHLACHT VON ALAM HALFA

vom 30. August bis 6. September 1942 (hierzu Skizze 1)

Ausser dem vorstehend skizzierten allgemeinen Plan hatte ich der Armee bekanntgegeben, dass ich «Meckern» nicht dulden würde. Damit meinte ich die Disziplinlosigkeit, Massnahmen der Führung zu kritisieren und sich bei Nichtausführung gegebener Befehle mit nicht stichhaltigen Gründen herausreden zu wollen. Diese Unsitte war bisher in der 8. Armee bei allen Dienstgraden gang und gäbe gewesen. Jeder meinte, es besser zu wissen als seine Vorgesetzten, und oft bedurfte es energischen Durchgreifens, damit etwas so geschah, wie es befohlen war. Ich war fest entschlossen, diesem Zustand sofort ein Ende zu machen. Befehle durften nicht länger eine «Grundlage zum Diskutieren» sein, sondern zum Handeln.

Was ich jetzt brauchte, war eine Schlacht nach meinen Ideen, nicht nach denen früherer Befehlshaber in der Wüste. Ausserdem musste diese Schlacht ein voller Sieg werden und noch vor unserer Offensive stattfinden, damit Offiziere und Mannschaften wieder Zutrauen zu der obersten Führung bekamen und mit gestärkter Moral in den harten Kampf gingen, der uns danach erwartete. Sie mussten wieder vertrauen lernen!

Meine neuen Untergebenen waren im Grunde prachtvolle Soldaten, das erkannte ich sehr bald. Die Armee bestand aus alten, kampferprobten Divisionen, aber sowohl Offiziere als Mannschaften waren durch die Geschehnisse unsicher geworden und hatten das Vertrauen verloren. «Tapfer, aber enttäuscht», hatte der Premierminister von ihnen gesagt.

Dieser Mangel an Vertrauen zusammen mit dem «Meckern», das immer noch weiterging und zum Teil Schuld an diesem Mangel war, wurde allmählich gefährlich und konnte nur durch eine siegreiche

Schlacht ausgerottet werden: eine Schlacht, in der Rommel ohne grosse Anstrengung geschlagen wurde, deren Verlauf von allen beobachtet werden konnte und der 8. Armee nur geringe Verluste brachte.

Ich konnte nicht selbst angreifen; Rommel musste mir die Gelegenheit zu dieser Schlacht geben. Aber um sie voll auszunützen, musste ich die Anlage seines Angriffs richtig vorhersehen und vorher bestimmen, wie wir ihn zerschlagen wollten. Das war nicht schwer. Meine Feindlagebearbeiter waren überzeugt, dass Rommels Einbruch in unsere Stellungen an der Südflanke stattfinden werde; dann würde eine Linksschwenkung erfolgen, wobei seine Panzerstreitkräfte gegen den Alam-Halfa- und den Ruweisat-Rücken vorstossen würden. Ich schloss mich ihrer Ansicht an und gründete meinen Plan auf ihre Vorhersage. Über Zeit, Richtung und Stärke seines Angriffs bestand also ziemliche Klarheit. Das übrige war meine Aufgabe.

Ich beschloss, der 44. Division Weisung zu geben, den Alam-Halfa-Rücken so auszubauen, dass sie ihn unter allen Umständen halten konnte, und meine Panzer eben südlich seines Westendes aufzustellen. Sobald mit Sicherheit zu erkennen war, dass sich der Hauptstoss des Feindes gegen den Alam-Halfa-Rücken richtete, wollte ich meine Panzer in das Gebiet rücken lassen, das zwischen dem Westrand des Rückens und den Stellungen der Neuseeländer in der Haupt-Alameinlinie lag. Ich war so fest davon überzeugt, dass diese Verlegung meiner Panzer stattfinden würde, dass ich befahl, sie gut einzuüben. Als sie dann am Morgen des 1. September tatsächlich stattfand, hatte ich vierhundert Panzer in Stellung, bis an den Rumpf eingegraben und hinter einem Schirm von 5,7-Pakgeschützen auf eine breite Front verteilt. Strengste Befehle wurden ausgegeben, dass unsere Panzer Rommels Streitkräfte keinesfalls angreifen dürften; sie sollten sich nicht von der Stelle rühren, sondern den Feind einfach anrennen und sich blutige Köpfe holen lassen.

Es lag auf der Hand, dass Rommel meine Streitkräfte nicht einfach umgehen und ostwärts auf Kairo zustossen konnte, denn in diesem Fall hätte ich ihm mit vierhundert Panzer in den Rücken fallen können, was für seine Armee das Ende bedeutet hätte.

Meine äusserste Südflanke sollte dagegen beweglich bleiben: Die 7. Panzerdivision sollte eine breite Front bilden und, wenn der Angriff erfolgte, ihm ausweichen. Sobald dann die feindlichen Panzer nach

links auf den Alam-Halfa-Rücken zuschwenkten, sollte die 7. Panzerdivision sie von Osten und Süden her belästigen und so viele wie möglich von ihnen abschiessen.

Inzwischen war General Horrocks aus England eingetroffen und hatte das 13. Korps an meiner linken Flanke übernommen. Ich konnte also die Einzelheiten des Planes in seine bewährten Hände legen. Dabei wies ich ihn noch besonders auf die Notwendigkeit hin, es unter allen Umständen zu vermeiden, dass das 3. Korps und ganz besonders die 7. Panzerdivision in dieser Schlacht schwere Schäden erlitten. Denn ihnen hatte ich für unsere eigene Offensive im Oktober eine wichtige Rolle zugeordnet. Ich skizzierte ihm daher meine allmählich festere Gestalt annehmenden Gedanken über diese Offensive, und mit dem Verständnis und der Begeisterung, die ich von früher her an ihm kannte, ging er darauf ein.

Die Anlage von Rommels Angriff war genauso, wie wir es Offizieren und Mannschaften der 8. Armee vorhergesagt hatten; die Schlacht konnte daher so verlaufen, wie ich es geplant hatte. Als Rommels Streitkräfte wiederholt gegen unsere starken Stellungen ostwärts des Abschnitts der Neuseeländischen Division angerannt waren, waren sie praktisch bewegungsunfähig. Wir konzentrierten jetzt unser Feuer von allen Seiten auf sie, und unsere Flieger griffen sie aus der Luft an. Das hatte verheerende Wirkungen, und nach wenigen Tagen waren die Verluste des Feindes an Panzern und ungepanzerten Fahrzeugen so schwer, dass er an den Rückzug denken musste.

Zur Entscheidung trug vor allem unsere Wüstenluftwaffe unter Luftmarschall Coningham bei, die schliesslich auch den Rückzug erzwang. Armee und Luftwaffe arbeiteten nach einem Plan und standen ständig in enger Verbindung, da ihre Stäbe jetzt dicht nebeneinanderlagen. Als ich das Kommando der 8. Armee übernahm, hatte ich den Eindruck, dass beide dazu neigten, nur an sich zu denken, und dass die Heeresoffiziere die Bedeutung der Luftüberlegenheit nicht genügend würdigten. Diese Schlacht brachte uns jedoch eng zueinander, und so blieb es, solange ich die 8. Armee führte.

Im Rahmen des allgemeinen Planes der Luftwaffe war von besonderer Wichtigkeit Tedders Entschluss, seine Wellington-Bomber nach Tobruk im Rücken des angreifenden Feindes zu schicken und es mit Bomben zu belegen, so dass auch Rommels letzte Hoffnung auf baldigen Nachschub zunichte wurde. Das gab den Ausschlag bei seiner

Entscheidung, den Angriff abzublasen, denn einmal war er schon abgeschlagen, und Treibstoffmangel hinderte ihn daran, es noch ein zweitesmal zu versuchen. Tedder war es, der den Rückzug erzwang.

Rommels Angriff erfolgte in der Nacht des 31. August. Ich war zur gewohnten Stunde zu Bett gegangen und schlief fest, als kurz nach Mitternacht der Angriff begann. Guingand erzählt von dieser Nacht, er hätte sich entschlossen, mich zu wecken und mir Meldung davon zu machen, ich aber hätte nur erwidert: «Ausgezeichnet! Konnte gar nicht gelegener kommen», mich auf die andere Seite gedreht und bis zur üblichen Frühstückszeit weitergeschlafen. Ich kann mich daran nicht mehr erinnern, bin aber gern bereit, ihm Glauben zu schenken. Denn ich war überzeugt, wenn jeder seine Befehle ausführte, mussten wir diese Schlacht gewinnen.

Meine Hauptaufgabe war, dafür zu sorgen, dass diese erste Kampfhandlung der 8. Armee unter meiner Führung genau nach meinem Plan verlief. Als ich dann erkannte, dass es um Rommels Verbände schlecht stand, befahl ich einen Vorstoss vom Sektor der Neuseeländischen Division aus südwärts, um die Lücke zu schliessen, durch die sie in unsere Stellungen eingedrungen waren. Der Feind reagierte darauf sofort sehr stark und zog sich rasch in das Gebiet unserer Minenfelder zurück, durch das er ursprünglich gekommen war. Daraufhin brachen wir die Schlacht ab; denn dort mochte er bleiben. Es war mir sogar sehr recht, dass er mit dem grössten Teil seiner Truppen gegenüber meiner südlichen Flanke blieb, denn ich dachte daran, späterhin meinen Hauptschlag am nördlichen Teil der Front zu führen. Horrocks erhob allerdings dagegen Einspruch, dass der Feind nicht nur im Besitz der von uns angelegten Minenfelder blieb, sondern auch einiger beherrschender Punkte, von denen aus er beobachten konnte, was bei seinem Korps geschah. Doch ich erwiderte ihm, er solle sich tummeln und neue Minenfelder anlegen. Was aber die Beobachtungspunkte anging, so war es mir nur lieb, dass Rommel alle unsere Angriffsvorbereitungen an der Südflanke genau beobachten konnte: Sie waren eine Finte!

Man hat mich verschiedentlich getadelt, weil ich Rommels Rückzug nicht gefolgt sei und ihn nicht mit der ganzen Armee angegriffen hätte. Ich habe das aus zwei Gründen nicht getan: erstens, war ich mit dem Ausbildungsstand der Armee noch keineswegs zufrieden, und

auch die Ausrüstung liess noch zu wünschen übrig. Ich brauchte daher Zeit, um diese Dinge in Ordnung zu bringen. Zweitens legte ich gar keinen Wert darauf, Rommel mit all seinen Streitkräften zum Abzug und womöglich zur Rückkehr in die Agheila-Stellung zu zwingen. Wenn wir unsern Auftrag ausführen wollten, mussten wir Rommel Gelegenheit geben, sich zum Kampf zu stellen, und ihn dann entscheidend schlagen. Das war ihm bisher noch nicht passiert; wohl hatte er sich schon oft zurückgezogen, aber immer nur aus Nachschubgründen. Ausserdem war es ja für uns viel günstiger, wenn wir ihn, sobald wir fertig waren, an einem Ort zum Kampf stellen konnten, wo seine Nachschubwege lang und leicht verletzlich, die unseren dagegen kurz waren. Das aber war der Fall, wenn er bei El-Alamein stehenblieb und wir die Schlacht annahmen.

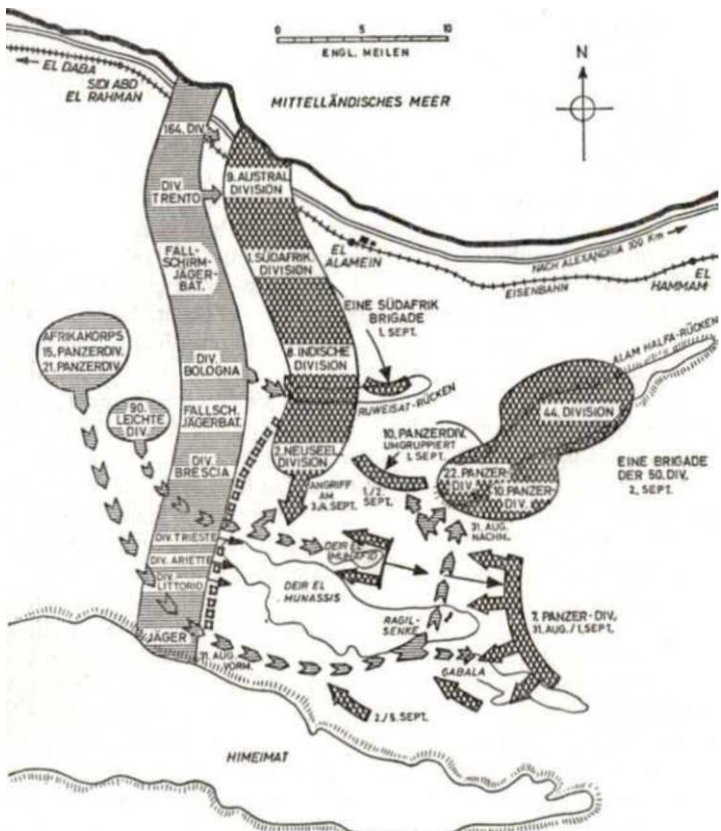
Die Schlacht bei Alam Haifa endete also genauso, wie wir es wollten. Das Verhalten des 13. Korps auf der Südflanke entsprach ganz meinen Wünschen. Horrocks hat seine Schlacht an diesem Tage in voller Übereinstimmung mit dem Hauptplan geschlagen und verdient alle Anerkennung dafür. Er weiss eine nette Geschichte darüber zu erzählen, wie ich ihm, als der Kampf vorüber war, gratulierte, aber im Anschluss daran alles aufzählte, was er falsch gemacht hätte, und ihm einen Vortrag über die Führung eines Korps in der Schlacht hielt!

Mit Interesse habe ich 1955 v. Mellenthins Buch «Panzerschlachten» gelesen, der damals in Rommels Operationsstab war. Er schildert Alam Haifa als «den Wendepunkt des Wüstenkrieges und als die erste in einer langen Reihe von Niederlagen an allen Fronten, die das Erliegen Deutschlands schon ahnen liess».

Nachträglich besehen, lassen sich aus der Schlacht einige wichtige Lehren ziehen. Es war eine «Armeeschlacht». Die ganze Schlagkraft der 8. Armee wurde nach einem bestimmten Armeepan eingesetzt, und das Armeeeoberkommando behielt die Führung allezeit fest in der Hand. Offiziere und Mannschaften sahen dadurch die Notwendigkeit ein, dass *ein* führender Kopf ihre Geschicke lenkte, und nach dieser Schlacht erkannten sie mich als diesen einen Kopf an.

Die 8. Armee bestand in der Hauptsache nicht aus Berufssoldaten, sondern aus Zivilisten in Uniform, und als Zivilisten lasen sie natür-

DIE SCHLACHT BEI ALAM HALFA BEGINN 31. AUGUST 1942



ERKLÄRUNG
ES® 8. ARMEE
FEINDLICHE
TRIPPEN

Kartenskizze 1

lich durchweg Zeitungen. Mir schien, die Führung solcher Männer erforderte nicht nur einen führenden Kopf, sondern auch einen Brennpunkt für ihre Blicke, anders ausgedrückt, ich durfte nicht nur ihr Führer sein, sondern musste auch etwas Typisches an mir haben, an dem sie mich sofort erkannten und das ihnen zugleich Spass machte, eine Art Maskotte. Einem unpersönlichen Wesen gehorchen genügte nicht, sie mussten wissen, wer ich war und wie ich aussah. Ich war überzeugt, das würde ihnen helfen, in dem Mann, der sie in die Schlacht schickte, den Menschen zu erkennen. Bewusst machte ich mich daher daran, diesem Erfordernis nachzukommen. Das klingt vielleicht gefühllos und berechnend, ein Gedanke, der am Schreibtisch geboren ist. Und das war er ursprünglich auch, aber – man wird mir das zugeben – mit Recht. Denn es war ja meine Pflicht, mir zu überlegen, wie ich an diese Männer, die ich führen sollte, am besten herankommen, wie ich Höchstleistungen aus ihnen herausholen und sie zu einer kampffähigen Mannschaft zusammenschweissen konnte, die bereit war, dem Ruf zu folgen, den ich an sie richten würde – zu Aufgaben, die von Mal zu Mal schwerer wurden. Doch ich gebe gern zu, dass ich diesen aus Zweckmässigkeitsgründen gefassten Entschluss, Mittelpunkt ihrer Aufmerksamkeit zu werden, auch persönlich genoss. Dafür war ich in der Lage, auch ihnen etwas zu geben – ich versuchte nämlich dadurch, ein Gemeinschaftsgefühl zwischen uns zu schaffen. Nebenbei hatte ich durch das Erleben dieser Gemeinschaft den Vorteil, auch sie kennenzulernen, mir ein Urteil über ihre Moral zu bilden und mit der Zeit ihre mir immer deutlicher geschenkte Zuneigung zu geniessen. In der Schlacht von Alam Haifa fing ich damit an, einen breitrandigen australischen Hut zu tragen – vor allem, weil er einen herrlichen Sonnenschutz bot, doch sehr bald auch, weil die Männer mich daran erkannten – jedenfalls dort, wo keine australischen Truppen waren. Später trug ich, wie der Leser vielleicht weiss, immer eine schwarze Baskenmütze, wiederum in erster Linie aus Nützlichkeitsgründen. Das doppelte Abzeichen an der Baskenmütze war ursprünglich ganz zufällig, aber sehr schnell erkannte ich seine nützliche Wirkung, und was anfangs ein rein persönlicher Scherz mit dem Panzerregiment war, das mir das Abzeichen schenkte, führte schliesslich dazu, dass man mich überall in der Wüste sofort erkannte. Bald merkte ich auch, dass das Erscheinen der schwarzen Baskenmütze mit dem doppelten Abzeichen auf dem

Schlachtfeld seine Vorteile hatte – die Männer wussten, dass ich unterwegs war, dass ich mich persönlich für ihr Tun und Treiben stark interessierte und nicht nur irgendwo ganz hinten in Sicherheit herumsass und Befehle erteilte. Die Baskenmütze hatte eine Wirkung, wie sie eine goldgestickte Generalsmütze nie hätte haben können. Sie wurde sozusagen mein Feldzeichen – ausserdem war sie sehr bequem.

Die Schlacht von Alam Haifa ist meiner Ansicht nach ferner dadurch bemerkenswert, dass sie eine Abkehr von der bisherigen Gepflogenheit bedeutete, unsere eigenen Panzer gegen Rommels Panzer vorzuschicken, sobald er angriff. Bei einer noch unvollkommen geschulten Armee und unterlegenerer Bewaffnung muss man eben seine taktischen Massnahmen entsprechend anpassen. Ebenso lehnte ich es ab, unsern Erfolg auszunutzen, da dies zu meinen späteren Absichten nicht passte.

Schliesslich ist noch die Hebung der Moral zu erwähnen, die die Folge jeder siegreichen Schlacht ist, vor allem aber, wenn die oberste Führung ihren tatsächlichen Verlauf schon vorausgesagt hat. In unserem Fall war diese moralische Wirkung besonders wichtig. Während der ersten Tage meines Aufenthalts in der Wüste hatten wir die Ungewissheit beseitigt, indem wir vom Armeeoberkommando aus fest zupackten und Neuerungen ankündigten, die Siegesaussichten im Wüstenkrieg eröffneten. All dies hatte ein Gefühl der Erleichterung hervorgerufen. Aber noch lag die bange Frage in der Luft: All dies klingt ja sehr schön und sieht gut aus, aber wird es auch gelingen? Allgemein herrschte natürlich grosse Bereitschaft, es zu versuchen und zum Gelingen beizutragen, und die Zuversicht wuchs mit jedem Tage. Aber erst Alam Haifa brachte endgültig Vertrauen zu mir und meinen Methoden, oder wenn man will, zu meinen Vorhersagen, und machte dadurch den Erfolg von El-Alamein möglich.

Alles in allem hatte ich durch die Schlacht erreicht, was ich wollte. Vor allem hatte sich die Moral sehr gebessert. Die 8. Armee hatte ihren ersten Probelauf unter ihrem neuen Befehlshaber gemacht. Kommandeure, Stäbe und Truppen, von mir selbst angefangen bis zum letzten Mann, hatten mit der Luftwaffe zusammengearbeitet und Erfolg gehabt.

Nach der Schlacht schrieb ich an einen Freund in England: «Mein erstes Zusammentreffen mit Rommel war sehr interessant. Zum Glück hatte ich Zeit, Ordnung zu schaffen und meine Vorbereitungen

zu treffen, daher machte es keine Schwierigkeiten, ihn abzuschlagen. Das erste Spiel habe ich gewonnen, als er am Geben war. Das nächste Mal bin ich zum Geben daran, und dann steht die Partie bereits 1 zu 0.»

Wir nahmen jetzt unsere Vorbereitungen für die Schlacht von El-Alamein wieder auf; aber in einigen Fragen war eine sofortige Entscheidung nötig, ehe sie richtig in Gang kommen konnten. Drei Dinge erforderten meine ganze Aufmerksamkeit, wenn die 8. Armee der Aufgabe, die jetzt vor ihr lag, gewachsen sein sollte: Führung, Ausrüstung und Schulung. Denn alle drei waren noch unzulänglich. Die Ausrüstung lag freilich bei Alexander in guten Händen: Er würde dafür sorgen, dass wir alles bekamen, was wir brauchten. Die Schulung dagegen erforderte dringend grösste Beachtung, denn wenn die Armee auch prachtvolles Menschenmaterial hatte, so war sie im Grunde doch ungeschult; sie hatte zwar viel gekämpft, die Schulung aber war darüber zu kurz gekommen. Der soeben errungene Sieg war im Stellungskampf errungen worden, die bevorstehende Offensive mit ihren Bewegungsschlachten stellte aber weit höhere Anforderungen an die Truppen, und dazu war vorher eine intensive Schulung unentbehrlich. Ich erinnere mich noch an den Schock, den ich bekam, als ich den Kommandeur einer Einheit, die ich inspizierte, befragte, ob und wie er seine Offiziere schule. Ohne mit der Wimper zu zucken, entgegnete er, er habe diese Aufgabe seinem Stabsoffizier beim Stabe übertragen. Zufällig lief dieser mir bald darauf über den Weg, und ich sagte zu ihm: «Wie ich höre, sind Sie verantwortlich für die Schulung der Offiziere in Ihrer Einheit. Erzählen Sie mir einmal, wie Sie das machen.» Doch der erwiderte mir, das müsse ein Irrtum sein, denn die Schulung führe der Kommandeur selber durch. Daraufhin befahl ich, den Kommandeur dieser Einheit sofort abzulösen, denn es war klar, dass überhaupt keine Schulung der Offiziere stattfand.

Was die höheren Offiziere anging, so interessierte ich mich vor allem für die Kommandeurstellen der drei Korps – sie mussten unter allen Umständen erstklassig besetzt sein. Für das 13. Korps traf das zu: Horrocks hatte sich in der Schlacht von Alam Haifa von Neuem bewährt. Dagegen hielt ich es für notwendig, Ramsden, den Kommandeur des 30. Korps, abzulösen; als Ersatz forderte ich General Sir Oliver Leese an, der damals die Garde-Panzerdivision in England be-

fehlte. Er wurde mir sofort auf dem Luftwege herausgeschickt, und ich habe meine Wahl niemals bereut: Bei El-Alamein führte er sein Korps vorbildlich, ebenso während der Verfolgung des Gegners bis nach Tunis und später auf Sizilien. Das 10. Korps – mein Elitekorps, das einmal wie Rommels Afrikakorps werden sollte – entschloss ich mich, nach langen Beratungen mit Alexander, Lumsden zu geben; er hatte bisher die 1. Panzerdivision in der Wüste geführt und besass im ganzen Nahen Osten einen sehr guten Ruf. Ich kannte ihn noch nicht lange genug und konnte daher nicht aus voller Überzeugung zustimmen, tat es aber schliesslich auf den Rat anderer hin. Immerhin hatte ich mir schon zwei neue Korpskommandeure aus England kommen lassen, und ich wollte nicht, dass in der 8. Armee schliesslich die Meinung aufkäme, von ihren höheren Offizieren sei keiner zur Beförderung geeignet. Auch für die 7. Panzerdivision hielt ich einen andern Kommandeur für notwendig und beantragte Harding vom Oberkommando Nahost in Kairo.

Da wir nach unserm Plan in Rommels Stellungen eine Lücke schlagen wollten, gewann auch die Frage des Artilleriekommandeurs in meinem Stabe erhöhte Bedeutung. Als ich darüber mit einem höheren Offizier vom Oberkommando Nahost sprach, meinte der, der jetzige sei doch ein so reizender Mensch und ein hervorragender Golfspieler. Ich stimmte ihm zu, dass er ein reizender Mensch sei, doch das Spiel, das wir vorhätten, sagte ich, ginge leider nicht um die Golfmeisterschaft. Ich forderte also Brigadegeneral Kirkman aus England an, den ich für den besten Artilleristen in der englischen Armee hielt. Heute nennt er sich General Sir Sidney Kirkman und leitet im Innenministerium die Heimatverteidigung.

Auch einen erstklassigen Armegeistlichen brauchte ich. Nach langem Herumfragen fanden wir in einem unserer Divisionspfarrer namens Hughes den geeigneten Mann. Auch diese Wahl habe ich nie bereut. Hughes blieb bei mir bis zum Kriegsende, dann wurde er Generalkaplan der Armee – der erste Geistliche der Territorialarmee in dieser Stellung. Heute ist er Dekan von Ripon. Er war das Ideal eines Armegeistlichen und wurde einer meiner besten Freunde; von seiner ersten Unterhaltung mit mir weiss er einige amüsante Geschichten zu erzählen.

Der Leiter meiner Nachschubabteilung war Brigadegeneral Robertson, jetzt General Sir Brian Robertson, der ständige Vorsitzende

des Britischen Verkehrsausschusses. Ich kannte ihn gut, da er mein Schüler auf der Kriegsakademie in Camberley gewesen war. Er war ein ausserordentlich befähigter Offizier, und ich hatte von dieser Seite her keine Sorgen. Sein sehr tüchtiger Gehilfe war Oberstleutnant Graham (jetzt Generalmajor Sir Miles Graham). Als Robertson von mir wegging, um einen höheren Posten anzutreten, übernahm Graham sein Arbeitsgebiet und blieb bei mir bis zum Kriegsende.

Erwähnen muss ich ferner Beichern. Er war, als ich die Armee übernahm, in der Abteilung Stabsaufgaben und Organisation; er war ein ausgezeichnete Offizier, und nachdem er eine Zeitlang von mir weg war – zuerst als Brigadeadjutant und dann als Führer eines Panzerregimentes –, kam er wieder zu meinem Stabe zurück und blieb den Rest des Krieges über bei mir als Leiter meines Operationsstabes.

Als ich mir eines Tages die Nachrichtenabteilung meines Stabes näher besah, entdeckte ich dort einen Major von den Gardedragonern namens Williams (heute Brigadegeneral E.T. Williams und Rektor vom Rhodes House in Oxford). Er hatte in Oxford sein Examen gemacht und war ein hochintelligenter Kopf. Wie wir noch sehen werden, verdanke ich einer Unterhaltung mit ihm die Idee, die entscheidend zu dem Sieg von El-Alamein beigetragen hat. Er war anfangs noch nicht Leiter der Nachrichtenabteilung, doch machte ich ihn sehr bald dazu. Er blieb den ganzen Krieg über bei mir.

Nachdem ich so die Führer- und Stabsfrage überprüft und die nötigen Veränderungen vorgenommen hatte, konnte ich mit Befriedigung feststellen, dass ich jetzt eine «Mannschaft» beisammen hatte, die ohne Schwierigkeiten die vor uns liegende Aufgabe in gemeinsamer Arbeit meistern konnte. Einige blieben, wie schon erwähnt, den ganzen Krieg über bei meinem Stabe, vor allem Guingand, Graham, Hughes, Beichern und Williams.

Ist es einem Befehlshaber in Kriegszeiten erst einmal gelungen, sich ein so hervorragend leistungsfähiges Stabs-Team aufzubauen, so muss er, wenn er auf einen anderen Posten versetzt wird, die wichtigsten dieser Mitarbeiter mitnehmen. Zum Glück gingen die fünf oben Genannten mit mir zur 21. Heeresgruppe, als ich die 8. Armee abgab, denn vor der Landung in der Normandie hätte ich gar nicht die Zeit gehabt, mir einen so zuverlässigen Stab neu zusammenzustellen.



Mein Sohn David und ich in den Schweizer Bergen Januar 1937



*I. Bataillon des Royal Warwickshire Regiments. Lager bei den Pyramiden
1933. Vor der Front der Verfasser zu Pferde*

Schlacht bei El Alamein. Tee mit meiner Panzerwagenbesatzung

Im Hinblick auf die bevorstehende Aufgabe heftete ich nach der Schlacht von Alam Haifa die nachstehenden drei Zitate an die Wand meines Wohnwagens. Dort blieben sie während der langen Fahrt von El-Alamein bis nach Berlin und sind heute noch dort, denn der Wagen steht heute bei mir zu Hause in Hampshire.

*Gebet von Sir Francis Drake am Morgen vor dem Angriff
auf Cadiz 1587*

«O Herr, mein Gott, wenn Du Deinen Knechten den Mut gibst, etwas Grosses zu wagen, gewähre uns auch die Gewissheit, dass es nicht nur ein Anfang, sondern von Dauer sei, bis es ganz vollendet ist, denn das allein bringt wahren Ruhm.»

*James Graham, Marquis von Montrose
1612-1650*

«Der beugt sich feig des Schicksals Macht
Und taugt auch sonst nicht viel,
Wer ihm nicht Trotz zu bieten wagt,
Zu setzen all's aufs Spiel.»

*Heinrich V.
(Akt IV, Szene 1)*

«O Gott der Schlachten! Stähle die Herzen meiner Soldaten!»

IX. KAPITEL

DIE SCHLACHT BEI EL-ALAMEIN

vom 23. Oktober bis 4. November 1942

Alam Haifa hatte die Vorbereitungen für unsere eigene Offensive gestört und uns aufgehalten. Aber in anderer Beziehung war der Nutzen enorm. Schon vor der Schlacht waren die Soldaten, weil sie den festen Griff von oben fühlten, bereit gewesen, alles zu tun, was von ihnen verlangt wurde. Der Sieg bewirkte eine Hebung der Moral, die deutlich spürbar war. Ich glaube, Offizieren und Soldaten war klar geworden: Hätten wir Alam Haifa verloren, so hätten wir wahrscheinlich ganz Ägypten verloren. Man hatte ihnen vorher oft gesagt, dass dies oder jenes geschehen werde; aber diesmal wollten sie nicht nur Worte hören, sondern auch etwas sehen. Vor Alam Haifa hatten wir der Armee gesagt, wie es kommen würde, und dann hatten sie alle bis zum letzten Mann miterlebt, dass es wirklich so kam. Daraus entstand das felsenfeste Vertrauen in die oberste Führung, das niemals wieder verlorengehen sollte!

Das Hauptproblem, vor dem wir nach der Schlacht von Alam Haifa standen, war recht schwierig. Wir standen Rommels Streitkräften zwischen der Küste und der etwa siebzig Kilometer südlich beginnenden Kattara-Senke Auge in Auge gegenüber. Der Feind verstärkte seine Verteidigungsanlagen in einer Weise, wie man es bisher in der Wüste noch nicht gekannt hatte, und zwar vor allem durch ausgedehnte Minenfelder von grosser Tiefe. Eine offene Flanke gab es nicht. Die schwierige Aufgabe für uns war nun, 1. ein Loch in die feindlichen Stellungen zu stossen, 2. das 10. Korps, das überwiegend aus Panzern und motorisierten Truppen bestand, durch dieses Loch auf feindliches Gebiet hindurchzuschleusen, 3. darauf Operationen einzuleiten, um Rommels Streitkräfte zu vernichten.

Das würde eine ungeheure Aufgabe sein! Wichtig war immer das Überraschungsmoment. Aber wie konnten wir es in diesem Fall für uns ausnützen?

Tatsächlich erschien es fast unmöglich, dem Feind unsere Angriffsvorbereitungen zu verbergen. Ich entschloss mich daher, nur taktische Überraschungen vorzusehen, im Übrigen aber den Feind über die genaue Zeit und die genauen Stellen, an welchen unsere Schläge erfolgen würden, im Unklaren zu lassen. Das erforderte einen umfangreichen Täuschungsplan, auf dessen Einzelheiten ich noch zurückkomme.

Als nächstes mussten wir zu dem Unternehmen Vollmond haben. Denn wegen der Minenfelder mussten die Soldaten sehen können, was sie taten. Abnehmender Mond kam nicht in Frage, da ich mit erbitterten, mindestens eine Woche lang dauernden Kämpfen Mann gegen Mann rechnete, bis der Durchbruch gelang. Zunehmender Mond war daher wesentlich. Das beschränkte die Wahl des Zeitpunktes auf eine bestimmte Anzahl Tage in jedem Monat. Da Rommels Angriff unsere Vorbereitungen verzögert hatte, konnten wir damit bis zum Septembervollmond nicht mehr fertig werden, wenn wir unseres Erfolges sicher sein wollten. Ein Misslingen aber war unter allen Umständen zu vermeiden. Offiziere und Soldaten hatten in der 8. Armee ein hartes Leben und wenig Freude, fanden sich jedoch damit ab; das einzige, was sie verlangten, war Erfolg, und ich war entschlossen, dafür zu sorgen, dass sie diesmal ihr volles Mass davon bekamen. Auch das englische Volk wollte endlich wirkliche Erfolge sehen; schon allzu lange hatte es nur von Fehlschlägen gehört oder bestenfalls von Teilerfolgen. Doch um vollen Erfolg zu erringen, brauchten wir Zeit: Wir mussten erst noch eine Menge neuer Waffen und anderen Materials bekommen, wir mussten die Armee daran ausbilden und sie ausserdem für die Aufgaben schulen, die ihr bevorstanden. Bei meiner Ankunft hatte ich der Armee versprochen, ich würde unsere Offensive erst beginnen, wenn wir mit allen Vorbereitungen fertig wären. Aber das konnten wir nicht vor Oktober. Vollmond war am 24. Ich erklärte daher meinem Stabe, in der Nacht vom 23. zum 24. würde ich angreifen, und unterrichtete auch Alexander in diesem Sinne.

Der Einspruch von Whitehall liess nicht lange auf sich warten. Alexander erhielt einen Funkspruch vom Premierminister, der Angriff müsse schon im September erfolgen, um zeitlich mit russischen Of-

fensivabsichten auf der einen Seite und Landungen der Alliierten auf der andern übereinzustimmen, die Anfang November an der nordwestafrikanischen Küste stattfinden sollten (Unternehmen «Fackel»). Alexander kam zu mir heraus, um die Antwort mit mir zu besprechen. Ich erklärte ihm, wir könnten mit unseren Vorbereitungen unmöglich rechtzeitig für eine Septemberoffensive fertigwerden; ein Angriff zu diesem Zeitpunkt würde daher fehlschlagen. Warteten wir jedoch bis Oktober, verbürgte ich mich für einen vollen Erfolg. Meines Erachtens sei es Wahnsinn, schon im September anzugreifen. Sollte ich es trotzdem tun? Wie immer unterstützte mich Alexander voll und ganz – seine Antwort stimmte mit meinem Wunsch vollkommen überein. Vertraulich hatte ich Alexander noch gesagt, dass ich es im Hinblick auf das meinen Soldaten gegebene Versprechen ablehne, vor Oktober anzugreifen. Wenn Whitehall den Angriff im September befahl, mussten sie sich jemand anders suchen, der den Befehl ausführte. Mein Ansehen war durch Alam Haifa sehr gestiegen – jedenfalls hörten wir nichts mehr über einen Septemberangriff!

Der Plan

Wie ich höre, erzählt man sich in gewissen Kreisen, die Pläne für El-Alamein und die Kriegführung in Afrika nach dieser Schlacht habe Alexander im Hauptquartier Nahost entwerfen lassen und ich hätte sie lediglich ausgeführt. Das stimmt nicht. Alle Pläne für El-Alamein und hernach sind im Hauptquartier der 8. Armee entstanden. Ich habe Alexander davon stets voll unterrichtet; er hat niemals zu Einzelheiten meiner Pläne Stellung genommen oder solche von sich aus vorgeschlagen; er vertraute mir und meinem Stab ohne Einschränkung. Sobald er wusste, was wir brauchten, leistete er uns jede erdenkliche Hilfe; er hat niemals eine Bitte abgelehnt. Ohne seine grosszügige, nie versagende Unterstützung hätten wir unsere Aufgabe niemals erfüllen können. Er war, was mich betrifft, als Oberbefehlshaber Nahost der idealste Vorgesetzte, den ich mir denken konnte: Er vertraute mir!

Der Ausgangsplan kam in den ersten Septembertagen, unmittelbar nach der Schlacht von Alam Haifa, zustande. Er sah einen gleichzeitigen Angriff auf beiden Flanken vor. Den Hauptangriff sollte das 30.

Korps (Leese) im Norden unternehmen, und hier plante ich, zwei Korridore durch die feindlichen Hindernisse und Minenfelder vorzutreiben. Das 10. Korps (Lumsden) sollte dann durch diese Korridore vorstossen und Stellung quer zu den Hauptnachschiebwegen des Feindes beziehen; Rommels Panzer würden uns dort angreifen müssen und, wie ich hoffte, dabei vernichtet werden. Einzelheiten sind aus der Skizze 2 ersichtlich. Man erkennt darauf, dass das feindliche Verteidigungssystem mit seinen Minenfeldern, durch das der nördliche Korridor hindurchgeschlagen werden sollte, acht Kilometer Tiefe hatte.

Im Süden sollte das 13. Korps (Horrocks) in die feindlichen Stellungen einbrechen und die 7. Panzerdivision so ansetzen, dass sie nach Möglichkeit feindliche Panzer auf sich zog; das würde es dem 10. Korps im Norden erleichtern, freies Gelände zu gewinnen. Das 13. Korps sollte jedoch dabei keine schweren Verluste riskieren, insbesondere sollte die 7. Panzerdivision in voller Einsatzbereitschaft erhalten bleiben, um nach Gelingen des Durchbruchs für die bewegliche Kampfführung zur Verfügung zu stehen. Mein Plan wich also von der bisher üblichen Wüstentaktik ab, die Hauptoffensive auf der südlichen, landeinwärts gelegenen Flanke beginnen zu lassen und dann zur Küste einzuschwenken. Ich überlegte mir, dass, wenn mein Hauptangriff im Süden begann, es nach dem Einbruch nur eine Richtung gab, die er einschlagen konnte – nämlich nach Norden. Die Tatsache, dass alle Befehlshaber in der Wüste stets diese Taktik verfolgt hatten, schien mir ein guter Grund zu sein, es einmal anders zu machen. Ich beabsichtigte jedoch weder auf meiner linken noch auf meiner rechten Flanke anzugreifen, sondern irgendwo rechts von der Mitte her; war ich dann durchgebrochen, konnte ich meine Streitkräfte nach rechts oder links dirigieren, wie es am vorteilhaftesten erschien. Diese Entscheidung fand bei dem Stabe des Oberkommandos Nahost keine Billigung, und man setzte meinen Chef des Stabes unter Druck, er solle mich überreden, meine Absicht fallenzulassen. Alexander hat sich an dieser Erörterung nie beteiligt; er verstand meine Absichten und unterstützte sie, soweit das nötig war.

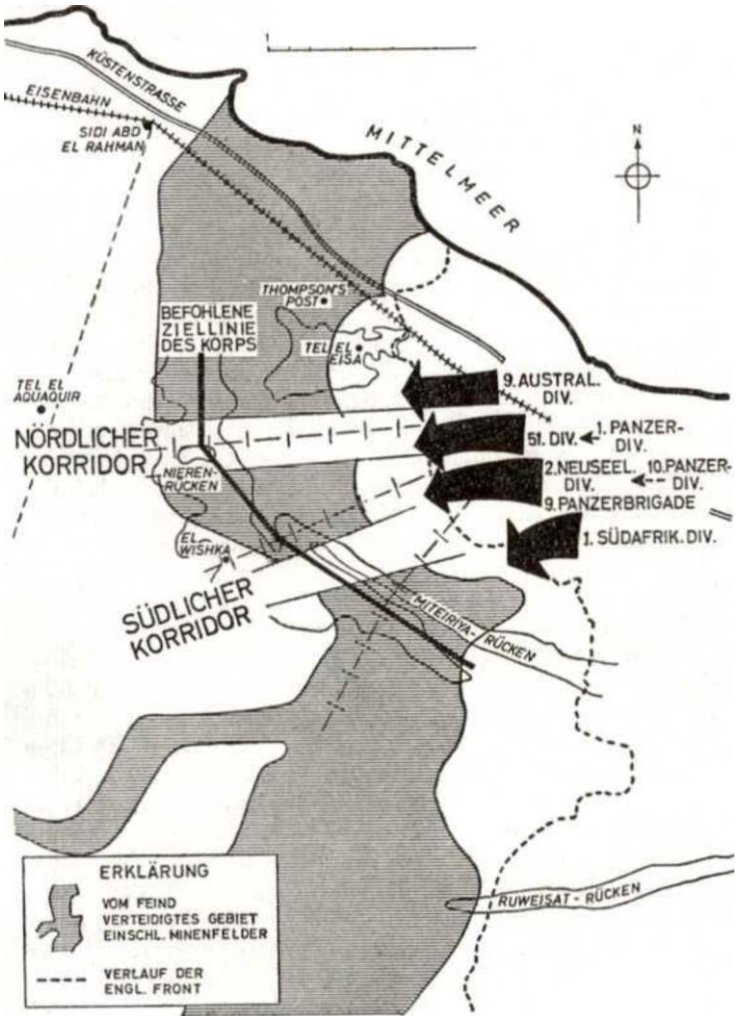
Je mehr ich mich mit der Schulung der Offiziere in meiner Armee beschäftigte, desto klarer wurde mir, wie unvollständig sie noch war. Man hatte dieser Frage bisher wenig Wert beigemessen. Die meisten Kommandeure hatten ihren Posten wegen geschickter Truppenfüh-

rung im Kampf bekommen und weil keine besseren greifbar waren. Bei vielen reichten die Fähigkeiten für ihre Stellung nicht aus, und nur ganz wenige waren tüchtige Lehrmeister. Gegen Ende September kamen mir ernstliche Zweifel, ob die Truppe auch das leisten würde, was ich von ihr verlangte. Der Plan war einfach, stellte aber zu hohe Anforderungen. Wenn ich nicht sehr aufpasste, konnte es passieren, dass Divisionen oder kleinere Einheiten Aufgaben bekamen, bei denen sie versagten, weil ihre Schulung unzureichend war. Die 8. Armee hatte seit ihrem Bestehen rund 80'000 Ausfälle gehabt, und wenig Zeit war auf die Schulung des Ersatzes verwendet worden.

Als ich diese Gefahr erkannte, fasste ich einen schnellen Entschluss: Am 6. Oktober, knapp drei Wochen, ehe die Schlacht beginnen sollte, stiess ich meinen Plan um. Mein anfänglicher Plan ging davon aus, zuerst Rommels Panzer zu vernichten; der ungepanzerte Teil seiner Armee, dachte ich, könne dann leicht erledigt werden. Das stimmte mit den damals üblichen militärischen Ansichten überein. Doch jetzt entschloss ich mich, die Sache umzudrehen und damit den ganzen Schlachtplan sozusagen auf den Kopf zu stellen. Nach dem abgeänderten Plan sollten die feindlichen Panzer zunächst nur ferngehalten oder wenigstens zurückgehalten werden, während wir die Infanteriedivisionen, die das Verteidigungssystem besetzt hielten, eine nach der andern erledigten. Diese ungepanzerten Divisionen sollten durch ein «Zerkrümelungsverfahren» vernichtet werden, bei dem der Feind vom Rücken und von beiden Seiten her angegriffen und seine Nachschubwege unterbrochen wurden. Diese Unternehmungen sollten von einer Reihe fester Stützpunkte aus sorgsam angesetzt werden, dann würden meine Truppen sie auch meistern können. Dass sich die feindlichen Panzer die allmähliche «Zerkrümelung» aller nichtgepanzerten Divisionen tatenlos mit ansehen würden, hielt ich für sehr unwahrscheinlich; sie würden im Gegenteil zu heftigen Gegenangriffen eingesetzt werden. Das aber würde uns sehr gut in den Kram passen; denn die beste Art und Weise, die feindlichen Panzer zu vernichten, war, sie zu verleiten, dass sie unsere, in ihrer Stellung verharrenden Panzer angriffen. Ich strebte an, unsere Panzer über den Bereich der «Zerkrümelungsoperationen» hinaus vorstossen zu lassen. Dann wollte ich die feindlichen Minenfelder für uns ausnutzen: Sie sollten mir dazu dienen, die feindlichen Panzer daran zu

DIE SCHLACHT BEI EL ALAMEIN

DIE FRONT DES 30. KORPS



Kartenskizze 2

hindern, unsere Operationen zu stören. Das sollte dadurch geschehen, dass unsere Panzer die Durchgänge durch die Minenfelder sperrten – denn dann konnten wir unsern Plan ohne weitere Rücksichtnahme durchführen. Der Erfolg des ganzen Unternehmens hing weitgehend davon ab, ob das 30. Korps mit seinen Durchbruchskämpfen gut vorankam und die Korridore schaffen konnte, durch die die Panzerdivisionen des 10. Korps hindurch mussten. Gelang es uns, die ersten Panzerbrigaden ohne zu grosse Verzögerung durch die Korridore hindurchzubekommen, dann würden wir, davon war ich überzeugt, die Schlacht gewinnen. Aber würde uns das gelingen? Um in dieser entscheidenden Frage sicherzugehen, wollte ich die Panzerdivisionen des 10. Korps unmittelbar hinter den vordersten Infanteriedivisionen des 30. Korps in die Korridore schicken, *ehe* ich Meldung hatte, dass die Korridore minenfrei waren. Hierzu gab ich ausdrücklich Befehl, wenn die Korridore am Morgen des Tages $x + 1$, des 24. Oktober, noch nicht vollständig geräumt wären, so sollten sich die Panzerdivisionen ihren Weg in das offene Gelände jenseits der Westgrenze der Minenfelder selbst freikämpfen. Dieser Befehl war bei den Panzerverbänden wenig beliebt, aber ich war entschlossen, dafür zu sorgen, dass er buchstäblich ausgeführt wurde.

Wir werden später sehen, dass die Unentschlossenheit einiger höherer Führer, ob sie diesen Befehl ausführen sollten oder nicht, fast zum Verlust der Schlacht geführt hätte.

Schon früher habe ich Major Williams als einen der Feindlagebearbeiter meines Stabes und seine hervorragende Befähigung erwähnt. Alle, die ihn kannten, nannten ihn nur Bill Williams. Eines Tages wies er mich bei einer unserer damaligen Lagebesprechungen darauf hin, dass der Feind den italienischen Truppen deutsche Truppen als «Korsettstangen» eingezogen habe, wie er es nannte, mit andern Worten, Rommel hatte auf der ganzen Front deutsche Infanterie- und Fallschirmjägereinheiten so zwischen die Italiener eingeschoben, dass immer eine deutsche Abteilung neben – an einigen Stellen auch hinter – einer italienischen Abteilung lag, da diese, wenn es zu harten Kämpfen kam, nicht zuverlässig waren. Bill Williams' Gedanke war nun, wenn wir die beiden voneinander trennen könnten, würde das unsere Aufgabe sehr erleichtern, denn durch eine nur von Italienern besetzte Front könnten wir ohne grössere Schwierigkeit durchbrechen. Diese wertvolle Beobachtung und geniale Schlussfolgerung sollte für die

«Zerkrümelungsoperationen» in unserem Hauptplan eine wichtige Rolle spielen, ja, letzten Endes ebnete sie uns den Weg zum Siege bei El-Alamein.

Der Täuschungsplan

Mit dem Täuschungsplan verfolgten wir ein doppeltes Ziel:

- a) Wir wollten dem Feinde solange wie möglich unsere Angriffsabsichten verbergen,
- b) War dies nicht möglich, so wollten wir ihn sowohl hinsichtlich des Zeitpunktes als auch des Abschnittes, in dem unser Hauptstoss erfolgen sollte, irreführen.

Dies geschah durch Verheimlichung unserer wahren Absichten und tatsächlichen Truppenbewegungen im Norden und durch Vortäuschung fingierter Rührigkeit im Süden.

Das ganze Täuschungsmanöver wurde vom Oberkommando aus gesteuert; aber überall war grösste Aufmerksamkeit, gerade auch auf anscheinend nebensächliche Einzelheiten, erforderlich, damit nicht durch Unachtsamkeit an einer Stelle der ganze Plan gefährdet wurde. Zur Durchführung eines so gigantischen Bluffs in der zur Verfügung stehenden kurzen Zeit bedurfte es einer sehr ins Einzelne gehenden Planung, einer Menge Handarbeit und Transportmittel, der Massenanfertigung von Täuschungsvorrichtungen in der Etappe, eines grossen Lagers von Tarnungsmaterial mit geschultem Personal und der Gleichschaltung des Kommens und Gehens vieler Hunderte von Fahrzeugen in bestimmten Gebieten. Durch die Erfüllung all dieser wesentlichen Vorbedingungen wurde der Plan zu einem vollen Erfolg – ein Grossteil der Anerkennung dafür gebührt der damaligen Camouflage-Organisation im Nahen Osten.

Zu den Täuschungsmassnahmen «für das Auge» gehörte vor allem die richtige, ständig aufrechterhaltene Verteilung der Fahrzeuge, die für den Angriff im Abschnitt des 30. Korps an der Nordflanke gebraucht wurden. Dies gelang erstmalig um den 1. Oktober dadurch, dass man die notwendigen Attrappen für Lkws, Geschütze, Munitionskarren usw. in Stellung brachte. Während der Bereitstellung der Angriffsdivisionen wurden dann kurz vor dem Angriffstage die Attrappen bei Nacht durch die richtigen Geschütze und Fahrzeuge ersetzt. In den rückwärtigen Gebieten, aus denen die Angriffsdivisionen und Einheiten kamen, wurde, als die richtigen Fahrzeuge wegführten,

die volle Fahrzeugschicht durch Errichtung von Attrappen für das Auge erhalten. Dadurch sollte erreicht werden, dass die Aufklärungsflugzeuge des Feindes an Hand ihrer Fotos ständig eine unveränderte Lage meldeten. Der Mann, der alle diese Massnahmen anordnete und in Einklang brachte, war Charles Richardson, ein sehr befähigter Offizier in der Planungsabteilung meines Stabes (jetzt Generalmajor und bis vor Kurzem Kommandeur der Technischen Militärakademie).

Zur Vorbereitung der Offensive mussten im Nordabschnitt Depots angelegt werden. So entstand beispielsweise in der Nähe der Eisenbahnstation El Alamein ein grosses Depot, das 600 t Proviant, 2'000 t Benzin, Treibstoff und Schmieröl und 420 t Ersatzteile enthielt. Es war äusserst wichtig, dass das Vorhandensein dieser Depots dem Feinde nicht bekannt wurde. Die vorgesehenen Plätze waren fast immer gut einzusehen und hatten keine besonderen Merkmale, wenn man von einigen Löchern und Gräben absah. Durch geschickte Tarnung verschwanden jedoch die einzelnen Lager buchstäblich vom Erdboden – ein ausschliessliches Verdienst der Camouflage-Organisation.

Als weiteres Beispiel möchte ich die Rohrleitungsattrappe im Süden anführen, die den Feind glauben machen sollte, der Hauptschlag würde an dieser Flanke erfolgen. Mit der Verlegung wurde Ende September begonnen, und die Arbeit an ihr wurde zeitlich so abgestimmt, dass der Eindruck erweckt wurde, die Rohrleitung werde Anfang November fertig sein. Sie hatte eine Länge von rund 30 Kilometern und erstreckte sich von einem Punkt eben südlich der tatsächlichen Wasserzapfstelle bei Bir Sadi bis zu einem Punkt sechs Kilometer östlich von Samaket Gaballa. Der Rohrgraben wurde auf normale Art ausgehoben. Attrappen von insgesamt acht Kilometer Eisenbahngleise wurden aus alten Benzinkanistern hergestellt und angeblich bei der Verlegung benutzt. Die Rohre selbst – aus ähnlichem Material – wurden neben dem offenen Graben ausgelegt. Wenn ein acht Kilometer langes Grabenstück wieder zugeschüttet war, wurden die «Rohre» wieder eingesammelt und am nächsten Stück entlanggelegt. Attrappen von Pumpenhäuschen wurden an drei Stellen errichtet; an zwei dieser Stellen wurden Zapfstellen und Hochbehälter gebaut. Am 22. Oktober wurde die Arbeit eingestellt; ausgeführt hatte sie eine Gruppe der 578. Armeetruppen-Kompanie.

Daneben gab es natürlich noch eine Menge anderer Massnahmen.

Zum Beispiel wurden dem Feind mit aller Behutsamkeit falsche Nachrichten in die Hand gespielt; doch ich will mich hier auf die kurze Schilderung von Täuschungsmassnahmen «für das Auge» beschränken, bei denen die Tarnung die Hauptrolle spielte. Der ganze Plan, für dessen Gestaltung die verantwortlichen Bearbeiter höchste Anerkennung verdienen, erhielt den Namen: «Bertram».

Der Luftwaffe war in dieser Schlacht eine höchst wichtige Rolle zugeordnet. Ihr Befehlshaber war schon seit Langem bemüht, allmählich das Übergewicht über die feindlichen Jäger zu erlangen, und hatte sich für die vollständige Luftherrschaft als Termin den 23. Oktober gesetzt. An diesem Tage sollte die Luftwaffe durch Blitzangriffe auf die feindlichen Flugplätze die Luftstreitkräfte des Gegners zerschlagen und vor allem jede Luftaufklärung verhindern. Alles, was sie an Bombenflugzeugen hatte, sollte gleichzeitig mit dem Beginn des Angriffs der Bodenstreitkräfte gegen die feindliche Artillerie eingesetzt werden, und am 24. Oktober hoffte ich kurz nach Hellwerden die gesamten Luftstreitkräfte für den Einsatz in der Landschlacht zur Verfügung zu haben, denn die uneingeschränkte Luftherrschaft unserer Jäger, rechnete ich, würde bis dahin wohl hergestellt sein.

Zur Frage der Moral, der körperlichen Tauglichkeit und der entschlossenen Führung erliess ich strikte Befehle, die nachstehend wiedergegeben sind:

Befehl über die Moral, erlassen am 14. September

«Die Schlacht, auf die wir uns vorbereiten, wird an uns alle die höchsten Anforderungen stellen. Es wird dabei zu vielen, schweren Nahkämpfen kommen. Aber wenn wir siegen, bedeutet dies – bis auf allgemeine Säuberungsaktionen – das Ende des Krieges in Nordafrika. Die Schlacht wird die Wende des ganzen Krieges sein. Darum dürfen wir nichts dem Zufall überlassen.

Im Kriege ist die Moral das Wichtigste. Wir müssen die Moral unserer Soldaten auf die denkbar höchste Stufe heben. Wir müssen sie begeistern. Jeder muss mit hoherhobenem Kopf und mit dem Willen

zu siegen in diese Schlacht ziehen. In unserer geistigen Bereitschaft darf es keine schwachen Stellen geben.

Aber die geistige Bereitschaft allein genügt nicht, um die physische Beanspruchung und Nervenanspannung der Schlacht auszuhalten; dazu müssen die Soldaten auch körperlich in bester Verfassung sein. Diese Schlacht wird vielleicht viele Tage dauern, und ihr Ausgang kann sehr wohl davon abhängen, welche Seite am längsten durchhält und den Wechselfällen des Kampfes, der ständigen Anstrengung erbitterter Einzelkämpfe am besten gewachsen ist.

Ich bin leider nicht überzeugt, dass unsere Soldaten wirklich zäh und widerstandsfähig sind. Sie sind zwar sonnengebräunt und sehen gesund aus; aber sie gehen nur selten zu Fuss und haben seit Wochen kaum Bewegung gehabt. Während des nächsten Monats müssen daher Offiziere und Soldaten wirklich tauglich gemacht werden. Die gewöhnliche Tauglichkeit genügt jedoch nicht, zäh und hart müssen sie gemacht werden.»

Befehl über die Führung, erlassen am 6. Oktober.

«Diese Schlacht wird erbitterte und langandauernde Kämpfe mit sich bringen. Unsere Soldaten dürfen nicht denken, weil wir gute Panzer- und eine sehr starke Artillerieunterstützung haben, der Feind würde sich ergeben. Es wird erbitterte Kämpfe geben, aber der Feind wird sich *nicht* ergeben.

Die Infanterie muss darauf vorbereitet sein, zu kämpfen und zu töten, und das für eine lange Zeit.

Allen Offizieren ist einzuschärfen, dass entschlossene Führung in dieser Schlacht entscheidend ist, wie in jeder Schlacht. Es hat in diesem Kriege bisher viel zuviele unverwundete Gefangene gegeben. Wir müssen daher unsern Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften einschärfen, wenn sie abgeschnitten oder umzingelt sind und keine Hoffnung mehr besteht, dass sie lebend davonkommen, so müssen sie sich zu einer Verteidigungsgemeinschaft zusammenschliessen, sich ‚einigen‘ und aushalten, wo sie gerade sind. Wenn sie das tun, werden sie enorm zu den Schwierigkeiten des Feindes beitragen, das Fortschreiten unserer eigenen Operationen gewaltig unterstützen und sich selbst davor bewahren, den Rest des Krieges tenlos in einem Kriegsgefangenenlager zuzubringen.

Keine Lage ist hoffnungslos, solange unsere Soldaten ein tapferes Herz, Waffen und Munition haben!

Diese Gesichtspunkte sind sofort allen Offizieren und Mannschaften bekanntzugeben. Sie gelten für alle Kämpfe.»

Befehle über Geheimhaltung

Es war mir klar, dass wir der Truppe von unsern Angriffsabsichten nichts sagen durften, solange wir nicht jeden Urlaub verboten hatten und sie alle draussen von jedem Verkehr abgesperrt in der Wüste waren. Andererseits wollte ich nicht durch eine offiziell angekündigte Urlaubssperre in Alexandria und Kairo Aufregung und Unruhe hervorrufen. Ich erliess daher nachstehend skizzierten Befehl.

Offiziere und Mannschaften sollten über die beabsichtigten Operationen, wie folgt unterrichtet werden:

Brigadekommandeure und Kommandeure von Pioniereinheiten	am 28. September
Kommandeure anderer Einheiten	am 10. Oktober
Kompanie- und Batteriechefs und gleichgestellte	am 17. Oktober
Alle übrigen Offiziere und Mannschaften	am 21. Oktober

Am 21. Oktober sollte ferner jeder Urlaub für Offiziere und Mannschaften nach Alexandria, Kairo und andern Städten zu Einkäufen oder aus andern Gründen gesperrt werden. Dies sollte jedoch nicht durch einen schriftlichen Befehl geschehen. Die Einheitskommandeure sollten vielmehr als Grund für die Ablehnung des Urlaubs angeben, dass Anzeichen für einen feindlichen Angriff in der Vollmondperiode vorlägen und daher alle Offiziere und Mannschaften bei der Truppe bleiben müssten. Letzten Endes kam es darauf hinaus, dass nach Unterrichtung über die operativen Nachrichten vom 21. Oktober an keiner mehr, ob Offizier oder Mann, das Wüstengebiet verlassen konnte.

Für die Unterrichtung gab es jedoch eine Ausnahme: Truppen in den vordersten Stellungen, die vom Feind überfallen und gefangen genommen werden konnten, und alle Soldaten auf Patrouille im Niemandsland durften erst am Morgen des 23. Oktobers etwas über den

Angriff erfahren. Der 23. Oktober war der Tag x.

Gruppierung der Verbände für die Schlacht

10. Korps

- 1. Panzerdivision
- 8. Panzerdivision
- 10. Panzerdivision

13. Korps

- 7. Panzerdivision
- 44. Division
- 50. Division

30. Korps

- 9. austral. Division
- 51. (H) Division
- 2. Neuseel. Division
- 1. Südafrik. Division
- 4. (Indische) Division

Sonderverbände

- 1. Griechische Brigade
- freie Französ. Brigade
- Freie französ. Fliegerstaffel
- 9. Panzerbrigade
- 23. Panzerbrigade (Valentine-Panzer)

Letzte Ansprache vor der Schlacht an die höheren Offiziere

Die Schlacht sollte eine «Armeeschlacht» werden, geschlagen nach einem Plan, den das Armeekommando ausgearbeitet hatte, dessen Durchführung es jedoch nur sorgfältig überwachen konnte. Daher musste jeder Kommandeur bis zum Oberstleutnant abwärts die Einzelheiten meines Planes kennen; er musste wissen, wie ich den Kampf führen wollte und wie seine eigene Rolle sich in den Hauptplan einfügte. Nur so konnte man ein einwandfreies Ineinandergreifen der einzelnen Operationen sicherstellen. Ich versammelte also die Kommandeure vom 13. und 30. Korps am 19. Oktober und die vom 10. Korps am 20. Oktober und hielt ihnen eine Ansprache.

Ich habe noch die von mir mit Bleistift niedergeschriebenen Notizen, die ich für die drei Ansprachen benutzte. Einer Eingebung folgend sagte ich, die ganze Sache werde zwölf Tage dauern. Ursprünglich hatte ich zehn Tage geschrieben und die Zahl dann verbessert. Zwölf war die richtigere Schätzung! Ausserdem sieht man in Ziffer 2, dass ich die Schreibweise von Rommels Namen noch nicht genau kannte.

*Notizen für meine Ansprache an die Offiziere vor der Schlacht
Deckname: Unternehmen «Lightfoot»*

1. Vorgeschichte seit August. Der Auftrag. Mein Plan, ihn auszuführen.
Die Neuaufstellung des 10. Korps.
Führung – Ausrüstung – Schulung.
2. Störung durch Rommell.
3. Der ursprüngliche Rahmen des AOK-Planes für «*Lightfoot*», wie am 14. September bekanntgegeben. Zerstörung der feindlichen Panzer.
4. Lage Anfang Oktober. Unausgebildete Armee.
Allmählich klargeworden, dass ich Plan ummodellieren muss, so dass Truppe ihn ausführen kann. Der neue Plan – die «Zerkrümelungsoperationen». Umkehrung des üblichen Verfahrens.
5. *Hauptpunkte des AOK-Planes. Drei Phasen*
Einbruch des 30. Korps
Durchbruch des 10. Korps Kämpfe um Stellung und
Einbruch des 13. Korps taktischen Vorteil

Der Nahkampf und die «Zerkrümelungsoperationen».
Das endgültige «Zerbrechen» des Feindes.
6. *Der Feind*
Seine Schwächen: geringe Kopfstärke; geringe Benzin-, Munitions- und Proviantvorräte.
Moral ist gut, möglicherweise ausgenommen Italiener.
7. *Wir selbst*
Ungeheure Überlegenheit an Geschützen, Panzern und Soldaten.
Können langandauernde Schlacht schlagen und werden es. Feldgeschütze 832 1'200 Panzer (davon 470 schwere)
Schwere Pak 753
Leichte Pak 500
Moral erstklassig
8. *Allgemeines zur Führung in der Schlacht.*
Methodisches Vorgehen; Feind Teil für Teil vernichten, langsam, aber sicher.
Auf Panzer und einzelne Deutsche schießen.
Er kann lange Schlacht nicht durchhalten, wir können es. Wir dürfen daher nicht nachlassen, kein Einheitskommandeur darf mit Druck nachlassen. Sich vorbereiten auf eine Woche Nah-

kämpfe. Dauer der ganzen Sache etwa zehn
(berichtigt zwölf) Tage.

Erwarten Sie nicht zu früh grosse Ergebnisse,
operieren Sie von festen Stützpunkten aus,
schnelle Umstellung auf neue Ziele,
achten Sie auf Gleichgewicht,
erhalten Sie den Angriffsgeist,
lassen Sie mit Druck nicht nach!

Wenn wir das
alles tun, ist
der Sieg uns
sicher!

Moral – Massnahmen zur Förderung – Ansprachen.

Jeder Soldat in der Armee ein Kämpfer – keine Nichtkämpfer.

Alle ausgebildet, Deutsche zu töten.

Meine Botschaft an die Truppen.

Soldaten erinnern, was sie sagen dürfen, falls gefangen:

Rang, Name und Stammrollennummer.

B.L.M.

Zum Schluss gab ich die nachstehende persönliche Botschaft
an die Offiziere und Mannschaften der Armee aus:

Achte Armee

Persönliche Botschaft des Armeebefehlshabers

1. Als ich das Kommando der 8. Armee übernahm, sagte ich, unsere Aufgabe sei, Rommel und seine Armee zu vernichten, und dass dies geschehen werde, sobald wir fertig seien.
2. Jetzt sind wir fertig.
Die Schlacht, die demnächst beginnt, wird einmal als Entscheidungsschlacht in die Geschichte eingehen. Sie wird der Wendepunkt des Krieges sein. Die Augen der ganzen Welt werden auf uns gerichtet sein und gespannt beobachten, wem der Sieg sich zuwenden wird.
Wir können ihnen jetzt schon die Antwort geben: «Uns wird er sich zuwenden!»
3. Wir haben erstklassige Waffen und Ausrüstung: starke Panzer, gute Panzerabwehrgeschütze, eine Menge Artillerie und reichlich Munition – und wir werden unterstützt von der besten Luftwaffe der Welt.
Jetzt ist es nur noch notwendig, dass jeder von uns, jeder Offizier und Mann, in diese Schlacht geht mit der unerschütterlichen Entschlossenheit, sie durchzustehen – zu kämpfen und zu töten – und schliesslich zu gewinnen.

Wenn wir das alle tun, kann nur dies das Ergebnis sein: Wir werden den Feind vernichtend schlagen und aus Nordafrika hinauswerfen.

4. Je eher wir diese Schlacht gewinnen, die der Wendepunkt des Krieges sein wird, desto eher werden wir alle wieder in die Heimat und zu unseren Angehörigen zurückkommen.
5. Daher möge jeder Offizier und jeder Mann mit tapferem Herzen in diese Schlacht gehen, entschlossen, seine Pflicht zu tun bis zum letzten Atemzug.

Und keiner darfsich ergeben, solange er noch unverwundet ist und kämpfen kann.

Lasst uns alle darum beten, dass der «mächtige Herr der Schlachten» uns den Sieg schenken möge!

Nahost-Streitkräfte *B.L. Montgomery*

23.10.42 Generalleutnant u. Befehlshaber der 8. Armee

Nach kurzer Unterrichtung der Presse am Vormittag des 23. Oktober fuhr ich am Nachmittag nach vorn zu meinem Gefechtsstand, den ich in der Nähe des Gefechtsstandes des 30. Korps hatte einrichten lassen. Am Abend las ich noch in einem Buch und ging früh zu Bett. Um 21 Uhr 40 eröffnete unsere Artillerie mit über tausend Rohren das Vernichtungsfeuer, und die 8. Armee trat mit über zwölfhundert Panzern zum Angriff an. Währenddessen schlief ich fest in meinem Wohnwagen, denn es gab im Augenblick nichts für mich zu tun, und ich war mir bewusst, dass ich später gebraucht werden würde. In jeder Schlacht gibt es immer einmal einen kritischen Moment, in dem der Ausgang in der Schwebe ist, und ich hielt es für das Beste, mir so lange Ruhe zu gönnen, wie ich konnte. Wie sich herausstellte, war das sehr klug, denn mein Eingreifen wurde eher nötig, als ich erwartete.

Den Verlauf der Schlacht habe ich in meinem Buch «*Alamein to River Sangro*» beschrieben und General de Guingand in seinem Buch «*Operation Victory*». Ich will daher hier nur die Massnahmen schildern, die ich in einigen kritischen Augenblicken ergriffen habe. Ich habe während des ganzen Krieges sehr genau Tagebuch geführt, und das Folgende ist Aufzeichnungen entnommen, die ich mir jeden Tag während der Schlacht gemacht habe.

Sonnabend, den 24. Oktober

Der Angriff hatte dem Plan entsprechend, den ich oben geschildert habe, am 23. Oktober Boden gewonnen, aber die ganze Gegend war ein riesiges Minenfeld, und die beiden Korridore im Norden für die Panzerdivisionen des 10. Korps waren am 24. um 8 Uhr morgens noch nicht vollkommen freigemacht. Ich erwartete also, dass die Panzerdivisionen sich gemäss meinen strikten Befehlen ihren Weg ins Freie erkämpfen würden. Aber offenbar gingen sie nur mit Widerwillen daran, und ich gewann den Eindruck, dass sie eine Politik des Abwartens verfolgten. Ich vermisste bei den höheren Führern das ungeduldige Vorwärtsdrängen. Offenbar befürchteten sie Ausfälle bei ihren Panzern. Die feindlichen Geschütze waren angeblich alle 8,8-cm-Flak (die die Deutschen mit grossem Erfolg zur Panzerabwehr einsetzten). Der Kommandeur des 10. Korps zeigte nicht den Schwung und die Entschlossenheit, die so nötig sind, wenn eine Sache anfängt, schief zu gehen, und bei den Panzerverbänden seines Korps machte sich allgemein ein starker Mangel an Offensivgeist bemerkbar. Anscheinend waren sie der Ansicht, diese Art Schlacht sei nichts für sie. Mir wurde klar, dass ich sofort eingreifen musste, um die Panzerdivisionen zum Kampf anzuspornen – hier fehlte es nur an entschlossener Führung. Ich liess mir daher Lumsden kommen und sagte ihm, er solle seine Divisionskommandeure beschleunigt «auf den Schwung» bringen. Wenn sie weiter so zögerten, würde ich sie ihres Kommandos entheben und energischere Persönlichkeiten an ihre Stelle setzen. Dieses Vorgehen hatte bei einer der Panzerdivisionen sofort Erfolg: Gegen sechs Uhr nachmittags war die Panzerbrigade der 1. Panzerdivision, die bisher noch im nördlichen Korridor gewesen war, draussen im freien Gelände. Dort wurde sie von Rommels 15. Panzerdivision angegriffen – genau das, was ich wollte.

Weiter im Süden begann die Neuseeländische Division ihren Vorstoss nach Südwesten, der zu der «Zerkrümelungsaktion» gehörte. Noch weiter im Süden verfuhr das 13. Korps ganz nach Plan.

Sonntag, den 25. Oktober

Ich bin heute noch der Ansicht, dass die gefährlichste Krise in der Schlacht sich an diesem Tage ereignete. Um 2 Uhr 30 morgens meldete das 10. Korps, dass der Durchbruch der 10. Panzerdivision durch den südlichen Korridor im Abschnitt des 30. Korps nicht recht vor-

wärts kam, weil Minenfelder und andere Schwierigkeiten den Vormarsch hemmten. Der Divisionskommandeur hatte erklärt, dass er sich wegen der Operation Sorgen mache, denn selbst wenn er aus dem Korridor herauskäme, würde er auf den davorliegenden Hängen des Miterija-Rückens in eine recht unangenehme Lage kommen. Seine Division sei noch nicht genügend ausgebildet und für so schwierige Unternehmungen nicht geeignet. Er wollte stehenbleiben, wo er war. Lumsden war geneigt, ihm zuzustimmen. Inzwischen wurde die 1. Panzerdivision, die durch den Nordkorridor in freies Gelände gelangt war, von feindlichen Panzern wütend angegriffen. Das war genau das, was der Doktor verordnete – jedenfalls solange ich dieser Doktor war! Guingand beschloss richtigerweise, ich müsse mit den zwei beteiligten Korpskommandeuren sprechen und die Lage selbst in die Hand nehmen. Er beraumte also um 3 Uhr 30 eine Besprechung in meinem Gefechtsstand an. Dann kam er, weckte mich und berichtete mir, was er veranlasst hatte. Ich war einverstanden. Leese und Lumsden erschienen zur befohlenen Zeit, und ich bat sie einen nach dem andern, mir die Lage zu erläutern. Die «Atmosphäre» bei dieser Besprechung hat Guingand auf Seite 200 seines Buches sehr lebendig geschildert.

Ich erfuhr, dass von der 10. Panzerdivision eins der Panzerregimenter bereits im freien Gelände war und dass man hoffte, dass weitere Teile ihm bei Morgengrauen folgen würden. Der Divisionskommandeur aber wollte *alles* hinter die Minenfelder zurückziehen und die Vorteile, die er schon errungen hatte, wieder aufgeben. Seine Begründung war, die Lage draussen im freien Gelände sei sehr unerfreulich und seine Division würde voraussichtlich schwere Verluste erleiden. Lumsden schloss sich seiner Ansicht an; er fragte mich, ob ich nicht selber telefonisch mit dem Divisionskommandeur sprechen wolle. Ich liess mich sofort verbinden und stellte zu meinem Entsetzen fest, dass er sich selbst rund fünfzehn Kilometer hinter seinen Spitzenpanzern aufhielt. Ich liess ihn über mein Befremden nicht im Unklaren und befahl ihm, sich sofort nach vorn zu begeben und den Befehl über seine Truppen zu übernehmen; er habe sich seinen Weg nach draussen zu erkämpfen und seine Division von vorne zu führen statt von hinten.

Dann erklärte ich den beiden Korpskommandeuren, dass an meinen Befehlen nichts geändert werde; ich dachte nicht an ein Aufgeben

meines Planes. Als die andern gingen, hielt ich Lumsden noch zurück und sprach sehr deutlich mit ihm. Ich sei entschlossen, sagte ich, die Panzerdivisionen aus den Minenfeldern heraus in offenes Gelände zu bekommen, wo sie frei manövrieren könnten. Jedes Schwanken, jedes Nachgeben in diesem Augenblick würde verhängnisvolle Folgen haben. Wenn er selbst oder der Kommandeur der 10. Panzerdivision nicht «dafür» wären, würde ich andere ernennen, die es waren. Um 8 Uhr morgens waren alle meine Panzer draussen im freien Gelände! Damit waren wir in der Stellung, die ich gehofft hatte, schon am Tage zuvor um dieselbe Stunde zu erreichen.

Um 12 Uhr mittags hatte ich eine Besprechung mit den Korpskommandeuren auf dem Gefechtsstand der 2. Neuseeländischen Division anberaunt. Dabei stellte sich heraus, dass der Vormarsch der Division nach Südwesten sehr grosse Opfer kosten würde. Ich beschloss daher, ihn sofort einzustellen. Stattdessen befahl ich, die «Zerkrümlungsoperationen» in den Bereich der 9. Australischen Division umzulegen, die sich nach Norden der Küste zu Vorarbeiten sollte. Dieser neue Vorstoss oder richtiger diese neue Operationsachse bedeutete eine Richtungsänderung um 180 Grad, und ich hoffte, den Feind dadurch zu überraschen.

Mittwoch, den 28. Oktober

Während der drei vorhergehenden Tage hatten die heftigen Kämpfe angedauert, und ich sagte mir auf Grund der Verlustziffern, dass ich vorsichtiger sein musste. Mir war klar, dass der entscheidende Schlag an der Front des 30. Korps erfolgen musste, nur wusste ich im Augenblick noch nicht genau, wo. Immerhin musste ich ihn schon vorbereiten. Ich beschloss daher, dem 13. Korps auf meiner Südflanke Weisung zu geben, abgesehen von Patrouillentätigkeit zur Defensive überzugehen, um dadurch die Divisionsabschnitte verbreitern und die für den entscheidenden Schlag benötigten Divisionen herausziehen und in Reserve halten zu können. Die Neuseeländische Division stand schon in Reserve.

Rommels ganze Panzerarmee stand jetzt vor dem nördlichen Korridor, und ich war mir vollständig darüber klar, dass wir an dieser Stelle niemals durchbrechen konnten. Ich machte daher diesen Abschnitt zur Defensivfront und zog die 1. Panzerdivision heraus in die Reserve. Da im Augenblick das Kommando des 30. Korps genügte,

die Kampfhandlungen im Norden zu leiten, zog ich das Kommando des 10. Korps heraus in die Reserve, damit es seine Verbände zum Durchbruch vorbereiten konnte. Schliesslich gab ich Befehl, die 9. Australische Division solle ihr Vordringen zur Küste beschleunigen, da ich mit dem Gedanken umging, für den entscheidenden Durchbruch die Küstenstrasse als Operationsachse zu benutzen.

Donnerstag, den 29. Oktober

Im Laufe des Vormittags wurde es immer deutlicher, dass die gesamten deutschen Streitkräfte Rommels im nördlichen Teil der Front standen. Der Vorstoss der 1. Panzerdivision durch den Nordkorridor und die Operationen der 9. Australischen Division in nördlicher Richtung der Küste zu hatten ihn offensichtlich vermuten lassen, dass wir beabsichtigten, längs der Küste durchzubrechen, was ich tatsächlich eine Weile lang vorhatte.

Damit hatten wir das erreicht, was Bill Williams empfohlen hatte. Die Deutschen standen jetzt vor unserm rechten Flügel und dienten nicht mehr als «Korsettstangen» für die Italiener. Die Deutschen waren also im Norden, die Italiener zusammen im Süden, und die Trennungslinie verlief anscheinend gerade nördlich von unserem ursprünglichen Nordkorridor.

Ich änderte daher sofort meinen Plan und entschloss mich, den entscheidenden Schlag gegen diese Nahtstelle zu richten, ihn aber ein gutes Stück auf die italienische Front übergreifen zu lassen. Diesen Entschluss fasste ich am 29. Oktober um 11 Uhr vormittags.

Wann konnten wir nun diesen Schlag führen?

Ich wusste, dass das Unternehmen «Fackel» von England ausgehend am 8. November im Gebiet von Casablanca bis Oran landen sollte. Wir mussten also den Feind besiegen und seine Armee so rechtzeitig zerschlagen, dass es für das Unternehmen «Fackel» noch eine wirkliche Hilfe war – ganz abgesehen davon, dass wir als erste in Tripolis sein wollten! Aber noch unmittelbarer wurde die Wahl des Zeitpunktes dadurch beeinflusst, dass wir die Flugplätze bei Martuba¹ in die Hand bekommen mussten, um dem letzten noch möglichen Geleitzug nach Malta, das knapp an Lebensmitteln und fast ganz ohne Treibstoff für die Fliegerei war, das Durchkommen durch Stellung von Jagdschutz zu er-

¹ Siehe Skizze 4.

leichtern. Der Geleitzug sollte etwa Mitte November aus Alexandria auslaufen.

Ich fasste daher folgenden Entschluss: In der Nacht vom 30. zum 31. Oktober sollte die 9. australische Division einen energischen Vorstoss nach Norden machen, um die Küste zu erreichen; das würde die Aufmerksamkeit des Feindes weiterhin nach Norden lenken. In der nächsten Nacht, vom 31. Oktober zum 1. November, wollte ich in die feindliche Front eben nördlich des ursprünglichen Korridors ein tiefes Loch schlagen. Das sollte die 2. Neuseeländische Division machen, verstärkt durch die 9. Panzerbrigade und zwei Infanteriebrigaden; das Unternehmen sollte unter dem Befehl des 30. Korps stehen. Durch die Lücke wollte ich das 10. Korps mit seinen Panzerdivisionen hindurchschleusen.

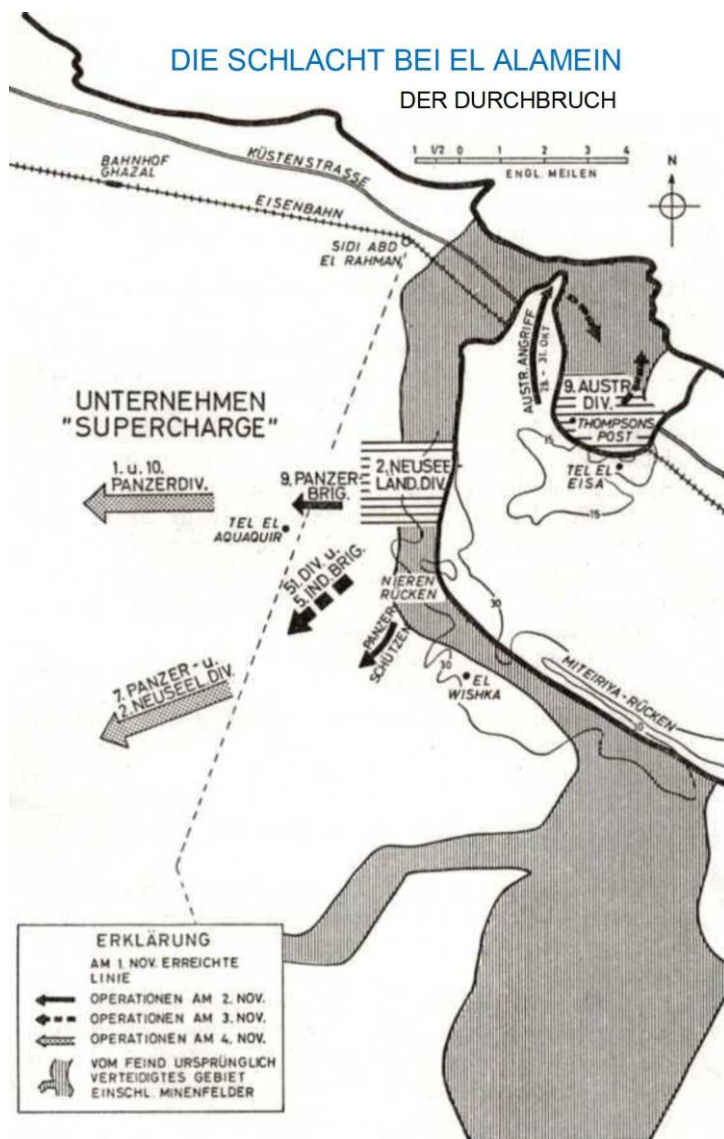
Ich hatte also vor, in der ersten Nacht mit der Rechten einen harten Schlag zu führen und ihm in der nächsten Nacht einen Schlag mit der Linken folgen zu lassen, der zum Knockout führen sollte. Die dazu nötigen Divisionen lagen schon in Reserve und nutzten die Zeit zum Ausruhen und zu Wiederinstandsetzungsarbeiten.

Kartenskizze 3 – Unternehmen «Supercharge» – macht meine Absichten deutlich.

Am Vormittag bekam ich auf meinem Gefechtsstand Besuch von Alexander und Casey, der Staatsminister im Nahen Osten war. Es war mir ziemlich klar, dass es in Whitehall grosse Bestürzung gegeben hatte, als ich bereits am 27. und 28. Oktober damit anfang, Divisionen aus der Front in die Reserve herauszuziehen, um den entscheidenden Schlag vorzubereiten. Darum schickte man jetzt Casey zu mir, um herauszubekommen, was los war: Whitehall dachte, ich wollte aufgeben, während ich doch in Wirklichkeit auf dem besten Wege war, die Schlacht zu gewinnen.

Ich erzählte ihm alles über meine Absichten und sagte ihm, dass ich mir meines Erfolges sicher sei. Guingand redete noch derber mit ihm und sagte, er solle Whitehall telegrafieren, sie sollten nicht «mECKern». Ich habe nie erfahren, was für ein Funkspruch nach diesem Besuch nach London abging; ich war viel zu beschäftigt mit meinem Unternehmen «Supercharge», als dass ich mich noch sehr darum gekümmert hätte. Jedenfalls würde der Chef des Generalstabs (Brooke) bestimmt verstehen, was ich vorhatte.

DIE SCHLACHT BEI EL ALAMEIN DER DURCHBRUCH



Kartenskizze 3

Freitag, den 30. Oktober

Am Vormittag schrieb ich meine Weisungen für das Unternehmen «Supercharge» nieder. Wie schon erwähnt, tat ich das immer selbst und überliess es nicht meinem Stab, der dann natürlich noch viel Arbeit mit den Einzelheiten hatte. Dieses Verfahren funktionierte in der 8. Armee sehr gut und wurde auf Grund der Erfahrungen im Mittelmeer später auch von der 21. Heeresgruppe übernommen.

Hier folgen die damals von mir niedergeschriebenen Weisungen:

Unternehmen «Supercharge» Streng geheim!
Plan der 8. Armee 30. Okt. 1942

1. Das Unternehmen «Supercharge» beginnt in der Nacht vom 30. Oktober zum 1. November. Zweck des Unternehmens ist:
 - a) die feindlichen Panzerstreitkräfte zu vernichten,
 - b) den Feind zum Kampf im freien Gelände zu zwingen und so zu ständigen, ausgedehnten Bewegungen und entsprechendem Benzinverbrauch zu nötigen,
 - c) dem Feind die Nachschubwege zu verlegen und seine Nachschubtransporte zu verhindern,
 - d) den Feind von seinen frontnahen Landepisten und Flugplätzen zu verdrängen,
 - e) durch Zusammenwirken von a-d die ganze feindliche Armee aufzulösen.

Aufgabe des 30. Korps

2. Angreifen bei Nacht aus den gegenwärtigen vorderen Stellungen zwischen den nördlichen Planquadraten 297 und 301. Angriff westwärts vortragen bis zu einer Tiefe von 4'000 Metern.
3. Nach Erreichung dieses Endzieles Panzer- und Infanteriepatrouillen weiter westlich vorschieben, um den Vorstoss der Panzerdivisionen zu sichern und ihnen den Austritt aus dem Korridor und die Entwicklung in breiter Front zu erleichtern.
4. Die Flanken des durch den Angriff gewonnenen Gebietes gut absichern und ihre Ostenden fest mit unsern vorhandenen Stellungen verbinden.

5. Im ganzen Gebiet Minen und Hindernisse beseitigen, es für freie Bewegungen bereitmachen und als festen Ausgangspunkt von Offensivhandlungen absichern und unbedingt halten.

Operationen des 10. Korps

6. Das 10. Korps bricht durch das vom 30. Korps eroberte Gebiet durch in freies Gelände.
7. Panzerschützen, zunächst mindestens zwei Regimenter, stossen noch vor Tagesanbruch des 1. November durch das Brückenkopfgebiet vor und von dort nach Nordwesten, Westen, Südwesten und Süden.
Die Aufgabe der Panzerschützen ist es, offensiv gegen die feindlichen Nachschubwege vorzugehen, alles, was sie antreffen, zu vernichten, zu verhindern, dass irgendwelcher Nachschub oder Verstärkungen nach vorn gelangen, und jede Bewegung von der Front nach rückwärts zu unterbinden.
Die Panzerschützen müssen damit rechnen, dass sie einige Tage lang auf sich selber gestellt sind, um die vollkommene Abschnürung aufrechtzuerhalten; sie müssen sich aus den feindlichen Benzin- und Proviantvorräten versorgen.
8. Das 10. Korps sichert sich als erstes Ziel das Gebiet zwischen Punkt 46 in 858299 bis Teil El-Akkakir in 860297.
Von dort aus weitere Operationen, um
 - a) die feindlichen Panzerstreitkräfte zu vernichten,
 - b) die vollständige Auflösung des rückwärtigen Gebiets des Feindes herbeizuführen.
9. Allgemeine Stossrichtung der Operationen des 10. Korps nach Erfüllung der Aufgabe gemäss Absatz 8a ist Nordwest, auf die Eisenbahnstation Ghazal zu, um in den Rücken der feindlichen Streitkräfte zu gelangen, die im Gebiet von Sidi Rahman stehen, und sie abzuschneiden.
10. Das Vorrücken des 10. Korps ist zeitlich so abzustimmen, dass das Gebiet des ersten Zieles vor Morgengrauen des 1. Novembers fest in eigener Hand ist und die weiteren Operationen von diesem Gebiet aus bei Sonnenaufgang beginnen können.
11. Es hat völlige Klarheit darüber zu bestehen, dass, falls es dem 30. Korps nicht gelingt, die Endziele gemäss Absatz 2 und 3 zu errei-

chen, die Panzerdivisionen des 10. Korps sich ihren Weg zum ersten Ziel zu erkämpfen haben.

10. und 30. Korps

12. Das 30. Korps hält die Neuseeländische Division in Bereitschaft, das Gebiet des ersten Zieles gemäss Absatz 8 vom 10. Korps zu übernehmen, damit das 10. Korps frei wird zu Offensivunternehmungen gegen die feindlichen Panzerverbände oder für einen Vorstoss in nordwestlicher Richtung auf die Eisenbahnstation Ghazal zu.
13. Während der ganzen Operation ist zwischen dem 10. Und 30. Korps engste Fühlung und reibungslose Hand-in-Hand-Arbeit erforderlich.
14. Wenn dieses Unternehmen Erfolg hat, wird es zur völligen Auflösung des Feindes und schliesslich zu seiner Vernichtung führen. Es wird daher Erfolg haben!
Entschlossene Führung ist dabei von entscheidender Bedeutung. Ebenso vorbehaltloses Vertrauen zu dem Plan und seinem Erfolg. Bedenken darf es nicht geben. Risiken müssen bereitwillig übernommen werden. «Meckern» ist verboten.
Ich rufe alle Kommandeure dazu auf, diese Operation entschlossen durchzuführen, ihre Verbände mutig einzusetzen und alle Offiziere und Mannschaften mit Offensivgeist und Optimismus zu erfüllen.
«Supercharge» wird uns den Sieg bringen!

13. Korps

15. Das 13. Korps tut am 31. Oktober vor und nach Dunkelwerden alles, was beim Feinde den Eindruck erwecken kann, dass der Angriff auf der Südflanke erfolgen wird.
16. Das Korps hält sich zum sofortigen Eingreifen bereit für den Fall, dass sich beim Feind die ersten Anzeichen des Erlahmens bemerkbar machen.

Armeereserven

17. 7. Panzerdivision (ohne 4. leichte Panzerbrigade)
131. Infanteriebrigade (Queens)
Diese beiden Verbände bleiben zur Verfügung des Armeekommandos zum Einsatz je nach Entwicklung der Lage.

Operationen der Luftwaffe

18. Die Luftwaffe hat die wichtige Aufgabe, dem Feinde moralischen und materiellen Schaden zuzufügen. Diese Tätigkeit ist von morgen an zu verstärken und hat mit Anlaufen des Unternehmens «Supercharge» ihren Höhepunkt zu erreichen.

Schlussbemerkung

19. Alle Nachrichtenquellen stimmen darin überein, dass es dem Feinde schlecht geht und er in einer kritischen Lage ist. Die ständigen Angriffe der 8. Armee und der Luftwaffe haben ihm bereits so zugesetzt, dass ein harter Schlag in diesem Augenblick seine völlige Niederlage herbeiführen wird. Die erste Phase dieses Schlages ist die Operation, die die 9. Australische Division heute Nacht an der Nordflanke durchführt. Das Gelingen dieser Operation wird sich sehr günstig auf das Unternehmen «Supercharge» auswirken.
«Supercharge» selbst, das morgen in der Nacht vom 31. Oktober zum 1. November anläuft, wird der zweite, niederschmetternde Schlag sein, von dem, wie ich glaube, der Feind sich nicht wieder erholen wird.

Sonnabend, den 31. Oktober

Ich erkannte, dass die Vorbereitungen für das Unternehmen «Supercharge» so vielfältig und schwierig waren, dass es bei Anlaufen schon heute Nacht womöglich fehlschlagen würde. Ich beschloss daher, es um vierundzwanzig Stunden zu verschieben und den Schlag erst in der Nacht vom 1. zum 2. November zu führen. Um den Zeitverlust auszugleichen, vertiefte ich den Einbruch um 2'000 m auf im Ganzen 6'000 m – das Ganze unter sehr starkem Vernichtungsfeuer.

Zu bemerken wäre noch, dass bei einigen höheren Führern Bedenken wegen «Supercharge» auftauchten und allerlei Gemunkel entstand, was wohl passieren würde, wenn es fehlschläge. Ich teilte diese Bedenken nicht und machte das jedermann unmissverständlich klar.

Montag, den 2. November

Um 1 Uhr nachts ist «Supercharge» angelaufen. Der Angriff erfolgte in 4'000 m Breite bis zu einer Tiefe von 6'000 m. Es war ein voller Erfolg, und wir waren, ehe wir's uns versahen, in der offenen Wüste. Bis zum Einbruch der Dunkelheit hatten wir 1'500 Gefangene gemacht.

Dienstag, den 3. November

Rückzugsabsichten des Feindes machten sich bemerkbar; er war schon fast erledigt.

Mittwoch, den 4. November

Um 2 Uhr morgens führte ich zwei harte Schläge gegen die «Türangeln» des Durchbruchgebietes, die Stellen, an denen der Feind uns daran zu hindern suchte, die von uns geschlagene Lücke zu erweitern. Das entschied endgültig die Schlacht.

Die Panzerschützenregimenter rollten beim Morgengrauen hindurch, und bald gelangten die Panzerdivisionen, ohne weiteren Widerstand zu finden, hinaus in die offene Wüste. Damit waren sie im Gelände, in dem keine Minenfelder mehr waren; sie konnten jetzt frei manövrieren und gegen das rückwärtige Gebiet und zurückweichende Kolonnen des Feindes operieren.

Die Panzerschützen aber fuhren zügig nach Westen davon, der Rückzugslinie des Feindes in der Ferne zu.

Den italienischen Divisionen im Süden, gegenüber dem 13. Korps, blieb nichts anderes übrig, als sich zu ergeben. Fliehen konnten sie nicht, da die Deutschen ihnen alle Transportmittel weggenommen hatten. Ich überliess es Horrocks, sie einzusammeln, und richtete meine Aufmerksamkeit auf die Verfolgung von Rommels Streitkräften, die jetzt westwärts fluteten.

Der Wert des Stabs-«Informationsdienstes»

Dies war eine Einrichtung, um Funksprüche unserer eigenen Einheiten in den vorderen Linien aufzufangen und an das ArmeeOberkommando und die Korpskommandos zu übermitteln. Wir nannten diesen Dienst kurz «J». Er wurde in dieser Schlacht zum erstenmal

eingesetzt. Ein sehr befähigter Offizier meines Stabes, Hugh Mainwaring, hatte ihn erfunden. Leider wurde er Anfang November bei einem Erkundungsauftrag in der Nähe von Marsa Matruh gefangen genommen, und ich musste mir einen andern Offizier für die Leitung des «J»-Dienstes suchen.

Funkempfänger waren auf die Wellenlängen der Brigaden, Divisionen und Panzerkorps an der Front geschaltet und übertrugen die aufgefangenen Nachrichten. Das verkürzte die Zeit zwischen der ersten Aufgabe einer Nachricht durch die Truppen in den vorderen Linien und ihrem Empfang beim Armeeoberkommando oder den Korpskommandos. «J» vermittelte dem höheren Führer einen guten Eindruck von dem Kampfgeist seiner Truppen, und nebenbei – aber das war nicht sein Hauptzweck – konnte es offensichtliche Verstösse gegen die Geheimhaltung aufklären helfen. Auf alle Fälle hatte es die Wirkung, die Einheit der Armee zu festigen, indem es alles näher aneinanderrückte. Die Funkverbindung wurde zu einem festen Bindeglied zwischen Männern, die alle derselben Sache dienten. Die Trennung zwischen Truppe und Stab fand damit ein Ende.

Wir erinnern uns daran, dass ich 1918 als 1. Generalstabsoffizier ein Verfahren erfunden hatte, um dem Divisionsstab rasch genaue Nachrichten über den Fortgang der Schlacht zu übermitteln. Ich hatte damals den Spitzeneinheiten Offiziere mit Funkgeräten mitgegeben. Der von Hugh Mainwaring erfundene «J»-Dienst war eine grosse Verbesserung meiner früheren Versuche.

Einige Lehren aus der Schlacht

Aus jeder Schlacht kann man immer eine Menge Einzellernen ziehen. In der englischen Armee sind wir allerdings geneigt, uns allzusehr in die Einzelheiten zu vertiefen, und verlieren darüber oft den Blick für die Grundlagen, auf denen die Einzelheiten aufgebaut sind.

In dieser Schlacht gab es drei deutlich unterschiedene Phasen, in denen sich die Operationen entwickelten:

1. Der Einbruch

Dies war der Kampf um die Stellung oder um den taktischen Vorteil. Am Ende dieser Phase mussten wir in einer solchen Position und

so «im Gleichgewicht» sein, dass wir sofort zur zweiten Phase übergehen konnten. Wir mussten also in der Tat den taktischen Vorteil errungen haben.

2. *Der Nahkampf*

Mir war von Anfang an klar, dass sich nach dem Einbruch erbitterte und blutige Nahkämpfe entwickeln würden, und diese Annahme bestätigte sich vollauf. Bei diesen Kämpfen mussten wir die Kampfkraft des Feindes so schwächen, dass der endgültige Schlag zur Auflösung seiner Armee führen musste.

3. *Der Durchbruch*

Dieser wurde durch einen furchtbaren Schlag gegen eine bestimmte Stelle erreicht. Während der Nahkämpfe hatte sich der Feind zu der Annahme verleiten lassen, wir wollten den Durchbruch im Norden längs der Küstenstrasse versuchen. Da er diesen Stoss fürchtete, hatte er, um ihm entgegenzutreten, seine deutschen Truppen im Norden zusammengezogen und es den Italienern überlassen, seine Südflanke zu halten. Da trieben wir einen harten Schlag zwischen Deutsche und Italiener, dabei ein gutes Stück auf die italienische Front übergreifend.

Bei Kommandeuren aller Rangstufen ist Entschlossenheit bei der Führung das Wichtigste, umso wichtiger jedoch, je höher der Rang.

Generäle, die mutlos werden, sobald die Sache nicht gut geht, denen der «Schwung» fehlt, die Dinge voranzutreiben, die mannhafte Entschlossenheit vermissen lassen und nicht den moralischen Mut haben, ihren Plan bis zu Ende durchzuführen, taugen nichts. Ja, schlimmer als das, sie sind eine Gefahr – denn jedes Zeichen des Schwankens und Zögerns, wenn der Ausgang der Schlacht in der Schwebe ist, hat unmittelbare Rückwirkungen auf ihre Untergebenen bis hinunter zum einfachen Soldaten. Noch nie ist eine Schlacht verloren worden, solange der befehligende General sie nicht selbst dafür hielt. Wäre ich nicht festgeblieben und hätte ich nicht darauf bestanden, dass mein Plan durchgeführt wurde, hätten wir die Schlacht von El-Alamein nicht gewonnen.

Aber wenn der Feind sich zum Kampfe stellt und in der nun folgenden Schlacht entscheidend geschlagen wird, sieht man die Fehler nur auf seiner Seite. Rommels Urteil wurde schon bei Alam Haifa ge-

sprochen – dies war, wie Mellenthin gesagt hat, die Wende im Wüstenkrieg. Die Schlacht bei El-Alamein zerschmetterte ihn. Er war vorher noch nie geschlagen worden, wenn er auch oft einen Schritt zurück machen musste, um ein «Schlückchen» Benzin zu bekommen. Diesmal war er endgültig besiegt worden, und die Vernichtung der Achsenstreitkräfte in Afrika war unvermeidlich – vorausgesetzt, dass wir nicht neue Fehler machten.

VON EL-ALAMEIN NACH TUNIS

5. November 1942 bis 7. Mai 1943

Die Verfolgung bis El-Agheila

Die geregelte Verfolgung setzte erst am 5. November ein mit dem 10. Korps (Lumsden) an der Spitze. Das 30. Korps (Leese) liess ich zur Auffrischung zunächst westlich der Durchbruchzone zurück. Das 13. Korps (Horrocks) bekam die Aufgabe, das Schlachtfeld aufzuräumen und das feindliche und unser eigenes Kriegsmaterial zu bergen. Ausserdem sollte es die zahlreichen italienischen Kriegsgefangenen einsammeln. Sie ergaben sich in Scharen, voran die Generale mit ihren Handkoffern in der Hand.

Mein Operationsziel war letzten Endes Tripolis, das schon immer das Ziel der 8. Armee gewesen war. Doch unglücklicherweise hatten ihre mehrfachen Unternehmungen, die dorthin führen sollten, den Beinamen «Bengasi-Handikap» bekommen. Ein Offizier drückte es einmal mir gegenüber so aus: «Zu den Weihnachtsfeiertagen gingen wir immer nach Bengasi, und bald nach Neujahr kehrten wir wieder nach Ägypten zurück.»

Ich war entschlossen, dieser Sache ein Ende zu machen. Ägypten musste für die Dauer des Krieges gesichert werden. Ich dachte schon seit Langem darüber nach, wie man das erreichen könne, und als jetzt die Verfolgung des geschlagenen Feindes einsetzte, da war es mir klar geworden, was dazu nötig war: Ich musste a) die Agheila-Stellung besetzen und ihre Zugänge von Westen

- her gegen jeden Angriff sichern;
- b) in den Dschebel – in die Gegend von Mekili – ein Korps mit starken Panzerkräften verlegen, das besonders dafür geschult werden

musste, nach Süden vorzustossen und alle feindlichen Streitkräfte anzugreifen, die nach Durchbrechung der Agheila-Stellung in Richtung Ägypten vorstiessen,

- c) Den Befehlshaber der Wüstenluftwaffe veranlassen, dass er seine Streitkräfte auf den Flugplätzen bei Martuba und südlich von Bengasi stationierte.

Die Belegung der Martuba-Flugplätze mit Flugzeugen war aber nicht nur eine Massnahme auf lange Sicht; sie war sofort nötig, da der Geleitzug zur Versorgung von Malta am 16. November von Alexandria auslaufen sollte. Die Insel war in Gefahr, da Lebensmittel und Treibstoff äusserst knapp waren; es war daher lebenswichtig für sie, dass der Geleitzug heil durchkam, und eine gewisse Gewähr dafür bestand nur, wenn die Wüstenluftwaffe den Jagdschutz stellen konnte, da er die Enge zwischen Kreta und der Cyrenaika bei Tageslicht passieren musste. Tatsächlich gelang es uns, die Luftstreitkräfte bis zum 15. November auf die Martuba-Flugplätze zu verlegen, so dass sie den Geleitzug sicher auf den Weg bringen konnten. Um dieses schnelle Vorrücken zu ermöglichen, vereinbarte ich mit dem Kommandeur der Wüstenluftstreitkräfte (Coningham), dass wir seine Flieger in enger Zusammenarbeit mit Panzerschützenregimentern als weittragende Angriffswaffe benutzen konnten. Seine Jägerstaffeln sollten weit vor den Hauptkolonnen von vorgeschobenen Rollfeldern aus operieren, sobald die Panzerschützen sie frei vom Feinde gemeldet hatten. Diese Taktik sollte es uns ermöglichen, den Feind auf seinem Rückzug ständig zu beunruhigen und zu beschliessen, während unsere Truppen den Vorteil des Jagdschutzes genossen.

Ich rechnete nicht damit, dass es vor El-Agheila zu grösseren Kampfhandlungen kommen werde. Zweifellos würde Rommel sich auf diese Stellung zurückziehen und versuchen, uns dort den Weg zu verlegen. Sein Nachschubweg würde dann erheblich kürzer sein als bisher, während unserer ständig länger wurde – die umgekehrte Situation also wie bei El-Alamein.

Daher hatte ich vor, das 10. Korps nur bis zum Dschebel an der Spitze der verfolgenden Verbände zu belassen und es dort anzuhalten mit dem Befehl, leichte Streitkräfte in Richtung auf Bengasi und Agedabia vorzuschicken. Ich war der Meinung, Lumsden werde mit dieser Aufgabe zu meiner Zufriedenheit fertig werden. Dann wollte ich das 30. Korps vorziehen, um die Agheilastellung anzugreifen und die Weiterverfolgung nach Tripolis aufzunehmen. Ausserdem wollte

ich, sobald das 10. Korps sich im Dschebelgebiet eingerichtet hatte, Horrocks zu seinem Kommandeur machen und Lumsden nach England zurückschicken. Ich war zu dem Schluss gekommen, dass Lumsden der Führung eines Korps in einer grossen Schlacht nicht gewachsen war; andererseits war er ein guter Ausbilder, und als solcher konnte er in England wertvolle Dienste leisten. Ich wollte beantragen, dass Dempsey mir von England herausgeschickt wurde, der das 13. Korps von Horrocks übernehmen sollte. Dann würde ich für alle drei Korps Kommandeure haben, auf die ich mich unbedingt verlassen konnte: Leese, Horrocks und Dempsey. Alle drei hatten schon unter mir Dienst getan, Leese und Dempsey waren ausserdem meine Schüler auf der Kriegsakademie gewesen. Alexander stimmte diesen Umbesetzungen zu.

Kartenskizze Nr. 4 zeigt die Durchführung meiner Pläne bis zur Agheila-Stellung.

Ich gab Lumsden genaue Instruktionen, wie er die Verfolgung bis El-Agheila durchführen sollte, und behielt die Leitung der Schlacht fest in der Hand, um sicherzustellen, dass mir der Hauptplan nicht von irgendwelchen unterstellten Kommandeuren «verhunzt» wurde, deren Ansichten nicht damit vereinbar waren. Ich wusste recht gut, dass bei früheren Operationen in der Wüste einzelne Korps- und Divisionskommandeure eigene Ideen gehabt und den «festen Griff von oben» gar nicht geschätzt hatten – dies war einer der Gründe, aus denen wir Ägypten beinahe verloren hätten. Ich liess daher Lumsden nicht im Zweifel, dass diesmal alle *meine* Befehle auszuführen wären. Ich hätte den Soldaten einen vollen Erfolg versprochen, und ich sei entschlossen, dafür zu sorgen, dass ich mein Versprechen halten könne.

Bald nach Beginn der Verfolgung wäre ich beinahe in Gefangenschaft geraten. Ein Erkundungstrupp war vorgeschickt worden, um in der Umgebung von Marsa Matruch einen geeigneten Platz für meinen Gefechtsstand auszusuchen. Zu dem Trupp gehörten Hugh Mainwaring und mein Stiefsohn Dick Carver. Auf dem Wege nach Marsa Matruch schlug der Trupp einen Weg ein, der zu einer «Schmugglerbucht» genannten Stelle am Strande östlich der Stadt führte. Dort waren noch feindliche Truppen; sie hätten eigentlich längst alle umstellt sein sollen, aber wie wir noch sehen werden, waren unsere Truppen



DIE VERFOLGUNG NACH EL AGHEILA

2. NEU-
«MARADA

ENGL. MEILEN

Kartenskizze 4

beim Marsch durch die Wüste von schweren Regenfällen aufgehalten worden. Der Erkundungstrupp wurde gefangengenommen. Ich selber fuhr mit einer kleinen Eskorte dicht hinter unseren Spitzen rasch vorwärts und war gerade im Begriff, in den Weg zur «Schmugglerbucht» einzubiegen, da geriet ich auf einmal in eine heftige Schiesserei, die sich nur wenige Hundert Schritt weiter vorn abspielte. Wir waren auf einen feindlichen Nachtrupp gestossen, der uns aufzuhalten suchte, bis Marsa Matruch geräumt war. Wäre ich zur «Schmugglerbucht» weitergefahren, so wäre ich vielleicht mitten in die Feinde hineingeraten, und in diesem Fall würde ich heute dieses Buch wohl nicht schreiben.

Die übrigen Operationen verliefen erfolgreich – was ja die Hauptsache war. Allerdings wurden Rommels Streitkräfte zweimal durch schwere Regenfälle vor völliger Vernichtung bewahrt. Das erstemal am 6. und 7. November, als drei unserer Divisionen mitten in der Wüste einfach im nassen Sand steckenblieben und sich nicht mehr von der Stelle rühren konnten. Auch ihre Versorgung mit Benzin war unmöglich. Das rettete Rommels Streitkräfte vor völliger Umzingelung bei Marsa Matruch. Das zweitemal wurden unsere Truppen durch starken Regen am 15., 16. und 17. November auf dem Marsch durch die Wüste nach Agedabia aufgehalten, wo sie den Feind abschneiden sollten, ehe er die Agheila-Stellung erreichte.

Trotz alledem «trieb» ich die 8. Armee mit allen Mitteln unaufhaltsam vorwärts. Wie schnell wir vorwärts kamen, zeigen die folgenden Kilometerzählern

Am 5. November	begann die Verfolgung von El-Alamein aus,	
am 11.	„ wurde Sollum erreicht,	Entfernung 432 km,
am 12.	„ Tobruk „	„ 576 km,
am 17.	„ Smus „	„ 896 km.

Fast 900 Kilometer in dreizehn Tagen war eine schöne Leistung, doch schon fing die Nachschublage an, mir Sorgen zu machen. Denn wenn wir die Verlegung unserer Luftstreitkräfte in das Dschebelgebiet bei Martuba voll ausnützen wollten, so mussten wir sie beschleunigt in die Lage versetzen, mit Vollgas gegen Rommels Nachschubwege über das Mittelmeer, gegen den Ausladehafen Tripolis und gegen die Verbindungen zwischen Tripolis und El-Agheila zu operieren.

Der tägliche Bedarf der Luftstreitkräfte für diese Aufgaben wurde mir wie folgt angegeben:

bis zum 28. November	400 Tonnen
„ 2. Dezember	800 „
„ 9. Dezember	1'050 „
„ 16. Dezember	1'400 (davon 1'000 in Tobruk)

Das waren gewaltige Mengen allein für die Fliegerei. Doch wenn Rommel beabsichtigte, sich bei El-Agheila zum Kampf zu stellen, mussten wir ausserdem weitere grosse Mengen an Proviant, Benzin und Munition für die Armee heranschaffen, ehe wir ihn angreifen konnten. Im grossen Rahmen gesehen, mussten jedoch vor allem die Luftstreitkräfte alles bekommen, was sie brauchten, denn sie waren unsere weitreichende Waffe, und ihre Erfolge würden der Armee mittelbar zugutekommen und ihr die Aufgabe sehr erleichtern.

Am 12. November überschritten wir die Grenze zwischen Ägypten und der Cyrenaika – alle feindlichen Streitkräfte waren aus Ägypten vertrieben. An diesem Tage richtete ich folgende Botschaft an die 8. Armee:

1. Als am 23. Oktober die Schlacht um Ägypten begann, sagte ich euch, dass wir zusammen die Deutschen und Italiener vernichtend schlagen und sie aus Nordafrika hinauswerfen würden. Der Anfang damit ist gemacht, und heute, am 12. November, gibt es keine deutschen und italienischen Soldaten mehr auf ägyptischem Grund und Boden – es sei denn als Kriegsgefangene. In drei Wochen haben wir die deutsch-italienische Armee vollkommen zerschlagen und ihre fliehenden Überreste aus Ägypten verjagt. In dieser Zeit haben wir bis zur Grenze und darüber hinaus fast fünfhundert Kilometer zurückgelegt.

2. *Folgende feindliche Streitkräfte haben aufgehört, als einsatzfähige Kampfverbände zu bestehen:*

Deutsches Afrikakorps: 15. Panzerdivision, 21. Panzerdivision, 90. leichte Division, 164. leichte Division;

20. Italienisches Korps: Panzerdivision «Ariete», Panzerdivision «Littorio», Division «Trieste»;

10. Italienisches Korps: Division «Brescia», Division «Pavia», Division «Folgore»;

20. Italienisches Korps: Division «Trento», Division «Bologna».

Die Zahl der Kriegsgefangenen beträgt rund 30'000 Mann, darunter 9 Generäle. Die Zahl der vernichteten oder eroberten Panzer, Ge-

schütze, Panzerabwehrgeschütze, Transportfahrzeuge, Flugzeuge usw. ist so gross, dass der Feind nur noch über ganz geringe Bestände verfügen kann.

3. Das ist eine ausgezeichnete Leistung. Ich möchte daher euch allen als erstes meinen Dank dafür aussprechen, dass ihr meinem Ruf gefolgt seid und, jeder an seinem Platz, zum bisherigen Gelingen beigetragen habt. Denn mehr als alles, was ich dafür tun konnte, waren es der Kampfgeist und die Tüchtigkeit der Soldaten des Empire, die uns diesen herrlichen Sieg beschert haben.

4. Zweitens wird sich jeder von euch über die hervorragende Unterstützung klar sein, die uns die Königliche Luftwaffe bei der Erfüllung unserer Aufgabe geleistet hat. Ohne ihre Hilfe und Mitarbeit hätten wir es niemals schaffen können. Ich habe ihr daher in euer aller Namen aufrichtig gedankt.

5. Unsere Aufgabe ist jedoch noch nicht zu Ende. Aus Ägypten haben wir die Deutschen hinausgeworfen, aber noch nicht aus Nordafrika. Vor uns im Westen liegt noch ein ergiebiges Jagdgebiet: Libyen. Schon stehen unsere Spitzengruppen in diesem Gebiet, bereit, mit der Jagd zu beginnen, und diesmal werden wir, wenn wir erst in Bengasi sind, nicht wieder umkehren!

6. Also ans Werk, und Weidmanns Heil für euch alle! Wie immer bei einer Verfolgung können nicht alle vorn an der Spitze sein, aber ehe die Jagd zu Ende geht, werden wir alle dabei sein.

B. L. Montgomery,

General und Befehlshaber der 8. Armee

Wie man aus der Unterschrift ersieht, war ich jetzt VollGeneral, nachdem ich vor drei Monaten als Generalleutnant in die Wüste gekommen war. Meine Beförderung zum General erfolgte nach der Schlacht von El-Alamein «für hervorragende Dienste im Felde», gleichzeitig wurde ich zum Komtur des Bathordens ernannt.

Während des Vorstosses unserer leichten Streitkräfte von Bengasi nach Süden hatte ich ein eigenartiges Erlebnis. Ich fuhr, nur von einer

kleinen Eskorte begleitet, dicht hinter den Panzerschützen unserer Spitze, um das Gelände zu erkunden. Das Gebiet unseres Jagdschutzes lag bereits hinter uns, und von Zeit zu Zeit beschossen feindliche Flugzeuge die Strasse. Es war keine sehr gesunde Gegend und vermutlich nicht gerade der richtige Ort für mich.

Plötzlich sah ich von hinten her einen Lkw mit einem grossen Boot darauf die Strasse entlangkommen. Neben dem Fahrer sass ein Unteroffizier von der Kriegsmarine und hinten ein paar Matrosen. Ich hielt den Lkw an und rief dem Unteroffizier zu: «Was machen Sie denn hier? Ist Ihnen auch klar, dass Sie direkt hinter dem Vortrupp der 8. Armee herfahren und mit Ihrem Boot sozusagen die Angriffsspitze bilden? Es ist hier im Augenblick recht gefährlich. Drehen Sie um und fahren Sie zurück!»

Er fiel aus allen Wolken. Er habe den Befehl, sagte er, eine «Tankstelle» in einer kleinen Bucht ein gutes Stück nördlich von Marsa Brega einzurichten. Marinefahrzeuge sollten an dieser Stelle Benzin ausladen, damit die Panzerschützenregimenter an der Spitze ihre Benzintanks wieder auffüllen könnten; dies sei die bequemste Art und Weise, sie mit Benzin und Schmieröl zu versorgen. Dabei sah er mich flehend an, fast wie ein Spaniel, der darum bettelt, auf Kaninchenjagd mitgenommen zu werden. «Bitte, Sir», schloss er, «schicken Sie mich nicht zurück. Wenn die Panzerschützen ihr Benzin nicht bekommen, müssen sie haltmachen und verlieren die Fühlung mit den Deutschen. Könnte ich nicht mit Ihnen mitfahren? Dann wäre ich doch *ganz* sicher!»

Dieser Unteroffizier war offenbar ein guter Psychologe! Tatsächlich hatte ich keine Ahnung von diesen kleinen Benzinversorgungsstellen für die Panzerschützen – das war ein Gedanke meines Stabes, und obendrein ein recht guter. Ich nahm also die Marineleute mit und brachte sie wohlbehalten zu ihrer Bucht, wo ich selbst ihr erster Benzinabnehmer war. Ich habe noch oft an diesen Unteroffizier denken müssen; er stammte aus der Handelsmarine und gehörte zur R.N.V.R.¹ Sein Pflichtgefühl verdiente höchste Anerkennung – solange die Kriegsmarine über solche Männer verfügt, wird England seine Kriege nicht verlieren.

¹ Royal Navy Voluntary Reserve = Freiwillige Kriegsmarine-Reserve.

Die Schlacht von El-Agheila vom 13. bis 17. Dezember 1942

Als wir uns der Agheilastellung näherten, war in den Reihen der 8. Armee eine gewisse Unruhe zu verspüren. Viele waren schon zweimal hiergewesen, und zweimal war Rommel, sobald er bereit war, über sie hergefallen und hatte sie zurückgetrieben. Ich war mir klar, dass wir die Stellung rasch erobern müssten, denn wenn wir allzu lange davorstanden, konnte das zu einer Schädigung der Moral führen. Der Angriff auf die Stellung war jedoch schwierig.

Ich beschloss daher, es mit Irreführung und taktischen Bewegungen zu versuchen. Ich wollte Rommel so in Atem halten, dass er schliesslich alles zu verlieren fürchtete, wenn er stehenblieb und den Kampf annahm. Auch er machte sich wahrscheinlich Sorgen um die Moral seiner Truppen. El-Alamein lag über sechzehnhundert Kilometer weit zurück, und seit ihrer Niederlage dort waren sie dauernd auf dem Rückzug. Aus jeder Stellung, in der sie standzuhalten suchten, waren sie schnell wieder vertrieben worden und hatten ununterbrochen unter Fliegerbeschuss zu leiden gehabt. All das war wohl dazu angetan, Rommels Soldaten mutlos zu machen und ihnen jeden Offensivgeist zu nehmen; vermutlich sahen sie sich immer schon nach der nächsten Stellung um, auf die sie sich zurückziehen konnten – genauso wie es früher einmal bei der 8. Armee gewesen war.

Mit Rücksicht auf das unwegsame Gelände im Süden und die Schwierigkeit eines Frontalangriffes war es offenbar vorzuziehen, Rommel aus der Agheilastellung herauszumanövrieren und ihn dann weiter westlich in günstigerem Gelände anzugreifen. Bei der wahrscheinlich gesunkenen Moral seiner Truppen hielt ich das für durchführbar, sofern ich damit nicht zu lange wartete.

Inzwischen hatte das 30. Korps die Spitze vom 10. Korps übernommen. In der letzten Novemberwoche erkundete ich mit Leese die Stellung und gab ihm meine Befehle – die Einzelheiten konnte ich in seine bewährten Hände legen. Der Hauptgedanke meines Planes war eine Umgebungsbewegung des feindlichen Südflügels durch Freyberg und seine Neuseeländer bis zu einem Punkt nördlich von Marama, um von dort in den Rücken von Rommels Streitkräften vorzustoßen. Gleichzeitig sollten die 51. (Hochländer-)Division und die 7. Panzerdivision einen Frontalangriff unternehmen. Als Tag des Be-

gins der Operation setzte ich den 15. Dezember fest. (Näheres siehe Kartenskizze 4.)

Dann beschloss ich, selbst nach Kairo zurückzufliegen, um weitere Pläne mit Alexander zu besprechen. Ausserdem wollte ich mir einiges zum Anziehen kaufen und mich nach fast vier Monaten in der Wüste einmal wieder richtig säubern und in Ordnung bringen. Ich wohnte in der englischen Botschaft in Kairo und verbrachte ein sehr angenehmes Wochenende. Erst in Kairo merkte ich, dass ich auf einmal so etwas wie eine «stadtbekannte Persönlichkeit» geworden war. Mein Erscheinen in der St.-George-Kathedrale beim Nachmittagsgottesdienst erregte direkt Aufsehen. Es war ein merkwürdiges Gefühl, plötzlich berühmt zu sein, und es wäre lächerlich zu leugnen, dass es mir allerhand Spass machte.

Als ich in mein Hauptquartier – eben östlich von Bengasi – zurückkam, stellte ich mit Befriedigung fest, dass die Vorbereitungen zum Angriff auf die Agheilastellung schon sehr weit vorgeschritten waren. Augenscheinlich wurde der Feind durch unsere Vorbereitungen allmählich nervös, denn er hatte schon angefangen, seine nicht motorisierten italienischen Truppen zur Bueratstellung abzutransportieren – der nächsten guten Verteidigungsstellung in seinem Rücken. Ich beschloss daher, den ganzen Zeitplan um zwei Tage vorzuverlegen.

Alles ging gut. Der Feind fing an, sich zurückzuziehen, als unser Frontalangriff einsetzte. Doch am 15. Dezember war es den Neuseeländern gelungen, ihm in den Rücken zu kommen, und eine Weile lang hatten wir Rommels ganzes Afrikakorps in der Zange zwischen der Neuseeländischen Division und der 7. Panzerdivision, die ständig Boden gewann. Da brachen die Deutschen in kleine Gruppen auseinander, die sich eilig einen Weg durch die Lücken zwischen den weit auseinanderliegenden Stellungen der Neuseeländer bahnten. Den ganzen 16. Dezember über hielt das heftige, zum Teil völlig verworrene Ringen an, auf beiden Seiten wurden Gefangene gemacht und wieder befreit. Schliesslich konnte das Afrikakorps nach Westen durchbrechen, freilich schwer angeschlagen durch die Neuseeländer und die ständigen Luftangriffe. Ich befahl der Neuseeländischen Division, haltzumachen und in Nofilia zu sammeln. Rommels Armee liess ich von leichten Streitkräften weiterverfolgen, die jedoch mit ihr erst wieder an der erbittert verteidigten Bueratstellung in Gefechtsberührung kamen.

Damit war die Schlacht um die Agheilastellung zu Ende – die Stellung war fest in unserer Hand. Das 10. Korps (Horrocks) stand im Djebel bei Mekili. Die Wüstenluftwaffe unterstützte unsere Operationen kräftig von den Flugplätzen bei Martuba und bei Agedabia aus. Wir hatten unsere Ziele erreicht!

Ich verlegte meinen Gefechtsstand weiter vorwärts nach Marble Arch in der Nähe der Merduma-Flugplätze, dicht neben das Stabsquartier des 30. Korps. Von dort aus konnte ich besser die Erkundung der Bueratstellung leiten und meinen Plan für den Vormarsch nach Tripolis entwerfen.

Weihnachten 1942 in der Wüste

Wir waren jetzt schon ein gutes Stück in Tripolitaniens und über 1'900 Kilometer von unserem Ausgangspunkt El-Alamein entfernt. Rommel und seine Achsenstreitkräfte waren entscheidend geschlagen und Ägypten für die Dauer des Krieges gesichert.

Die 8. Armee brauchte eine Ruhepause, in der sie wieder zusammenrücken und sich auf den letzten «Sprung» nach Tripolis vorbereiten konnte. Offiziere und Mannschaften hatten sich wahrhaftig ein paar Rasttage verdient, und ich war entschlossen, sie ihnen zu geben. Ich befahl daher, jeder Verband sollte haltmachen, wo er gerade stand, Angriffsoperationen sollten über Weihnachten nicht stattfinden, wir alle wollten diesen Tag so froh begehen, wie es die Wüstenverhältnisse eben gestatteten. Es war sehr kalt. Truthähne, Plumpuddings, Bier – alles wurde in Ägypten bestellt, der Stab bemühte sich nach Kräften, dass es rechtzeitig ankam – und es kam an.

Ich erliess folgende Botschaft an die Truppen:

1. Die 8. Armee hat den Feind aus der berühmten Agheilastellung hinausgeworfen und dringt jetzt in Tripolitaniens ein. Es ist erstaunlich, was seit dem 23. Oktober, dem Beginn der Schlacht bei El-Alamein, alles erreicht worden ist. Vor dieser Schlacht sagte ich zu euch in meiner Botschaft: «Lasst uns beten, dass der mächtige Herr der Schlachten uns den Sieg schenken möge!»

Er hat ihn uns gegeben, und ich weiss, ihr werdet mir zustimmen, wenn ich heute zu euch sage, wir dürfen nicht vergessen, ihm für seine grosse Gnade zu danken.

2. Weihnachten steht vor der Tür, und wir alle denken an unsere Angehörigen und Freunde in der Heimat.

Ich sende euch allen zum Fest meine besten Wünsche und hoffe, dass das Jahr 1943 jedem von euch Glück bringen möge.

3. Ich habe einen Weihnachtgruss aus Hüll in Yorkshire bekommen. Es ist der netteste, den ich jemals bekommen habe, und ich bedaure nur, dass ich ihn nicht erwidern kann, denn die Absenderin hat ihre Anschrift nicht angegeben. Aber ich werde ihn mein Leben lang im Gedächtnis bewahren. Er ist nicht nur für mich, sondern für euch alle bestimmt. Er lautet:

«Verehrter Herr General,

Ich wünsche Ihnen und Ihren Jungs von der 8. Armee ein recht glückliches Weihnachtsfest und für das neue Jahr 1943 gute Gesundheit, viel Glück und durch Gottes Gnade den

SIEG!

Mach ihnen Beine, Monty!

Viele Grüsse von einem Yorkshiremädel, das seinen Schatz bei der 8. Armee hat.»

4. Was könnte ich euch für einen schöneren Weihnachtsgross senden als den von diesem Yorkshiremädel? Ich möchte ihr gern von uns allen sagen, dass wir alles tun werden, «ihnen Beine zu machen».

5. Euch allen viel Glück! Und mit den Worten des Kleinen Tim in Dickens' «Weihnachtslied»: «Gott segne uns alle, jeden Einzelnen von uns!»

Erst später merkte ich, dass ich Dickens nicht ganz richtig zitiert hatte – aber gerade das hatte ich sagen wollen.

Ich genoss dieses Weihnachten in der Wüste sehr, und ich glaube, uns allen erging es so. Wir hatten das Bewusstsein, etwas erreicht zu haben. Der Agheila-Bann war gebrochen, und wir lagerten als siegreiches Heer jenseits der einst so gefürchteten Stellung, in die bisher nur vorgeschobene Patrouillen eingedrungen waren. Wir hatten die Prüfung überstanden, und die Siegesgewissheit war gross.

Guingand war zu Weihnachten nicht da. Seit unserm Wiedersehen

an der Strassenkreuzung bei Alexandria am Morgen des 13. August hatte er eine schwere Bürde mit sich herumgetragen, und während der Vorbereitungen zur Schlacht um die Agheilastellung klappte er zusammen. Zur Erholung schickte ich ihn nach Kairo. Er hatte sich verlobt, und ich sagte ihm, er solle heiraten, bevor er zurückkäme – was er auch tat. Als Vertreter für die Zeit seiner Abwesenheit liess ich mir von Leese Bobbie Erskine aus (jetzt General Sir George Erskine), der Chef des Stabes beim 30. Korps war.

Duncan Sandys, der Schwiegersohn des Premierministers, hatte mich besucht und schickte uns, als er wieder in Kairo war, zu Weihnachten eine Flasche alten Portwein. Mein Adjutant John Poston sagte dem Messeunteroffizier, er solle die Flasche etwas anwärmen, bevor er sie auf den Tisch stelle. Der Unteroffizier hatte aber den Befehl wohl allzu gut ausführen wollen – jedenfalls kochte der Portwein, und Dampf entstieg der Flasche, als er sie nach dem Essen am Heiligen Abend vor mich auf den Tisch stellte!

Ich erinnere mich besonders eines Vorfalles in der Feldwebelmesse einer Einheit am Heiligen Abend, von dem ich allerdings erst nachträglich erfuhr. Allerlei Trinksprüche wurden ausgebracht. Nun bedeutete für viele unserer Wüstenkämpfer Tripolis das Ende des Krieges; sie meinten, wenn sie erst einmal dort wären, hätten wir unser Teil getan und könnten uns ausruhen. In diesem Sinne tranken denn auch einige der jüngeren Feldwebel auf unser baldiges Einrücken in Tripolis und das Ende unserer Mühen. Ein alter, erfahrener Hauptfeldwebel, der schon in vielen Schlachten gekämpft hatte, sah sich das fröhliche Treiben eine Zeitlang nachdenklich an. Dann stand er auf, um eine Rede zu halten. Da er grosses Ansehen genoss, trat sofort lautlose Stille ein. Er sprach ganz ruhig, schilderte kurz, was wir erreicht hatten und was noch zu tun blieb, und schloss mit folgenden Worten: «Einige von euch glauben, wenn wir in Tripolis sind, werden unsere Mühen zu Ende sein. Sie irren sich. Wir sind 1939 in den Krieg gezogen, um Hitler zu vernichten und alles, wofür er eintritt. Noch liegt daher eine lange Zeit des Kampfes vor uns. Haben wir die Achsenmächte aus Afrika hinausgeworfen, so müssen wir den Krieg nach Europa tragen und schliesslich nach Deutschland. Erst wenn wir

Deutschland in Europa geschlagen haben, können wir als ehrenwerte Männer zu unserer Familie zurückkehren.»

Am 8. November war die 1. Armee unter General Anderson in Algerien gelandet und rückte jetzt gegen Bizerta und Tunis vor. Nach Einnahme dieser Städte sollte sie sich Tripolis zuwenden. An führenden Stellen wurde lebhaft die Frage erörtert, welche Armee zuerst in Tripolis sein werde: die 1. oder die 8. Doch schon der Gedanke, eine andere Armee könnte vor uns in Tripolis einrücken, brachte unsere Offiziere und Mannschaften in Wut. Drei Jahre lang war es ihr Ziel gewesen – diesmal sollte es ihnen nicht entgehen!

Am 24. Dezember 1942 schrieb ich am Abend in mein Tagebuch: «Am heutigen Abend endet die erste Phase dieses einzigartigen Feldzugs. Wir haben den Feind aus Ägypten vertrieben, aus der Cyrenaika und über die Grenze von Tripolitaniern. Doch die nächste Etappe wird vielleicht die schwierigste werden. Der Krieg in Afrika ist nicht mehr so scharf abgegrenzt wie im Oktober und November. Wir sind in Tripolitaniern rund 1'900 Kilometer von unserm Ausgangspunkt entfernt.

Unser Krieg und der tunesische Krieg rücken einander immer näher und verlangen eine gemeinsame Leitung. Andere, vielleicht begründete Interessen beginnen sich einzuschleichen. Hier müssen wir Klarheit schaffen: Das Ziel muss klar herausgestellt und rücksichtslos verfolgt werden; wir dürfen uns nicht auf Wagnisse einlassen, die nicht zur Erreichung des Zieles beitragen. Wir brauchen eine einheitliche Führung; man kann die Operationen auf einem Kriegsschauplatz nicht durch eine Kommission leiten.

Mein Standpunkt ist: Die 8. Armee mit den ihr zugeteilten Luftstreitkräften wird Tripolis am schnellsten erreichen, wenn sie in ihrem «Trieb» nach vorn nicht nachlässt und alles geschieht, um ihr das zu ermöglichen.»

Ohne Zweifel erleichterten uns die Operationen der 1. Armee unsere Aufgabe. Aber letzten Endes bewahrte gerade dieses ungestüme Vorwärtsdringen der 8. Armee die 1. Armee vor ernstlichem Missgeschick.

Kurz nach Weihnachten erhielt ich folgenden Brief von einem einfachen Soldaten der 8. Armee, der mich sehr froh stimmte:

Gefreiter
Geoffrey Glaister

«A»-Abteilung,
Oberquartiermeisterstaffel der 8. Armee
Den 23. Dezember 1942

Sir,

es ist gewiss höchst ungewöhnlich, dass ein einfacher Soldat einen persönlichen Brief an seinen Armeebefehlshaber schreibt, auch wenn die Vorschriften es nicht direkt verbieten. Aber dies ist eigentlich kein persönlicher Brief – ich schreibe ihn im Namen Tausender von Männern der 8. Armee.

Am 21. Oktober 1942 war ich zweieinhalb Jahre Soldat, ohne dass ich besonderes Interesse dafür gehabt hätte. Ich war der Meinung, die erfolgreiche Leitung einer Armee sei Sache der Offiziere, von einem Gefreiten werde in dieser Hinsicht nicht viel erwartet. Doch an diesem Tage rief uns unser Hauptmann zusammen und las uns Ihre Botschaft vor.

Sicher wurde Soldaten noch niemals eine Botschaft vorgelesen, die so voller Zuversicht und Vertrauen zu ihnen war. Sie war wie eine gegenseitige Verpflichtung, und zum erstenmal in meiner Soldatenzeit wurde mir klar, dass ich zu einer Gemeinschaft gehörte, zu einem lebendigen Wesen, das eine Aufgabe zu erfüllen hatte – eine Aufgabe, die so schwer war, dass selbst meine Arbeit als Schreiber in diesem gigantischen Rahmen ihren Wert bekam. Aus Gesprächen mit Soldaten in meiner und anderen Einheiten weiss ich, dass Ihre Worte – Worte von Mann zu Mann – enormen Einfluss auf ihre Stimmung gehabt haben. Sie haben durch Ihre menschliche, persönliche Botschaft viel mehr erreicht, als es durch einen Armeebefehl möglich gewesen wäre. Sie haben uns stolz darauf gemacht, zur 8. Armee zu gehören, und ich danke Ihnen, Sir, meinerseits für dieses ganz neue Zusammengehörigkeitsgefühl, das Sie uns gegeben haben.

Und jetzt haben Sie uns eine Weihnachtsbotschaft gesandt, die durch ihr freundschaftliches Wohlwollen und die Hinweise auf unsere Heimat jedem von uns zu Herzen gegangen sein muss. Da die Umstände Soldaten als Ganzes mehr oder weniger zum Schweigen nötigen, möchte ich Ihnen auch dafür im Namen Tausender von uns hier in Libyen – im Namen dieser grossen Bruderschaft aufrichtig dank-sagen.

Zum Schluss darf ich Ihnen recht frohe Weihnachten wünschen und ein glückliches und erfolgreiches Jahr 1943.

Gott segne Sie, Sir, und geleite Sie allezeit!

Ihr gehorsamst ergebener *Geoffrey Glaister*, Gefreiter

Der Vormarsch auf Tripolis vom 13. bis 23. Januar 1943

Nach Räumung des Agheilgebietes zog sich der Feind auf die Bueratstellung zurück und baute sie zur Verteidigung aus. Mein Plan, ihn dort zu fassen, gründete sich auf folgende Überlegungen:

- a) Ich wollte nicht, dass er noch weiter zurückwich; er sollte sich dort zum Kampfe stellen. Tat er das, so konnten wir ihn wahrscheinlich vernichten, denn die Stellung liess sich südlich umgehen. Ich wollte daher die Angriffsdivisionen mindestens hundertfünfzig Kilometer hinter der Kampffront zurückhalten, bis wir unsere Vorbereitungen für den Nachschub getroffen hatten, so dass der Angriff anfänglich den Eindruck eines zufälligen Aufeinandertreffens erweckte.
- b) Wenn der eigentliche Angriff auf die Bueratstellung erfolgte, musste er so geplant sein, dass wir direkt bis Tripolis durchstossen konnten und der Feind nicht die Möglichkeit hatte, unseren Vormarsch aufzuhalten oder auch nur zu verzögern.

Die Hauptsache bei dem ganzen Unternehmen war Schnelligkeit, denn die Schwierigkeit der Aufgabe, nach Tripolis zu kommen, lag beim Nachschub. Nach meinem Voranschlag musste ich genügend Benzin, Munition, Proviant usw. für zehn Kampftage haben. Hauptversorgungsstützpunkte meiner Truppen waren Bengasi und Tobruk, und der Transport per Achse von dort bis zur Front war eine langwierige Sache. Wir brauchten also zunächst Zeit, um die erforderlichen Nachschublager anzulegen. Am 14. Januar, meldete mir mein Stab, konnten wir damit fertig sein. Ich setzte daher den Angriff auf den 15. Januar fest. Dabei war ich mir vollkommen darüber klar, wenn es uns nicht gelang, in zehn Tagen Tripolis zu erreichen, würden wir uns unter Umständen wieder zurückziehen müssen, weil der Nachschub fehlte. Nach Ankunft in Tripolis mussten wir vor allem dafür sorgen, dass der Hafen schnell wieder voll in Betrieb kam; wir durften daher dem Feind keine Zeit lassen, die Hafeneinrichtungen stark zu beschädigen.

Ich plante also, die Lager bis zum 14. Januar fertig zu haben, am frühen Morgen des 15. Januar den Feind in voller Stärke anzuspringen und innerhalb von zehn Tagen direkt bis nach Tripolis «durchzustossen». Vom Nachschub her gesehen barg der Plan freilich ein erhebliches Risiko in sich.

Am 4. Januar wurde das Wetter schlecht; schwere Stürme tobten

im Mittelmeer und riefen im Hafen von Bengasi Durcheinander und Zerstörungen hervor. Schiffe rissen sich los, trieben im Hafen umher und rammten andere; schwere Seen schlugen über den Wellenbrecher und drangen bis in den Innenhafen, so dass an Schleppern, Leichtern und Löscheinrichtungen grosser Schaden entstand. Die Umschlagskapazität des Hafens, die bis auf 3'000 Tonnen am Tage gebracht worden war, fiel alsbald auf 1'000 Tonnen täglich. Dazu sah es so aus, als wollte das stürmische Wetter anhalten, und alle Schiffe mussten auslaufen. Damit fiel Bengasi praktisch als Versorgungshafen aus: tatsächlich betrug seine Umschlagsleistung am 12. Januar nur noch 400 Tonnen am Tage.

Das war eine schöne Bescherung! Auf einmal waren wir nur noch auf Tobruk angewiesen, aber von dort bis nach Tripolis waren es rund 1'600 Kilometer per Achse; und wenn wir dort waren, mussten wir für unsere weiteren Operationen erhebliche neue Lager anlegen.

Das Oberkommando Nahost in Kairo bekam es mit der Angst zu tun und fragte bei mir an, ob ich nicht meine Termine ändern und alles verschieben wolle. Ich entschied jedoch, es gab für uns nur eins: weiter bis Tripolis «durchstossen» *ohne* Abänderung der Termine! Um das zu ermöglichen, beschloss ich, die drei Divisionen des 10. Korps, die bei Mikili im Dschebel lagen, vorübergehend «festzunageln» und ihre Transportfahrzeuge sämtlich dazu einzusetzen, die bis zum 14. Januar benötigten Nachschubgüter von Tobruk und Bengasi nach vorn zu schaffen. Das 10. Korps musste für die 8. Armee den «Fuhrmann Paterson» spielen.

Ich liess mir Horrocks kommen und beauftragte ihn mit der Leitung des ganzen Speditionsgeschäftes; mit grösster Begeisterung stürzte er sich hinein und organisierte einen erstklassigen Transportdienst. Dadurch gelang es, unsere Termine einzuhalten.

Am 12. Januar erliess ich folgende Botschaft an die 8. Armee:

1. Die Spitzeneinheiten der 8. Armee sind nur noch rund 350 Kilometer von Tripolis entfernt. Zwischen uns und diesem Hafen steht der Feind und hofft, uns davon abzuhalten.
2. *Die 8. Armee wird trotzdem Tripolis nehmen.*
3. Tripolis ist die einzige Stadt, die vom Überseereich der Italiener noch übrig ist. Daher wollen wir es ihnen wegnehmen, dann haben sie kein Überseereich mehr.

Der Feind wird versuchen, uns daran zu hindern. Aber wenn jeder von uns – ob Soldat an der Front, ob Offizier oder Mann, dessen Aufgaben auf anderen Gebieten liegen – sein ganzes Herz, seine ganze Seele in diesen nächsten Kampf legt, dann kann *nichts* uns daran hindern.

Einige von uns müssen anfangs Zurückbleiben, aber wenn die Jagd erst richtig im Gange ist, sind wir alle dabei.

4. *Auf nach Tripolis!*

Unsere Angehörigen und Freunde daheim werden begeistert sein, wenn sie hören, dass wir Tripolis genommen haben.»

Der Angriff begann am 15. Januar. Zu Anfang ging alles gut, und schon am 19. Januar standen wir vor der Homs-Tarhuna-Stellung, die der Feind offenbar, wenn er es konnte, halten wollte. Doch da schien mir die 51. (Hochländer-)Division auf der Küstenstrasse durch Horns nicht recht vorwärts zu kommen und liess allgemein Mangel an Draufgängertum und «Pfeffer» erkennen. In meinem Tagebuch findet sich darüber unterm 20. Januar folgende Notiz:

«Liess mir den Kommandeur der 51. (Hochländer-)Division kommen und verpasste ihm eine Riesenzigarre; das hatte sofortige Wirkung.»

Die Spitzentruppen der Armee betraten Tripolis am 23. Januar 1943 um 4 Uhr morgens, auf den Tag genau drei Monate nach dem Beginn der Schlacht bei El-Alamein.

Die 8. Armee in Tripolis

Unsere Aufnahme durch die Bevölkerung war gut; die Stadt blieb ruhig, und es herrschte keinerlei Panik. Ich selbst traf gegen 9 Uhr vor der Stadt ein und liess die leitenden italienischen Beamten auffordern, herauszukommen und sich bei mir zu melden. Ich erteilte ihnen meine Befehle hinsichtlich der Stadt und bat sie um ihre Mitarbeit zum Wohle der Bevölkerung. Ich ernannte Brigadegeneral Lush zu meinem Stellvertreter als Militärgouverneur von Tripolitaniern, der so bald wie möglich die Zivilgewalt übernehmen sollte – gestützt auf die italienischen Behörden. Für die ersten vierundzwanzig Stunden ordnete ich strenge militärische Kontrollmassnahmen an, um erst einmal ein gewisses Mass von Unterordnung einzuführen; alle Läden

mussten geschlossen werden, für die Nacht wurde ein Ausgehverbot verhängt usw.

Ich sah eine gewisse Gefahr darin, dass meine Armee so nahe bei einer Grossstadt wie Tripolis lag. Denn an sich hätten luxuriöse Häuser, Villen und Etagen genug zur Verfügung der Offiziere gestanden; mir selbst wurde angeboten, in das Palais des Gouverneurs zu ziehen. Doch ich sagte «Nein» und richtete mir mein Hauptquartier inmitten der Felder etwa sieben Kilometer ausserhalb der Stadt ein. Schwere Kämpfe standen uns noch bevor, und ich wollte nicht, dass die 8. Armee «weich» wurde und sich irgendwie in ihren Leistungen verschlechterte. Ich verbot daher, Wohnhäuser und andere Gebäude als Stabs- und Truppenunterkünfte zu benutzen. Alle sollten in den Feldern um die Stadt oder in der Wüste draussen wohnen, wie wir es seit Monaten taten. Die Armee musste sich ihre Zähigkeit und Leistungsfähigkeit erhalten.

Nachdem ich all diese Fragen geregelt hatte, fuhr ich mit Leese in die Stadt. Dort sassen wir eine Weile in der Sonne, schauten auf das Meer hinaus und assen zu Mittag unsere Butterbrote. Als gute Freunde plauderten wir über Vergangenes und Künftiges. Unsere Adjutanten und Begleitmannschaften von der Militärpolizei sassen nicht weit entfernt von uns und assen ebenfalls. Ich fragte Leese, was er meine, worüber sie sich wohl nach all den Monaten dieses mönchischen Lebens in der Wüste unterhielten. Er meinte, wahrscheinlich darüber, wo sie ein paar passende Mädchen in der Stadt finden könnten. Zweifellos hatte er recht. Ich beschloss daher im Stillen, die Armee sobald wie möglich von Tripolis wieder wegzubringen.

Zwei Tage nach unserer Ankunft wurde mir gemeldet, dass die Ernährungslage der Zivilbevölkerung zusehends schlechter werde. Ich erliess daher folgenden Befehl:

1. Die Ernährungslage in Tripolis ist nicht gut. Es besteht die Wahrscheinlichkeit, dass die Zivilbevölkerung in Kürze knapp an Lebensmitteln wird, und dann wäre die Armee verpflichtet, sie zu ernähren. Das aber würde uns ernstlich in Verlegenheit bringen – d.h. genau das, was die Deutschen gerne haben möchten.
2. Die englische Armee, die alliierten Luftstreitkräfte und das Personal der Kriegsmarine in Tripolis haben ihre eigene Verpflegung und dürfen der Zivilbevölkerung nichts wegessen. Es wäre eine gute Propaganda für den Feind, wenn es hiesse, die Deutschen hätten ge-

nügend Lebensmittel zurückgelassen, die englischen Streitkräfte aber hätten den grössten Teil davon aufgeessen.

3. Ich befehle daher: Kein Angehöriger der englischen Streitkräfte in Tripolitanien, gleichgültig ob Offizier oder Mann, darf in Hotels und Restaurants in Tripolis etwas verzehren, sei es Frühstück, Lunch, Dinner oder Abendessen.
4. Die einzige Ausnahme davon machen die Teestuben. Ihnen ist es gestattet, wenn sie willens und in der Lage dazu sind, den Soldaten Tee und Gebäck zu verkaufen.
5. Offiziere und Mannschaften, die besuchsweise nach Tripolis kommen, müssen sich ihre Verpflegung mitbringen. Es sind Vorkehrungen im Gange, um in Tripolis Offiziers- und Mannschaftsklubs einzurichten, die von der N.A.A.F.I.¹ betrieben werden sollen. Ihre Eröffnung erfolgt sobald wie möglich, doch werden auch diese Klubs keine Mahlzeiten liefern können, vielleicht ausgenommen Tee und Gebäck.
6. Die Kommandeure stellen sicher, dass die Bestimmungen meines Befehls unter Ziffer 3 und 4 zugleich mit ihrer Begründung allen Offizieren und Mannschaften zur Kenntnis gebracht werden. Der stellvertretende Militärgouverneur stellt sicher, dass die Geschäftsführer von Hotels und Restaurants Anweisung erhalten, Angehörigen der englischen Streitkräfte keine Mahlzeiten zu verabfolgen.»

Am 3. und 4. Februar besuchten der Premierminister und der Chef des Generalstabs Tripolis. Wir veranstalteten für sie Vorbeimärsche der Hochländer-Division und der Neuseeländischen Division zugleich mit Teilen der Panzertruppe und einigen Nachschubeinheiten.

Winston Churchill war ausserordentlich beeindruckt und tief gerührt, als die Truppen an ihm vorbeimarschierten: so frisch und gesund aussehend, in tadelloser Haltung. Ich selbst war sehr stolz darauf, der Befehlshaber solcher Männer sein zu dürfen. Ich bat ihn, ein paar Worte an die Offiziere und Mannschaften meines Stabes zu richten. Dabei sagte er unter anderem:

«Seit Ihrem Siege bei El-Alamein haben Sie jeden Abend Ihre Zelte einen Tagesmarsch näher der Heimat aufgeschlagen. Wenn die

¹ *Navy Army Air Force* Institution = Wohlfahrtseinrichtung für Marine, Heer und Luftwaffe, die zu besonderen Preisen Klubs, Läden, Friseurgeschäfte usw. unterhält.

Leute Sie in kommenden Zeiten fragen, was Sie im zweiten Weltkrieg getan haben, brauchen Sie nur zu sagen: ich bin in der 8. Armee mitmarschiert.»

Sofort nach unserer Ankunft in Tripolis war meine Hauptsorge, den Hafen wieder betriebsfähig zu machen und Schiffe hereinzubekommen, um täglich eine Menge Güter löschen zu können. Dies war die Aufgabe der Kriegsmarine, aber es war nicht so einfach, sie schnell zu lösen. Doch Eile tat not! Daher machte sich mein Pionierführer zusammen mit der Marine ans Werk und unterstützte sie mit all unseren eigenen Hilfsmitteln. Der Erfolg zeigte sich bald: bereits am 3. Februar lief das erste Schiff ein und der erste Geleitzug am 9. Februar. Ich hatte es eilig, die Strassenverbindung mit Tobruk und Bengasi einzustellen, das «Fuhrmann Paterson»-Geschäft aufzulösen und die 8. Armee vom Stützpunkt Tripolis aus zu versorgen.

Die nächste schwierige Schlacht war an der Marethlinie zu erwarten. Das war eine sehr starke Stellung; das Hauptmerkmal dieses Angriffs musste daher eine Umgehung ihres Westflügels werden. Diese Aufgabe hatte ich den Neuseeländern zugedacht und mit der Erkundung des Geländes schon vor Weihnachten begonnen, kurz nachdem wir die Agheilastellung genommen hatten, also fast drei Monate, ehe die Schlacht um die Marethlinie wirklich stattfand.

Bis dahin mussten wir zunächst den Feind auf seine Hauptstellung zurückdrängen, um sie erkunden zu können. Ausserdem mussten wir uns die Hauptpunkte der nötigen Verbindungsstrassen – Ben Gardane, Fom Tatahouine und Medenine – nebst Seitenstrassen sichern sowie die Flugplätze um Medenine. Kartenskizze 5 gibt hierüber ein klares Bild.

Anfangs verwendete ich für diese Aufgabe nur die 7. Panzerdivision. Mit der Besserung unserer Versorgungslage verstärkte ich jedoch allmählich unsere Streitkräfte im künftigen Frontgebiet, indem ich die 51. (Hochländer-)Division hinschickte und dann noch eine weitere Panzerbrigade.

Gegen Ende Februar arbeitete der Hafen von Tripolis schon wieder so gut, dass wir täglich bis zu 3'500 Tonnen löschen konnten. Damit waren meine Nachschubsorgen vorüber, und ich konnte das 10. Korps aus dem Gebiet von Tobruk und Bengasi nach Tripolis vorziehen.

Ich muss hier noch erwähnen, dass General Leclerc mit einer klei-

DIE SCHLACHT UM DIE MARETH-LINIE

BEGINN AM 20. MÄRZ 1943



Kartenskizze 5

nen französischen Abteilung aus Zentralafrika zu mir gestossen war. Er unterstellte sich mir und wollte dafür nur Lebensmittel, Benzin und Bekleidung für sich und seine Leute haben. Das gab ich ihm gern, denn ich war froh, dass dieser ausserordentliche Mann mir helfen wollte.

Nach den Beschlüssen der Konferenz in Casablanca, die im Januar stattgefunden hatte, sollte ich für die Kämpfe in Tunis Eisenhower unterstellt werden. Alexander wurde stellvertretender Oberbefehlshaber und sollte die Landstreitkräfte befehligen. Tedder wurde Befehlshaber aller Luftstreitkräfte auf dem Mittelmeer-Kriegsschauplatz. Diese Verteilung war gut, und wenn wir unsere Karten richtig ausspielten, war uns der Erfolg in Tunis sicher. Sämtliche Luftstreitkräfte in Tunis, auf Malta und bei der 8. Armee konnten jetzt zusammengefasst und als Ganzes zur Unterstützung jeder beliebigen Unternehmung eingesetzt werden. Coningham ging zu Tedder als Befehlshaber der taktischen Luftstreitkräfte und Harry Broadhurst übernahm die Wüstenluftwaffe, die mit der 8. Armee zusammenarbeitete.

Alexander erzählte mir, er habe schreckliche Zustände vorgefunden, als er zu General Eisenhower kam. Die 1. Armee wurde auf ihrer Südflanke dauernd heftig angegriffen, und alles sah dort schon nach Abschlitern aus. Allgemein stiess er auf Stillstand und mangelnde Aktivität: Kein Ziel, keine Planung, die ganze Front durcheinander, keine Reserven, nirgends Ausbildung, keine Vorkehrungen für die Zukunft, die sogenannten Verstärkungslager in einem schmachvollen Zustand usw. Von den amerikanischen Soldaten war er enttäuscht: er fand sie geistig und körperlich «weich» und sehr «grün». Es war die alte Geschichte: Eine richtige Ausbildung fehlte, dazu kam mangelnde Kriegserfahrung, verbunden mit einem zu hohen Lebensstandard. Aber sie machten eben ihre Kinderkrankheiten durch, genauso wie wir unsere hatten durchmachen müssen. Wir waren nur schon länger im Kriege als sie und hatten unsere Fehler zumeist schon hinter uns.

Alexander arbeitete Tag und Nacht, um die Dinge in Ordnung zu bringen. Aber dann und wann wusste er vor Sorgen nicht aus noch ein, und am 20. Februar sandte er einen richtigen Hilfeschrei an mich aus, ob ich nicht irgendetwas unternehmen könnte, um den Druck auf die Amerikaner zu verringern. Ich erwiderte, ich würde alles tun, was ich könnte, und fügte hinzu, wenn er und ich in den richtigen Augenblicken an der richtigen Stelle Druck ausübten, könnten wir Rommel

wie die Swinegel den Hasen zwischen unsern Fronten hin und her jagen. Seitdem sprach mein ganzer Stab nur noch von dem «Swinegel-Funkspruch».

Ich beeilte mich mit meinen Massnahmen, so sehr ich konnte, und um den 26. Februar merkte man, dass unser Druck Rommel veranlasst hatte, seinen Angriff auf die Amerikaner abubrechen. Das verschaffte Alexander die Zeit, die er so nötig brauchte. Am 5. März schrieb er mir, er glaube, der Patient habe die Krise jetzt überstanden und sei auf dem Wege zur Genesung, doch der militärische Körper behalte von einer so schweren Krankheit immer eine grosse Schwäche zurück. Als dann die Amerikaner ihre Lektion gelernt und ihre Erfahrungen gemacht hatten, erwiesen sie sich als erstklassige Soldaten. So etwas braucht eben Zeit – und bei ihnen ging es schneller als bei uns!

Nachdem Rommel von der Front der 1. Armee abgelassen hatte, hielt ich es für wahrscheinlich, dass er als nächsten mich angreifen werde – und so war es. Die Anzeichen mehrten sich, dass er seine Truppen an unsere Front herunterschob. Ich holte daher die Neuseeländische Division von Tripolis herauf und bereitete mich auf den Schlag vor, den ich bestimmt erwartete. Ich war, wenn man von den Luftstreitkräften absieht, im Augenblick nicht sehr stark, da ich auf Alexanders Hilfescrei hin ein gewisses Risiko eingegangen war. Jeder Rückschlag, den wir erlitten, musste die Vorbereitungen für unsern eigenen Angriff auf die Marethlinie stören, der etwa am 19. März stattfinden sollte. Indessen, man kann im Kriege nicht immer das haben, was man sich wünscht – die Hauptsache ist, dass man es versteht, jedes Missgeschick in einen Vorteil zu verwandeln. Vielleicht konnte man sogar aus dieser Situation ein zweites Alam Haifa machen – eine Abwehrschlacht, die günstige Vorbedingungen für die nachfolgende Offensive schuf.

Am Abend des 5. März deuteten alle Anzeichen auf einen Angriff am nächsten Morgen hin.

Die Schlacht bei Medenine am 6. März 1943

Wie erwartet, griff Rommel in den frühen Morgenstunden mit drei Panzerdivisionen an: der Angriff wurde abgeschlagen. Am Nachmittag griff er noch einmal an: wieder wurde er zurückgetrieben. Unsere

Panzerverluste waren gleich null; unsere Mannschaftsverluste betragen insgesamt 130 Mann. Der Feind verlor 52 Panzer, alle kampfunfähig gemacht von den Panzerabwehrgeschützen der Infanterie – bis auf sieben, die von einer Abteilung Shermanpanzer vernichtet wurden.

Ich schlug die Schlacht in derselben Weise wie Alam Haifa. Ich war mir darüber klar, wie Rommel angreifen würde, und empfing ihn wieder auf meine eigene Art. Ich lehnte es auch ab, irgendeinen seiner Stöße durch einen Gegenstoss zu erwidern.

Ebenso lehnte ich es ab, Rommel zu verfolgen, als er sich zurückzog. Als alles vorüber war, nahm ich in aller Ruhe die Vorbereitungen für unsere eigene Offensive wieder auf. Die Schlacht dauerte nur einen Tag, aber wie Alam Haifa die Vorbedingungen für El-Alamein geschaffen hatte, so sollte uns Medenine helfen, die Schlacht an der Marethlinie zu gewinnen. Die 52 Panzer, die Rommel bei Medenine verlor, wären für ihn beim Kampf um die Marethstellung sehr wertvoll gewesen!

Die Schlacht an der Marethlinie vom 20. bis 27. Mai 1943

Die Marethstellung war ursprünglich von den Franzosen in Tunesien zum Schutz gegen etwaige Angriffe der Italiener von Tripolitaniern aus angelegt worden. Sie war von Natur sehr stark und von den Franzosen – und später von den Deutschen – noch künstlich verstärkt worden. Ihre Ostflanke lehnte sich an das Meer und die Westflanke an das Massiv des Matmata-Gebirges. Vom Matmata aus verlief eine weitere Befestigungslinie nach Nordwesten in Richtung auf El-Hamma. Das Gelände westlich der Matmata-Berge war, so hiess es, ein unpassierbares «Sandmeer», das sich viele Kilometer westwärts erstreckte. Die Franzosen bestätigten mir, eine Umgebungsbewegung durch dieses Sandmeer sei unmöglich. Ich war jedoch der Ansicht, dass ein Frontalangriff gegen eine so starke Stellung allein wenig Aussicht auf Erfolg versprach, denn zwischen den Matmata-Bergen und dem Meer gab es nur wenig Platz zum Manövrieren. Einen vollen Erfolg konnte also nur eine Umgehung des Bergmassives im Westen bringen, die zeitlich zusammenfallen musste mit einem beschränkten Frontalangriff.

Die Frage war nun: Konnte man einen Weg durch das Sandmeer finden? Wie schon erwähnt, hatte ich mit der Erkundung dieses Ge-

länden schon vor Weihnachten vom Agheilagebiet aus angefangen, und tatsächlich hatte unsere Fernaufklärungsgruppe einen befahrbaren Weg gefunden. Mein Plan konnte also verwirklicht werden.

Er sah, kurz skizziert, so aus:

- a) Das 30. Korps sollte die Ostflanke mit drei Divisionen angreifen. Diese sollten, den rechten Flügel am Meer, einen starken, nicht nachlassenden Druck ausüben in der Absicht, die feindlichen Reserven nach diesem Teil der Verteidigungsstellung zu ziehen.
- b) Die Neuseeländer sollten, durch mehrere andere Einheiten verstärkt, die Westflanke des Feindes umgehen und in das Gebiet hinter dem Matmatamassiv hineinstossen.
- c) Das 10. Korps sollte mit der 1. und 7. Panzerdivision vorerst in Reserve bleiben, bereit zum Einsatz an einer der beiden Flanken, wo sich eine günstige Gelegenheit bot. Es sollte so aufgestellt werden, dass es meine «edlen Teile» schützte und wichtiges Gelände sicherte.
- d) Die ganze Operation sollte durch pausenlose, konzentrierte Angriffe der Luftstreitkräfte unterstützt werden.

Für den Flankenangriff der Neuseeländer standen alles in allem 27'000 Mann und 200 Panzer zur Verfügung. Die Kolonnen sammelten sich, ohne vom Feinde entdeckt zu werden, beim Morgengrauen des 18. März auf unserer Südflanke. In der Nacht vom 17. zum 18. März führten wir gewisse vorbereitende Operationen auf unserer rechten Flanke aus, um den Feind irrezuführen, wo der Hauptschlag erfolgen werde. Diese Operationen hatten den gewünschten Erfolg, doch geriet die 201. Gardebrigade dabei in sehr ausgedehnte, von den Deutschen verteidigte Minenfelder. Es kam zu Kämpfen Mann gegen Mann, und allein das 6. Gardegrenadierbataillon verlor 24 Offiziere und 300 Mann. Die Gardebrigade schlug sich in dieser Nacht hervorragend und trug bemerkenswert zu unserm Enderfolg bei.

Der Angriff des 30. Korps auf unserer rechten Flanke sollte am 20. März um 22 Uhr 30 beginnen. Am Morgen des 20. März war jedoch zu erkennen, dass der Feind die Neuseeländer, die auf unserer südlichen Flanke in ihrem Versteck lagen, entdeckt hatte. Ich befahl ihnen daher, jeden weiteren Versuch, sich zu verbergen, aufzugeben und ihrer Aufgabe gemäss «wie die Teufel» nach Norden vorzustossen – was sie auch taten.

An diesem 20. März erliess ich folgende Botschaft an die Armee:

- «1. Am 5. März hat Rommel auf den unsere Stellung beherrschenden Bergen eine Ansprache an seine Truppen gehalten und dabei gesagt, wenn sie es nicht fertigbrächten, das vor ihnen liegende Medenine zu nehmen und die 8. Armee zum Rückzug zu zwingen, dann seien die Tage der Achsenstreitkräfte in Nordafrika gezählt. Am nächsten Tage griff er die 8. Armee an. Er hätte wissen müssen, dass die 8. Armee *niemals* zurückweicht. Sein Angriff konnte daher nur mit einem Fehlschlag enden – und so kam es auch.
2. Wir wollen Rommel jetzt zeigen, dass er recht gehabt hat mit seiner Feststellung, dass die Tage der Achsentruppen in Nordafrika gezählt sind – sie sind es in der Tat!
Die 8. Armee und die westliche Wüstenluftwaffe, die zusammen eine einzige gewaltige Kriegsmaschine bilden, sind zum Angriff bereit. Wir alle wissen, was das heisst – und der Feind weiss es auch.
3. In der bevorstehenden Schlacht wird die 8. Armee
 - a) den Feind vernichten, der uns in der Marethstellung gegenübersteht,
 - b) durch die Gabeslücke hindurch und
 - c) weiter nordwärts über Sfax, Susa bis nach Tunis vorstossen.
4. Wir werden nicht stehenbleiben oder nachlassen, bis Tunis in unserer Hand ist und der Feind den Kampf aufgibt oder ins Meer gejagt ist.
5. Die Operationen, die jetzt beginnen, werden den Schlussstrich unter den Feldzug in Nordafrika ziehen. Wenn diese Schlacht beginnt, werden die Augen der ganzen Welt auf die 8. Armee gerichtet sein, Millionen Menschen werden jeden Tag an ihrem Rundfunkapparat sitzen und auf gute Nachrichten hoffen – auf recht viele gute Nachrichten, und das jeden Tag!
Wenn jeder von uns seine Pflicht tut und sein Äusserstes hergibt, kann nichts die 8. Armee aufhalten – und es wird sie nichts aufhalten!
6. Lasst uns also im Vertrauen auf Gott und die Gerechtigkeit unserer Sache dem Sieg entgegengehen!
7. *Vorwärts nach Tunis! Treibt den Feind ins Meer!»*

Die Schlacht an der Marethlinie ist schon so oft geschildert worden, dass es mir unnötig erscheint, den Bericht im Einzelnen zu wie-

derholen. Im Folgenden seien daher nur die wichtigsten taktischen Massnahmen zusammengefasst:

- a) Die Schlacht wurde durch einen harten Schlag auf unserer rechten Flanke eröffnet,
- b) zu gleicher Zeit begann mit starken Streitkräften eine Umgebungsbewegung auf dem linken Flügel,
- c) der Schlag auf der rechten Flanke machte zuerst gute Fortschritte. Die Gefahr wurde hier für den Feind bald so ernst, dass er alle verfügbaren deutschen Reserven heranholte, um ihr entgegenzutreten. Diese Reserven unternahmen einen Gegenangriff auf uns und trieben uns zurück, so dass wir alles Gelände verloren. Wir standen schliesslich wieder dort, von wo wir zwei Tage zuvor zum Angriff angetreten waren. Ich erinnere mich noch genau, wie der Kommandeur des 30. Korps (Leese), um mir das zu melden, am 23. März um 2 Uhr morgens zu mir kam – eigenartigerweise trat in der Schlacht von El-Alamein die Krise ebenfalls um 2 Uhr morgens ein. Leese war völlig verstört, doch ich sagte zu ihm: «Nehmen Sie's nicht tragisch! Das macht nichts aus. Hier wollten wir ja von Anfang an die feindlichen Reserven haben. Aber eins müssen Sie mir versprechen: Sie müssen sie an der Front Ihres Korps jetzt eisern festhalten!»
- d) Der rechte Flügel leistete von jetzt an erbittert Widerstand, und ich verstärkte den Druck hier sogar noch mehr, damit der Feind seine Reserven auf keinen Fall abziehen konnte. Gleichzeitig zog ich die 4. Indische Division vor zu einem neuen Stoss gegen die Mitte in Richtung auf die Matmata-Berge.
- e) Dann schickte ich die 1. Panzerdivision aus meiner Reserve den neuseeländischen Kolonnen nach mit dem Befehl, sich ihrer Umgebungsbewegung anzuschliessen, damit sie an Stosskraft gewann.
Mit andern Worten, ich beschloss, den erfolgreichen Flügel zu verstärken. Dann schickte ich auch Horrocks mit seinem 10. Korps los und befahl ihm, den Befehl über diesen «linken Haken» zu übernehmen. Während diese Verstärkungen an unsere linke Flanke rollten, hielten wir den vorgesehenen Luftangriff noch an, um ihn erst beginnen zu lassen, wenn alle Panzerverstärkungen zur Stelle waren.
- f) Der Feind erkannte die Gefahr und suchte seine Reserven von

unserer rechten Front abzuziehen und auf die andere Seite zu werfen, um unseren nunmehr sehr starken linken Vorstoss aufzufangen. Doch sie kamen zu spät! Der Luftangriff begann zwanzig Minuten, nachdem das letzte Fahrzeug der 1. Panzerdivision eingetroffen war, und fegte alles vor sich her.

Am 28. März gegen 9 Uhr morgens waren wir nach einer Schlacht, die nur eine Woche dauerte, im unbestrittenen Besitz der berühmten Marethlinie. Von dem Rückschlag am rechten Flügel erholten wir uns schnell und schlugen den Feind k. o. durch einen «linken Haken».

Niemals verloren wir die Initiative, ohne die man im Kriege nicht siegen kann. Der Feind sah sich – wie bei El-Alamein – in seiner Not gezwungen, seine Reserven zu zersplittern. Wir dagegen setzten die unsern zum konzentrierten Schlag auf schmaler Front ein.

Am bemerkenswertesten von der ganzen Schlacht war dieser Luftangriff auf unserer linken Flanke. Er begann um 4 Uhr nachmittags bei hellem Tageslicht mit der Sonne im Rücken. Die schon tiefstehende Sonne blendete den Feind. Gleichzeitig wehte von Südwesten her – also ebenfalls von hinten – ein heftiger Sandsturm und trieb den Sandstaub dem Gegner in die Augen. Dieser bereitete sich gerade auf unsern üblichen Nachtangriff vor, da brachen schon am Nachmittag mit vernichtender Wildheit unsere Fliegergeschwader über ihn herein.

Die Anlage des Angriffs war ganz einfach. Sein Erfolg hing einmal ab von der Überraschung, dann von der einwandfreien Zusammenarbeit aller Land- und Luftstreitkräfte, vor allem aber von der Bereitschaft, Risiken und Verluste in Kauf zu nehmen. Die Luftwaffe hatte insgesamt zweiundzwanzig Staffeln Spitfire-Jäger, Kitty-Bomber und Hurricane-Schlachtflyer eingesetzt, die jenseits der Sperrfeuerzone operierten. In diesem Gebiet wurde jedes Fahrzeug und alles, was sich sehen liess oder bewegte, buchstäblich in Stücke zerrissen. Die «Massarbeit» und Kühnheit der Flugzeugführer verblüffte den Feind. Der Angriff zerbrach jeden Widerstand. Damit war die Schlacht gewonnen. Allein bei diesem Vorstoss machten wir 2'500 Gefangene – alles Deutsche! Unsere Verluste betragen nur 600 Mann, darunter nur 8 Flugzeugführer.

Dieser «Blitzangriff» war das bis dahin beste Beispiel für die ge-

gegenseitige Ergänzung von Land- und Luftstreitkräften. Dabei machte man sich im Hauptquartier der Taktischen Luftstreitkräfte anfangs schwere Sorgen. Coningham hielt das Risiko für zu gross und schickte einen Offizier herüber, um diese Art Einsatz von Luftstreitkräften abzustellen. Doch der Befehlshaber der Wüstenluftwaffe (Harry Broadhurst) wollte nichts davon hören und erklärte, er übernehme die volle Verantwortung. Als diese Angriffsmethode sich nachträglich bei sehr geringen Verlusten als grosser Erfolg herausstellte, bekam Broadhurst zahlreiche Glückwünsche vom Hauptquartier der Luftwaffe in Tunis, ja, selbst vom Luftministerium!

Das Ende des Krieges in Afrika

Es lag auf der Hand, dass der Krieg in Afrika jetzt nicht mehr lange dauern konnte. Die 8. Armee brauchte nur noch durch die Gabesenge durchzustossen und den amerikanischen Streitkräften die Hand zu reichen. Die Reste der feindlichen Truppen waren dann in einem immer kleiner werdenden Gebiet eingeschlossen.

Am 6. April kam es auf der Höhe des Wadi Akarit, nördlich von Gabes, zu heftigen, einen Tag lang dauernden Kämpfen, bei denen wir weitere 7'000 Gefangene machten. Am 8. April trafen wir auf amerikanische Streitkräfte, die von Gafsa nach Osten vorstießen. Wir machten jetzt am Tage durchschnittlich 1'000 Gefangene. So grosse Verluste kann keine Armee sehr lange aushalten.

Am 10. April nahmen wir Sfax. Im Februar hatte mich Eisenhowers Chef des Stabes, General Bedell-Smith, in Tripolis besucht. Wir hatten damals die Frage erörtert, wie lange Zeit die 8. Armee bis zur Vereinigung mit der 1. Armee nördlich von Gabes brauchen würde. Ich erklärte, am 15. April würde ich in Sfax sein. «Wenn Sie das fertigbringen», hatte Bedell-Smith darauf erwidert, «schenkt Ihnen General Eisenhower alles, was Sie haben wollen!» Ich sagte, ich sei mir meiner Sache heute schon sicher und würde gern ein Flugzeug für meinen persönlichen Gebrauch haben. Bedell-Smith sagte das bereitwillig zu.

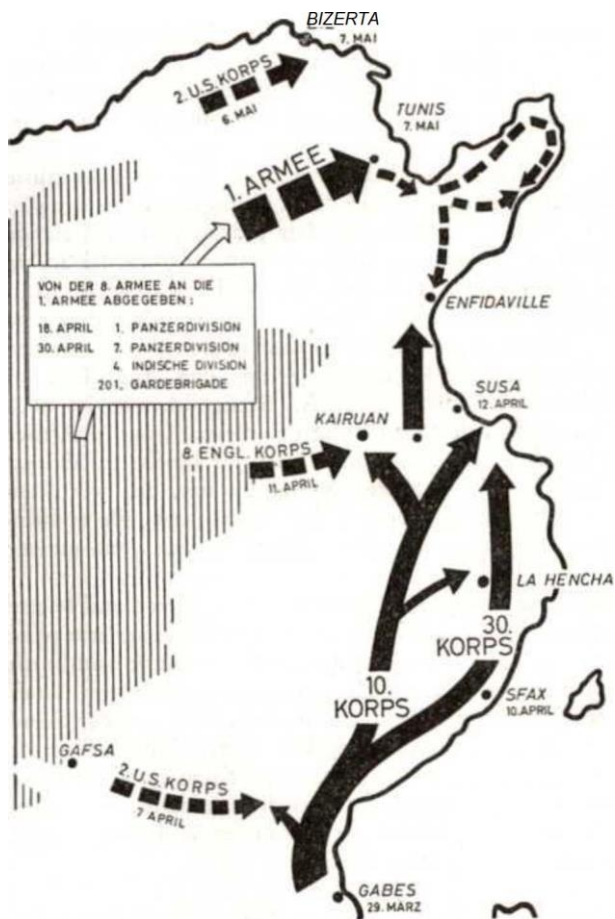
Am Morgen des 10. April schickte ich ein Telegramm an Eisenhower, in dem ich ihn an diese Abmachung erinnerte und ihn um ein Flugzeug bat. Am 16. traf eine B 17 – eine «Fliegende Festung» – bei

mir ein. Ich bekam dadurch die Möglichkeit, jederzeit überall rechtzeitig zur Stelle zu sein. Später las mir jedoch Brooke, der Chef des Generalstabs, gehörig die Leviten. Bedell-Smith, sagte er, habe das doch nur im Scherz gemeint, und Eisenhower sei sehr ärgerlich geworden, als ich plötzlich von ihm ein Flugzeug haben wollte. Ich erwiderte ihm, wir seien damals in Tripolis, als die Abrede getroffen wurde, durchaus nicht zu Scherzen aufgelegt gewesen. Ich glaubte vielmehr, sagte ich, Bedell-Smith habe Eisenhower damals überhaupt nichts von der Sache gesagt, so dass ihm die Erinnerung an das Versprechen ganz unerwartet gekommen sei. Brooke wandte noch ein, unsere Luftwaffe hätte mir doch von sich aus auch ein Flugzeug stellen können. Natürlich hätte sie das gekonnt, aber trotz meiner wiederholten Bitten tat sie es nicht. Eisenhower dagegen schickte es mir sofort, und grosszügig, wie er war, sorgte er dafür, dass mir bis zum Ende des Krieges stets ein Flugzeug aus amerikanischen Beständen zur Verfügung stand. Ja, er tat noch mehr, auch meinem Chef des Stabes besorgte er eins. Er sah eben die Notwendigkeit ein und handelte danach.

Am 10. April schrieb ich an Alexander und wies ihn darauf hin, dass baldmöglichst die Frage entschieden werden müsse, welche Armee in erster Linie die Endkämpfe in Tunesien durchführen solle. Ich schlug die 1. Armee dafür vor, denn die Ebene westlich von Tunis eignete sich gut für den Einsatz von Panzern, während meine Armee in dem bergigen Gelände bei Enfidaville und Takruma wahrscheinlich auf Schwierigkeiten stossen würde. Alexander war einverstanden und bat mich, der 1. Armee eine Panzerdivision und ein Panzerschützenregiment zu schicken; meine Aufgabe sollte es sein, ständigen Druck auszuüben, um dem Feind vorzutäuschen, der Hauptangriff werde von der 8. Armee unternommen. Ich erliess die entsprechenden Befehle und griff in der Nacht vom 19. zum 20. April die Enfidavillestellung an. Es war nicht leicht, in den Bergen um Takruma vorwärtszukommen, immerhin gelang es uns, etwa fünf Kilometer vorzustossen. Ich wechselte die Truppen aus und plante, in einer Woche erneut anzugreifen. Diese ganzen Angriffe gefielen mir jedoch nicht, und ich fand meine Ansicht bestätigt, dass es richtiger war, den Hauptschlag an der Front der 1. Armee zu führen, wo das Gelände nicht so bergig war und man Panzer einsetzen konnte.

DAS ENDE DES KRIEGES IN AFRIKA

20 10 0 20 40 60
ENGL. MEILEN



Kartenskizze 6

Doch der erste Versuch der 1. Armee, nach Tunis durchzustossen, hatte keinen Erfolg. Er wurde am 23. April vom 5. Korps auf einer achtzehn Kilometer breiten Front mit drei Divisionen unternommen, wobei jede Division alle drei Infanteriebrigaden in der vordersten Linie einsetzte. Das Ganze sah mehr wie eine Streife auf Rebhühner aus und hatte von vornherein keine Aussicht auf Erfolg. An irgendeiner andern Stelle versuchte das 9. Korps vergeblich mit zwei Panzerdivisionen durchzubrechen. Ich lag in diesen Tagen mit eitriger Mandelentzündung und Grippe im Bett und bat daher Alexander, zu mir in mein Hauptquartier bei Susa zu kommen.

Am 30. April kam er. Ich äusserte meine Ansicht, man müsse die beiden Armeen – die 1. und die 8. – umgruppieren, um den Angriff auf Tunis in grösstmöglicher Stärke und in Gelände durchführen zu können, das sich besser dafür eignete. Ich schlug ihm vor, von meiner Armee die 7. Panzerdivision, die 4. Indische Division, die 201. Gardibrigade sowie zusätzlich einige Artillerie zu nehmen und der 1. Armee zuzuteilen – dazu einen sehr erfahrenen Korpskommandeur, der den Angriff leiten sollte; dabei dachte ich an Horrocks. Schliesslich wies ich noch darauf hin, dass es dringend nötig sei, diesen Krieg in Afrika bald zu beenden. Denn im Juli sollten wir bereits in Sizilien landen, und es gab noch eine Menge zu tun, ehe wir diese schwierige Aufgabe, bei der alle drei Wehrmachtsteile mitwirken mussten, anpacken konnten. Alexander war ganz meiner Ansicht.

Horrocks trat also vorübergehend zur 1. Armee und leitete den Korpsangriff auf Tunis am 6. Mai; er konzentrierte seine Streitkräfte an einer sorgfältig ausgewählten Stelle und brach durch die feindliche Verteidigungsstellung westlich von Tunis glatt durch. Bizerta und Tunis fielen am 7. Mai, und der Feind wurde auf der Halbinsel von Kap Bon eingeschlossen. Als erste rückten die Truppen unserer 7. Panzerdivision in Tunis ein – sie hatten sich diese Auszeichnung ehrlich verdient. Nach dem 12. Mai leistete der Feind keinen geordneten Widerstand mehr. Wir machten rund 248'000 Gefangene.

Damit war der Krieg in Afrika zu Ende. Für die Deutschen bedeutete dieser Abschluss eine Katastrophe: alle ihre Truppen, Vorräte, Lager, schweren Waffen und Ausrüstung fielen in unsere Hand. Vom rein militärischen Standpunkt aus gesehen war nach dem Verlust der

Marethlinie ihr Aushalten in Nordafrika nicht mehr zu rechtfertigen gewesen. Ich nehme an, Hitler hatte es aus politischen Gründen befohlen. Es ist jedoch stets gefährlich, etwas nur aus politischen Gründen zu unternehmen, das militärisch durchaus unsicher ist – vielleicht muss man es manchmal tun, aber in der Regel führt es zur Katastrophe.

Der Beitrag der 8. Armee zu diesem endgültigen Sieg in Nordafrika war enorm. Sie hatte Rommel und seine Armee aus Ägypten, aus der Cyrenaika, aus Tripolitanien vertrieben und dann der 1. Armee in Tunesien geholfen, sie zu erledigen. Es gehörten schon erstklassige Truppen dazu, dies in so kurzer Zeit zu erreichen, und ich war mir denn auch voll bewusst, welche Ehre und Freude es war, eine so prachtvolle Armee in der Stunde ihres grössten Triumphes zu befehligen.

Anfang Juni schrieb mir der Premierminister die nachstehenden Worte in mein Autogrammbuch:

Völlige Vernichtung und Gefangennahme aller feindlichen Streitkräfte in Tunesien, die mit der Kapitulation von 248'000 Mann ihren Höhepunkt erreichte, kennzeichnen das siegreiche Ende der grossen Unternehmungen, die bei El-Alamein und mit der Landung in Nordwestafrika begonnen haben. Möge die Zukunft in reicher Fülle den Lohn für die bisherigen Taten und neuen Anstrengungen ernten.

Algier, den 3. Juni 1943

Winston S. Churchill

Bevor ich dieses Kapitel abschliesse, möchte ich noch gewisse Dinge erwähnen, die in ständig zunehmendem Masse eine grosse Rolle in diesem einzigartigen Feldzug spielten. Von El-Alamein bis Tunis sind es etwa 3'200 Kilometer. Tripolis erreichten wir in drei Monaten und Tunis in sechs. Wie war das möglich?

Als erstes sei hervorgehoben, dass alle Soldaten ihre Kräfte voll und ganz dafür einsetzten. Im August 1942 hatte ich ihnen versprochen, ich würde sie zum Siege führen, es würde keine Fehlschläge, keine Umkehr geben. Jedesmal, wenn wir zu neuer Tat bereit waren, sagte ich ihnen, was wir vorhatten, und dann taten wir es. Ich gab Befehl, der Presse alle Erleichterungen zu gewähren, damit ihre Vertreter feststellen konnten, wie es bei uns aussah, und entsprechend berichteten. Von einem Erfolg schritten wir zum andern; in der 8. Armee entwickelte sich eine Art Kreuzfahrergeist, und die Soldaten hielten schliesslich «ihre» Armee für unüberwindlich. Gegen Ende

des Feldzugs hätten sie, glaube ich, alles getan, was ich von ihnen verlangte. Sie hatten das Gefühl, dass wir alle gleichmässig zum Erfolg der Schlacht beitrugen, dass sie dazu-»gehörten« und jeder Einzelne «wichtig» war. Sie schenkten mir ihr uneingeschränktes Vertrauen. Was kann ein Befehlshaber sich Besseres wünschen?

Meine einzige Sorge war, dass ich selbst vor diesen prachtvollen Männern nicht bestehen könnte.

Zweitens hatte ich einen fabelhaften Chef des Stabes. Ich habe schon von Guingand berichtet. Sein schöpferischer Kopf war voller Ideen, und niemals liess er sich durch die Schwierigkeiten eines Problems entmutigen. Ihm genügte es, wenn ich ihm einen Plan skizzenhaft andeutete, um die Einzelheiten zu überprüfen, und nach kurzer Zeit schon liess er mich wissen, ob er vom Standpunkt des Stabes aus durchführbar war – und wenn nicht, welche wesentlichen Änderungen nötig waren. Er übernahm bereitwillig Verantwortung. Ich gab ihm daher weitgehende Vollmachten. Konnte er mich nicht zu fassen bekommen, traf er auch eine grössere Entscheidung selbst, und ich stellte solche Entscheidungen von ihm niemals in Frage. Ich vertraute ihm vollkommen; er schien instinktiv zu wissen, was ich in einer bestimmten Situation tun würde, und hat sich darin nie geirrt.

Bei so einem Chef des Stabes brauchte ich mich mit Einzelheiten nicht zu belasten und konnte das alles ihm überlassen. Für einen höheren Führer ist ein guter Chef des Stabes die Hauptsache! Ich bezweifle, ob ich ohne Guingand die grosse Aufgabe, die mir gestellt war, hätte erfüllen können. Es war natürlich ein glücklicher Zufall, dass ich ihn in Ägypten schon bei meiner Ankunft vorfand, aber ich habe diesen Zufall in vollem Masse ausgenützt. Andererseits war es natürlich nicht ganz zufällig, dass er bereits dort war, als ich eintraf!

Unter Guingand entwickelte sich der Stab der 8. Armee zu einer grossartigen «Mannschaft». Ich habe immer viel von der Jugend gehalten, von ihrer Begeisterungsfähigkeit, ihrem Optimismus, ihren schöpferischen Ideen und ihrer Bereitwilligkeit, einem Führer zu folgen. Unser Stab bestand daher meist aus jungen Männern, die zum grossen Teil nicht Berufssoldaten waren. Die einzige Vorbedingung für die Aufnahme in meinen Stab war, dass der Betreffende seinen Posten voll ausfüllte; ob er aktiv oder Soldat auf Zeit für die Dauer des Krieges war, spielte dabei keine Rolle. Als ich am 13. August

1942 zum erstenmal in die Wüste kam, waren die meisten von ihnen schon alte «Wüstenhasen», aber sie erkannten mich schon am ersten Tage an – oder vielleicht auch erst am nächsten! –, und sie arbeiteten unermüdlich, um meine Pläne und Ideen auszuführen. Guingand aber schweisste sie zu einer verschworenen Gemeinschaft zusammen.

Je länger der Feldzug dauerte, desto höher lernte ich den Wert eines gut funktionierenden geheimen Nachrichtendienstes schätzen. Die besten Eingebungen hatte immer Bill Williams. Geistig war er mir und allen andern in meinem Stabe weit überlegen, er liess es einen jedoch niemals fühlen. Er hatte ein ganz klares Gesamtbild vom Feinde. Oft sah er sorgsam einen ganzen Berg von Einzelmeldungen durch, um daraus unweigerlich den richtigen Schluss zu ziehen. Mit der Zeit wurde er auch mit meiner eigenen Arbeitsweise so vertraut, dass er mir in einem Vortrag von nur zehn Minuten alles sagte, was ich wissen wollte, und das wegliess, von dem er wusste, dass es mich nicht interessierte. Wenn ein Befehlshaber und sein Feindlagebearbeiter einmal diesen Zustand völlig aufeinander abgestimmten Zusammenarbeiten erreicht haben, so dürfen sie natürlich nicht gleich wieder getrennt werden, darum blieb Williams die ganze Zeit über, bis wir nach Berlin kamen, bei mir. In der ganzen Armee genoss er Achtung und Vertrauen; dabei kam ihm vielleicht zustatten, dass er an der Mütze noch das Abzeichen der Gardedragoner – statt das des Nachrichtenkorps – trug. Im zweiten Weltkrieg waren die tüchtigsten Feindlagebearbeiter in den Stäben Zivilisten; anscheinend eigneten sie sich besonders gut für diese Art Arbeit: Sie waren geschult, Beweismaterial zu prüfen, sich die Dinge geistig vorzustellen und schöpferisch zu denken. Bill Williams aber überragte sie darin alle.

Ferner möchte ich kurz meine Methode direkter Führung von einem Gefechtsstand aus erläutern, der weit vorn in der Kampfzone liegt. Ich gliederte mein Oberkommando in drei Staffeln: den vorgeschobenen Gefechtsstand, das Armeehauptquartier und die weiter zurückliegende Oberquartiermeisterstaffel.

Vom vorgeschobenen Gefechtsstand aus führte ich die Armee selbst und beobachtete den Verlauf der Schlacht. Ich hatte dort nur wenig, aber sehr leistungsfähiges Personal, das voll motorisiert war. Es bestand vor allem aus Funk- und Chiffrierpersonal, der Siche-

nungsabteilung, Verbindungsoffizieren und einigen wenigen Generalstabsoffizieren in enger Verbindung mit der Front.

Das Armeehauptquartier war der Mittelpunkt und Kern des ganzen Oberkommandos. Vom vorgeschobenen Gefechtsstand aus erteilte ich meine Befehle mündlich an die mir direkt unterstellten Kommandeure. Die sich aus diesen Befehlen ergebende Stabsarbeit wurde im Armeehauptquartier geleistet. Hier befanden sich der Chef des Stabes und meist auch der Oberquartiermeister. Dieser musste in der weiter zurückliegenden Oberquartiermeisterstaffel einen tüchtigen Stellvertreter haben. Als solcher zeigte Miles Graham, was er konnte. Wie schon erwähnt, löste er schliesslich Brian Robertson als Oberquartiermeister ab, und sein Stellvertreter wurde «Rim» Lymer.

Die Oberquartiermeisterstaffel bearbeitete alle Nachschubangelegenheiten der Armee. Zu ihr gehörten die «A»- und die «Q»-Abteilung sowie die Hilfsdienste und sonstigen Abteilungen.

Mit der Zeit bekamen wir grosse Erfahrung im Ausbau und in der Handhabung dieser dreiteiligen Gliederung, und als ich die 8. Armee abgab, nahm ich diese Methode mit zur 21. Heeresgruppe. Sie eignet sich für Führungsstäbe vom Armeeeoberkommando aufwärts. Für Korpskommandos ist sie jedoch nicht brauchbar, da ein Korpskommandeur seinen ganzen Stabsapparat um sich haben muss, um die taktischen Massnahmen treffen zu können. Ein höherer Befehlshaber dagegen kann Höchstleistungen nur erzielen, wenn er von einem vorgeschobenen Gefechtsstand aus führt. Kann er sich die dazu erforderliche Denkkungsart nicht aneignen, so wird er niemals ein guter Armeebefehlshaber werden.

Schliesslich muss ich noch die dauernden Ratschläge erwähnen, die ich von allen Seiten bekam, wie ich die Schlacht schlagen sollte, was ich als nächstes tun müsste und so fort. Vermutlich war das bei meinen Vorgängern im Oberkommando der 8. Armee so üblich gewesen, und möglicherweise hatten sie es sogar begrüsst. Wie ich darüber dachte, geht aus dem nachstehenden Absatz eines Briefes hervor, den ich Mitte November 1942 an den Chef des Generalstabs schrieb. «Mit am interessantesten in meiner Stellung als Befehlshaber im Felde ist für mich die Art und Weise, wie die Leute versuchen, einem die Überzeugung zu erschüttern, dass das, was man tut, richtig ist, wie sie hergehen und einem zu verstehen geben, dass der Plan,

den man hat, nichts taugt, und dass man doch lieber dies oder jenes tun sollte. Wenn ich das alles getan hätte, was man mir geraten hat, so sässe ich heute noch immer bei El-Alamein!»

Eine der wichtigsten Lehren, die ich aus dem Feldzug in Afrika zog, ist die, dass man sich entscheiden muss, was man will, und es dann wirklich *tun* muss. Man darf sich niemals von etwas, das man angefangen hat, durch billige Ratschläge von Leuten abbringen lassen, die die operativen Vorbedingungen nicht kennen und keine Verantwortung tragen.

Meine stärkste Stütze war die ganze Zeit über Alexander. Er hat mich nie mit Kleinigkeiten behelligt, mir nie Scherereien gemacht, niemals Ratschläge erteilt, was ich machen sollte, auf der andren Seite hat er mir sofort alles gegeben, worum ich ihn bat, nachdem er sich geduldig meine Erläuterungen angehört hatte, warum ich es brauchte. Um von sich aus Erläuterungen zu verlangen, war er zu grosszügig – er schenkte mir Vertrauen.

Bei der Erziehung, die mir als Kind zuteil wurde, hatte ich gelernt, mir selber helfen zu können. Das konnte ich im Wüstenkrieg gut gebrauchen. Ausserdem hatte ich gelernt, dankbar zu sein für das Gute, das mir zuteil wurde – und das war ich von ganzem Herzen.

XI. KAPITEL

DER SIZILIENFELDZUG

Vom 10. Juli bis zum 17. August 1943

Im Januar erhielten wir in Nordafrika Befehl, sobald die Achsenmächte aus Afrika hinausgeworfen seien, Operationen einzuleiten, um Italien als Gegner auszuschalten. Der erste Schritt dazu sollte die Eroberung von Sizilien sein. Der Deckname für das Unternehmen war «Eskimo».

Am 18. April, also noch während die 8. Armee in Tunesien kämpfte, wies ich Alexander durch Funkspruch darauf hin, dass es nach meiner Ansicht hohe Zeit würde, mit der Planung des Unternehmens «Eskimo» zu beginnen. Ich hätte gehört, dass man in London bereits einen Plan aufgestellt habe, doch das wenige, was ich darüber hätte erfahren können, klänge mir nicht sehr vertrauenerweckend. Es sei daher dringend nötig, dass wir uns mit Eisenhower besprächen und zu Entscheidungen über gewisse grundlegende Punkte gelangten. Dieser Vorschlag fand sofort allgemeine Zustimmung, und am 19. flog ich in meiner erst kürzlich erhaltenen «Fliegenden Festung» nach Algier.

Ich hatte mir folgende Notizen für unsere Besprechung gemacht und gab Alexander einen Durchschlag davon:

1. Die wichtigsten Termine für die 8. Armee:
 - 27.4. Fertigstellung des Armee-Nachschubplanes und Aushändigung an die unterstellten Verbände,
 - 15.5. Vorlage der Tonnagebedarfsanmeldung für die ersten drei Geleitzüge beim Grossen Hauptquartier,
 - 17.5. unterstellte Verbände legen Pläne vor für die Verteilung der Truppen auf die Schiffe,
 - 22.5. Vorlage der zusammengestellten Pläne für die Verteilung der

Truppen auf die Schiffe beim Grossen Hauptquartier, 1.6. Beginn der Beladung der Schiffe.

1. Folgende Punkte müssen zur Sprache gebracht werden:
 - a) Ich selbst und der Stab meines AOK wissen bisher sehr wenig über das Unternehmen im Allgemeinen und überhaupt nichts über die Planung im Einzelnen, die zurzeit erfolgt.
 - b) Das Armeeoberkommando, der Stab des 30. Korps, drei volle Divisionen und verschiedene Armee- und Korpstruppen sollen an «Eskimo» teilnehmen, sind aber zurzeit noch mit den Kämpfen in Tunesien beschäftigt.
 - c) Der Armeestab, der für das Unternehmen verantwortlich ist und es leiten soll, tappt noch völlig im Dunkeln über das, was geschieht.
 - d) Die Einzelplanung liegt in den Händen von Generalstabsoffizieren, die keine Ahnung haben, was zu einer Schlacht nötig ist.
 - e) Es gibt keinen verantwortlichen höheren Befehlshaber mit genügender praktischer Kampferfahrung, der sich *allein* mit dem Unternehmen «Eskimo» beschäftigt.
2. Wenn wir noch lange so weitermachen, können die Folgen katastrophal sein. Die Vorbereitungen für das Unternehmen müssen mit fester Hand angepackt und mit Verstand durchgeführt werden.
3. Die Schwierigkeit an der Sache ist die: Die einzig richtige Lösung wäre, dem AOK 8 sofort alle Verantwortung für die Kämpfe in Tunesien abzunehmen und alle Truppen, die für «Eskimo» nötig sind, aus diesen Kämpfen herauszuziehen. Aber können wir dann noch mit Bestimmtheit damit rechnen, den Krieg in Tunesien rechtzeitig vor dem Beginn von «Eskimo» zu beenden? Die Antwort darauf entzieht sich meinem Urteil.
4. Um aus dieser Zwickmühle herauszukommen, wird wahrscheinlich ein Kompromiss nötig sein. Meiner Ansicht nach wäre das mindeste, was man bei einem solchen Kompromiss fordern und was sofort durchgeführt werden müsste:
 - a) Beim Stabe des AOK 8 müsste ein Chef des Stabes mit dem Rang eines Generalmajors geschaffen werden.
 - b) Durch diesen Chef des Stabes, der mich in Kairo vertreten und durch seinen Rang genügend Gewicht haben würde, die Dinge

voranzutreiben, könnte ich die Sache mit festem Griff anpacken.

- c) Ich würde nach meinem Ermessen Offiziere meines Stabes, sei es für dauernd oder nur vorübergehend, nach Kairo schicken, wobei ich darüber zu entscheiden hätte, wie weit das ohne Beeinträchtigung der Kämpfe in Tunesien möglich ist.
 - d) Aus den Kämpfen in Tunesien wären sofort herauszuziehen zwecks Einsatz für «Eskimo»: Befehlshaber und Stab des 30. Korps, die ganze 40. und die ganze 51. Division.
 - e) Ich selbst würde in Kürze nach Kairo fliegen, um dort nach dem Rechten zu sehen. Danach würde ich nach meinem Ermessen zwischen Kairo und Tunis hin- und herpendeln, je nachdem es die Lage erfordert.
 - f) Die Neuseeländische Division sollte bei den ersten Operationen noch nicht eingesetzt werden. Sie hat personelle Schwierigkeiten und braucht einige Zeit, sie zu regeln.
 - g) Die 56. Division sollte vorerst nur in Tunesien eingesetzt werden. Denn ich kann für «Eskimo» nicht eine Division verwenden, die in diesem Kriege noch keinen scharfen Schuss abgegeben hat.
Die Infanteriebrigade der 56. Division, die noch in Ägypten ist, sollte der 30. Division zugeteilt werden, so dass diese Division dann drei Brigaden hat.
 - h) Die 78. Division sollte mir als Reserve zugeteilt werden; diese Division müsste im Mai aus den Kämpfen in Tunesien herausgezogen werden.
7. Der Zeitpunkt, zu dem das AOK 8 von jeder Verantwortung für die Kämpfe in Tunesien entbunden werden *muss*, wird verhältnismäßig bald kommen, spätestens Anfang Mai. Für diesen Fall schlage ich vor, dass das Kommando des 10. Korps mit der Führung der noch verbleibenden Teile der 8. Armee beauftragt und der 1. Armee unterstellt wird.

Eisenhower und Alexander stimmten meinen Vorschlägen vorbehaltlos zu. Ein Telegramm ging an das Kriegsministerium ab mit der Bitte, Guingand auch formell zum Chef des Stabes der 8. Armee mit dem Rang eines Generalmajors zu ernennen.

Am 23. April flog ich nach Kairo. Unterwegs grübelte ich über Vergangenes und Kommendes nach. Der Gefreite Glaister hatte die

8. Armee eine «Bruderschaft» genannt. Er hatte recht: Wir waren eine «Bruderschaft in Waffen». Wir taten, was wir wollten. Wir kleideten uns, wie wir wollten. Wichtig war uns nur, dass wir siegten und diese Siege mit möglichst geringen Verlusten errangen. Ich war das Haupt dieser Bruderschaft. Wenn einer Fehler machte, war mit mir nicht gut Kirschen essen, besonders wenn diese Fehler Menschenleben kosteten. Ich gestattete kein Abweichen von den Grundzügen des Hauptplanes, aber ich liess meinen Unterführern viel Freiheit in den Einzelheiten. Sie konnten machen, was sie wollten, ohne fürchten zu müssen, dass ich an Kleinigkeiten herumrörgelte. Bis zum Durchbruch durch die Gablesenge und zum Eintritt in die tunesische Ebene war es ein Privatkrieg der 8. Armee gewesen: Wir machten unsere eigenen Pläne und richteten uns mit der Zeit so ein, dass alles glatt ging. Alexander hatte uns dabei nicht gestört; er war zufrieden, wenn wir ihm Erfolge berichteten.

Aber das hatte jetzt ein Ende. Wir gehörten jetzt zum Gros der Streitkräfte in Nordafrika und mussten uns in allem dem grösseren Rahmen der Gesamtkriegführung anpassen. Das aber würde oft, ja, in der Regel wahrscheinlich auf einen Kompromiss herauskommen. Die 8. Armee sollte jetzt auf Schiffe verladen und vorübergehend der Marine unterstellt werden. Danach aber musste sie erst lernen, unter den ganz anderen, viel engeren europäischen Verhältnissen zu kämpfen. Die Wüste, die wir so gut kannten und in der wir gesiegt hatten, lag hinter uns. Am Horizont stieg schon ein anderes Unternehmen, die Landung in Frankreich, empor. Vielleicht sollte Sizilien in mancher Hinsicht eine Generalprobe für diese grössere und schwierigere Operation sein.

Je mehr ich darüber nachdachte, desto klarer wurde mir, dass es mit der Freiheit, die wir in der Wüste genossen hatten, jetzt aus war. Wir mussten lernen, mit den anderen zusammenzuarbeiten, und manche unserer Ideen und Vorschläge würden vielleicht zum Wohle des Ganzen unter den Tisch fallen. Aber auch dann war ich entschlossen, dafür zu sorgen, dass die

8. Armee niemals auf Grund eines unzureichenden, gefährlichen Planes in die Schlacht geschickt und das Leben der Offiziere und Mannschaften nicht für unvernünftige Wagnisse aufs Spiel gesetzt wurde. Ich hatte ihnen in Afrika versprochen, dass es keine Fehlschläge mehr geben würde; jetzt würde ich, ehe wir nach Sizilien gingen, alle meine Divisionen besuchen und den Soldaten sagen müssen,

dass ich auch dort fest mit einem Erfolg rechnete. Von Guingand wusste ich, dass es bereits sieben Pläne für den Angriff auf Sizilien gab. Der erste stammte von dem Gemeinsamen Planungsstab in London: er zersplitterte die Angriffsstreitkräfte auf zahlreiche Landungen zwischen Catania an der Ostküste, südwärts um die Halbinsel Pachino herum bis zu einem weit entfernten Punkt am Westende der Insel. Einer solchen Zersplitterung hätten wir niemals zugestimmt, aber damals kämpften wir noch östlich von Tripolis und wussten wohl überhaupt noch nicht, dass unser nächstes Ziel Sizilien sein sollte. Dieser Plan wurde offenbar – wenigstens grundsätzlich – von Alexanders Stab in Tunesien übernommen, der daraufhin einen zweiten Plan aufstellte. Dieser schon ins Einzelne gehende Plan Nr. 2 sah in den Tagen X bis X + 5 Landungen zwischen Catania und Palermo vor und bildete die Grundlage des Planes, den Eisenhower – mit einigen Abänderungen – schliesslich im April 1943 den Vereinigten Stabschefs in Washington vorlegte und den ich Plan Nr. 3 nennen will, da es der dritte Plan war, von dem ich etwas wusste.

Obwohl der 8. Armee eine wichtige Rolle bei dem Unternehmen zugeordnet war, hatte man mich bisher überhaupt noch nicht um meine Meinung gefragt.

Weitere ins Einzelne gehende Vorschläge für die Landung in Sizilien wurden noch von verschiedenen anderen Planungsexperten gemacht, die mich zum Teil persönlich aufsuchten, so dass es um die Mitte des April im Ganzen tatsächlich sieben Pläne gab. Mir schien das nicht der richtige Weg zu sein, an das Unternehmen heranzugehen. Aber die Zeit drängte, und wir mussten bald einen festen Plan haben.

Auf meinem Flug nach Kairo wurde ich mir über die Dinge klarer. Offensichtlich lag vor uns zerklüftetes Gelände, und wir mussten behutsam Vorgehen. Wir durften nicht nach alter Wüstengewohnheit versuchen, den Knoten einfach durchzuhauen. Ausserdem mussten wir unsern Sinn für Humor behalten und vor allem nicht in den Ruf geraten, wir seien nicht zur Zusammenarbeit bereit. Mit einem Wort: Wir durften nicht «meckern». Doch eins nahm ich mir dabei fest vor: In entscheidenden Fragen würde ich mich auf keinen Kompromiss einlassen.

In Kairo traf ich mich mit Guingand, und am nächsten Tage wurde ich offiziell mit dem endgültig von Alexanders Stab vorgeschlagenen Plan für die Landung auf Sizilien bekanntgemacht – sozusagen mit

Plan Nr. 8. Der Seebefehlshaber, der für die Landung der 8. Armee auf Sizilien verantwortlich sein sollte, war Admiral Ramsay, bekannt als «Bertie» Ramsay. Ich hatte ihn kennengelernt, als er Admiral in Dover und ich Befehlshaber der Südostarmee in England war. Später arbeiteten wir bei der Landung in der Normandie zusammen. Er war ein prachtvoller Mensch. Es war daher für uns alle ein grosses Unglück und für mich persönlich ein besonderer Verlust, als er Anfang 1945 bei einem Flugzeugzusammenstoss in Frankreich ums Leben kam.

Ich hörte mir den Vortrag über den Plan Nr. 8 geduldig an, kam aber sehr rasch zu der Erkenntnis, dass es so nicht ging. Die 8. Armee sollte im Südosten der Insel auf einem grossen Bogen landen, der sich von einem Punkt eben südlich von Syrakus um die Halbinsel Pachino herum westwärts bis nach Gela erstreckte. Die 7. Amerikanische Armee dagegen sollte im äussersten Nordwesten beiderseits von Trapani landen. Man ging dabei augenscheinlich von der Annahme aus, dass man nur auf sehr geringen Widerstand stossen werde. Ich sprach darüber ausführlich mit Bertie Ramsay sowie mit Leese und Dempsey, die meine Korpskommandeure während des Sizilienfeldzugs sein sollten.

Ich beschloss, Alexander einen Funkspruch zu schicken, dass ich mich mit dem für die 8. Armee vorgesehenen Plan nicht einverstanden erklären könne und ihm den Gegenvorschlag mache, die Armee in dem ihrer Stärke besser entsprechenden Raum zwischen einem Punkt eben südlich von Syrakus und der Halbinsel Pachino einschliesslich landen zu lassen.

Dieser Plan Nr. 9 wurde von meinem Stab der «Oster-Plan» getauft, da er über das Oster-Wochenende zustande gekommen war – er sollte der endgültige Plan für den Einsatz der 8. Armee werden.

Ich schickte also am 24. April folgenden Funkspruch an Alexander:

1. Bin zurzeit in Kairo mit meinen Korpskommandeuren und kann zum erstenmal die mit der Landung der 8. Armee auf Sizilien zusammenhängenden Fragen prüfen. Folgende Punkte erscheinen mir wichtig.
2. Die ganze Arbeit hier hat darunter gelitten, dass ich mich bis heute nicht ausschliesslich mit der Frage beschäftigen konnte.
3. Die bisherige Planung geht von der Annahme aus, dass Wider-

stand gering und Sizilien leicht zu erobern sein wird. Halte das für gefährlichen Irrtum. Deutsche und Italiener erwiesen sich in Tunesien als gute Kämpfer; es besteht daher kein Anlass, anzunehmen, dass sie es auf Sizilien nicht sein werden. Wenn wir von der Annahme geringen Widerstandes ausgehen und unsere Kräfte zersplittern, wie es die bisherige Planung tut, müssen wir mit Misserfolg rechnen. Wir müssen vielmehr stärksten Widerstand, mindestens seitens der Deutschen, sowie erbitterte Nahkämpfe im Anschluss an Landung in Rechnung stellen.

4. Ich bin bereit, Landung und Kampfhandlungen der 8. Armee auf Sizilien zu führen, muss aber dringend darum bitten, meine Armee nach meinem eigenen Plan führen zu dürfen. Meine Armee muss so konzentriert eingesetzt werden, dass Korps und Divisionen Hand in Hand arbeiten können. Die ganze 8. Armee sollte daher anfänglich nur in dem Raum zwischen Syrakus und der Halbinsel Pachino angesetzt werden. Weitere Operationen werden dann Flugplätze und Häfen zum Ziel haben. Vor allem muss zunächst eine feste Stellung in einem nicht zu grossen Gebiet geschaffen werden, um von ihr aus operieren zu können.
5. Die Zeit drängt. Wenn wir zögern, bis London und Washington sich einig sind, kann die Landung im Juli nicht mehr erfolgen. Alle Planung leidet darunter, dass jeder sich an undurchführbaren Projekten versucht.
6. Ich habe Befehl gegeben, dass alle Planung und Vorbereitungsarbeit, soweit die 8. Armee in Frage kommt, nach den in Absatz 4 ausgeführten Richtlinien erfolgt.
7. Admiral Ramsay ist vollkommen meiner Ansicht. Wir sind gewillt, zusammen das Unternehmen zu beginnen und erfolgreich durchzuführen.
8. Enge und vertrauensvolle Luftunterstützung ist wesentlich. Ich muss daher auf Zusammenarbeit mit der Wüstenluftwaffe Wert legen, auf Broadhurst, seinen Stab und seine erfahrenen Fliegerverbände.
9. Ich muss in aller Deutlichkeit darauf hinweisen, dass obige Lösung die einzige Möglichkeit bietet, mit den verfügbaren Mitteln die 8. Armee zum Erfolg zu führen.»

Mein Plan für die 8. Armee entfernte uns allerdings noch mehr von den Landungsplätzen der Amerikaner in der Nordwestecke der Insel

und sah keine Truppenlandungen in der Bucht von Gela vor, um die in der Nähe dieses Ortes gelegenen Flugplätze für uns sicherzustellen. Über die Landung der Amerikaner machte ich mir meine eigenen Gedanken, hielt aber die Zeit noch nicht für günstig, sie auszusprechen.

Dass mein Funkspruch in Algier sofort auf Widerstand stossen würde, war mir klar – und so war es auch. Am nächsten Tage bekam Ramsay von Admiral Cunningham, dem Marinebefehlshaber Mittelmeer, der in enger Fühlung mit Alexander stand, eine «dicke Zigarre». Er war zunächst sehr aufgeregt, aber dann lachten wir miteinander herzlich darüber, und er war einverstanden, dass ich nachstehenden Funkspruch an Alexander aufgab:

«Höre, dass Cunningham und Tedder Ihnen erklärt haben, dass sie mit unserm Vorschlag für Einsatz der 8. Armee auf Sizilien in keiner Weise einverstanden sind. Dazu möchte ich nachdrücklich feststellen, dass wir bei Durchführung des vorgesehenen Planes einen Rückschlag erleben werden. Ich erkläre hiermit, mag man mir einige Erfahrung als Truppenführer zubilligen oder nicht, dass der Plan, den ich und Ramsay Vorschlägen, zum Erfolg führen wird. Vielleicht lassen Sie uns beide kommen und unsern Plan erläutern. Da die Zeit drängt, geht inzwischen die Arbeit auf Grund unseres Planes weiter.»

Am 26. April flog ich dann von Kairo zu meinem Hauptquartier in Tunesien zurück.

Als ich ankam, musste ich feststellen, dass ich Fieber hatte, und ich legte mich mit Grippe und eitriger Mandelentzündung in meinem Wohnwagen ins Bett.

Inzwischen hatte Alexander für den 29. eine Besprechung in Algier anberaumt, an der Ramsay und ich teilnehmen sollten. Da ich bettlägerig war, telegraphierte ich nach Kairo, Guingand solle an meiner Stelle hinfliegen. Doch sein Flugzeug musste bei El-Adem notlanden, und er wurde mit einer Gehirnerschütterung ins Krankenhaus gebracht. Ich bat darauf Oliver Leese teilzunehmen, und er kam denn auch heil und noch rechtzeitig hin.

Die Besprechung verlief ergebnislos. Tedder erklärte, wenn der erste Brückenkopf nicht die Flugplätze von Comiso und Gela einschliesse, könnten seine Luftstreitkräfte nicht erfolgreich operieren. Daraufhin erklärte Cunningham, wenn die Luftstreitkräfte die feindlichen Flieger nicht fernhalten könnten, seien die Geleitzüge nicht in

der Lage, ihr Programm durchzuführen. Alexander gelang es nicht, die drei Wehrmachtsteile unter einen Hut zu bringen, und so ging man ohne einen Beschluss auseinander.

Wie schon im vorigen Kapitel erwähnt, hatte ich Alexander gebeten, zu mir zu kommen, weil ich dringend mit ihm darüber sprechen wollte, wie man den Krieg in Tunesien baldigst beenden könne, um mit der Planung für die Landung auf Sizilien zu beginnen. Am 30. April kam er; ich war noch im Bett. Nachdem wir mit Tunesien fertig waren, erzählte er mir von dem Ergebnis der Besprechung in Algier am Tage zuvor. Etwas müsse doch aber in dieser Frage geschehen, wandte ich ein und schlug ihm eine Besprechung aller Beteiligten am 2. Mai in Algier vor. Bis dahin hoffte ich wieder soweit gesund zu sein, dass ich nach Algier fliegen und meine Ansicht vertreten konnte. Alexander war einverstanden.

Als ich am 2. Mai in Algier ankam, erfuhr ich als erstes, dass Alexander nicht kommen konnte; Nebel und niedrige Wolken über seinem Hauptquartier hinderten seine Maschine am Start. Ich schlug vor, die Besprechung ohne ihn abzuhalten, aber Cunningham und Tedder widersprachen. Im Grunde hatten sie auch ganz recht, denn das wäre nicht fair gegenüber Alexander gewesen.

Ich überlegte mir, was ich denn sonst noch in Algier tun könnte, und suchte schliesslich Bedell-Smith auf, den Chef des Stabes von Eisenhower. Er war jedoch nicht in seinem Büro. Zufällig traf ich ihn dann im Vorraum der Toilette, und so erörterten wir das Problem gleich an Ort und Stelle. Er war sehr aufgeregt und sagte, aus politischen Gründen sei es notwendig, endlich zu einer Entscheidung zu gelangen und mit der Sache weiterzukommen. Ich erwiderte ihm, noch viel wichtiger sei das aus militärischen Gründen, und ich sei in der Lage, ihm sofort einen Weg aus allen Schwierigkeiten zu zeigen, worauf er mich ruhiger werdend bat, das zu tun. Die amerikanischen Landungen oben bei Palermo, sagte ich, müsse man fallenlassen und die ganze Kraft der Amerikaner an der Südküste beiderseits von Gela und westlich der Halbinsel Pachino einsetzen. Dadurch könnten wir uns die Flugplätze sichern, die unsere Luftwaffe für so wichtig hielt. Ausserdem würde das ganze Unternehmen mehr Zusammenhang be-

kommen, wenn die 8. englische und die 7. amerikanische Armee nebeneinander landeten.

Bedell-Smith meinte, er sehe keine Schwierigkeiten, die gegen meinen Vorschlag sprächen. Dann verliessen wir die Toilette, und er ging direkt zu Eisenhower, um ihm die Sache vorzutragen. Eisenhower gefiel mein Vorschlag, doch lehnte er es mit Recht ab, mit mir darüber zu sprechen, solange Alexander nicht dabeisein konnte. Der Luftwaffe gefiel der Vorschlag auch. Die Marine war noch etwas ablehnend, vor allem hatte sie Bedenken, ob es möglich sein würde, die amerikanischen Streitkräfte längere Zeit über den Strand zu versorgen, denn grössere Häfen gab es in diesem Küstenabschnitt nicht.

Ich überredete nun Bedell-Smith, eine Konferenz einzuberufen. Vielleicht, sagte ich, nur eine Besprechung der Stäbe ohne die Befehlshaber, an der ich gern teilnehmen würde; wenn Alexander dann am nächsten Tage einträte, könne der Stab ihm und den anderen Befehlshabern schon einen allseits gebilligten Plan vorlegen.

Und so geschah es. Ich trug meine Ansicht vor, und alles war einverstanden. Damit hatte ich Eisenhower und seinen Chef des Stabes auf meiner Seite. Eisenhower lehnte es jedoch – mit Recht – vorerst ab, eine Entscheidung zu treffen, solange Alexander und die anderen Befehlshaber ihm den Plan nicht empfohlen hatten.

Nachstehend das, was ich bei dieser Besprechung sagte, nach dem dabei aufgenommenen Stenogramm:

- «1. Ich weiss sehr wohl, dass viele Leute mich für einen lästigen Gesellen halten – wahrscheinlich mit Recht. Dabei gebe ich mir alle Mühe, niemandem lästig zu fallen; ich habe aber in diesem Kriege schon so viele Fehler mit angesehen und soviel Unglück miterlebt, dass ich ängstlich darauf bedacht bin, dafür zu sorgen, dass derlei nicht wieder passiert. Darum muss ich leider meinen Kameraden zuweilen lästig fallen. Denn wenn uns die Sache in Sizilien fehlschläge, wäre das furchtbar.
2. Wir sind bei der Planung des Angriffs auf Sizilien an einem kritischen Punkt angelangt. Wenn nicht in den nächsten Tagen eine endgültige Entscheidung getroffen wird, ist es sehr fraglich, ob wir das Unternehmen noch im Juli beginnen können. Ich möchte Ihnen daher das Problem so vortragen, wie es sich mir als Be-

fehlshaber der englischen Armee, die in Sizilien landen soll und dort schwere Kämpfe zu erwarten hat, darstellt.

3. Am wichtigsten erscheinen mir folgende Punkte:
 - a) Die Eroberung von Sizilien wird letzten Endes von erfolgreichen Operationen der Landstreitkräfte abhängen.
 - b) Diese Landstreitkräfte müssen von der Marine hingebacht werden, und die Marine muss in der Lage sein, sie zu versorgen, sobald sie an Land sind.
 - c) Beides ist nur möglich, wenn die Luftstreitkräfte wirkungsvoll operieren können, und das können sie nur, wenn geeignete Flugplätze so schnell besetzt werden, dass Jagdverbände sie benutzen können, um feindliche Flugzeuge zu verjagen und ganz allgemein die Luftherrschaft zu erringen.
4. Als nächstes müssen wir uns darüber klar sein, dass der Feind starken Widerstand leisten wird; es wird harte, erbitterte Kämpfe geben. Mit blutigen Kämpfen Mann gegen Mann ist zu rechnen. Das ist an sich nichts Neues, wir haben schon öfter solche Kämpfe erlebt, doch gibt es dafür bestimmte Spielregeln, die befolgt werden müssen, sonst verliert man das Spiel. Die wichtigste und Hauptregel dabei ist, dass Zersplitterung der Kräfte bei den Landtruppen zur Katastrophe führt. Sie müssen zusammengehalten werden, Korps und Divisionen dürfen nur so weit voneinander entfernt sein, dass sie einander noch unterstützen können.
5. Wir kommen jetzt zu der Überlegung, auf welche Weise die Landstreitkräfte von der Marine an Land gesetzt werden sollen, so dass sie gleich an der richtigen Stelle stehen, um ihre Operationen zu beginnen, und sich versorgen können. Der Landungsraum muss im Bereich der Jäger liegen; ein ausreichender Hafen muss rasch erobert, brauchbare Flugplätze müssen rasch besetzt werden.

Die Grösse des ersten Brückenkopfes hängt von der Grösse der Mittel ab.

Sind diese Mittel beschränkt, muss man zufrieden sein, wenn zu dem Brückenkopf ein guter Hafen und alle Flugplätze gehören, die man braucht; weitere können dann im Laufe der Operationen hinzukommen.

Daher ist es sehr wichtig, dass man bei beschränkten Mitteln und gegen starken Widerstand vor allem Folgendes tut:

- a) den engen Zusammenhang aufrecht erhält,
 - b) einen ausreichenden, günstig gelegenen Raum als feste Basis und Ausgangspunkt für die weiteren Operationen besetzt und sichert,
 - c) bei den Anfangsoperationen vermeidet, über den Bereich des Jagdschutzes hinaus vorzustossen, der von den eigenen Flugplätzen ausgestellt werden kann.
6. Wie lassen sich nun diese Grundsätze auf Sizilien anwenden – und zwar auf den Südostteil?

Am Besten erfolgt die Landung der 8. Armee zwischen Syrakus und der Halbinsel Pachino. Dieser Raum entspricht allen Anforderungen, die ich bisher erwähnt habe – mit einer Ausnahme! Einer Ausnahme von grosser Wichtigkeit: Er bietet *nicht* die Möglichkeit, ausreichende Flugplätze für die eigenen Luftstreitkräfte zu besetzen und den Feind gleichzeitig an der Benutzung von Flugplätzen zu hindern, von denen aus er unseren Seeverkehr und sonstige Massnahmen stören kann. Solche Flugplätze sind die im Raum Comiso-Gela. Diese Flugplätze müssen daher nach Auffassung der Luftwaffe unbedingt zu dem ersten Brückenkopf gehören. Tatsächlich gehören sie zu den sofortigen wesentlichen Erfordernissen, ohne die das ganze Unternehmen zum Zusammenbruch verurteilt wäre.

7. Ich muss hier mit aller Klarheit feststellen, dass ich niemals einer «Zersplitterung» meiner Armee zustimmen könnte. Sizilien würde dann für die alliierten Nationen nicht ein Erfolg, sondern eine nicht abzusehende Katastrophe. Das aber wäre genau das, was die Deutschen gern haben möchten, ein vernichtender Schlag für das Ansehen der Aliierten in der ganzen Welt.

Es handelt sich nicht nur darum, einige Strandstücke, Häfen oder Flugplätze zu erobern. Es geht um die Führung eines Offensivunternehmens im Feindesland; dazu gehören die Flugplätze, Häfen usw., aber letzten Endes wollen wir doch die ganze Insel haben.

8. Welche anderen Möglichkeiten gibt es?
- a) Man könnte die Anlage des ganzen Brückenkopfes vielleicht weiter nordwärts verschieben, so dass Catania und der dortige Flugplatz dazugehören.

Doch das kann man sofort ausschalten, vor allem, weil dieses Ge-

biet ausserhalb des Jagdschutzbereiches unserer eigenen Flugstützpunkte liegt.

- b) Verlegt man aber die Landungsstelle weiter westlich an die Bucht von Gela, so bekommt man zwar die benötigten Flugplätze. Aber dort gibt es keinen Hafen, und über den Strand allein kann man die ganze Armee nicht auf die Dauer unterhalten.
9. Die ganze Sache dreht sich also darum, wie gross wir den Brückenkopf machen können. Die Anforderungen an ihn sind, kurz zusammengefasst, folgende:
- a) Die Armee will keine Zersplitterung, braucht aber unbedingt einen Hafen.
 - b) Ein Brückenkopf, der die Ansprüche der Armee befriedigt, kann bei den vorhandenen Mitteln nicht die Flugplätze weiter westlich einschliessen, die die Luftwaffe braucht.
 - c) Die Luftwaffe fordert, was ich durchaus verstehe, dass diese Flugplätze sofort der Benutzung durch den Feind entzogen und dann rasch für unseren eigenen Gebrauch in Betrieb genommen werden. Denn andernfalls können die Luftstreitkräfte nur zu Anfang den erforderlichen Jagdschutz garantieren, d.h. etwa für die ersten 48 Stunden, später aber nicht mehr.
10. Es liegt also auf der Hand, dass diese Flugplätze genommen werden müssen. Doch wir haben keine Truppen dafür. Zwei Divisionen samt allem Sturmbedarf wären erforderlich, um die Landung in der Bucht von Gela durchzuführen.
11. Wir kommen damit zu dem Schluss, dass wir unbedingt zwei weitere Divisionen brauchen, die am Tage X in der Bucht von Gela landen müssen. Werden diese beiden Divisionen zur Verfügung gestellt, so sind alle Forderungen der Armee, der Luftwaffe und der Marine erfüllt, und gute Erfolgsaussichten bei diesem schwierigen, komplizierten Unternehmen sind gegeben. Ohne diese zwei Divisionen aber scheint es mir nach dem, was die Luftwaffe sagt, dass wir mit einem Misserfolg rechnen müssen.
12. Für die beste Lösung des Problems halte ich nun, dass man die für das Landeunternehmen im Gebiet von Palermo vorgesehenen amerikanischen Verbände für die Landung beiderseits Gela einsetzt. Dann kann und wird der Angriff auf Sizilien ein voller Erfolg werden.»

Nach dieser Besprechung flog ich noch am Abend nach Tunesien zurück, um dort die weiteren Ereignisse abzuwarten. Am nächsten Tag, dem 3. Mai, weckte man mich gegen Mitternacht und übergab mir einen Funkspruch von Alexander, in dem er mir mitteilte, dass Eisenhower meinen Vorschlag gebilligt hatte – wir konnten also endlich nach einem festen Plan Weiterarbeiten!

Mit einem Seufzer der Erleichterung drehte ich mich auf die andere Seite. Der Kampf mit den Deutschen war tatsächlich manchmal leichter als der um diese lebenswichtigen Fragen, von denen doch alles Weitere abhing. Ob die Deutschen bei der Planung ihrer Operationen auch so umständlich waren?

Noch zwei Dinge mussten jedoch geregelt werden, ehe ich mich des Planes für die Landung auf Sizilien vorbehaltlos freuen konnte. Da alle Beteiligten den Plan angenommen hatten, wurden die Operationen der Amerikaner und Engländer an Land praktisch zu *einer* Operation. Jeder würde direkt auf die Unterstützung des anderen in der Schlacht angewiesen sein; auch alle Nachschubfragen würden eng ineinandergreifen. Es war klar, dass nur *ein* Armeebefehlshaber mit einem gemeinsamen Stab alle Fragen der Führung und Kontrolle gleichschalten konnte. Da die Zeit drängte, sprach ich darüber mit Alexander, und er stimmte mir zu. Aber Eisenhower lehnte ab. Es blieb also bei zwei AOKs, einem amerikanischen und einem englischen, die beide Alexander unterstellt waren.

Viel wichtiger war jedoch der zweite Punkt. Bisher hatten sich die Planer und alle übrigen nur mit der Frage beschäftigt, *wo* gelandet werden sollte. Niemand hatte jedoch darüber nachgedacht, wie der Feldzug auf Sizilien weitergehen sollte. Wir wollten nicht nur die Insel schnell erobern, sondern auch ihre Verteidiger hindern, nach Italien zu entkommen. Dazu mussten wir nach einem gemeinsamen Hauptplan vorgehen, den ich mir etwa so vorstellte: Die beiden an der Süd- und Südostküste gelandeten Armeen sollten rasch nach Norden vorstossen und die Insel in zwei Teile spalten. Nach Westen hin sollte nur die Flanke verteidigt werden, während die gemeinsamen Anstrengungen beider Armeen sich darauf konzentrierten, schnell Messina zu erreichen, um den Feind daran zu hindern, über die Meeresenge zu flüchten. Marine- und Luftstreitkräfte mussten zusammen dafür sorgen, dass niemand auf dem Seeweg entkam.

Obwohl Alexander diesem Gedanken zustimmte, wurde der Feld-

zug nachher in Wirklichkeit nicht in diesem Sinne geführt. Bis wir die ganze Insel eroberten, waren die Deutschen zum grössten Teil bereits in Italien.

Urlaub in England

In Nordafrika leistete der Feind vom 12. Mai an keinen Widerstand mehr. Feldmarschall Messe, Rommels Nachfolger als Oberbefehlshaber, ergab sich am 13. der 8. Armee. Am Abend vor seiner Abfahrt in das Gefangenenlager lud ich ihn zum Essen ein; dabei unterhielten wir uns über mancherlei Einzelheiten der verschiedenen Schlachten, die wir einander geliefert hatten.

Dann beschloss ich, die Zeit bis zum Beginn des Sizilienfeldzugs zu einem kurzen Urlaub in England auszunutzen. Ausserdem wollte ich die 1. Kanadische Division besichtigen, die direkt aus England kommend an Siziliens Küste landen sollte. Eigentlich hätte ich die Kanadier erst zu Gesicht bekommen sollen, wenn sie schon Seite an Seite mit uns kämpften. Aber das war natürlich unmöglich und sollte jetzt vorher erfolgen. Am 16. Mai flog ich in meiner «Fliegenden Festung» von Tripolis ab und traf am 17. in England ein. Ich genoss meinen Aufenthalt sehr, besonders das Zusammensein mit David.

Nur eins enttäuschte mich. Am 19. Mai fand in der St. Pauls-Kathedrale ein Dankgottesdienst für die Beendigung des Krieges in Afrika statt, und obwohl ich in London war, wurde ich nicht dazu eingeladen. Nachträglich begründete man es mir damit, man habe gewünscht, meine Anwesenheit in England geheimzuhalten. Doch zu meiner freudigen Überraschung folgte mir, wohin ich auch ging, die Volksmenge. An der Unterlassung der Einladung merkte ich jedoch, dass ich bei aller Volkstümlichkeit in gewissen Kreisen nicht sehr beliebt war – aber vielleicht war das eine der Grund für das andere.

Auf dem Rückflug zur 8. Armee machte ich eine Zwischenlandung in Algier, wo ich am 2. Juni mit dem Premierminister und dem Chef des Generalstabs zusammentraf. Ich startete mit der «Fliegenden Festung» am Morgen in London und war bereits vor Dunkelwerden in Algier.

Ich hatte den Eindruck, dass der Premierminister und der Chef des Generalstabs von Washington nach Algier gekommen waren, um da-

für zu sorgen, dass die Eroberung Siziliens energisch betrieben und bis zum äussersten ausgenutzt wurde. Das stand etwas im Widerspruch zu den eben erst in Washington getroffenen Entscheidungen, und daher hatten sie wohl General Marshall überredet, mitzukommen. Der Ministerpräsident war fest entschlossen, Italien baldmöglichst als Kriegsgegner auszuschalten. Er befragte mich daher eingehend über den Plan für die Landung auf Sizilien. Ich erklärte ihm, dass ich volles Vertrauen in unsern Plan setze und dass wir durchaus in der Lage seien, ihn durchzuführen. Doch das war schliesslich selbstverständlich, da es ja mein eigener Plan war.

In England hatte man mir schon gesagt, dass der König beabsichtige, im Juni die Truppen in Nordafrika zu besuchen. Am 13. traf er in Afrika ein, und am 17. kam er nach Tripolis, um die 8. Armee oder genauer das, was von ihr noch da war, zu besichtigen. Er wohnte bei uns im Lager an der Küste, einige Kilometer ausserhalb von Tripolis, und ich glaube, er hat den Besuch sehr genossen. Jedenfalls freuten wir uns sehr, ihn bei uns zu haben. Er gab sich völlig zwanglos und war in glänzender Laune.

Zeitweise machte ich mir allerdings Sorge um seine Sicherheit, da sich noch feindliche Fallschirmjäger in der Gegend herumtrieben und Tripolis voller Italiener steckte. Wenn der König in die Stadt fuhr, erliess ich daher ein Ausgehverbot für alle Zivilisten, und einmal mussten wir sogar auf verdächtige Elemente schiessen, die das Verbot zu durchbrechen suchten.

Am Tage nach seiner Ankunft schlug mich der König in dem Speiszelt in der Nähe des Flugplatzes zum Ritter.

Wir landen auf Sizilien

Am 8. Juli schickte mir der Premierminister ein Telegramm: «All unsere guten Wünsche und unser festes Vertrauen begleiten Sie und Ihre prächtige Armee.» Am selben Tage erliess ich meine übliche Botschaft an die 8. Armee.

Am 10. Juli landeten wir zwei Stunden vor Morgengrauen auf Sizilien. Der Verlauf des Feldzugs ist schon häufig geschildert worden; ich selbst habe ihn in meinem Buch «Von Alamein zum Sangro» beschrieben, so dass ich mir das Eingehen auf Einzelheiten ersparen kann.

Bald nach der Landung musste ich eine heikle Entscheidung treffen. General MacNaughton, der Befehlshaber der 1. Kanadischen Armee, war gegen Mitte Juli in Begleitung einiger Generalstabsoffiziere aus England in Malta eingetroffen und äusserte die Absicht, nach Sizilien zu kommen, um die 1. Kanadische Division zu besichtigen. Die Division war jedoch vorher noch nicht im Gefecht gewesen, und Offiziere und Mannschaften waren gerade erst dabei, die üblichen Kinderkrankheiten zu überwinden. Ihr Divisionskommandeur Guy Simonds war noch verhältnismässig jung und hatte keine Erfahrung; er führte zum erstenmal eine Division im Kampf. Meines Erachtens half man den Kanadiern am besten über den Anfang hinweg, wenn man sie zunächst ganz in Ruhe liess, und es entsprach dieser Absicht gar nicht, wenn Simonds, der mit dem schwierigen Einsatz seiner Division gegen erstklassige deutsche Truppen alle Hände voll zu tun hatte, sich auch noch um hohen Besuch kümmern sollte. Um sicher zu gehen, suchte ich ihn jedoch zunächst auf und fragte ihn, was er dazu sagen würde, wenn MacNaughton nach Sizilien käme. «Um Gottes willen», platzte er heraus, «halten Sie ihn mir jetzt noch vom Leibe!» Daraufhin gab ich einen Funkspruch an Malta auf, in dem ich General MacNaughton bat, den Besuch vorerst zu verschieben. Als der Sizilienfeldzug vorüber war, lud ich ihn ein, herüberzukommen und die kanadischen Truppen zu besichtigen. Er kam auch und wohnte bei mir auf meinem vorgeschobenen Gefechtsstand bei Taormina. Seitdem habe ich ihn jedoch nicht wiedergesehen, obwohl ich nach dem Kriege wiederholt in Kanada war. Anscheinend hat er mir nicht vergessen, dass ich ihn damals im Juli 1943 nicht nach Sizilien kommen liess.

Die Kanadier haben sich während des Sizilienfeldzuges hervorragend geschlagen. Sie hatten zwar anfangs noch keine Kriegserfahrung, waren aber sehr gut ausgebildet und lernten sehr bald all die kleinen Listen und Tricks, die für den Erfolg so wichtig sind und so manche Verluste ersparen. Als ich sie dann herauszog und in rückwärtige Stellungen verlegte, um sie für die Landung auf dem Festland vorzubereiten, war aus ihnen eine der besten, kriegserprobten Divisionen der 8. Armee geworden.

Für die Männer der 8. Armee war Sizilien nach dem langen Aufenthalt in der Wüste eine sehr angenehme Abwechslung. Es war Hochsommer, die Bäume hingen voller Orangen und Zitronen; Wein gab es

im Überfluss, und die sizilianischen Mädchen waren unseren Soldaten keineswegs feindselig gesinnt. Allerdings war es sehr heiss und die Mücken recht lästig. Allmählich wurden sie sogar zu einer ernststen Gefahr. Sehr bald traten nämlich die ersten Malariafälle auf, und die ärztlichen Gegenmassnahmen hatten nur geringen Erfolg. Denn die Männer drückten sich, wo sie konnten, vor dem regelmässigen Antreten, bei dem die Vorbeugungsmittel ausgegeben wurden, so dass wir schliesslich fast ebensoviele Ausfälle durch Malaria hatten wie durch Feindmassnahmen.

An die trockene Hitze der Wüste waren wir alle gewöhnt, doch auf Sizilien war sie feucht und drückend. Die Männer entledigten sich daher aller nur möglichen Kleidungsstücke; etliche gingen sogar dazu über, den breitrandigen Strohhut der Sizilianer zu tragen. Nun war ich hinsichtlich der Bekleidungsbestimmungen durchaus nicht kleinlich, solange die Soldaten sich tapfer schlugen und unsere Schlachten gewinnen halfen. Aber als ich eines Tages im offenen Wagen zur Front fuhr, kam mir ein Lastwagen entgegen, dessen Fahrer bis auf seine Shorts vollkommen nackt war und dazu einen Zylinder auf dem Kopf hatte. Beim Vorbeifahren lehnte er sich aus seinem Führerstand heraus und zog vor mir als Ehrenbezeugung mit schwungvoller Bewegung den Hut. Ich lachte, dass mir die Tränen in die Augen kamen, aber schliesslich ging das denn doch zu weit. Nach der Rückkehr in das Hauptquartier erliess ich daher den einzigen Befehl über Anzugsfragen, den ich in der 8. Armee jemals gegeben habe: «Das Tragen von Zylinderhüten wird hiermit verboten.»

Auf Sizilien musste ich mich von meiner «Fliegenden Festung» trennen. Denn auf der Insel gab es nur wenige Flugplätze, auf denen eine so grosse Maschine ungefährdet landen konnte. Als ich eines Tages General Patton in Palermo besuchte, hätte es fast Bruch gegeben. Ich fragte daher bei Eisenhower an, ob er sie mir wohl freundlicherweise gegen eine andere austauschen würde, und er schickte mir statt ihrer eine Dakota mit einem Jeep im Laderaum, die für mich viel geeigneter war.

Ich glaube, wir alle haben auf Sizilien viel gelernt – und sei es nur, dass man gewisse Dinge nicht tun durfte. Aber alles in allem waren die Erfahrungen, die wir dort machten, für uns alle von unschätzbarem Wert: für das Oberkommando der alliierten Streitkräfte auf dem Mittelmeer-Kriegsschauplatz, für mich selbst und meinen Stab und

für jeden Offizier und Mann der 8. Armee. Doch der Ausgang des Feldzugs war insofern unbefriedigend, als es den meisten deutschen Truppen gelang, von der Insel über die Strasse von Messina nach Italien zu entkommen – und das, obwohl wir die unbeschränkte Herrschaft zur See und in der Luft besaßen. Das sollte uns, als wir später selbst nach Italien gingen, noch grosse Schwierigkeiten bereiten. Als ich mich einmal mit Admiral Morison, dem Seekriegshistoriker der Vereinigten Staaten, über den Sizilienfeldzug unterhielt, stimmte er meiner Auffassung bei, dass es der grösste Fehler war, die meisten Deutschen nach Italien entkommen zu lassen. Ich halte es daher für der Mühe wert, noch einmal zusammenzufassen, warum es dazu kam:

Obwohl der Befehl für die Landung auf Sizilien bereits im Januar 1943 in Nordafrika einging, wurde erst im Mai der endgültige Plan genehmigt, zwei Monate vor dem Tage X. Die Hauptgründe für diese Verzögerung waren folgende:

- a) Die verantwortlichen Stellen waren alle noch von den laufenden Operationen in Nordafrika in Anspruch genommen. Die Planung wurde daher ohne Beteiligung der Befehlshaber von ad hoc gebildeten Planungsstäben begonnen, die eine ganze Reihe von Plänen aufstellten, von denen jedoch keiner etwas taugte, da die Planenden keine Erfahrung hatten.
- b) Als die künftigen Befehlshaber des Unternehmens anfangen konnten, an dem Plan mitzuarbeiten, stellten sich alsbald grundsätzliche Änderungen als notwendig heraus, um den Plan praktisch verwendbar zu machen. Inzwischen war jedoch viel Zeit und Mühe vergeudet worden.
- c) Die Stabsquartiere der verantwortlichen Oberbefehlshaber und der künftigen Befehlshaber waren über ein weites Gebiet verstreut. Zu grösseren Planungssitzungen mussten sie zum Teil von Kairo nach dem über dreitausend Kilometer entfernten Algier fliegen, was unvermeidlich zu weiteren Verzögerungen führte.
- d) Endgültige Entscheidungen konnte nur der Oberste Befehlshaber treffen. Doch er hatte den Kopf voller politischer Fragen und konnte seine Arbeitskraft nicht vollständig dem bevorstehenden Feldzug widmen.

Die Ausrüstung, Bereitstellung und Verladung der Truppen erfolgte an zahlreichen verschiedenen Orten unter Zuständigkeit der verschiedensten Dienststellen. Truppen der 8. Armee wurden in Hai-

fa, den Kanalhäfen, Alexandria und zum Teil in Tripolis verladen, zuständig dafür war das Oberkommando Nahost in Kairo; Luftlandetruppen kamen aus Sfax, Susa und Kairuan – zuständig war das Oberste Kommando in Algier und der Stab von Alexander die Kanadische Division und einige andere Truppen kamen aus England, für sie war das Kriegsministerium in London zuständig. Funksprüche zwischen Kairo, Algier und London überschritten sich jedoch häufig oder widersprachen einander.

Am meisten Durcheinander herrschte bei der Planung der Zusammenarbeit von Armee und Luftwaffe. Zwar gab es einen Vertreter des Luftwaffenstabes für Nordafrika im Hauptquartier der 8. Armee in Kairo. Er hatte jedoch keine Befehlsgewalt und keine Erfahrung in gemeinsamen Operationen von Armee und Luftwaffe. Er tat, was er konnte, doch gab es immer wieder grosse Verzögerungen, da er jeweils erst die Antwort auf seine aus Kairo nach Algier gesandten Briefe abwarten musste, von wo sie vorher erst nach Malta geschickt werden mussten. Der Fliegerführer, der den Angriff und die Anfangsstadien des Unternehmens zusammen mit seinem Stab planen sollte, sass in Malta, wo er ausserdem noch mit den laufenden Operationen beschäftigt war. Er und sein Stab hatten grosse Erfahrung in der Inselverteidigung und in Küstenoperationen, aber gar keine im taktischen Einsatz der Luftwaffe bei Landkämpfen. Derjenige, der am meisten Erfahrung im Zusammenarbeiten mit der 8. Armee hatte, war Broadhurst, der Kommandeur der Wüstenluftwaffe, der jedoch praktisch ohne Beschäftigung in Tripolis sass. Er trat erst in Erscheinung, nachdem wir uns an der Küste festgesetzt hatten und seine Kampfstaffeln nach Sizilien verlegen konnten.

Es wird für mich stets ein Wunder bleiben, wie mein Stab all dieser zum Teil völlig unnötigen Probleme Herr wurde. Einen grossen Teil der Zeit über war nicht einmal Guingand da, der sich erst von seinem Flugzeugunfall bei El-Adem erholen musste. Doch Beichern vertrat ihn ausgezeichnet und wurde mit den schwierigsten Dingen wunderbar fertig.

Die Entscheidung der drei Eisenhower unterstellten Oberbefehlshaber – Alexander, Cunningham und Tedder – bezog sich nur auf den ersten Angriff und die sofortige Besetzung von Flugplätzen und Häfen. Wie sich der Feldzug nach der Landung der Armeen entwickeln und wie die Insel erobert werden sollte, hatten sie nicht entschieden.

Die Armeeführer handelten daher jeder nach eigenem Gutdünken und meldeten ihren Vorgesetzten erst nachträglich, was sie unternommen hatten. So war es möglich, dass die 7. amerikanische Armee nach der Landung in westlicher Richtung auf Palermo zu abschwenkte. Dadurch verzichtete sie darauf, den Hauptstoss nach Norden zu führen, als erstes die feindlichen Stellungen am Ätna einzukreisen und Mes-sina zu nehmen.

Während der Operationen war es schwierig, rasch eine Entscheidung zu bekommen. Denn die Hauptquartiere der zuständigen Oberbefehlshaber waren, anstatt nahe beieinander zu liegen, weit verstreut. Eisenhower, der Oberste Befehlshaber, war in Algier; Alexander, dem die Landstreitkräfte unterstanden, war auf Sizilien. Cunningham, der Marine-Oberbefehlshaber, sass auf Malta, und Tedder, der Oberbefehlshaber der Luftwaffe, hatte sein Hauptquartier in Tunis. Wenn etwas schiefging, konnten sie nichts weiter tun, als einander Telegramme schicken. Sie zu einer Zusammenkunft zu bringen, um eine gemeinsame Entscheidung zu treffen, kostete jedesmal viel Zeit.

Der Faktor Zeit spielte jedoch eine grosse Rolle, wenn wir noch vor Beginn des Winters unseren sizilianischen Erfolg auf dem Festland ausnutzen wollten. Rund fünf Wochen brauchten wir, um ganz Sizilien zu erobern, wobei allein die 8. Armee 12'000 Tote und Verwundete hatte. Bei besserer Ausrichtung der Land-, Luft- und Seestreitkräfte auf ein gemeinsames Ziel hätten wir nach meiner Ansicht die Insel schneller in die Hand bekommen und weniger Verluste gehabt.

Als der Feldzug vorüber war, besuchte mich Eisenhower auf Sizilien. Wir haben seine Besuche immer sehr genossen, weil er uns alle durch seine persönliche Liebenswürdigkeit bezauberte. Diesmal brachte er nur einen Adjutanten von der Marine mit, einen Kapitän zur See Butcher. Ich hatte mir meinen Gefechtsstand in Taormina eingerichtet, in einem reizenden Haus mit dem Blick auf die Strasse von Messina. Beim Essen kam eines Tages die Rede darauf, wie lange der Krieg wohl noch dauern werde, und Eisenhower meinte, vor Weihnachten 1944 werde alles vorüber sein. Ich wünschte sehr, dass er recht hatte, aber nach meinen Erfahrungen mit der Planung und Führung des Sizilienfeldzugs fürchtete ich im Stillen, die Alliierten wür-

den noch so viele Fehler machen, dass der Krieg sich noch bis in das Jahr 1945 hinziehen werde. Ich fragte Eisenhower daher, ob er Lust habe, eine Wette darauf einzugehen, dann würde ich dagegen wetten. So kam es, dass wir beide um fünf Pfund wetteten – Kapitän Butcher hielt die Bedingungen schriftlich fest.

Als wir wenige Tage vor Weihnachten 1944 noch an der deutschen Grenze kämpften, schickte ich Eisenhower ein Telegramm, ich hätte das Gefühl, dass er mir fünf Pfund schulde. Doch er erwiderte, es fehlten noch fünf Tage, und im Kriege wisse man nie, was in dieser Zeit alles passieren werde. Am 26. Dezember schickte er mir dann die fünf Pfund.

Wir waren an diesem Abend in Taormina sehr lustig. Am meisten aber lachte Ike, als ich ihn fragte, ob er eigentlich schon wisse, dass der endgültige Plan für die Landung auf Sizilien im Vorraum einer Toilette in Algier entstanden sei.

DER FELDZUG IN ITALIEN

Vom 3. September bis 31. Dezember 1943

Hatten Planung und Führung des Sizilienfeldzugs schon viel zu wünschen übriggelassen, so galt das noch in erhöhtem Masse von den Vorbereitungen für die Landung und die Kampfhandlungen in Italien.

Wir gingen an die Landung auf dem europäischen Festland ohne eine klare Vorstellung heran, wie es dort weitergehen sollte. Selbst die Entscheidung, wo wir in Italien landen wollten, wurde erst am 17. August getroffen – dem Tage, an dem die Kämpfe auf Sizilien beendet waren. Die 8. Armee erhielt Befehl, am 30. August über die Strasse von Messina überzusetzen, doch wurde ihr zunächst kein weiteres «Ziel» gegeben. Am 19. August verlangte ich daher, dass man mir sagte, was ich in Italien machen sollte. Am 20. August erhielt ich dann glücklich Bescheid – zehn Tage, ehe es losgehen sollte.

Ursprünglich war beabsichtigt, nur die 8. Armee mit zwei Armeekorps auf das Festland überzusetzen. Die Landung sollte an zwei Stellen erfolgen, und zwar

Unternehmen «*Buttress*» im Raum von Gioia Tauro an der Nordseite der Stiefelspitze,

Unternehmen «*Baytown*» als direkter Angriff über die Strasse von Messina hinweg.

Gegen Ende Juli begann man, noch eine dritte Landung, im Golf von Salerno, in Erwägung zu ziehen, die den Decknamen «*Avalanche*» bekam. Ich hielt dieses Unternehmen «*Avalanche*» für sehr gut. Meiner Ansicht nach hätte man von Anfang an alle Kräfte darauf konzentrieren sollen, um einen grossen Erfolg daraus zu machen. Doch das geschah leider nicht.

Am 17. August wurde beschlossen, das Unternehmen «*Buttress*»

aufzugeben, und mein 10. Korps, das dafür vorgesehen war, wurde der 5. amerikanischen Armee unterstellt, die «*Avalanche*» durchführen sollte. Für die 8. Armee sollte es bei «*Baytown*» bleiben.

Das brachte für uns allerlei Ärger und Schwierigkeiten. Um «*Avalanche*» zu fördern, fing man damit an, Landungsfahrzeuge von «*Baytown*» abzuziehen. Ich kam mit der Planung des Unternehmens nicht weiter, weil ich keinen höheren Seeoffizier und kein angemessenes Marinepersonal für die Planung bei meinem Stabe hatte. Ich erhob Einspruch dagegen und brachte Alexander dazu, dass er meinen Einspruch unterstützte. Doch alles war umsonst, und schliesslich wurde die Durchführung von «*Baytown*» so, wie bisher vorgesehen, unmöglich. Am Nachmittag des 19. August sandte ich daher folgenden Funkspruch an Alexander:

1. Ich habe Befehl bekommen, am 30. August auf dem Festland zu landen. Da ich keine gegenteiligen Nachrichten habe, muss ich annehmen, dass der Feind Widerstand leisten wird.
2. Bisher habe ich kein Operationsziel bekommen. Soll ich die Meerenge für die Marine sichern oder als Ablenkung für «*Avalanche*» dienen? Falls nein, erbitte Abgrenzung meiner Aufgabe.
3. Mir zur Verfügung gestellte Landungsfahrzeuge und Marinepersonal machen Landung bei feindlichem Widerstand unmöglich.
4. Wegen der eingetretenen Verzögerungen «*Baytown*» am 30. August nicht durchführbar.
5. Sehe ein, dass «*Avalanche*» Vorrang haben muss, möchte aber nicht Vormarsch auf Festland Europa mit Rückschlag im äussersten Süden beginnen.
6. Brauche dringend genaue Weisung über Zeitpunkt und Ziel für Unternehmungen jenseits Messinastrasse, die ich mit derzeitigen Mitteln gegen feindlichen Widerstand durchführen kann.
7. Erbitte, wenn möglich, Unterrichtung über Ausmass zu erwartenden Widerstandes.»

Schon am nächsten Tage hielt ich die Antwort in der Hand, von Alexander selbst auf einem halben Bogen Briefpapier geschrieben: «Ihre Aufgabe ist, einen Brückenkopf an der Stiefelspitze Italiens zu schaffen, der es unsern Seestreitkräften ermöglicht, die Strasse von Messina bei ihren Operationen zu benutzen. Falls der Feind sich zu-

rückzieht, folgen Sie ihm mit allen verfügbaren Streitkräften. Dabei bedenken Sie, dass Sie «*Avalanche*» umso grössere Unterstützung leisten, je mehr feindliche Streitkräfte Sie im Südzipfel Italiens binden.»

Dieses «Operationsziel» verdient eine nähere Betrachtung. Es wurde kein Versuch gemacht, meine Operationen und die der 5. Armee, die in der Nacht vom 9. zum 10. September bei Salerno landen sollte, in Einklang zu bringen. Ja, es war nicht einmal vorgesehen, dass die 8. Armee weiter als bis zur Landenge von Catanzaro vorrückte, das knapp hundert Kilometer von Reggio entfernt ist. Entsprechend wurden denn auch unsere Mittel beschnitten.

Doch bekanntlich kam es dann ganz anders: Das Landungsunternehmen bei Salerno geriet sehr bald in Schwierigkeiten, und ich wurde gebeten, vorzustossen und der 5. Armee zu helfen, was meine Armee in grösste Nachschubschwierigkeiten brachte.

Am 23. August beraumte Eisenhower eine Konferenz seiner Oberbefehlshaber in Algier an, und ich wurde aufgefordert, daran teilzunehmen. Im Verlauf der Besprechungen wurde ich gebeten, meinen Plan für Unternehmen «*Baytown*» kurz zu erläutern. Ich tat es und sagte, die Verzögerungen bei der Marine hätten es mir unmöglich gemacht, mit dem Unternehmen, wie geplant, in der Nacht vom 30. zum 31. August zu beginnen. Inzwischen hätte ich jedoch die nötigen Landungsfahrzeuge und das Marinepersonal bekommen und könnte es in der Nacht vom 2. auf den 3. September anlaufen lassen, doch die Marine hätte mich wissen lassen, ihr frühester Termin sei die Nacht vom 4. zum 5. September.

Eisenhower legte daraufhin Cunningham nahe, sofort nach Sizilien zu fliegen, um die Sache in Ordnung zu bringen. Cunningham stand auf, flog nach Sizilien und erreichte es durch sein persönliches Eingreifen, dass die Marine Eisenhowers Wunsch, an dem Termin 2./3. September festzuhalten, erfüllte.

Als Cunningham die Konferenz verlassen hatte, teilte uns Eisenhower noch mit, dass Verhandlungen mit der italienischen Regierung über einen Waffenstillstand im Gange seien. Die Italiener, sagte er, hätten erklärt, sie seien den Krieg leid, und es sehe so aus, als seien sie bereit, zu einem gegebenen Zeitpunkt, d.h. sobald wir auf dem Festland landeten, sich uns anzuschliessen und gegen die Deutschen zu kämpfen. Ich erlaubte mir die Bemerkung, ich hielte das für den

grössten Schwindel der Weltgeschichte. Die Italiener, sagte ich, würden niemals richtig gegen die Deutschen kämpfen, und wenn sie es versuchten, würden sie eine vernichtende Niederlage erfahren. Das Äusserste, was wir von der italienischen Armee erhoffen könnten, sei eine gewisse Unterstützung in unserm rückwärtigen Gebiet und Unterlassung jeder Zusammenarbeit mit den Deutschen in den von ihnen besetzten Gebieten.

Immerhin, sagte ich mir, brauchte ich dann vielleicht bei meinem Unternehmen «*Baytown*» nicht mit so starkem Widerstand zu rechnen. Dann erläuterte der Befehlshaber der 5. amerikanischen Armee, General Mark Clark, seinen Plan für die Landung bei Salerno in der Nacht vom 9. zum 10. September. Ich wies darauf hin, dass die Deutschen etwa zwanzig Divisionen in Italien hatten und dass mindestens vier davon ziemlich schnell gegen die 5. Armee eingesetzt werden konnten. Doch die andern waren so angetan davon, dass die Italiener nun bald auf unserer Seite kämpfen würden, dass sie die Lage als günstig ansahen. Ich konnte mich dieser Auffassung *nicht* anschliessen.

Die 8. Armee landet auf dem europäischen Festland

Am 2. September erliess ich folgende Botschaft an meine Armee: «Nachdem wir Sizilien erobert haben, ist jetzt der Tag gekommen, an dem wir auf das Festland Italiens übersetzen werden. Die 8. Armee hat die Ehre, dies als erster Truppenverband der Alliierten Armeen tun zu dürfen. Wir wollen uns dieser grossen Ehre würdig erweisen!

Soldaten der 8. Armee, ich möchte euch allen heute sagen, dass ich dem Ausgang der jetzt beginnenden Operationen mit vollem Vertrauen entgegensehe. Unser Plan ist gut, und die Luftstreitkräfte, die uns unterstützen werden, sind stärker als jemals zuvor. Der Ausgang dieser nächsten Schlacht kann daher nur wieder ein voller Erfolg sein.

Also vorwärts zum Sieg! Wir wollen den Italienern die Lust am Kriegführen austreiben! Viel Glück! Und Gott segne euch alle!»

Ich war gespannt darauf, wie sich die Italiener uns gegenüber verhalten würden. Zunächst kam es mir noch etwas komisch vor, wenn ich auf den Strandabschnitten, die wir zur Einschiffung von Truppen

und Material für die Landung auf dem Festland benützten, italienische Soldaten in Uniform und mit Gewehr Polizeidienste verrichten sah. Aber schon beim Vormarsch durch Sizilien hatten italienische Zivilisten unsere Infanteriespitzen begleitet und sie auf allerlei Fallen, Minenfelder und dergleichen aufmerksam gemacht, was uns manchen Verlust erspart hatte.

Der Verlauf der Operationen in Italien ist bereits von zahlreichen Schriftstellern beschrieben worden, und zweifellos wird zu gegebener Zeit noch eine amtliche Veröffentlichung darüber erscheinen. Ich habe jedoch die Erfahrung gemacht, dass amtliche Darstellungen und Dokumente fast ausnahmslos die Vorgänge hinter der Bühne vermissen lassen; darum wollen wir hier einen Blick hinter die Kulissen werfen.

Die Landung ging anfänglich gut voran; wir stiessen nur auf geringen Widerstand und waren schnell an Land. Aber sobald wir etwas weiter nach Norden kamen, begannen die Schwierigkeiten. Das Gelände gab kleinen Einheiten des Gegners reichlich Möglichkeiten, uns aufzuhalten, die durch geschickt plazierte Sprengungen noch vermehrt wurden, und die Deutschen nutzten diesen Vorteil weidlich aus.

Am 5. September kam Alexander nach Reggio, wo ich ihn auf dem Flugplatz abholte. Er erzählte mir, die Italiener hätten unsere Waffenstillstandsbedingungen angenommen und den Vertrag am 3. September unterzeichnet, doch sollte diese Tatsache vorläufig noch geheim bleiben. Folgende weitere Verabredungen waren getroffen worden:

- a) Am 8. September sollten um 18.00 Uhr Badoglio von Rom und Eisenhower von Algier aus über den Rundfunk bekanntgeben, dass die Italiener bedingungslos kapituliert hatten.
- b) Am selben Tage um 21.00 Uhr sollten amerikanische Fallschirmtruppen bei Rom landen und gleichzeitig italienische Divisionen, die in der Nähe lagen, in die Stadt einrücken.
- c) Die italienische Armee sollte Tarent, Brindisi, Bari und Neapel besetzen.
- d) Am 9. September um 04.30 Uhr wollten die Alliierten landen, und zwar die 5. amerikanische Armee in Salerno mit dem Ziel Neapel und das 5. englische Korps in Tarent.

Alexander war sehr optimistisch. Offensichtlich rechnete er damit, dass die Italiener alles tun würden, was sie zugesagt hatten, und wollte darauf seine Planung aufbauen. Ich bat ihn daher, mit mir beiseitezuzugehen.

kommen, damit uns die Offiziere unserer Umgebung nicht hörten, und setzte ihm meine Auffassung auseinander. Den Inhalt des Gespräches gibt der nachstehende Absatz aus meinem Tagebuch wieder, den ich noch am selben Abend niederschrieb:

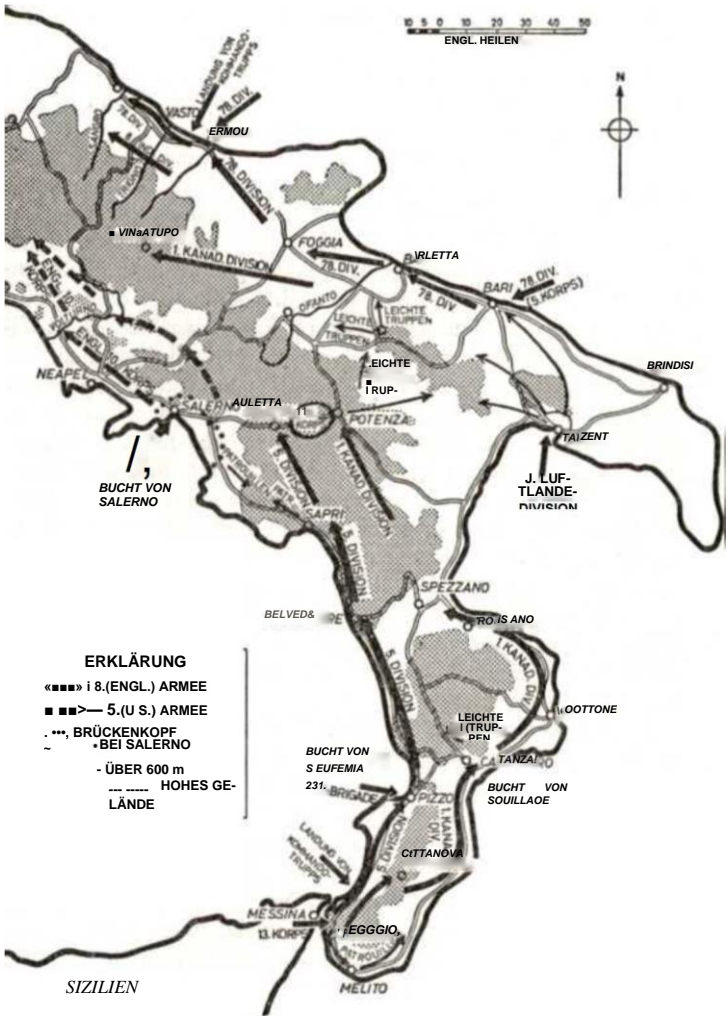
«Ich sagte ihm, meiner Ansicht nach würden die Deutschen, sobald sie merkten, was vorging, den Italienern den Fuss auf den Nacken setzen. Die Moral der italienischen Armee sei zur Zeit so schlecht, dass sie es nicht wagen würde, den Deutschen die Stirn zu bieten. Ich riet ihm, all seinen höheren Befehlshabern einzuschärfen, ihre Pläne so aufzustellen, dass es nichts ausmache, wenn die Italiener ihr Wort nicht hielten, womit ziemlich sicher zu rechnen sei. Sie könnten sich vielleicht durch Kleinkriegführung, Sabotage und derlei nützlich machen und ganz allgemein dafür sorgen, dass die Bevölkerung den Feind nicht unterstützte. Aber dass sie gegen die Deutschen kämpften, könnte ich mir nicht vorstellen.

Ich gab ihm zu bedenken, dass die Deutschen in Italien sehr stark, wir dagegen sehr schwach waren. Wir müssten daher sehr vorsichtig sein und keine Torheiten begehen. Ich bat ihn inständig, vorsichtig zu sein, nicht zu viele Fronten auf einmal zu bilden und unsere Kräfte nicht zu verzetteln. Ehe wir irgendwo landeten, müssten wir die Gewissheit haben, dass wir uns in dem Gebiet auch halten könnten. Ich wies ihn darauf hin, dass die Deutschen in der Lage waren, Truppen gegen «*Avalanche*» schneller zusammenzuziehen, als wir sie zuführen konnten; dieses Unternehmen müsse daher sorgfältig beobachtet werden. ‚Rommel, sagte ich, ist in Italien Oberbefehlshaber, und ich habe lange genug gegen ihn gekämpft. Er hat zwanzig Divisionen, davon fünf Panzerdivisionen. Wenn die Landung in Salerno nicht klappt, werden wir vor harten, langwierigen Kämpfen stehen. Diese Kämpfe aber werden wir allein führen müssen, da die Italiener uns – mindestens vorerst – nicht helfen werden.‘

Ehe wir uns auf grössere Unternehmungen auf dem Festland einliessen, sagte ich, müssten wir einen allgemeinen Plan aufstellen und wissen, wie wir die Operationen weiterführen wollten. Bisher hätte ich jedoch von einem solchen Plan noch nichts gehört und nähme daher an, dass es ihn noch nicht gab.»

Ich sprach dann mit Alexander auch noch über den Faktor Zeit. Es war wichtig, sagte ich, dass wir in Italien unsere Ziele erreichten, ehe

LANDUNG IN ITALIEN UND VORMARSCH BIS ZUM SANGRO



Kartenskizze 8

der Winter einsetzte. Ausserdem müssten wir die Gewissheit haben, dass unser Nachschub dem angemessen sei, was wir an der Front erreichen wollten; bisher sei das nicht der Fall. Alexander hörte mir zu, erwiderte jedoch kein Wort – ich glaube nicht, dass er meiner Meinung zustimmte.

Was dann kam, ist allgemein bekannt: Die Deutschen gingen sehr energisch gegen die italienischen Truppen in ihrem Bereich vor – sie entwaffneten sie kurzerhand.

Unsere Landungstruppen bei Salerno gerieten sehr bald in Schwierigkeiten. In der Nacht vom 13. zum 14. September wurde die Lage kritisch: Die Deutschen griffen die 36. Amerikanische Division mit starken Streitkräften an. Die Division hatte noch keinerlei Kriegserfahrung, und es gelang dem Feind, bis auf fünf Kilometer von der Küste – drei Kilometer vom Armeehauptquartier – vorzustoßen. Am 14. September kam ein Hilfeschrei von Alexander: Ich solle weiter vorstossen und die der 5. Armee gegenüberstehenden deutschen Streitkräfte bedrohen.

Das tat ich und schickte ausserdem einen Offizier meines Stabes zu General Clark. Schon am 16. September reichten sich die Spitzentruppen der 8. Armee mit der rechten Flanke der Amerikaner die Hand. General Clark schrieb mir einen netten Brief, in dem er mir «zu dem geschickten und schnellen Vorstoss der 8. Armee nach Norden» gratulierte. Ich freute mich über den Brief, doch bin ich nie der Meinung gewesen, dass wir tatsächlich zur Behebung der Schwierigkeiten bei Salerno viel beigetragen haben. Denn bis wir eintrafen, hatte General Clark die Sache allein wieder in Ordnung gebracht. Immerhin hatten wir getan, was wir konnten.

Anschliessend erhielt ich Befehl, das Operationsgebiet der 8. Armee auf die adriatische Seite des Apennins zu verlegen. Das bedeutete, dass wir unsern gesamten Nachschub von Kalabrien nach den apulischen Häfen umdirigieren mussten, in erster Linie also nach Tarent, Brindisi und Bari. Das war keine leichte Aufgabe und erforderte geraume Zeit. Als wir schliesslich soweit waren, rückten wir allmählich nach Norden vor, nahmen Foggia und die dortigen Flugplätze in Besitz, besetzten Termoli und stiessen bald darauf auf stärkere deutsche Streitkräfte, mit denen es an den Flüsschen Trigno und Sangro zu heftigen Kämpfen kam.

Ende Oktober fing das Wetter an umzuschlagen, und schwere Regenfälle rauschten auf uns herab. Da der Regen anhielt, war nach zehn

Tagen der Boden überall voll Wasser gesogen, der Schlamm war fürchterlich, und kein Fahrzeug konnte sich von der Strasse herunterwagen, die von einer dicken «Schokoladensosse» bedeckt war. Die Regenzeit war über uns gekommen, und an der «blauen» Adria wurde es kalt und feucht. Wir mussten jetzt für die auf Sizilien verlorene Zeit bitter büssen.

Mitte September hatte ich eine kleine Auseinandersetzung mit dem Befehlshaber der 7. italienischen Armee, General Rizzio. Er war der dienstälteste italienische Offizier in meinem Operationsgebiet. Nun hatte die italienische Armee bedingungslos kapituliert, doch dann erhielt ich Bescheid, die Italiener seien von jetzt an «Mit-Kriegführende». Ich fragte an, was der Unterschied zwischen «bedingungslos kapituliert» und «mit-kriegführend» sei, konnte aber keine klare Antwort bekommen. Der italienische General wusste es anscheinend auch nicht. Jedenfalls betrachtete er sich als «Mit-Kriegführenden», und da er der dienstälteste General in Süditalien und wir ja nunmehr Verbündete waren, neigte er zu der Ansicht, dass die 8. Armee ihm unterstellt werden müsse. Ich beschloss daher, ihn aufzusuchen und die Frage rasch zu klären, ehe daraus Schwierigkeiten entstanden. Eigentlich hatte ich mir vorgenommen, ihn etwas schärfer anzupacken, doch dann sah ich, dass er ein anständiger Kerl war und den besten Willen hatte, irgendwie zu helfen. So machte ich ihm denn lediglich in aller Freundschaft klar, dass

1. die Offensive gegen die Deutschen – vorbehaltlich anderer Vereinbarungen unserer Regierungen – zurzeitausschliesslich in den Händen der verbündeten englischen und amerikanischen Armeen lag und
2. *der* Beitrag der italienischen Armee sich beschränkte auf:
 - a) den Schutz der Häfen und Verkehrswege,
 - b) Arbeiten an Nachrichtenmitteln, Strassen usw.,
 - c) Stellung von Arbeitskräften nach Bedarf.

Insbesondere sei der italienischen Flakartillerie eine wichtige Rolle bei der Verteidigung der Häfen und Verkehrswege zugeordnet. Einzelheiten darüber würden noch vom englischen Oberkommando befohlen werden.

Der Nachschub-Wirrwarr

Ich hatte mir bei der 8. Armee einen sehr leistungsfähigen und erfahrenen Oberquartiermeisterstab herangebildet, zuerst unter Brian Robertson und jetzt unter Miles Graham. Dieser Stab arbeitete mit dem Oberkommando Nahost in Kairo sehr gut zusammen, da einer dem andern volles Vertrauen schenkte. In Tunesien kamen wir dann unter das A.F.H.Q., das Hauptquartier der verbündeten Streitkräfte, dessen Oberquartiermeisterstab jedoch weder selbst die nötigen Kenntnisse hatte noch so viel Mut und gesunden Menschenverstand besass, um den Berichten zu glauben, die er von dem erprobten, kriegserfahrenen Oberquartiermeisterstab der 8. Armee bekam. Der Ärger fing schon an, bald nachdem wir in Tripolis eintrafen. Wir waren sehr knapp geworden an allerlei dringend notwendigen Dingen, aber als wir das erste Schiff ausluden, das uns das A.F.H.Q. schickte, fanden wir darin 10'000 Müllkästen! Da wir vor vorgesetzten Dienststellen ohnehin keine allzugrosse Hochachtung hatten, hiess es natürlich sofort, die Herren in Algier hätten dafür wahrscheinlich bessere Verwendung als wir.

Das A.F.H.Q. hatte anscheinend noch nicht begriffen, dass es einer der wichtigsten Grundsätze für eine gut funktionierende Verwaltung in Kriegszeiten ist, dem Stab des unterstellten Verbandes zu vertrauen und der Front ohne viel Hin- und Herschreiberei nach Möglichkeit das zu schicken, was sie verlangt. Wird das Vertrauen enttäuscht, bleibt nichts anderes übrig, als den Missetätern den Laufpass zu geben und sie durch zuverlässige Leute zu ersetzen. Auf alle Fälle ist es sinnlos, sich während der Kampfhandlungen darüber zu streiten, was die Front an Vorräten haben oder nicht haben soll – das kann man später nachholen. Nach diesem Gesichtspunkt handelten wir bei der 8. Armee und auch bei der 21. Heeresgruppe. Dazu muss freilich der Oberquartiermeister der übergeordneten Dienststelle seine Sache verstehen und die Stärken und Schwächen der unterstellten Nachschubbeauftragten kennen. Das aber kann er nur, wenn er sie häufig aufsucht und freundschaftliche Beziehungen mit den Einzelnen herstellt. Daran fehlte es jedoch bei dem Hauptquartier der alliierten Streitkräfte in Algier, und die Folge war, dass wir ständig Schwierigkeiten hatten. Erst als zu einem späteren Zeitpunkt im Laufe der Operationen in Italien Robertson Oberquartiermeister bei Alexander

wurde und in seiner ruhigen Art die Zügel in seine bewährte Hand nahm, änderte sich das, und von da an gab es für uns kein Problem mehr, das nicht gelöst wurde.

Der Hauptfehler lag jedoch darin, dass wir in einen grossen Feldzug verwickelt wurden ohne vorher festgelegten allgemeinen Plan. Man hatte es unterlassen, vorher die Nachschubpläne aufzustellen und die notwendigen Vorkehrungen zu treffen, um den Schwung unserer Operationen aufrechtzuerhalten. Die Folge war, dass der Nachschubapparat mit dem ständig grösser werdenden Rahmen unserer operativen Aufgaben nicht Schritt halten konnte. So sah zum Beispiel, wie oben erwähnt, mein erstes «Operationsziel» in Italien nicht vor, dass ich über die etwa hundert Kilometer entfernte Landenge bei Catanzaro hinaus vorrücken sollte. Aber dann musste die 8. Armee in aller Eile nach Norden vorstossen, um der 5. amerikanischen Armee bei Salerno Beistand zu leisten. Mein Stab hatte mich gewarnt, dass ich dadurch ein grosses Nachschubrisiko übernahm. Zweifellos war das richtig, aber ebenso richtig war mein Entschluss, mich darüber hinwegzusetzen. Doch den Versuch, den feindlichen Druck auf die 5. Armee zu erleichtern, büsste ich damit, dass meine eigenen Reserven sich erschöpften – und der Nachschub, um sie wieder aufzufüllen, traf nicht ein.

Dann musste ich unsere Versorgung nach Tarent und den Adria Häfen umleiten. Das hätte das A.F.H.Q. vorhersehen müssen, tat es aber nicht. Unser Mangel an allem Möglichen wurde dadurch noch drückender. Am 4. Oktober hatten wir nur noch 21 Tonnen Benzin auf Lager, und die Armee kam in Gefahr, bewegungsunfähig zu werden.

Wir hatten über fünfhundert Fahrzeuge, die nicht mehr verwendbar waren, weil sie neue Motoren brauchten. Aber statt dass man an den Stützpunkten in Italien Werkstätten mit einem Lager von Reservemotoren eingerichtet hätte, mussten wir die Fahrzeuge zur Reparatur nach Ägypten schicken, von wo sie dann nach geraumer Zeit zurückkamen.

Eine Zeitlang konnten wir nicht einmal mehr unsere Kranken und Verwundeten aus den Lazaretten abtransportieren, und erst als die Sache sich fast zu einem Skandal auswuchs, wurde Abhilfe geschaffen.

In den apulischen Häfen kamen ganze Geleitzüge an, die zum Teil noch mit Nachschubgütern beladen waren, um unsere Lager auf Sizilien aufzufüllen. Wir mussten daher erst grosse Mengen im Augen-

blick für uns nutzloser Dinge ausladen, um an die dringend benötigten Vorräte heranzukommen.

Als wir dann die Flugplätze bei Foggia besetzten, kamen noch die hohen Anforderungen der strategischen Luftwaffe hinzu. Die Frage, wem der Vorrang gebühre, der Armee oder der Luftwaffe, war damals heftig umstritten. Ich stand auf dem Standpunkt, wenn die Landarmeen das Tempo ihres Vorrückens beibehalten sollten, so mussten sie auch den Nachschub bekommen, den sie für ihre Aufgabe brauchten – oder aber die Aufgabe musste geändert werden. Wir brauchten in Italien dringend eine Persönlichkeit, die stark genug war, uns bis an die Linie heranzuführen, die wir benötigten – und sei es auch nur, um die strategisch wichtigen Flugplätze zu sichern. Vermutlich war dies etwa der Breitengrad, auf dem Rom liegt, doch ich konnte darüber von niemandem eine klare Auskunft bekommen. So schleppten sich die beiden Armeen langsam durch Italien weiter nordwärts – ohne Planung im Grossen und stets in Gefahr, dass ihr Nachschub eines Tages ganz ausblieb.

Der erste Jahrestag von El-Alamein

Der 23. Oktober war der erste Jahrestag der Schlacht bei El-Alamein. Aus diesem Anlass richtete ich eine Botschaft an Offiziere und Mannschaften der 8. Armee. Allerdings waren die Neuseeländer die einzige Division, die damals schon zur 8. Armee gehörte und unter mir bei El-Alamein gekämpft hatte; und selbst bei dieser Division hatten viele Offiziere und Mannschaften seitdem gewechselt. Neben der schriftlichen Botschaft, die vor der Truppe verlesen wurde, besprach ich daher eine Schallplatte, die der britische Rundfunk für seine Sendung an diesem Tage übernahm.

An diesem Jahrestage bekam ich zwei Briefe, die mir grosse Freude machten; der eine kam von meinem getreuen Chef des Stabes, der andere von dem Oberkommandierenden in Jugoslawien, Marschall Tito.

Generalmajor de Guingand schrieb:

«Am ersten Jahrestag der Schlacht bei El-Alamein möchte ich Ihnen im Namen Ihres Stabes hier im Armeehauptquartier unsere wärmsten guten Wünsche übermitteln und unserer Dankbarkeit dafür Ausdruck geben, dass Sie uns durch das vergangene Jahr mit so viel

Weisheit und Begeisterung von Erfolg zu Erfolg geführt haben.

Im festen Vertrauen auf Ihre Führung blicken wir in die Zukunft.»

Der Brief von Marschall Tito lautete:

«Zum ersten Jahrestag des ruhmreichen Sieges von El-Alamein nehmen Sie, Herr General, zusammen mit Ihren Offizieren und Mannschaften der tapferen 8. Armee meine herzlichsten Glückwünsche entgegen.

Im Namen der Nationalen Befreiungsarmee von Jugoslawien gebe ich meiner Freude darüber Ausdruck, dass wir dank Ihrer Siege in Afrika bei unseren Operationen gegen den gemeinsamen Feind jetzt nur noch zweihundert Kilometer voneinander entfernt sind.

Auf diese Weise werden unsere verbündeten Armeen, die im Kampf gegen den grössten Feind der Menschheit stehen – den aggressiven deutschen Faschismus mit jedem Tage enger zu einer ununterbrochenen Front verknüpft.

Ich vertraue darauf, dass die Waffenbrüderschaft, die mit dem Blut der besten Söhne Grossbritanniens und Jugoslawiens besiegelt ist, nicht nur zu einem baldigen Triumph über den verabscheuten deutschen Faschismus, sondern auch bei Ihnen selbst, Ihren Soldaten und der ganzen englischen Nation zum vollen Verständnis für die Ziele Jugoslawiens beitragen wird.

Diese Ziele, für die bereits Ströme von Blut unserer besten Söhne vergossen wurden, sind ein neues, freies und wahrhaft demokratisches Jugoslawien, aufgebaut auf der Brüderlichkeit und Gleichheit aller Nationalitäten in unserem Lande.

Genehmigen Sie freundlichst meine achtungsvollen Grüsse.

Der Oberkommandierende der Nationalen Befreiungsarmee
von Jugoslawien
gez. *Tito*

Abschied von der 8. Armee

Am 24. Dezember weckte man mich zu sehr früher Morgenstunde und übergab mir einen Funkspruch des Kriegsministeriums. Er enthielt den Befehl für mich, nach England zurückzukehren, um General Paget als Oberbefehlshaber der 21. Heeresgruppe abzulösen. Diese

Heeresgruppe hatte die Aufgabe, die Bildung einer «zweiten Front» auf der anderen Seite des englischen Kanals vorzubereiten.

Wenn ich auch traurig war, dass ich die 8. Armee verlassen sollte, so war ich andererseits natürlich hocheifrig, dass man mich für diese grosse Aufgabe ausersehen hatte: eine Landung grössten Ausmasses in Frankreich, die uns wirklich für Dünkirchen Genugtuung geben würde. Das war für mich nicht nur eine Freude, sondern zugleich auch eine Erleichterung. Denn ich war nicht übermässig glücklich über die allgemeine Lage in Italien, die wir meines Erachtens selbst verschuldet hatten: kein grosszügiger Plan beim Betreten des neuen Kriegsschauplatzes, keine feste Führung, beim Nachschub ein hoffnungsloser Wirrwarr – all das zusammen hatte die Operationen so verzögert, dass wir die anfänglich errungenen Vorteile nicht mehr vor Einbruch des Winters ausnutzen konnten.

Zwar hatten wir in knapp sechs Monaten Sizilien erobert, Italien als Gegner ausgeschaltet, die italienische Flotte in Malta an die Kette gelegt und etwa ein Drittel von Italien erobert, einschliesslich Neapel und der Flugplätze bei Foggia. Wohl waren das Erfolge, die sich sehen lassen konnten, aber sie gingen ausschliesslich auf Kosten der Italiener. Unser eigentlicher Feind war jedoch Deutschland, und ihm hatten wir, ehe das Wetter umschlug, noch keine ernsteren Beschwerden verursacht, weil wir die Sache nicht richtig angepackt hatten. Darum fiel mir der Abschied vom italienischen Kriegsschauplatz nicht schwer. Im Stillen nahm ich mir aber vor, wenn wir die zweite Front in Nordwesteuropa bildeten, durften wir, solange ich irgendwelchen Einfluss auf die verantwortlichen Stellen hatte, dieselben Fehler nicht noch einmal begehen.

General Eisenhower war wenige Tage zuvor zum Obersten Befehlshaber der zweiten Front ernannt worden, und alsbald hatte ein allgemeines Rätselfragen eingesetzt, wer sein Nachfolger auf dem Mittelmeerkriegsschauplatz werden und wer als Oberbefehlshaber mit ihm nach England gehen würde. Favorit für den bisherigen Posten Eisenhowers war dabei «Jumbo» Wilson, der zurzeit Oberbefehlshaber Nahost in Kairo war.

Am Nachmittag des 24. Dezember (Weihnachtsabend) veröffentlichte der britische Rundfunk die neuen Ernennungen, so dass sie auch in Italien bekannt wurden: Wilson wurde – wie vermutet – Nachfolger von Eisenhower; Alexander blieb auf seinem bisherigen

Posten, und ich wurde Oberbefehlshaber der 21. Heeresgruppe.

Bisher hatte ich noch zu niemandem über den Funkspruch gesprochen, den ich am frühen Morgen bekommen hatte. Ich wollte die Sache zuerst mit Guingand besprechen, doch der war auf Urlaub und wurde erst am Abend im AOK-Hauptquartier zurückerwartet. Ich wusste, es würde dort sofort eine grosse Diskussion darüber geben, wen ich in den neuen Stab nach England mitnehmen würde, und ich wollte die Sache bald in Ordnung bringen.

Ich selbst war mir vollkommen klar, wen ich *sofort* brauchte: Guingand als Chef des Stabes; Graham für das gesamte Nachschubwesen; Williams als Chef des Nachrichtendienstes und Feindlagebearbeiter; Richards als Panzerführer; Hughes für die Militärseelsorge.

Es gab noch andere, die ich gern mitgenommen hätte, doch konnte ich nicht allzu viele sofort mitnehmen, denn das wäre nicht fair gegenüber meinem Nachfolger gewesen. Daher bat ich das Kriegsministerium zunächst nur um Genehmigung, die genannten fünf mitbringen zu dürfen. Gern hätte ich auch Beichern gleich mitgenommen, denn er war nicht nur ein ausgezeichnete Leiter des Operationsstabes, sondern konnte auch, wenn Guingand krank wurde, jederzeit als Chef des Stabes einspringen. Das war in letzter Zeit infolge Überanstrengung von Guingand gelegentlich nötig gewesen. Ich konnte ihm leider nichts ersparen, doch auch ohne den Druck von mir hätte er sich sicher selbst nicht geschont.

Das Kriegsministerium genehmigte Guingand, Williams und Richards sofort. Graham und Hughes lehnte es dagegen ab. Ich beschloss jedoch, Graham trotzdem mit nach Hause zu nehmen und es darauf ankommen zu lassen, dass es in London deswegen Ärger gab. Hughes stellte ich ebenso wie Beichern vorerst zurück.

Weihnachten feierte ich in aller Stille in meinem vorgeschobenen Gefechtsstand zusammen mit den Offizieren und Mannschaften, die schon seit El-Alamein bei mir waren. Guingand sagte ich telefonisch, ich wolle ihn sprechen, und am Nachmittag kam er vom AOK-Hauptquartier herüber. Nach dem Tee nahm ich ihn mit in meinen Wohnwagen und sagte ihm, dass er mit mir nach England zurückkehren und mein Chef des Stabes bei der 21. Heeresgruppe werden sollte;

auch die andern nannte ich ihm, die mitkommen sollten. Er äusserte sich hochofret. Mir war das sehr angenehm, denn ohne meinen seit El-Alamein bewährten, zuverlässigen Chef des Stabes hätte ich die vor mir liegende Riesenaufgabe vielleicht nicht bewältigen können. Er kannte mich und meine Art, und das war von grösster Wichtigkeit.

Oliver Leese war zu meinem Nachfolger ernannt worden und sollte am 30. Dezember eintreffen. Ich setzte daher meine Abreise auf den 31. fest, denn Leese kannte die 8. Armee so gut, dass keine lange Übergabe erforderlich war.

Am 27. Dezember flog ich nach Algier, um mit Eisenhower und Bedell-Smith zu sprechen, der mit ihm als sein Chef des Stabes mitgehen sollte. Eisenhower sagte mir, er wünsche, dass ich die volle Verantwortung für die Landschlacht am Anfang übernehme, und dass er mir für die Landung und die anschliessenden Operationen auch die amerikanischen Armeen in England unterstellen werde. Wir besprachen dann noch die günstigste Art der Spitzengliederung und die Frage, welche amerikanischen Offiziere wir im Hauptquartier der neuen Heeresgruppe brauchen würden. Am Nachmittag des 28. traf ich in meinem vorgeschobenen Gefechtsstand in Italien wieder ein.

Die Frage einer Abschiedsbotschaft an meine geliebte 8. Armee bereitete mir einiges Kopfzerbrechen. Hatte ich doch eben erst eine Weihnachtsbotschaft an sie gerichtet. Doch auf dem Rückflug von Algier brachte ich das, was ich zum Abschied sagen wollte, zu Papier und ordnete an, dass die Botschaft den Offizieren und Mannschaften erst nach meiner Abreise – am 1. Januar 1944 – bekanntgegeben werden sollte.

Hier meine Abschiedsworte:

«Zu meinem grossen Bedauern muss ich euch heute mitteilen, dass die Zeit für mich gekommen ist, von der 8. Armee Abschied zu nehmen. Ich bin zum Oberbefehlshaber der englischen Armeen bestimmt worden, die unter General Eisenhower als Oberstem Befehlshaber kämpfen werden.

Es fällt mir nicht leicht, die richtige Form zu finden, um euch zu sagen, was dieser Abschied für mich bedeutet. Ich muss mich trennen von Offizieren und Mannschaften, die während monatelanger harter und siegreicher Kämpfe meine Kameraden waren und deren Mut und Pflichttreue mir stets Bewunderung abgenötigt hat. Ich habe das Gefühl, viele Freunde unter den Soldaten dieser prächtigen Armee zu

haben. Ich weiss nicht, ob ihr mich vermissen werdet; aber ich werde euch mehr vermissen, als ich sagen kann, und besonders werde ich den persönlichen Kontakt vermissen, die fröhlichen Grüsse, die wir miteinander austauschten, wenn wir uns unterwegs begegneten.

In all den Schlachten, die wir zusammengeschlagen haben, haben wir keinen einzigen Rückschlag erlebt. Was immer wir unternahmen, stets war uns Erfolg beschieden. Ich weiss, dass dies viel mehr der Pflichtauffassung und opferbereiten Einsatzfreudigkeit jedes einzelnen Offiziers und Soldaten zu danken ist als allem, was ich selbst habe dazu beitragen können. Doch daraus ist das gegenseitige Vertrauen zwischen euch und mir entstanden, und ein solches Vertrauen zwischen einem Befehlshaber und seiner Truppe ist ein köstliches Kleinod.

Es tut mir auch aufrichtig leid, dass ich von der Wüstenluftwaffe scheiden muss. Ihre prächtigen Flieger haben während des ganzen siegreichen Vormarsches mit der 8. Armee zusammen gekämpft, und jeder Soldat der Armee ist mit Recht stolz darauf, dass ihre starke und schlagkräftige Unterstützung oft entscheidend dazu beigetragen hat, die Schlacht zu gewinnen. Wir haben den alliierten Luftstreitkräften und insbesondere der Wüstenluftwaffe eine grosse Dankesschuld abzutragen.

Was soll ich euch zum Abschied sagen? Wenn das Herz voll ist, schweigt der Mund. Doch eins möchte ich euch noch sagen: Ihr habt die Armee zu dem gemacht, was sie heute ist. Euch ist es zu danken, dass ihr Name in jedem Haus auf der Welt bekannt ist. Darum müsst ihr ihren guten Namen und ihre Tradition hochhalten!

Schliesslich möchte ich euch noch bitten, meinem Nachfolger mit derselben Dienstfreudigkeit und Pflichtauffassung zu begegnen, die ihr mir immer gezeigt habt.

Und so sage ich euch denn allen miteinander: Lebt wohl! Mögen wir uns einmal Wiedersehen und mögen wir Waffenkameraden bleiben, bis der Krieg zu Ende ist.»

Die schwierigste Hürde, die ich noch zu nehmen hatte, war der Abschied von den Offizieren und Mannschaften meines Hauptquartiers, von denen so viele schon seit El-Alamein bei mir waren. Guingand schlug dafür das «Opernhaus» der kleinen Stadt Vasto vor, in der mein Armeehauptquartier lag. Es sei zwar ein bisschen ramponiert, aber für diesen Zweck reiche es noch aus. Wir setzten also den 30. Dezember

für meine Abschiedsansprache fest. Ich war mir darüber klar, dass es nicht leicht für mich sein würde, und bat daher Guingand, mit mir hinzufahren und mich zum Podium zu begleiten. Ich hatte das Gefühl, ich müsste in diesem Augenblick einen treuergebenen Freund neben mir haben, der mir weiterhalf, wenn ich stockte. Ausser meinem gesamten Stab hatte ich auch meine beiden Korpskommandeure, Dempsey und Allfrey, dazu gebeten und natürlich auch Freyberg von der Neuseeländischen Division und Broadhurst von der Wüstenluftwaffe. Es war eine Menge bekannter Gesichter im Saal.

Da es mir selbst schwerfallen würde, die Veranstaltung zu schildern, füge ich nachstehend Freddie de Guingands Bericht darüber ein, den ich seinem Buch *Operation Victory* entnommen habe:

«Ich fuhr mit ihm zu dem Saal, traurig und wehmütig, wie man das bei solch einer Gelegenheit ist. Mein OB war sehr still; man merkte, dass ihm dieser Gang schwerer fiel als jede kriegerische Operation. Als wir den Saal betraten, sagte er zu mir: «Freddie, zeig mir, wohin ich gehen muss.» Ich führte ihn zu den Stufen des Podiums. Ohne zu zögern stieg er sie hinauf. Oben angekommen, wandte er sich zu seinen lautlos verharrenden Zuhörern, um zum letzten Mal zu den Offizieren und Mannschaften des Hauptquartiers der Armee zu sprechen, die er so sehr liebte.

Er begann ganz leise und entschuldigte sich zunächst, falls ihm die Stimme versagen sollte: ‚Es ist nicht leicht für mich, aber ich will mich bemühen. Ich hoffe, Sie werden es verstehen, wenn ich gelegentlich nicht weitersprechen kann/ Ich fühlte, wie es mir heiss in der Kehle hochstieg, und merkte, dass es den anderen ebenso erging. Dann sprach er mit ganz schlichten Worten und häufigeren Pausen von seiner bevorstehenden Abreise und der grossen Verantwortung, die er übernehmen sollte. Er kam kurz auf Vergangenes zu sprechen – die gemeinsam errungenen Siege, auf gewisse Dinge, die er für besonders wichtig hielt und die ihn bei der Führung der Armee geleitet hatten. Dann fasste er die augenblickliche Lage kurz zusammen und dankte allen für die Unterstützung, die sie ihm gewährt, und für die Art, wie sie gekämpft hatten. Schliesslich bat er sie noch, seinem Nachfolger Leese ebenso Gefolgschaft zu leisten wie ihm. Es gab keine grossen rednerischen Momente, aber auch keinen falschen Ton.

Es war genau richtig. Ich war tief bewegt. Zum Schluss verlas er noch mit leiser Stimme die letzte seiner vielen persönlichen Botschaften an die Armee – seine Abschiedsbotschaft.

Wir brachten drei Hurras auf ihn aus, und dann ging er langsam durch den Saal hinaus zu seinem Wagen. Ich hatte ein peinliches Gefühl, während ich ihm nachging, denn ich spürte Tränen auf den Backen, und wir hatten einen offenen Wagen. Wir fuhren zu dem nur wenige hundert Meter entfernten Armeehauptquartier zurück. Dort fanden sich bald noch einige höhere Kommandeure ein, die er zu einer kurzen Plauderstunde hingebetet hatte. Es war ein richtiges Zusammensein alter Freunde. Als mein OB so mit seinen Getreuen sprach, musste ich unwillkürlich an Napoleon und seine Marschälle denken, denn hier konnte man dasselbe enge Verhältnis spüren, entstanden und immer wieder erneut aus gegenseitiger Achtung und gemeinsam errungenen Siegen. Als schliesslich Freyberg, Dempsey, Allfrey und die andern gingen, überkam mich das Gefühl eines schrecklichen Verlustes – ich sollte aus dieser grossen Familie scheiden. Aber dann fiel mir ein, dass ich ja zusammen mit dem einen schied, der uns diese Begeisterung, dieses Gefühl, einen wirklichen Führer zu haben, erst gegeben hatte, und so war ich bei aller Wehmut mit meinem Los zufrieden.»

Am Abend kam Oliver Leese, und ich übergab ihm die Geschäfte. Am nächsten Morgen, dem 31. Dezember, starteten wir in meiner Dakota-Maschine auf der Rollbahn in der Nähe meines Gefechtsstandes. Die Maschine war etwas überladen. Denn ausser mir und meinem Adjutanten waren da noch Guingand, Graham, Williams und Richards, ausserdem noch fünf Soldaten, eine ziemliche Menge Gepäck und schliesslich die voll aufgefüllten Benzintanks. Die Rollbahn war nicht sehr lang, und ich fragte den Flugzeugführer, ob wir rechtzeitig abheben würden. Er glaube, meinte er, wir würden es noch eben schaffen – und wirklich schafften wir es, aber nur gerade eben.

Wir nahmen Kurs auf Marrakesch, wo der Premierminister war, um sich von seiner eben überstandenen Krankheit zu erholen. Ich wollte den Silvesterabend und den Neujahrstag bei ihm verbringen und in der Nacht vom 1. zum 2. Januar nach England weiterfliegen.

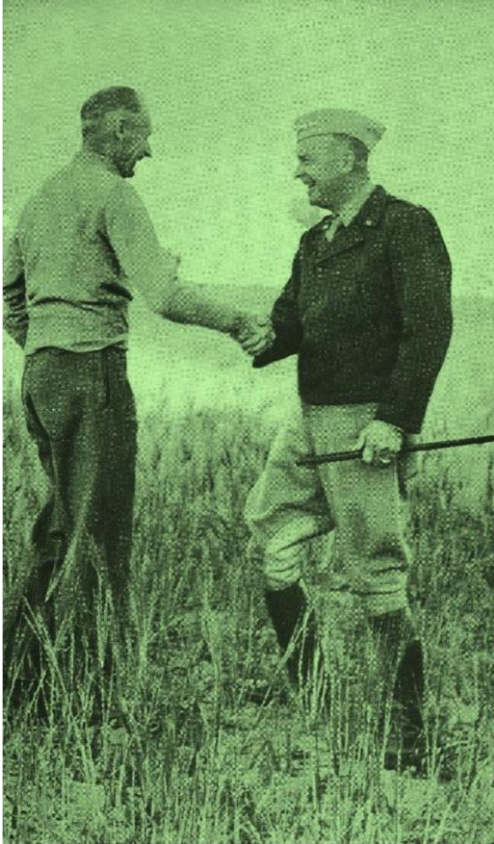
Als wir über das Mittelmeer flogen, grübelte ich zuerst über Ver-

gangenes nach. Aber dann dachte ich an die Zukunft, besonders an meine Wette mit Eisenhower, der behauptet hatte, der Krieg würde noch vor Weihnachten 1944 zu Ende sein. Ich war überzeugt, dass das möglich war, aber nur, wenn wir keine Fehler machten, und dessen war ich mir nicht so sicher.

Am Neujahrstage schrieb mir in Marrakesch der Premierminister in mein Autogrammbuch:

«Der ruhmreiche Marsch der 8. Armee von den Toren Kairos längs der afrikanischen Küste, durch Tunesien und Sizilien hat jetzt ihre stets siegreichen Soldaten und ihren in der ganzen Welt verehrten Befehlshaber bis vor die Tore von Rom geführt. Die Bühne hat sich verändert und enorm erweitert. Eine Aufgabe, kaum erfüllt, macht einer noch grösseren Platz, durch deren Erfüllung derselbe nie versagende Geist Ruhm und für alle wahren Menschen überreichliche Belohnung erringen wird.

Winston C. Churchill»



Eisenhower besucht mich in Tunis am 31. März 1943



Täuschungsanlagen bei El Alamein

*Besuch von König Georg VI. in meinem Hauptquartier
vor der Invasion am 22. Mai 1944*



IN ENGLAND VOR DEM TAGE X

Vom 2. Januar bis 6. Juni 1944

Als ich am Abend des 31. Dezember in Marrakesch ankam, traf ich den Premierminister beim eifrigen Studium eines Durchschlags des Planes für *Overlord*, wie der Deckname für die Landung in der Normandie lautete. Er gab ihn mir zum Lesen und wollte meine Ansicht darüber hören. Ich entgegnete ihm jedoch, ich sei nicht befugt, ihn militärisch zu beraten. Ausserdem sei *Overlord* offenbar ein aussergewöhnlich umfangreiches, gemeinsames Unternehmen aller drei Wehrmachtsteile; ich hätte aber den Plan bisher noch nicht zu Gesicht bekommen und noch mit keinem Marine- und Fliegeroffizier in verantwortlicher Stellung darüber gesprochen. Er stimmte mir zu, meinte aber, er würde es gern sehen, wenn ich den Plan trotzdem durchlesen und ihn meine «ersten Eindrücke» wissen lassen würde. Darauf erklärte ich mich bereit, das Aktenstück am Abend mit ins Bett zu nehmen und ihm morgen Vormittag zu sagen, was ich davon hielt – er wusste, dass ich gern früh zu Bett ging.

Eisenhower war schon am Nachmittag des 31. in Marrakesch eingetroffen. Er war auf dem Wege nach den Staaten, um sich mit dem Präsidenten zu besprechen, ehe er seine Stellung als Oberster Befehlshaber für *Overlord* antrat. Ich hatte ihn erst vor wenigen Tagen in Algier gesprochen. Dabei hatte er mir gesagt, er habe bisher nur ganz flüchtig Kenntnis von dem Plan genommen und hielte nicht allzuviel davon. Er beauftragte mich, ihn in London zu vertreten, bis er selbst hinkommen könnte, was etwa Mitte Januar der Fall sein werde. Bis dahin solle ich den Plan genau prüfen und ihm meine Abänderungsvorschläge bei seiner Ankunft vorlegen. Ich erwiderte ihm, ich hielte es für wichtig, dass wenigstens sein Chef des Stabes Bedell-

Smith in London sei, um mich zu beraten, da er über viele Dinge besser im Bilde sei als ich. Schliesslich bat ich ihn noch, Bedell-Smith eine schriftliche Bestätigung zu geben, dass ich ihn – Eisenhower – in seiner Abwesenheit vertreten solle. All das hatten wir schon in Algier verabredet. In Marrakesch konnte ich mit Eisenhower nur kurz sprechen, denn er flog schon am nächsten Tage bei Hellwerden nach den Staaten ab.

Den Silvesterabend verlebte ich bei einem sehr amüsanten Dinner mit dem Premierminister und seinem Stab und Mrs. Churchill. Auch Lord Beaverbrook war da. Ich kannte ihn noch nicht, und was ich über ihn gehört hatte, war nicht gerade schmeichelhaft. Nach dieser ersten Begegnung änderte ich jedoch meine Ansicht über ihn: Ich fand ihn sehr sympathisch. Er war im Grunde seines Herzens sehr interessiert an dem Wohl der Alliierten im Allgemeinen und des englischen Volkes im Besonderen und wünschte nichts sehnlicher als ein möglichst baldiges siegreiches Ende des Krieges.

Ich war mir darüber klar, dass der Abend lange dauern würde, weil der Premierminister sicher aufbleiben und das neue Jahr begrüssen wollte. Ich bat daher unter dem Vorwand, dass ich noch den Plan für *Overlord* lesen müsse, gleich nach dem Essen um Erlaubnis, mich zurückzuziehen. Tatsächlich brauchte ich noch eine ganze Weile dazu; meine ersten Eindrücke brachte ich gleich zu Papier. Noch vor dem Frühstück liess ich meine Notizen dann mit der Maschine abschreiben und brachte sie, sobald sie fertig waren, dem Premierminister. Er lag noch im Bett, las aber sofort meine Aufzeichnungen. Das Wichtigste stand meiner Meinung nach in den vier ersten Absätzen, die wie folgt lauteten:

- «1. Die nachstehenden Bemerkungen können nur geringen Wert haben. Sie geben lediglich meine ersten Eindrücke nach kurzem Durchlesen des Planes wieder. Ich habe den Plan heute, am 1.1.1944, zum erstenmal gesehen und mich mit der Frage bisher überhaupt noch nicht beschäftigt. Insbesondere habe ich weder mit Admiral Ramsay noch mit dem künftigen Oberbefehlshaber der Luftstreitkräfte gesprochen noch mit anderen Sachverständigen der Marine oder Luftwaffe.
2. Die erste Landung soll auf einer zu schmalen Front erfolgen und beschränkt sich auf ein zu kleines Gebiet.
Auf denselben Strandabschnitten wie die ersten Truppen sollen bis zum Tage X + 12 insgesamt 16 Divisionen landen.

Das muss zu einem entsetzlichen Durcheinander an diesen Stellen führen, und die glatte Abwicklung der Landschlacht würde ausserordentlich erschwert – wenn nicht unmöglich. Weitere Divisionen strömen immer wieder in dieselben Abschnitte. Bis X + 24 sollen insgesamt 24 Divisionen landen, immer wieder an denselben Stellen; der Wirrwarr würde dadurch immer schlimmer werden. Mein erster Eindruck ist der, dass der vorliegende Plan praktisch nicht durchführbar ist.

3. Vom reinen Armeestandpunkt aus ist Folgendes zu fordern:
 - a) Die ersten Landungen müssen auf einer möglichst breiten Front erfolgen.
 - b) Die Korps müssen in der Lage sein, ihre Operationen von ihren eigenen Landstellen aus zu entwickeln, andere Korps dürfen nicht an denselben Stellen landen.
 - c) Englische und amerikanische Landungszonen müssen voneinander getrennt gehalten werden. Dabei hat in allen Fällen die Bestimmung unter a) zu gelten.
 - d) Nach den ersten Landungen ist dafür zu sorgen, dass sowohl für die englischen als auch für die amerikanischen Streitkräfte so rasch wie möglich je ein leistungsfähiger Hafen – oder auch mehrere – besetzt werden.
4. Wir brauchen einen Plan nach folgenden Richtlinien:
 - a) Eine englische Armee landet mit zwei oder vielleicht drei Korps in breiter Front. Eine amerikanische Armee entsprechend.
 - b) Nachfolgende Divisionen treten zu den Korps, die bereits an Land sind.
 - c) Die verfügbaren Panzer werden für die Landungstruppen verwendet. Weitere ungepanzerte Fahrzeuge aller Art folgen schnell in grosser Menge und werden sofort eingesetzt.
 - d) Die Luftherrschaft muss hergestellt sein, ehe das Unternehmen anläuft. Den Erfolg in der Landschlacht müssen wir dann durch die Schnelligkeit und Wucht unseres Vorgehens anstreben.»

Der Premierminister zeigte ausserordentliches Interesse an meinen Bemerkungen. Er meinte, er habe schon die ganze Zeit das Gefühl, dass bei dem vorliegenden Plan manches nicht in Ordnung sei, doch die Stabschefs hätten ihn gebilligt, und da hätte er nichts weiter machen können. Jetzt hätte ein Befehlshaber mit eigener Kampferfahrung den Plan für ihn geprüft und ihm die nötigen Aufklärungen gegeben – dafür sei er sehr dankbar. Ich bat ihn, mir meine Aufzeich-

nungen wiederzugeben, da ich sie ohne vorherige Fühlungnahme mit den anderen Wehrmachtsteilen niedergeschrieben hätte und in meiner neuen Stellung nicht gleich Schwierigkeiten mit den Vätern des gegenwärtigen Planes bekommen wollte. Doch er behielt das Blatt, versprach mir aber, dass er den Inhalt nur für sich selbst benutzen und dafür sorgen werde, dass ich im Hintergrund bliebe. Später hatte ich dann allerdings den Eindruck, dass das eine oder andere aus dem Hintergrund in den Vordergrund durchgesickert war.

Im Laufe des Vormittags fuhren wir auf Vorschlag von Mrs. Churchill aufs Land hinaus zu einem Picknick. Ich sass neben dem Premierminister in seinem Wagen, und unterwegs brachte er das Gespräch wieder auf *Overlord* und meine Bemerkungen dazu. Ich sagte ihm, ich hätte im Laufe des Krieges gelernt, dass es von entscheidender Wichtigkeit sei, bei der Aufstellung von Operationsplänen Befehlshaber mit eigener Kampferfahrung frühzeitig hinzuzuziehen, denn wenn dies zu spät geschehe, seien Abänderungen des Planes unter Umständen nicht mehr möglich. Bisher seien bei allen Unternehmungen, an denen ich beteiligt war, Änderungen nötig gewesen, doch sei dann meist die Zeit zu kurz gewesen, wie beispielsweise bei «Eskimo» im Mai 1943 und jetzt bei *Overlord*, das offenbar manches zu wünschen übrig liess.

Bei anregenden Gesprächen verbrachten wir einen friedlichen, erholsamen Tag auf dem Lande und genossen die Sonne und Wärme des marokkanischen Winters. Ich kam während des kurzen Aufenthaltes in Marrakesch in ein engeres Verhältnis zu dem Premierminister und Mrs. Churchill, aus dem sich im Laufe der Zeit eine aufrichtige Freundschaft zwischen ihnen beiden und mir entwickelte.

Am späten Abend flog ich nach dem Essen nach England ab. Eisenhower hatte nicht zugelassen, dass ich dazu meine zweimotorige Dakota benutzte, obwohl ich Reservebenzintanks hatte einbauen lassen. Ich stieg also in eine viermotorige amerikanische C/54 um, lud mein eigenes Flugzeug voll Orangen und sagte dem Piloten, er solle in der nächsten Nacht nachkommen. Wohlbehalten traf er am 2. Januar in London ein.

Freddie de Guingand und die anderen Mitglieder meines Stabes, die ich von der 8. Armee mitbrachte, waren etwa vierundzwanzig Stunden vor mir in London angekommen. Das Hauptquartier der 21.

Heeresgruppe war in West-Kensington in der St. Paul-Schule untergebracht, in die ich als junger Bursch gegangen war. Mein Büro war im Zimmer des Direktors. Obwohl ich in der obersten Klasse Vertrauensschüler, Kapitän der 1. Fussballmannschaft, Mitglied der Cricket-Elf und der Schwimmmannschaft war, hatte ich den Raum noch nie betreten. Dazu musste ich erst General und Oberbefehlshaber einer Heeresgruppe werden. Etliche Bewohner des Stadtteils schrieben mir Briefe, in denen sie mich baten, anderswohin zu ziehen. Tatsächlich fanden noch ab und zu feindliche Bombenangriffe statt, und wir hatten sogar im Hauptquartier selbst dadurch einige Verluste. Die Einwohner glaubten daher, dass wir Schuld daran seien, doch da ein Zusammenhang zwischen unserer Anwesenheit und den Bombenangriffen nicht zu beweisen war, blieben wir in der Schule.

Unsere Generalsmesse war gerade gegenüber in Latymer Court eingerichtet worden, einem grossen Gebäude mit zahlreichen Etagenwohnungen. In einer von ihnen wohnte ich. Da Admiral Ramsay Marine-Oberbefehlshaber für *Overlord* war, bat ich ihn, ebenfalls in eine der Wohnungen zu ziehen und auch seinen Chef des Stabes, Admiral Creasy, mitzubringen. Wir waren eine sehr muntere Gesellschaft, und jeden Abend beim Essen gab es eine angeregte Unterhaltung über alle möglichen Gebiete. Oft endeten die Gespräche mit einer oder mehreren Wetten. Ich schlug daher vor, ein Wettbuch anzulegen, in die alle Wetten eingetragen und von beiden Seiten unterschrieben werden sollten. In das Buch wurden auch die während unserer Zeit in der 8. Armee abgeschlossenen Wetten übertragen. Ich selbst forderte nie jemanden zu einer Wette heraus, hielt aber angebotene Wetten, die mir günstig erschienen. Auf diese Weise nahm ich eine ganze Menge Geld ein, das ich an wohltätige Stiftungen weitergab. Die meisten Wetten, die ich abschloss, betrafen das Ende des Krieges. Mein Standpunkt war, nachdem wir die Italiener als Gegner ausgeschaltet und uns in ihrem Lande ganz hübsch festgesetzt hatten, dass wir eigentlich, sobald erst einmal die zweite Front in Nordwesteuropa stand, in der Lage sein mussten, den Krieg gegen Deutschland bis Ende des Jahres 1944 zu einem erfolgreichen Abschluss zu bringen. Dieser Meinung war ich eine ganze Weile lang. Aber während der Feldzüge auf Sizilien und in Italien hatte ich allerlei Einblick in die Führung des Krieges durch unsere höheren Stellen gewonnen, und

diese Erfahrungen erfüllten mich nicht gerade mit Zuversicht. Ich war zwar nach wie vor der Ansicht, dass die Alliierten den Krieg bis Ende 1944 gewinnen *konnten*, aber gleichzeitig war ich innerlich so gut wie überzeugt, dass wir unsere Chance «verpfuschen» und es nicht bis dahin schaffen würden.

Guingand, mein alter Chef des Stabes, General Eisenhower, General Freyberg, Admiral Ramsay und Admiral Creasy und andere waren alle optimistischer als ich, wetteten Beträge zwischen 5 und 15 Pfund, dass der Krieg mit Deutschland spätestens am 1. Januar 1945 zu Ende sein würde – und verloren. Sie wurden in ihrem Optimismus jedoch noch übertroffen durch General Crerar, den Befehlshaber der 1. kanadischen Armee. Ich konnte ihm erst am 23. Juli einen Platz für seine Armee am linken Flügel der englischen Front anweisen – über sechs Wochen nach unserer Landung in der Normandie und kurz vor dem Durchbruch –, so dass er sich schon Sorgen machte, der Krieg werde zu Ende gehen, ehe er mit seiner Armee zum Kämpfen kam. Darum drängte er mich ständig, ihn einzusetzen, und am 23. Juni wettete er mit mir, dass der «Krieg mit Deutschland am 1. September 1944 zu Ende sein, d.h., dass Deutschland noch vor diesem Tage um Waffenstillstand bitten werde».

Zwei interessante Wetten schloss ich am 1. Juni 1944 mit General Patton ab, dem Befehlshaber der 3. Amerikanischen Armee, die ich im Wortlaut folgen lasse:

1. «General Patton wettet gegen General Montgomery 100 englische Pfund, dass die Streitkräfte Grossbritanniens binnen zehn Jahren nach Beendigung der derzeitigen Feindseligkeiten in einen neuen Krieg in Europa verwickelt sein werden.»
2. «General Patton wettet gegen General Montgomery 10 englische Pfund, dass im ersten Grand National-Rennen nach dem jetzigen Kriege der Sieger ein Pferd im Besitz eines Amerikaners sein wird.»

Doch nicht all unsere Zeit verbrachten wir mit Wetten. Schon sehr bald nach meiner Rückkehr nach London wurde mir klar, dass wir vor einer aussergewöhnlich schwierigen Aufgabe standen. Ich sollte als Oberbefehlshaber die Landtruppen bei einer kombinierten Unternehmung führen, die viel grösser war als alle anderen derartigen Unternehmungen der Weltgeschichte. Der grössere Teil der mir unterstellten Truppen und Stäbe hatte bei aller guten Ausbildung noch keine Erfahrung im Kampf.

Schon in reichlich fünf Monaten sollte das Unternehmen anlaufen.

Der Stab der 21. Heeresgruppe war aus dem Stab des Oberkommandos der Heimatstreitkräfte gebildet worden und bestand als solcher fast vier Jahre. Er war an die Verhältnisse des Stellungskrieges gewöhnt, war nie ausser Landes gekommen und hatte keine operative Erfahrung. Viele der höheren Offiziere taten schon seit langer Zeit in dem Stabe Dienst und waren in ihrer Auffassung starr geworden. In diese etwas enge Stabsatmosphäre musste frisches Blut hineingepumpt werden, höhere Offiziere mit Kampferfahrung mussten her, die meine Methoden kannten und ohne «Meckern» ihre Aufgabe vorwärtstrieben. Nun, das geschah, und die Offiziere, die ich aus Italien mitgebracht hatte, übernahmen sofort die Spitzenposten und machten sich unter Leitung von Guingand an die Arbeit. Das machte uns nicht gerade beliebt, und in den Londoner Clubs machte man hämische Bemerkungen wie: «Die Herrenspieler sind abgetreten, und die Profis machen sich breit.»

Bis zu meiner Ankunft hatte General Paget die 21. Heeresgruppe geführt. Wir waren schon von Sandhurst her gute Freunde. Es muss für ihn nicht angenehm gewesen sein, als Führer der Truppen, die er so gut ausgebildet hatte, gerade in dem Augenblick abgelöst zu werden, in dem sie zum Kampf eingesetzt werden sollten, und mit ansehen zu müssen, wie so vieles jetzt plötzlich geändert wurde. Wenn ich auch nie mit ihm darüber gesprochen habe, so hatte ich doch von Anfang an den Eindruck, dass Paget seine Ablösung durch einen Offizier wie mich mit frischer Kampferfahrung unter den obwaltenden Umständen als unvermeidlich hinnahm. Was er jedoch mit Recht daran als kränkend empfand, war die Art, in der sie erfolgte – beabsichtigte man doch zunächst, ihn auf den verhältnismässig unwichtigen Posten in Gibraltar abzuschieben. Schliesslich wurde er aber dann Oberbefehlshaber Nahost an Stelle von Wilson.

Den Truppen in England fehlte die Kampferfahrung, sie waren mehr theoretisch als praktisch geschult. Die Offiziere kannten nicht die vielen Schliche und Kniffe des Schlachtfeldes, die für den jungen Offizier so wichtig sind und so viele Verluste ersparen. Letzten Endes wird aber die Schlacht durch das Draufgängertum und Geschick der Truppe entschieden – ohne sie gibt es keinen Sieg, mag auch die höhere Führung noch so gut sein.

Nach Beendigung des Sizilienfeldzugs waren indessen einige kampferprobte und erfahrene Verbände vom Mittelmeerkriegsschauplatz nach England verlegt worden. Durch Austausch ihrer Offiziere mit solchen, die noch nie ausser Landes gekommen waren, suchte ich diese Kampferfahrungen auch möglichst vielen anderen Truppenteilen zugänglich zu machen. Auch diese Massnahme war nicht beliebt, wurde aber, als ich den Grund bekanntgab, bereitwillig hingenommen.

Ein weiteres Problem, das mir zu Anfang oft Kopfschmerzen machte, war die überaus straffe Kontrolle, die das Kriegsministerium über die Armeen in England ausübte – viel straffer als über die Armeen, die als kämpfende Truppen im Felde standen. Ich vertrat den Standpunkt, dass die 21. Heeresgruppe praktisch auch schon als kämpfende Truppe anzusehen sei, da sie in Kürze gegen die kriegsgewohnte deutsche Armee antreten sollte. Die Truppen dieser Heeresgruppe brauchten bei ihrer mangelnden Kampferfahrung eine feste Führung und schnelle Entscheidungen, um sicherzustellen, dass sie auf dem europäischen Festland den Sieg erkämpften. Wir konnten daher nicht immer genau nach der Vorschrift gehen. Andererseits war keine Zeit mehr da, auf die Genehmigung irgendwelcher kleiner Abänderungen der Organisationsvorschriften durch das Kriegsministerium zu warten. Ich pachte das Problem sofort bei den Hörnern und berief alle Offiziere im Generalsrang der mir unterstellten Armeen zu einer Besprechung am 13. Januar in der St. Paul-Schule. Ich hielt eine Ansprache, in der ich ihnen meine Ansichten über die Führung einer Schlacht auseinandersetzte und meine Arbeitsmethoden erläuterte, mit einem Wort, ich liess sie die «Atmosphäre» spüren, in der wir von jetzt an alle arbeiten und später kämpfen würden. Bei der darauffolgenden Diskussion ergab sich, dass einige kleinere Organisationsänderungen nötig waren, wenn die Divisionen in der von mir skizzierten Art kämpfen sollten. Die Notwendigkeit dieser Änderungen wurde von allen anwesenden Generälen anerkannt; einige hatten sich sogar mit entsprechenden Vorschlägen schon selbst an das Kriegsministerium gewandt, waren aber nicht damit durchgekommen. Ich genehmigte daher meinerseits die notwendigen Organisationsänderungen und gab Befehl, sie sofort durchzuführen.

Bei der Besprechung waren jedoch auch einige Offiziere aus dem Kriegsministerium zugegen gewesen. Offenbar hielten sie mich für

einen neuen Besen von der unangenehmen Art und meldeten mein selbständiges Handeln alsbald ihren Vorgesetzten. Es gab ein ziemliches Donnerwetter, und Brooke teilte mir mit, dass Sir James Grigg, der Kriegsminister, meine offen zur Schau getragene Nichtachtung der Autorität des Kriegsministeriums ernstlich missbillige. Das beunruhigte mich, denn ohne die volle Unterstützung des Kriegsministeriums konnte ich mit meinen Vorbereitungen nicht rechtzeitig fertig werden. Brooke schlug vor, Grigg sollte mich zum Lunch einladen, damit wir uns über die Sache aussprechen konnten. Ich kannte Grigg bis dahin nur flüchtig und begrüßte daher den Vorschlag. Beim Lunch erklärte ich ihm, was wir alles noch tun müssten und wie wenig Zeit dafür zur Verfügung stehe. Ich entschuldigte mich dafür, dass ich meine Befugnisse überschritten hatte, und bat Grigg, meinem Urteil zu vertrauen, dass das, was ich angeordnet hatte, aus operativen Gründen unbedingt nötig war. Und wenn ich noch einmal meine Befugnisse überschreiten sollte, sagte ich, sei ich durchaus darauf gefasst, dass er mich kommen liesse und mir eine Riesenzigarre verpasse.

Diese Unterredung trug viel dazu bei, die Luft zu reinigen. Mit ihr begann das freundschaftliche Verhältnis zwischen Grigg und mir, und heute gehören seine Frau und er zu meinen besten Freunden. Ich halte ihn, soweit ich das beurteilen kann, für den besten Minister, den wir jemals im Kriegsministerium gehabt haben.

Was den Ersatz ungeeigneter höherer Kommandeure angeht, so brauchte ich das Kriegsministerium nur in einem Fall in Anspruch zu nehmen: Ich beantragte, General Dempsey aus Italien, wo er ein Korps in der 8. Armee führte, heimzubeordern und ihm das Kommando der 2. Armee zu übertragen. Ich kannte Dempsey nun schon seit Jahren und hatte vor seinem Können grösste Hochachtung. Er behielt die Führung der

1. Armee bis zum Ende des Krieges und rechtfertigte in vollem Masse das in seinen Mut und seine Fähigkeit gesetzte Vertrauen.

Neben diesen Sorgen und Veränderungen nahmen mich von Anfang an eine ganze Reihe von Besprechungen über *Overlord* in Anspruch. Zum Glück hatte ich Bedell-Smith zur Seite, der sich als eine starke Stütze erwies.

Schon viel ist von den verschiedensten Autoren über den Plan für die Landung in der Normandie und sein allmähliches Zustandekommen geschrieben worden. Ich möchte das alles nicht noch einmal hier

wiederholen, sondern nur von den Dingen sprechen, die mir damals am meisten durch den Kopf gingen.

Ein Planungsstab in London, der aus Offizieren der verschiedenen Alliierten bestand und den Vereinigten Stabschefs in Washington verantwortlich war, untersuchte bereits seit geraumer Zeit die Frage des erneuten Auftretens der alliierten Streitkräfte in Nordwest-Europa. Der Leiter dieses Planungsstabes war General Freddie Morgan, den ich gut kannte. Er hatte mir oft sein Leid geklagt, wie schwer es sei, ohne die Hilfe eines kriegserfahrenen Frontbefehlshabers richtig zu planen. Trotzdem brachte er einen sehr brauchbaren Plan zustande, der allerdings zunächst nur die allgemeinen Grundlagen umriss.

Je mehr ich mich jedoch in den taktischen Plan der 21. Heeresgruppe vertiefte, der auf Morgans Grundplan aufgebaut war, desto weniger gefiel er mir. Die Angriffsfront war zu schmal, und in den Landungszonen mussten sehr bald erhebliche Stauungen auftreten; dazu sollte ein einziger Korpsstab die ganze Front überblicken. An der Ostseite der Halbinsel war überhaupt keine Landung vorgesehen, obwohl die frühzeitige Einnahme des Hafens Cherbourg für uns lebenswichtig war.

Ich ging an das Problem auf Grund der Erkenntnisse heran, die ich mir in der harten Schule der Schlachtfelder angeeignet hatte. Die wichtigsten davon waren:

1. Man muss das strategisch Erwünschte in Beziehung bringen zu dem, was mit den verfügbaren Streitkräften taktisch möglich ist.
2. Zu diesem Zweck muss man sich über die beabsichtigten Operationen entscheiden, ehe der erste Schlag erfolgt. Zwischen beiden muss eine direkte Beziehung bestehen.
3. Wenn Flanken und Rücken gesichert sind, ist die Aufstellung zur Schlacht richtig.
4. Bei der Planung der Operationen muss man auf Einfachheit achten. Wo komplizierte Verfeinerungen sich einschleichen, ist der Ausgang der Schlacht bereits gefährdet.

Nach dem Plan bestand offenbar noch keine klare Idee, wie die Operationen sich entwickeln sollten, nachdem die Armeen an Land gesetzt waren. Dabei musste der Feldzug das ganze Problem offensiver Landkriegführung in Westeuropa aufrollen einschliesslich der völligen Vernichtung der feindlichen Streitkräfte und der Besetzung Deutschlands. Daher musste man sich zuerst darüber klar werden,

wie die Operationen an Land durchgeführt werden sollten, und erst danach sicherstellen, dass wir an den Küstenabschnitten landeten, die den Erfordernissen des Hauptplanes am besten entsprachen. Der vorliegende Plan packte aber die Dinge offenbar in umgekehrter Reihenfolge an. Soweit wir damals – im Januar 1944 – unterrichtet waren, hatten die Deutschen über fünfzig Divisionen in Frankreich, von denen etliche, wahrscheinlich sechs, Panzerdivisionen waren. Bill Williams rechnete damit, dass wir am Abend des Tages X in harte Kämpfe mit sechs deutschen Divisionen verwickelt sein würden. Wir durften nichts riskieren. Wenn wir in der Normandie Misserfolg hatten, konnte der Krieg sich noch jahrelang hinziehen.

Wir mussten uns unter rücksichtslosem Einsatz aller Mittel unsern Weg an Land bahnen und feste Stellungen besetzt haben, ehe der Feind genügend Reserven heranführen konnte, um uns wieder hinauszuerwerfen. Daher mussten wir schnell Boden gewinnen und möglichst weit landeinwärts vorstossen. Währenddessen musste die Luftwaffe uns abschirmen und das Heranführen der feindlichen Reserven auf Bahnstrecken und Strassen verhindern oder mindestens erschweren.

Für den ersten Ansturm brauchten wir mindestens fünf Divisionen, dazu Luftlandedivisionen, die an den Flanken absprangen und uns gegen seitliche Störversuche sicherten, während wir schnell landeinwärts vorstießen. Wir mussten so disponieren, dass wir am Abend des Tages X etwa acht Divisionen an Land hatten und zwölf am Abend des Tages X + 2, einschliesslich der Luftlandedivisionen. Unser Ziel musste sein, gegen Ende der ersten Woche achtzehn Divisionen an Land zu haben.

Das alles würde ungeheure Dispositionen und einen riesigen Materialaufwand erfordern. Wir würden vom Mittelmeerkriegsschauplatz Landungsfahrzeuge zur Ergänzung der vorhandenen abziehen müssen. Ausserdem brauchten wir Transportflugzeuge für drei Luftlandedivisionen.

Als Stellvertreter von Eisenhower hatte ich auch zahlreiche Besprechungen mit den Marine- und Luftoberbefehlshabern, an denen jeweils die betreffenden Stäbe teilnahmen. Dabei waren sich alle bewusst, dass ausschlaggebend für alle Beschlüsse und Massnahmen der Gedanke war: *Overlord* musste die Entscheidung des Krieges in Europa bringen. Dafür musste jedes Hindernis überwunden, jede Un-

annehmlichkeit in Kauf genommen, jeder Vorrang zugestanden und jedes Risiko eingegangen werden. Wir konnten uns keinen Misserfolg leisten.

Wir stellten also einen verbesserten Plan auf. Dabei ergab sich sehr bald, dass unser Erfolg weitgehend davon abhing, ob man es durchsetzen konnte, dass das Unternehmen *Anvil* eingeschränkt und nur noch als Bedrohung durchgeführt wurde, um die dadurch freiwerdenden Landungsfahrzeuge für *Overlord* zu verwenden. *Anvil* war der Deckname für eine in Südfrankreich, östlich von Toulon beabsichtigte Landung. Die alliierten Streitkräfte dafür – amerikanische und englische Truppen – sollten vom italienischen Kriegsschauplatz abgezogen werden. Die Amerikaner hatten das Unternehmen vorgeschlagen, aber soviel ich weiss, hat es in England bei keinem massgebenden Politiker oder Soldaten jemals Beifall gefunden. Die Amerikaner begründeten ihren Vorschlag damit, man müsse *Overlord* und *Anvil* als Ganzes sehen, da *Anvil* feindliche Streitkräfte in Südfrankreich binden und dadurch *Overlord* erleichtern würde. Die Franzosen hätten das Unternehmen gern gesehen, weil de Gaulle zur Befreiung französischen Grund und Bodens eine französische Armee unter einem französischen Oberbefehlshaber haben wollte. Stalin hätte es, glaube ich, auch gern gesehen, weil er hoffte, es werde durch das Abziehen von Truppen das Vorrücken der englisch-amerikanischen Front in Italien verlangsamen und dadurch die Russen in die Lage versetzen, Wien vor den westlichen Alliierten zu erreichen. Dass ihnen das gelang, sollte in dem «Kalten Krieg», der Ende 1945 ausbrach, noch weitreichende Auswirkungen haben.

Die Diskussion über *Anvil* zog sich bis in den August hin und dauerte sogar noch an, als wir die deutschen Panzerverbände im Kessel von Falaise «fertigmachten». Aus mir unbekanntem Gründen wurde das Unternehmen dann in *Dragoner* umbenannt. Ich persönlich hatte mich dem Unternehmen *Anvil* von Anfang an widersetzt, einmal weil wir die Landungsfahrzeuge für *Overlord* brauchten, und zweitens, weil die italienische Front gerade zu einer Zeit geschwächt wurde, wo sie gute Fortschritte machte.

Schliesslich bekamen wir die für *Overlord* benötigten Landungsboote dadurch, dass der für die Landung in der Normandie vorgesehene Termin vom 1. Mai bis Anfang Juni und *Anvil* bis zum August verschoben wurde. Das Unternehmen fand dann am 15. August statt, nachdem Eisenhower noch Ende Juli und Anfang August heftige

Auseinandersetzungen darüber mit dem Premierminister gehabt hatte. Da er glaubte, dass es ihm beim Premierminister helfen würde, berief er sich darauf, dass ich mit ihm der Meinung sei, dass *Anvil*, wie geplant, im August anlaufen müsse. Tatsächlich hatte ich mich inzwischen entschlossen zuzustimmen, da es bereits Anfang August war und die Truppen schon bereitstanden, so dass es offenbar unmöglich war, das Unternehmen abzublasen und sie irgendwo anders nutzbringend an Land zu setzen. Heute wünschte ich – wie ich schon oft gewünscht habe –, ich hätte an jenem Tage zu Anfang August nicht halben Herzens zugestimmt. Denn fraglos gehört *Anvil* zu den grossen strategischen Fehlern des Krieges. Es führte dazu, dass unsere Front übermässig verbreitert wurde; es verstärkte ferner den Zug nach Süden und leistete schliesslich, als wir soweit waren, zur deutschen Grenze vorzustossen, einem weiteren strategischen Fehler Vorschub. Doch damals wollte ich Eisenhower in dieser Sache entgegenkommen; ich hatte mich ihm gegenüber in anderen Fragen ablehnend verhalten müssen und ahnte instinktiv, dass noch mehr solche «anderen Fragen» auftreten würden.

Eisenhower billigte unseren verbesserten Plan für *Overlord* bei einer Besprechung in London am 21. Januar. Von da an nahm der Plan ständig weiter Gestalt an; all die Einzelheiten wurden allmählich ausgearbeitet und am richtigen Platz in den grossen Plan eingebaut. Die Arbeit war gewaltig und stellte an meinen Stab grosse Anforderungen, eine Unmenge Papier war im Umlauf, und alles war «geheim» oder «ganz geheim». Aber Guingand und seine «Mannschaft» sorgten dafür, dass alle Schwierigkeiten auf eine praktische, den wirklichen Verhältnissen entsprechende Art und Weise beiseite geräumt wurden.

Um dem Leser das Verständnis für die späteren Ereignisse in der Normandie zu erleichtern, möchte ich hier auf den Grundgedanken unseres Planes für die Operationen hinweisen, die einsetzen sollten, nachdem wir an der Küste festen Fuss gefasst hatten – denn gerade das Abweichen davon sollte später zu Schwierigkeiten führen.

Unsere Absicht war, gleichzeitig an Strandabschnitten der Normandieküste unmittelbar nördlich der Bucht von Carentan und zwischen diesem Gebiet und der Ornemündung anzugreifen, um uns hier Ausgangsstellungen für weitere Operationen zu schaffen, zu denen

auch gewisse Flugplätze und der Hafen von Cherbourg gehören sollten. Die linke Flanke sollte bis zu dem Verkehrsknotenpunkt Caen einschliesslich reichen. An Landstreitkräften standen mir für diesen Angriff zwei Armeen zur Verfügung: die 2. englische Armee unter Dempsey und die I. amerikanische unter Bradley. Später sollten noch zwei weitere Armeen eingesetzt werden, die 1. kanadische unter Crerar und die 3. amerikanische unter Patton. Mein Plan war – und es ist wichtig, das im Auge zu behalten –, nach Schaffung einer Operationsbasis in der Normandie Durchbruchsabsichten auf der östlichen Flanke, also im Sektor von Caen, vorzutäuschen. Dadurch wollte ich die feindlichen Reserven, besonders die Panzerdivisionen, in diesen Sektor locken und sie dort festhalten – Ausführende sollten die englischen und kanadischen Streitkräfte unter Dempsey sein. Hatten wir so die Hauptkraft des Feindes auf unserer linken Flanke gebunden, plante ich, auf der rechten Flanke durchzubrechen – diese Aufgabe war den amerikanischen Streitkräften unter Bradley zgedacht. Dieser Vorstoss sollte in südlicher Richtung beginnen und dann in einem weiten Bogen – mit Falaise als ungefährem Drehpunkt – ostwärts auf die Seine in der Gegend von Paris abschwelen. Mein Ziel dabei war, alle feindlichen Streitkräfte südlich der Seine abzuschneiden, deren Brücken unterhalb von Paris unsere Luftwaffe vorher zerstören sollte.

Unsere ganze Arbeit basierte auf diesem Plan, den ich vom Februar an in vielen Besprechungen erläuterte. Am 7. April berief ich eine Versammlung aller Generäle der vier Feldarmeen in meinem Hauptquartier in London ein, skizzierte ihnen meinen Plan in grossen Umrissen und ging dann noch auf eine Anzahl Einzelheiten ein. Auch die Marine- und Luftoberbefehlshaber skizzierten ihre Pläne.

Da alle diesem Plan zustimmten – wenigstens glaubte ich das damals! –, überliess ich die Einzelheiten Guingand und meinem Stabe und bemühte mich in erster Linie darum, dafür zu sorgen, dass unsere Waffe für die bevorstehenden Kämpfe scharf war. Ich hatte den Generälen schon meine Ansichten über taktische Fragen auseinandergesetzt, und die Ausbildung erfolgte bereits in diesem Sinne. Volles Vertrauen aller Soldaten der Heeresgruppe zum Oberkommando herzustellen, war meine nächste wichtige Aufgabe. Ich wollte sie sehen und kennenlernen, und – was wohl noch wichtiger war – ich wollte, dass sie mich kennenlernten; ich wollte zu ihnen sprechen, ihnen Zu-

versicht einflössen und versuchen, ihr Vertrauen zu erwerben.

In dem Sonderzug *Rapier*, der dem Oberkommando zur Verfügung stand, fuhr ich durch England, Wales und Schottland und besichtigte jeden einzelnen Verband, der für *Overlord* vorgesehen war. Typisch für meine Besichtigungen war ihre sonst nicht übliche, zwanglose Art, die sicher die Generäle, die mich noch nicht näher kannten, sehr in Erstaunen versetzte. Die Truppen – 10'000 Mann und auch mehr auf einmal – waren in einem grossen Hufeisen angeordnet. Zuerst sprach ich mit den einzelnen Kommandeuren persönlich, dann gab ich Befehl, das vordere Glied vortreten und kehrtmachen zu lassen, und ging dann langsam zwischen den Reihen hindurch, so dass jeder Mann mich gut sehen konnte. Da während der ganzen Zeit «rührt euch» befohlen war, konnten die Soldaten sich, wenn sie wollten, vorlehnen und umdrehen – und die meisten taten das. Diese gegenseitige «Abschätzung» dauerte eine ganze Zeit, doch war sie für beide Seiten sehr wertvoll. Wenn ich ihr Vertrauen erringen wollte, musste ich zunächst ihre Neugierde befriedigen. Wenn die Musterung vorüber war, stellte ich mich auf die Motorhaube eines Jeeps und sprach – mit oder ohne Lautsprecher, je nach den Verhältnissen – mit schlichten, einfachen Worten zu Offizieren und Mannschaften. Ich erklärte ihnen, wie wichtig es sei, dass wir uns gegenseitig kennenlernten, skizzierte ihnen unsere Aufgabe und wie wir sie gemeinsam anpacken wollten. Ich erzählte ihnen von den Stärken und Schwächen der deutschen Soldaten im Gefecht und sagte ihnen, wenn wir alle Vertrauen zu dem Plan und zueinander hätten, könnten wir die Aufgabe meistern. Ich sei ihr Oberbefehlshaber, und wir hätten jetzt Zeit gehabt, uns gegenseitig zu betrachten. Ich hätte dadurch Vertrauen zu ihnen gewonnen und ich hoffe, dass sie auch Vertrauen zu mir hätten.

Bis Mitte Mai hatte ich auf diese Weise alle Einheiten in Grossbritannien besichtigt. Praktisch alle Offiziere und Mannschaften, die an der Landung in der Normandie teilnehmen sollten, hatten mich gesehen und sprechen gehört – Engländer, Kanadier, Amerikaner, Belgier, Polen, freie Franzosen, Holländer, alles in allem über eine Million Soldaten. Es war ein gewaltiges Unterfangen, aber ich glaube, dass es grossen Nutzen gebracht hat. Die Reaktion der englischen Soldaten konnte ich auf Grund meiner langjährigen Erfahrung im

Umgang mit ihnen ziemlich genau abschätzen. Der Amerikaner war ich mir nicht ganz so sicher, doch brauchte ich mir auch in dieser Hinsicht keine Sorgen zu machen, denn kurz nach der Landung in der Normandie erhielt ich den nachstehenden Brief von General Bedell-Smith:

«Lieber Herr General!

22. Juni 1944

Soeben bekomme ich aus durchaus zuverlässiger, urteilsfähiger Quelle einen Bericht über Haltung und Stimmung der amerikanischen Truppen im Felde. Der Briefschreiber ist vollkommen unbeeinflusst. Ich hoffe, der folgende Absatz wird Ihnen ebensoviel Freude machen wie mir:

„Das Vertrauen zur obersten Führung ist beispiellos. Zahlreiche Soldaten unterhielten sich bei der Einschiffung in den höchsten Tönen der Verehrung über General Montgomery. Was ihnen aber am meisten gefallen hat, ist – abgesehen von seiner Kameradschaftlichkeit und Geradheit und der Schlichtheit seines Auftretens – die Geschichte (oder sagen wir lieber die Legende), dass der General «jede unserer Einheiten besichtigt und dabei zu uns gesagt hat, er sehne sich mehr als wir alle danach, mit dieser Sache Schluss machen und nach Hause gehen zu können.» Das hat einen unauslöschlichen Eindruck bei ihnen hinterlassen.

Ich habe den Absatz wörtlich wiedergegeben. Da ich mein Leben unter amerikanischen Soldaten verbracht habe und nur zu gut ihr angeborenes Misstrauen gegen alles Fremde kenne, kann ich viel besser als Sie beurteilen, was es heisst, dass Sie ihnen ein so felsenfestes Vertrauen zu Ihrer Führung einflössen konnten.

Ihr ergebener *Bedell*»

Ich war erst wenige Wochen in England, da bat mich das Ministerium für Kriegsbedarf, Fabriken in verschiedenen Teilen des Landes zu besuchen, die Waffen und Ausrüstung für die Armeen für *Overlord* herstellten. Vielfach drängte die Lieferung, und Männer und Frauen mussten Überstunden machen, um unseren Anforderungen gerecht zu werden. Diese Besuche brachten mich mit weiten Kreisen ausserhalb der Armee in Berührung. In jeder Fabrik wurde ich gebeten, zu den Arbeitern zu sprechen. Ich pflegte ihnen zu sagen, wir alle,

ob Soldat an der kämpfenden Front oder Arbeiter an der Heimatfront, seien eine einzige grosse Armee; ihre Arbeit sei dabei ebenso wichtig wie die unsere. Unsere gemeinsame Aufgabe sei es, Arbeiter und Soldaten zu einer «Mannschaft» zusammenzuschweissen, die entschlossen sei, den deutschen Herrschaftsanspruch über Europa und die ganze Welt zu zerschlagen.

Am 22. Februar sprach ich auf dem Bahnhof Euston in Anwesenheit der Gewerkschaftsführer zu einer Versammlung von Eisenbahnerabordnungen aus ganz England. Ich sprach 1½ Stunden lang, setzte ihnen unsere Probleme auseinander und erläuterte ihnen, wie sie uns dabei helfen konnten. Ich sagte, wir hätten die Führung des Krieges jetzt fest in der Hand, und die schlimmen Tage seien vorüber; wir müssten alle gemeinsam ans Werk gehen, um den Krieg zu einem guten Ende zu bringen. Als ich geendet hatte, sagten mir die Gewerkschaftsführer ihre volle Unterstützung zu.

Am 3. März sprach ich im Londoner Hafen zu rund 16'000 Hafentararbeitern, Stauern und Leichterleuten. Mein Thema war das gleiche wie bei den Eisenbahnern: Wir wollen die gemeinsame Aufgabe gemeinsam meistern.

Durch meine Gespräche mit vielerlei Menschen, mit denen ich bei diesen Besuchen zusammenkam, gewann ich den Eindruck, dass die Masse des Volkes abgehetzt und kriegsmüde war. Bergleute, Fabrikarbeiter, Hafentararbeiter, Eisenbahner, Hausfrauen – alle hatten sie über vier Jahre lang mit Hochdruck gearbeitet und kaum jemals zur Erholung wegfahren können. Dazu kam noch die niedergeschlagene Stimmung infolge der Verdunklung. Dass der Krieg in Europa noch im Jahre 1944 beendet werde, erschien mir notwendiger denn je. Die Menschen brauchten es dringend. Ich versprach ihnen daher, alles zu tun, was ich konnte, um den Krieg gegen Deutschland bis Weihnachten zu Ende zu bringen, und ich war überzeugt, dass es möglich sei – wenn wir keine Fehler machten.

Bei meinen Reisen durch das Land wurde ich von der Zivilbevölkerung überall begeistert empfangen. Die Leute glaubten anscheinend, ich besässe irgendein Zaubermittel für den Sieg und sei zu ihnen gesandt, um sie besseren Zeiten entgegenzuführen. Ich sah darin eine Gefahr, denn mir war klar, dass in Politikerkreisen meine Werbetätigkeit nicht gern gesehen wurde. Tatsächlich bekam ich einen Wink, diese Reisen «aufzugeben».

Ich beachtete ihn jedoch nicht, sondern erwiderte nur, dass ich sie auf Bitten von Whitehall unternähme.

Die arbeitende Bevölkerung brauchte wirklich eine Aufmunterung, um sie für die vaterländische Sache zu begeistern. Aber das konnte nur durch persönliche Fühlungnahme geschehen, und in dieser Hinsicht waren meine Besuche sehr nützlich. Die Menschen brauchten einen neuen Gesprächsstoff. Allgemein befürchtete man, die Invasion würde ein Blutbad werden, sie würde entsetzliche Verluste bringen. Ich versicherte ihnen, das werde nicht der Fall sein.

Das Nationale Sparkomitee erliess damals im ganzen Lande einen neuen Sparaufruf nach Art seiner früheren Sparaktionen «Auf Flügeln zum Sieg» und «Marinewoche». Dieser jüngste Aufruf erfolgte unter dem Motto «Heil dem Soldaten». Nach jahrelanger Geringschätzung in Friedenszeiten, die infolge der Niederlagen ihren Höhepunkt in den ersten Kriegsjahren erreichte, war es hohe Zeit, dass für das Ansehen der Armee etwas geschah. El-Alamein und die Siege in Afrika, auf Sizilien und in Italien hatten dann schon dafür gesorgt, dass die Öffentlichkeit der Armee Erfolge überhaupt wieder zutraute. Jetzt erlebte das englische Volk mit, wie seine Armee Vorbereitungen traf, in eine neue grosse Schlacht auf dem Festland zu ziehen. Dieses Erleben war von grosser psychologischer Bedeutung. Der Aufruf «Heil dem Soldaten» brachte in jede Stadt, in jedes Dorf im Lande Komitees, die nicht nur Geld flüssig machen, sondern auch die Verbundenheit des Landes mit seiner Armee angesichts des grossen bevorstehenden Zieles erweisen sollten. Der Höhepunkt dieses Werbefeldzugs war ein Essen im Amtssitz des Lordmayors von London, bei dem der Kriegsminister Sir James Grigg und ich die Hauptredner waren. Meine Rede sollte ein Aufruf an die Nation sein, die zum Kampf ausziehende Armee mit Begeisterung für die Grösse ihrer Aufgabe zu erfüllen. Es war meine erste öffentliche Rede – wenn man von den Ansprachen an meine Soldaten absieht. Sie ist zwar bereits veröffentlicht worden, trotzdem möchte ich sie auch hier aufnehmen, weil sie die Gedanken wiedergibt, mit denen ich im März 1944 während der Vorbereitungen für die Landung in der Normandie an meine Arbeit heranging. Ich sagte:

«Ich möchte zu Ihnen heute über den englischen Soldaten sprechen – über die Kämpfer, die dem Rufe der Pflicht folgend aus allen Teilen des Empire hier zusammengeströmt sind. Ich habe den Vorzug und

die grosse Ehre gehabt, in Afrika und im italienischen Feldzug eine Empire-Armee zu befehligen. Die Männer des britischen Empire geben ausgezeichnete Soldaten ab. Denn im Kriege ist es der «Mann», der zählt. Wie in einem Fabrik- oder Geschäftsunternehmen muss auch hier der Unternehmer vor allem das Vertrauen seiner Mitarbeiter erringen, dann klappt es in der Fabrik, und dann klappt es auch bei uns in der Schlacht – dann gewinnt man den Krieg.

Natürlich spielt hier wie dort auch das Materielle eine grosse Rolle. Eine Armee, die in die Schlacht zieht, muss die besten Waffen, die beste Ausrüstung bekommen, die möglich sind. Wir brauchen nicht weit in unserer Geschichte zurückzublicken, um zu erfahren, was passiert, wenn das *nicht* geschieht. Es wird uns immer zur Schande gereichen, dass wir unsere Soldaten zu Beginn dieses Krieges mit völlig unzureichenden, zum Teil veralteten Waffen ins Feld geschickt haben. Die Schuld an dem Missgeschick, das uns damals ereilte, müssen wir ganz allein uns selbst zuschreiben. Wir dürfen und werden es niemals zulassen, dass so etwas noch einmal vorkommt; und dass es uns damit Ernst ist, können wir jetzt während des Werbe-feldzugs ‚Heil dem Soldaten‘ beweisen.

Und doch ist es der Mann, der zählt. Natürlich brauchen wir gute Panzer und gute Geschütze, aber was in der Schlacht wirklich den Ausschlag gibt, ist der Mann im Panzer, der Mann hinter dem Geschütz. Der Panzer und die Männer darin bilden eine Einheit; der beste Panzer ist wertlos, wenn seine Besatzung nicht gut ausgebildet ist und tapfere Herzen hat. Dem militärischen Führer steht ein bestimmtes Menschenmaterial zur Verfügung; was er daraus macht, hängt ganz von ihm ab. Wenn man dann Menschen hat, die zäh und hart sind, die begeistert sind, geistig rege und gut ausgebildet, die Angriffsgeist und den ansteckenden Optimismus haben, der von körperlich gesunden Menschen ausgeht, und ihnen dann noch die besten Waffen und die richtige Ausrüstung gibt – so kann man *alles* mit ihnen erreichen!

Zwei Vorbedingungen sind dabei wesentlich:

1. Die Männer müssen an Gott glauben und die daraus folgende sittliche Auffassung haben;
2. Zwischen dem Befehlshaber und seinen Truppen muss volles Vertrauen herrschen. Alles, was man tut, um dieses Vertrauen herzustellen, trägt reichen Lohn.

Das beste Mittel, um das Vertrauen der Soldaten zu erringen, ist der Erfolg. Wenn man sich die militärischen Katastrophen ansieht, die uns im Laufe unserer Geschichte überkommen haben, wird man feststellen, dass es drei Gründe waren, die dazu geführt haben: entweder schlechte Führung oder mangelhafte Stabsarbeit oder Vernachlässigung des «Faktors Mensch» – manchmal auch alle drei Gründe zusammen. Wenn man dem Soldaten sagt, was er tun soll und ihn richtig führt, wird er *sein* Teil immer tun – er hat noch niemals versagt. Der englische Soldat ist leicht zu führen; er ist bereit, sich führen zu lassen und springt sofort auf richtige Führung an. Hat man sein Vertrauen gewonnen, lässt er einen nicht im Stich. Er ist allen andern Völkern überlegen. Und wenn die Männer des Empire zum Kampf antreten, kann der Erfolg nicht zweifelhaft sein.

Die Armee in England hat seit Dünkirchen eine schwere Zeit durchgemacht. Sie hat nichts Erregendes, nichts Interessantes erlebt wie die kämpfenden Truppen in Übersee. Trotzdem hat sie sich ihren Dienstefier, ihre Leistungsfähigkeit erhalten. Der Dank dafür gebührt meinem Vorgänger im Oberbefehl, General Paget, der seine ganze Kraft dafür eingesetzt hat, die Armee in England dafür bereitzuhalten, dass sie dem Ruf der Pflicht jederzeit Folge leisten kann. Ich habe die Armee in England in sehr guter Verfassung vorgefunden, und ich bin überzeugt, wenn sie in die Schlacht zieht, wird sie sich als die beste erweisen, die wir jemals gehabt haben.

Ich wende mich an die ganze Nation mit der Bitte um Unterstützung bei der Aufgabe, unsere Soldaten in dieser entscheidenden Stunde anzufeuern. Denn die Begeisterung der Armee entspringt der Begeisterung der ganzen Nation – all der Menschen, mit denen sie zusammenkommt und zusammenwohnt, ihrer Väter und Brüder, Mütter und Schwestern, Freunde und Freundinnen und so weiter. Wir rufen das ganze Volk zu Mitkämpfern auf. Die Zeit ist gekommen, wo in unserm Volk alle edeln Gedanken, alle hohen Ideale Gemeingut werden, alle guten Vorsätze ausgeführt werden müssen, die in den trüben Jahren geschlummert haben. Dann, wenn der Saft im Baum der Nation steigt, werden die Soldaten sich als das Werkzeug der neugeborenen Volkskraft fühlen. Eine Welle der Begeisterung muss durch das Volk gehen, dass es aufsteht und die Hände erhebt zum Gebet: ‚Herr, hilf uns und zerschmettere deine Feinde!‘

Das verheissene Land ist heute nicht mehr so weit entfernt.

Wenn nötig, müssen wir alles aufs Spiel setzen und unser Leben hingeben, damit andere sich seiner erfreuen können. Aus einer gottesfürchtigen Nation werden Männer, die dazu bereit sind, in grosser Menge kommen. Und der mächtige Herr der Schlachten wird vor unsern Heeren hergehen, und seine Vorsehung wird uns in der Schlacht beiseitestehen. Die Kirche hat bei der Krönung unserm König am Altar der Westminster-Abtei das Staatsschwert mit dem Auftrag übergeben: ‚Mit diesem Schwert übe Gerechtigkeit und wehre dem Unrecht‘ / Unsere Aufgabe ist es jetzt, des Königs geweihtes Schwert mit Mut und Begeisterung zu benutzen.

Ich komme zum Ende. Die Armee ist bereit, in dem bevorstehenden Kampf ihre Pflicht zu tun und sich voll einzusetzen. Sie rechnet dabei mit der grossherzigen Unterstützung der Marine und der Luftwaffe, und sie weiss, dass ihr diese in vollem Masse zuteil werden wird. Aber die Front kann sich voll einsetzen nur mit uneingeschränkter Unterstützung der Heimatfront. Wir alle sind eine einzige grosse Bootsmannschaft und bereiten uns auf den grössten Wettkampf vor, den die Welt je gesehen hat. Wir sind bei den ersten Schlägen etwas zurückgeblieben, aber jetzt liegen wir an der Spitze. Wenn wir bei diesem Endspurt noch durchhalten, ist der Sieg unser.

Wenn aber einer von uns nachlässt oder gar nicht mehr mitrudert, werden wir das Rennen verlieren.

Können Sie sich vorstellen, dass Sie nach Jahren auf die Frage: ‚Was hast du im Kriege gemacht?‘ antworten müssten: ‚Ich habe zu Anfang alle meine Kraft eingesetzt, aber dann wurde ich müde und wollte ausruhen/ Oder: ‚Ich wollte ein besseres Gehalt.‘

Nein, Gott sei Dank, so etwas ist unter Engländern nicht möglich!

Wie lange das Rennen noch dauern wird, kann niemand sagen. Ein Jahr noch, vielleicht auch noch länger. Aber eins wissen wir: Wir werden das Rennen gewinnen! Die Hauptbürde des Krieges tragen heute die Frauen; sie alle helfen schon mit. Also wollen wir Männer nicht beiseitestehen, denn es ist wahrhaftig eine Aufgabe für Männer.

Ergreifen wir des Königs geweihtes Schwert! Übet damit Gerechtigkeit, und wehret dem Unrecht!»

Die beiden letzten Monate vor Overlord

Gegen Ende März war alles für *Overlord* festgelegt, und die Armeen waren unterwegs in ihre Aufmarschräume. Diese Bewegungen erforderten einige Zeit und mussten frühzeitig beginnen. Sie stellten ohnehin das Transport- und Eisenbahnwesen auf eine harte Probe.

Der Tag X war auf den 5. Juni festgesetzt worden.

Den ganzen April über fanden Manöver statt, die in der Zeit vom 3. bis 5. Mai ihren Höhepunkt mit einer riesigen «Generalprobe» sämtlicher Angriffstruppen erreichten.

Am 7. und 8. April hielt ich in meinem Londoner Hauptquartier ein zweitägiges Kriegsspiel ab, an dem alle Generäle der Feldarmeen teilnahmen. Meine Absicht dabei war, alle höheren Kommandeure und ihre Stäbe über das ganze Unternehmen *Overlord* zu informieren – also sowohl über den allgemeinen Plan als auch über die Probleme der Marine und ihren Plan sowie über den Einsatz der Luftwaffe. Das geschah am ersten Tage. Am zweiten prüften wir bestimmte Lagen, die während des Unternehmens eintreten konnten – entweder noch auf See während des Herankommens an die Küste oder aber unmittelbar nach der Landung. Am ersten Tage war auch der Premierminister zugegen, der vor den versammelten Offizieren eine Ansprache hielt.

Am 28. April zog mein Hauptquartier nach Southwick House in der Nähe von Portsmouth um, das unser operativer Befehlsstand am Tage X werden sollte. Mitte April gab ich meine letzte taktische Anweisung an die beiden Armeen, die die Landung durchführen sollten. Sie hatte folgenden Wortlaut:

1. Bei Unternehmen *Overlord* liegt ein Unsicherheitsfaktor darin, wie schnell der Feind seine motorisierten und Panzerdivisionen zum Gegenangriff gegen uns heranzuführen kann. Wir müssen daher die Lage sorgfältig beobachten und dürfen unsere Hauptstreitkräfte nicht so ausdehnen, dass sie sich gegen einen entschlossenen Gegenangriff nicht halten können. Auf der anderen Seite müssen wir dafür sorgen, dass die Initiative erhalten bleibt.
2. Feindliche Zusammenziehungen und Gegenmassnahmen werden sich am besten dadurch stören lassen, dass wir einigermaßen starke Panzerverbände am Nachmittag von Tag X vortreiben.



Kartenskizze 9

Wenn jede Armee zwei Panzerbrigadegruppen in Richtung auf sorgfältig ausgewählte Punkte vorschiebt, dürfte es für den Feind sehr schwierig werden, unsern Aufmarsch zu stören. Von den so besetzten Räumen aus sollten Patrouillen und Erkundungstrupps weiter vorgetrieben werden, um auf diese Weise feindliche Bewegungen in Richtung auf unser Stellungengebiet zu verlangsamen.

Der Nutzen dieser taktischen Massnahmen wäre darin zu sehen, dass wir die Initiative behalten und Unruhe beim Feind auslösen.

3. Um erfolgreich zu sein, muss diese Taktik bereits am Tage X angewandt werden; bis zum Tage X+1 damit zu warten, hiesse die Möglichkeit dazu preiszugeben und ausserdem die Initiative zu verlieren.

Panzereinheiten und Brigaden müssen sich so schnell sammeln, wie es die Landung am Tage X irgend erlaubt. Das wird nicht ganz leicht sein, aber Pläne für das Sammeln müssen aufgestellt und alles darangesetzt werden, dass sie auch durchgeführt werden. Mit Schnelligkeit und Kühnheit wird es sich ermöglichen lassen. Die so gesammelten Panzerverbände müssen sich sofort ihren Weg landeinwärts erzwingen.

4. Durch diese Taktik werden wir die Bildung fester Stützpunkte weit vor unseren Hauptstreitkräften erreichen. Wenn ihre Lage sorgfältig ausgesucht ist, wird der Feind sie nicht einfach umgehen können. Zu diesem Zweck bin ich bereit, auch ein grösseres Risiko einzugehen. Ja, ich würde sogar den Gesamtverlust der Panzerbrigadegruppen in Kauf nehmen – der jedoch in Wirklichkeit kaum möglich ist –, denn der Aufenthalt, den sie dem Feinde verursachen, bis er sie vernichten kann, würde uns genügend Zeit lassen, unser Gros gut an Land zu bringen und zu kraftvollen Offensivhandlungen bereitzustellen. Ausserdem wird dem Gros seine Aufgabe beim Vorstossen vereinfacht, wenn weiter vorn Panzerstreitkräfte bereits wichtige Sektoren fest in der Hand haben.
5. Die Armeebefehlshaber werden ersucht, vorstehende Gedanken bei ihren Überlegungen zu verwerten und mich über ihre Pläne zur Durchführung dieser Taktik zu unterrichten.» Dem Premierminister schickte ich einen Durchschlag dieser

Anweisung. Er erwiderte darauf:

«Soweit ich es beurteilen kann, scheint mir das genau der Geist zu sein, in dem das Unternehmen weitergeführt werden sollte, und ich

wünschte nur, ähnliche Massnahmen hätte man auch bei der Landung in Anzio schon versucht.»

Im Laufe des Monats Mai hatte ich häufig Besprechungen mit Bill Williams, der jetzt Brigadegeneral und mein erster Feindlagebearbeiter war. Im Februar hatte Rommel den Oberbefehl in den Küstenabschnitten von Holland bis zur Loire übernommen. Seit er da war, tauchten am Strande überall Hindernisse aller Art auf. Offenbar wollte er jedes Vordringen landeinwärts verhindern und uns schon am Strande vernichtend schlagen. Williams verstand es sehr gut, alle Nachrichten zu sichten, das Unwichtige auszuschneiden und mir schliesslich ein wohlüberlegtes Bild vom Feind zu geben. Seine Ansicht war es, dass Rommel anstrebte, uns bereits am Strande zu schlagen, und dass wir auch im Boccige-Land¹ dahinter mit hartnäckigem Widerstand rechnen mussten. Gelang es Rommel nicht, uns am Strande zurückzuwerfen, meinte er, würde er versuchen, uns im *Bocage*-Land den Weg zu versperren. Entsprechend machte ich meinen Plan.

Am 15. Mai gab die oberste Leitung von *Overlord* (Eisenhower) in der St. Paul-Schule den Spitzen von Staat und Wehrmacht einen Überblick über den Gesamtplan. Der König war da, der Premierminister, General Smuts und die Oberbefehlshaber der Wehrmachtsteile. Eisenhower machte einen ausgezeichneten Eindruck; er sprach nicht viel, aber was er sagte, hatte hohes Niveau und traf den Nagel auf den Kopf. Der König hielt, ehe er wegging, eine kurze Ansprache aus dem Stegreif, in der er genau die richtigen Worte fand. Am Ende der Veranstaltung sprach noch General Smuts und zum Schluss der Premierminister. Alles in allem war es ein sehr gelungener Tag.

Bald darauf lud General Smuts mich zum Lunch in der Stadt ein. Wir hatten eine sehr interessante Unterhaltung. Ich schrieb darüber am Abend in mein Tagebuch:

«Smuts macht sich Sorgen, dass wir den Krieg zwar gewinnen, aber den Frieden verlieren könnten. England, sagte er, habe mit ame-

¹ Weideland, das durch hohe Hecken, Dämme und Gräben in zahlreiche kleine Wiesenstücke und Felder geteilt ist, so dass die Übersicht sehr behindert wird und selbst Panzer kaum von der Strasse abweichen können.

rikanischer Hilfe 1918 gesiegt. Aber als der Krieg vorbei war, seien wir erschöpft gewesen, hätten uns um nichts mehr gekümmert und zugelassen, dass Frankreich in Europa die erste Stelle einnahm. Die Folge sei der jetzige Krieg.

Wir können es aber nicht zulassen, fuhr er fort, dass Europa auseinanderfällt Europa braucht ein festes Gefüge – einen Rahmen, in dem es sich wieder aufbauen kann. Ein gesunder Organismus braucht einen festen Kern. Frankreich hat kläglich versagt. England muss zum Eckstein des neuen Gebäudes werden. Nationen, die Schutz brauchen, müssen sich auf Englands Seite stellen; Neutrale kann es nicht mehr geben.

1940/41 stand England allein da, aber dann hat es mit amerikanischer Hilfe die Wende herbeigeführt. England hat Europa gegenüber Verpflichtungen. Es muss stark bleiben und kleine, aber hochleistungsfähige Streitkräfte unterhalten, die schnell ausgeweitet werden können. Der Hauptanteil der militärischen Stärke muss in Friedenszeiten bei der Luftwaffe liegen, die Armee kann verhältnismässig klein sein.

Smuts sagte, Staatsmänner könnten solche Dinge nicht immer aussprechen. Ich hätte mir einen grossen Namen gemacht, der noch grösser werden würde. Er meinte, ich könne praktisch sagen, was ich wolle; meine Stellung in der englischen Öffentlichkeit sei gesichert, und die Leute würden alles ‚schlucken‘, was ich sage. Er drang in mich, sobald der Krieg vorbei sei, müsse ich diese Dinge öffentlich aussprechen und die Führung in der Sache übernehmen.

Gegen Ende des Essens war mir etwas unbehaglich zumute. Ich bin nicht überzeugt, dass es richtig ist, wenn ein Soldat in diesen Fragen den Ton angibt; das ist in erster Linie Sache der Politiker, die über ihn bestimmen. Immerhin gab es mir ernstlich zu denken.»

Man hat behauptet, ich hätte kurz vor dem Tage X einen heftigen Zusammenstoss mit dem Premierminister gehabt und sogar mit meinem Rücktritt gedroht. Das ist nicht richtig. Ich möchte daher hier berichten, was sich wirklich zugetragen hat.

Schon einige Zeit vor Beginn der Invasion hatte der Premierminister die Ansicht geäussert, zwischen den Kampftruppen und den Fahrzeugen für die Landung in der Normandie bestehe ein Missverhältnis. Er behauptete, es gäbe nicht genug Soldaten mit Gewehr und Bajonett, aber zu viele Lkws, Funkwagen und dergleichen, und liess ver-

lauten, er werde in mein Hauptquartier bei Portsmouth kommen und die Frage mit meinem Stab zusammen nachprüfen. Daraufhin lud ich ihn zum Dinner ein, damit er sich mit den höheren Offizieren meines Stabes unterhalten konnte.

Er kam am 19. Mai. Ich empfing ihn am Eingang und bat ihn zu einer kurzen Unterhaltung in mein Arbeitszimmer, bevor er die andern begrüßte. Als er es sich in seinem Sessel bequem gemacht hatte, sagte ich zu ihm:

«Soviel ich gehört habe, Sir, wollen Sie mit meinem Stab das Verhältnis zwischen Soldaten und Fahrzeugen bei den ersten Anlandungen an der Küste erörtern. Ich kann das nicht zulassen. Die Offiziere meines Stabes beraten mich, und ich treffe die endgültige Entscheidung, die sie dann ausführen.

Diese endgültige Entscheidung habe ich getroffen, und ich kann es unter keinen Umständen zulassen, dass Sie in diesem Augenblick die Mitglieder meines Stabes beunruhigen und womöglich ihr Vertrauen zu mir erschüttern. Sie haben mit der Vorbereitung der Invasion ungeheuer viel Arbeit gehabt. Sie sind damit jetzt beinahe fertig, und in ganz England sind die Truppen bereits zu ihren Sammelplätzen unterwegs, wo sie sich einschiffen sollen. Sie können daher diese Dinge mit mir erörtern, aber nicht mit meinem Stabe. In jedem Fall ist es zu spät, noch etwas zu ändern. Ich glaube, dass wir es richtig gemacht haben. Die Bestätigung wird der Tag X bringen. Wenn Sie der Ansicht sind, dass etwas falsch ist, so kann das nur bedeuten, dass Sie das Vertrauen zu mir verloren haben.»

Meinen Worten folgte ein etwas peinliches Schweigen. Der Premierminister erwiderte zunächst nichts, und ich hielt es für das Beste, das Gespräch abubrechen. Ich stand also auf und bat ihn, mit mir in das Nebenzimmer zu kommen, wo mein Stab ihn erwartete. Er war unübertrefflich. Mit einem lustigen Zwinkern im Auge sagte er: «Leider ist es mir nicht gestattet, mit den Herren zu reden.» Beim Essen war er sehr aufgeräumt, und als er sich verabschiedet hatte, ging ich mit dem Gefühl der Bewunderung für ihn zu Bett: Er war zu gross, als dass er auf seinem hohen Rang bestanden oder es nicht eingesehen hätte, wenn er im Unrecht war.

Am 22. Mai kam der König zu mir zum Lunch in unsere Generalsmesse, um Lebewohl zu sagen. Am nächsten Tag wollte ich meine Rundreise zu den Armeen antreten, um Ansprachen an die höheren

Offiziere über die Hauptpunkte des uns bevorstehenden Riesenunternehmens zu halten. Einen Durchschlag meiner Notizen dafür gab ich dem König mit.

Wie bereits erwähnt, war der Tag X auf den 5. Juni festgesetzt, und ich musste einige Tage vorher wieder von meiner Reise zurück sein. Ich besuchte jedes Korps und jede Division und sprach jeweils zu fünf- bis sechshundert Offizieren auf einmal. Da ich mich dabei jedesmal ganz einsetzen musste, war ich am Abend meistens todmüde. Im Ganzen brauchte ich acht Tage zu dieser anstrengenden Tour. Doch ich bin überzeugt, dass sie sehr nützlich war und gegenseitiges Vertrauen schuf, was gerade für die bevorstehenden Tage sehr wichtig war.

Hier meine Notizen für die Ansprachen:

«Ich lege grössten Wert darauf, ehe ich Truppen in die Schlacht schicke, persönlich zu allen höheren Offizieren bis hinunter zum Oberstleutnant einschliesslich zu sprechen. Auf diese Weise kann ich Sie am besten über meine Absichten informieren und dafür sorgen, dass wir alle an die bevorstehende Aufgabe mit der gleichen Einstellung herangehen. Ich kann dabei ferner auf einige Punkte hinweisen, die Sie an Ihre Leute weitergeben sollen. Dadurch möchte ich mittelbar meinen Einfluss auf die Armeen ausüben, ihnen Vertrauen einflössen und dadurch die Schlacht gewinnen helfen.

Wir haben in diesem Kriege schwere Zeiten durchgemacht. In den dunkelsten Tagen standen wir allein gegen die ganze Macht der Achsenmächte. Wir haben harte Schläge und gelegentlich sogar Katastrophen hinnehmen müssen. Trotz alledem standen wir fest – in der Defensive zwar, aber wo wir konnten, schlugen wir kräftig zurück.

Dann trat Amerika an unserer Seite in den Krieg. Aber diese grosse Nation war zunächst noch nicht in der Lage, harte Schläge auszuteilen, sie brauchte eine gewisse Zeit dazu, ihre Kräfte zu entfalten. Allmählich konnten wir jedoch dann beide gemeinsam zur Offensive übergehen. Langsam aber sicher gelang es uns, das verlorene Gelände zurückzuerobern.

Unser strategischer Plan sah dabei folgende Ziele vor:

1. Den Feind aus Afrika zu vertreiben,
2. Italien als Gegner auszuschalten und das Mittelmeer wieder für unsere Schifffahrt zu öffnen,
3. die Türkei in den Krieg zu bringen,

4. Deutschland zu schlagen, Japan dagegen vorerst nur im Zaum zu halten.

Diese strategischen Ziele haben wir konsequent verfolgt.

Wie stehen wir nun heute da?

Von den vier Hauptzielen haben wir die beiden ersten erreicht: Deutsche und Italiener haben wir aus Afrika vertrieben. Italien ist als Gegner ausgeschaltet, und das Mittelmeer kann ungehindert von unseren Schiffen befahren werden. Das sind grosse Leistungen, auf die wir mit Recht stolz sind.

Dagegen haben wir bei dem dritten Punkt keinen Erfolg gehabt: Die Türkei hat nicht in der von uns erhofften Weise reagiert. Doch die Erfolge der Alliierten waren in anderer Hinsicht so gross, dass das nicht allzuviel ausmacht, und eines Tages wird es die Türkei bedauern, dass sie sich nicht den Alliierten – den künftigen Siegern – angeschlossen hat.

Wir stehen jetzt davor, die Endphase von Punkt 4 in Angriff zu nehmen: die Niederlage Deutschlands. Das ist das Schwierigste von der ganzen Sache!

Nach viereinhalb Jahren haben es die Alliierten durch harte Kämpfe zu Wasser, zu Lande und in der Luft soweit gebracht, dass sie den Krieg nicht mehr verlieren können. Damit ist viel erreicht, aber es genügt noch nicht. Wir müssen jetzt den endgültigen Sieg erringen, indem wir Deutschland vernichtend schlagen. Zur gleichen Zeit beschränken wir uns nicht mehr darauf, Japan im Zaum zu halten. Die Japaner sind bereits endgültig in die Defensive gedrängt, und im Südpazifik dringen australische und amerikanische Streitkräfte allmählich gegen die Philippinen und Formosa vor, wobei sie dem Gegner grosse Verluste beibringen.

Deutschland kämpft heute bereits an drei Fronten: in Russland, in Italien und auf dem Balkan. Bald wird es noch an einer vierten Front kämpfen müssen. Das kann es auf die Dauer nicht durchhalten. Es hat zwar viele Divisionen, aber sie sind alle schwach, keine erreicht ihre Soll-Stärke. Seine Städte und Industriebezirke werden laufend durch Luftangriffe verwüstet. Das wird im Laufe dieses Jahres in ständig zunehmendem Masse weitergehen, so dass gegen Ende des Jahres von seinen grösseren Städten nicht mehr viel übrig sein wird.

Deutschland ist von allen Seiten eingekreist, überall haben die Alliierten die Initiative; und während die Luftangriffe erbarmungslos weitergehen, werden die Russen zum Angriff über gehen, und auch

die Mittelmeerfront drängt weiter vor. Sehr viel wird vom Erfolg unserer Operationen abhängen. Wenn sie Erfolg haben, wird nach meiner Schätzung Deutschlands Kraft allmählich erlahmen. Und sie *werden* Erfolg haben! Und die Luftangriffe *werden* Tag und Nacht weitergehen! Das kann Deutschland auf die Dauer nicht aushalten. Wenn wir unsere Sache richtig machen und keine Fehler begehen, dann, glaube ich, wird Deutschland Ende dieses Jahres am Ende sein. Und dann wird nach sechs weiteren Monaten auch Japan erledigt sein.

Doch die wichtigste Vorbedingung ist, dass die zweite Front ein ganz grosser Erfolg wird – und damit komme ich zum nächsten Punkt: zu unserer unmittelbar bevorstehenden Aufgabe.

Unsere Operationen auf dem Festland werden nicht leicht sein. Der Feind liegt in vorbereiteten Stellungen. Er hat den Strand mit Hindernissen gespickt. Er hat Reserven für Gegenangriffe bereitgestellt. Wir können nicht nahe genug an den Feind herankommen, um durch eingehende Erkundungen sicherzustellen, dass unsere Entschlüsse richtig sind. Es drohen uns also mancherlei unbekannte Gefahren.

Wir müssen nach einer langen Fahrt über See an einer feindlichen Küste landen, wo wir mit entschlossenem Widerstand zu rechnen haben. Dabei muss der Zusammenhalt der Sturmeinheiten unvermeidlich leiden, und selbst Reserven, die das Land betreten, brauchen eine gewisse Zeit, um sich zu sammeln. Der Feind kennt jeden Fussbreit seines Geländes, während wir vor völlig neuen Verhältnissen stehen.

Wir haben jedoch einige sehr bedeutende Pluspunkte, und auf sie kommt es an:

Wir haben die Initiative. Der Feind weiss nicht, wo und wann wir landen werden.

Wir verfügen zur Unterstützung unserer Landung über eine gewaltige Feuerkraft von See her und aus der Luft.

Wir besitzen einen guten, einfachen Plan.

Wir haben gutausgebildete, kampffreudige Soldaten.

Die gesamte in England versammelte Luftmacht der Alliierten wird uns bei der Landung beschützen, und dieselbe Luftmacht wird weiter unsere Operationen unterstützen und Deutschland mit Bomben belegen. Ihre Stärke ist gewaltig: 4'500 Jäger und Jagdbomber sowie 6'000 Bombenflugzeuge verschiedenen Typs. Noch nie hat es

eine so riesige Luftmacht gegeben.

Unvorhergesehene Gefahren brauchen uns nicht zu schrecken. Wir haben ausgezeichnete Pioniere und technische Spezialgeräte jeder Art. Alles, was wir brauchen, ist ein fester Wille und ein starker Sinn. Wenn Schwierigkeiten auftreten, müssen sie energisch angepackt und niedergestampft werden.

Wir müssen uns beim Landen unseren Weg mit Gewalt bahnen und dann schnell landeinwärts Boden gewinnen, um uns ausreichenden Entfaltungsraum zu sichern, ehe der Feind dazu kommt, seine Reserven gegen uns einzusetzen. Wucht und Schnelligkeit des ersten Ansturms müssen alles vor sich wegfegen.

Die feindlichen Reserven werden aus der Luft genau überwacht werden. Sobald sie sich aus ihren Verstecken herauswagen und in Bewegung setzen, werden wir sie aus der Luft pausenlos mit Bomben und Bordwaffen angreifen, so dass sie schon schwer angeschlagen sind, ehe sie überhaupt die Kampfzone erreichen.

Ich möchte Sie jetzt noch auf einige Punkte hinweisen, die mir besonders wichtig erscheinen, weil sie für den Erfolg unentbehrlich sind:

Dazu gehört einmal das Gefühl enger Zusammengehörigkeit zwischen den Verbündeten. Engländer und Amerikaner müssen sich als eine einzige ‚Mannschaft‘ fühlen, sich als Freunde und Kameraden betrachten und Vertrauen zueinander haben. Als englischer General empfinde ich es als eine Ehre, einem amerikanischen Oberbefehlshaber zu unterstehen und amerikanische Truppen unter meinem Kommando zu haben. General Eisenhower ist der Kapitän unserer ‚Mannschaft‘, und ich bin stolz darauf, unter ihm Dienst zu tun. Wenn wir einander begegnen, darf uns nur der eine Gedanke beherrschen: Wie kann ich dem andern Kameraden helfen? Fort mit allem Misstrauen, aller kleinlichen Eifersucht! Lasst Kameradschaft und volles Vertrauen zwischen uns herrschen und alle eine grosse ‚Mannschaft‘ bilden!

Ein zweiter Punkt, auf den ich entscheidenden Wert lege, ist der Offensivgeist. Von dem Augenblick an, wo wir den Fuss an Land setzen, heisst es vorgehen und nochmals Vorgehen und wenn es stundenlang dauert: nochmals vorgehen! Wir müssen die Soldaten anfeuern, dass jeder sein Letztes hergibt. Jeder Offizier und Mann darf nur

den einen Gedanken haben: landeinwärts Boden zu gewinnen und so schnell und so tief wie möglich in feindliches Gebiet vorzustossen. Nach den Anstrengungen der langen Seefahrt, der Landung und der anschliessenden Kämpfe wäre es verständlich, wenn sich bei Offizieren und Mannschaften Ermüdungserscheinungen zeigten und sie in ihrem Eifer nachliessen. Doch das wäre verhängnisvoll! Die höheren Offiziere müssen das in den ersten Tagen unter allen Umständen verhindern. Denn diese ersten Tage werden entscheidend sein, ob wir die Schlacht gewinnen oder verlieren. Das verlangt grosse Energie und den Trieb nach vorwärts bei allen höheren Offizieren und Kommandeuren.

Sobald die Strandsektoren in unserm Besitz sind, wird der Erfolg weitgehend davon abhängen, dass wir unsere Panzereinheiten und Verbände rasch sammeln und grössere Kolonnen von ihnen landeinwärts vortreiben können, um uns wichtige Geländeabschnitte oder Verkehrsknotenpunkte zu sichern.

Diese Kolonnen bilden feste Stützpunkte im feindlichen Gebiet, von denen aus Offensivvorstösse in allen Richtungen unternommen werden müssen. Die Vorstösse sollen den Feind aus dem Gleichgewicht bringen und unserem Gros die Möglichkeit zu ungestörtem Aufmarsch nach der Landung geben, indem sie den Gegenangriff feindlicher Panzerstreitkräfte aufhalten.

Offensivgeist ist daher nicht nur notwendig beim einfachen Soldaten, sondern auch beim Offizier und vor allem beim höheren Offizier und Kommandeur. Untätigkeit und defensive Haltung eines Offiziers werden unnachsichtlich bestraft werden – ganz gleich, wie hoch sein Rang ist.

Jeder Offizier und Mann muss voll Begeisterung in den Kampf gehen, die Kampfesfreude muss ihm aus den Augen leuchten. Jeder Soldat muss danach fiebern, dem Feind ans Leder zu gehen, und von der Grösse und Richtigkeit unserer Sache überzeugt sein.

Zum Schluss möchte ich Ihnen allen und durch Sie jedem Soldaten sagen, dass ich fest an den vollen Erfolg des bevorstehenden Unternehmens glaube.

So wollen wir denn mit starkem Herzen und mit Begeisterung in der Brust dem Sieg entgegengehen! Jeder setze seine ganze Kraft ein! Und wenn wir in die Schlacht ziehen, wollen wir an die Worte eines berühmten Soldaten vergangener Zeiten denken:

„Der beugt sich feig des Schicksals Macht
Und taugt auch sonst nicht viel,
Wer ihm nicht Trotz zu bieten wagt,
Zu setzen all's aufs Spiel“

Und nun Ihnen allen viel Glück und Weidmannsheil auf dem Festland Europas!»

1. Juni

Als ich zurückblickend daran dachte, was alles seit meiner Ankunft in England am 2. Januar geschehen war, wurde mir klar, wieviel ich dem Kriegsministerium verdankte. Ich schrieb daher nachstehenden Brief an Sir James Grigg:

«Lieber, verehrter Herr Minister,

1. Juni 1944

Im vergangenen Januar kehrte ich aus Italien heim, um das Kommando über die Feldarmeen in England zu übernehmen und das Unternehmen in Westeuropa vorzubereiten. Diese fünf Monate waren eine arbeitsreiche, anstrengende Zeit, aber jetzt sind Planung und Vorbereitungen abgeschlossen, und wir sind zu dem grossen Wagnis bereit.

Bevor wir dazu aufbrechen, möchte ich Ihnen sagen, wie dankbar ich für all die Hilfe und Unterstützung bin, die ich und mein Stab vom Kriegsministerium erhalten haben. Es ist für uns alle keine leichte Zeit gewesen, und ich bin mir bewusst, dass ich zuweilen ungeduldig und unbequem gewesen bin und Sie häufig durch mein Vorgehen verärgert habe. Nun, da die Arbeit beendet ist und wir in Ruhe zurückblicken können, möchte ich Ihnen sagen, dass die vorgekommenen Reibungen und erregten Auseinandersetzungen fast immer meine Schuld waren. Das Kriegsministerium hat von seiner Spitze bis zum letzten Bürodienstler hervorragende Arbeit geleistet, und alle Abteilungen, ob militärisch oder zivil, haben sich die grösste Mühe gegeben, uns bei der Vorbereitung zum Kampf zu unterstützen.

Ich habe daraus die Lehre gezogen, dass das Kriegsministerium und die Befehlshaber im Felde am gleichen Strang ziehen; zwischen ihnen muss daher volles Vertrauen herrschen. In Zeiten grosser Anstrengung kommt es jedoch nur zu leicht vor, dass Meinungsverschiedenheiten übermässig betont werden und so einen Keil zwischen beide Partner treiben. Sie und Ihr Ministerium haben uns ein gutes Vorbild für erfolgreiche Zusammenarbeit gegeben; wir haben unse-

rerseits versucht, unser Bestes zu tun, und ich hoffe, Sie haben uns nicht allzu lästig gefunden.

So möchte ich denn, ehe wir in den Kampf ziehen, durch Sie allen Offizieren und Beamten des Kriegsministeriums meinen und meines Stabes Dank aussprechen für das freundliche Entgegenkommen, das Sie uns gezeigt, und für die Hilfe und Unterstützung, die Sie uns bei unseren Schwierigkeiten nie versagt haben. Wenn wir Erfolge haben, werden sie nicht nur uns, sondern auch Ihnen zu danken sein.

Ich hielt es für nötig, dies Ihnen als der Spitze des Ministeriums zu sagen, und ich bitte Sie, meinen tiefgefühlten Dank all Ihren Mitarbeitern zu übermitteln.

Stets Ihr

Montgomery»

Hier seine Antwort:

«Mein lieber Montgomery,

3. Juni 1944

Ich danke Ihnen für das, was Sie in Ihrem Brief vom 1.6. gesagt, und für die Art, wie Sie es gesagt haben. Es ist bisher nur selten vorgekommen, dass das Kriegsministerium eine so grossmütige Dank-sagung von einem Oberbefehlshaber im Felde erhalten hat.

Vom höchsten Offizier bis zum kleinsten Angestellten kennt das Kriegsministerium nur ein Hauptziel – dafür zu sorgen, dass die Ar-mee alles bekommt, was sie braucht, um zusammen mit den anderen Wehrmachtsteilen und unseren Verbündeten den Krieg schnell zu ei-nem siegreichen Ende zu führen.

Wir freuen uns, von Ihnen zu hören, dass Sie mit dem, was wir für Sie tun konnten, zufrieden sind, und sind überzeugt, dass wir es, wenn Ihre Armee das hat, was sie braucht, ruhig Ihnen und Ihren Soldaten überlassen können, das Weitere zu tun. Dazu wünschen wir Ihnen al-len viel Glück!

Ihr aufrichtig ergebener

P. J. Grigg»

Etwa um dieselbe Zeit fingen wir an, die Wettervorhersagen kri-tisch durchzulesen. Denn aus folgenden Gründen gab es Anfang Juni nur vier Tage, an denen *Overlord* durchführbar war.

a) Die vielen vom Gegner am Strande angelegten Hindernisse konn-

ten wir nur beseitigen, wenn sie nicht unter Wasser waren. Dazu brauchten wir mindestens dreissig Minuten.

b) Um die Beschiessung von See her und das Luftbombardement voll auszunützen, brauchten wir eine Stunde Tageslicht. Unter gewissen Umständen konnten wir auch mit etwas weniger auskommen, aber wenn irgend möglich, sollte es nicht mehr sein.

c) Nachdem die ersten Landungsfahrzeuge Grund berührt hatten, brauchten wir noch etwa drei Stunden steigendes Wasser.

Da es in diesen Tagen um 05 Uhr 15 hell wurde, ergaben sich unter Berücksichtigung vorstehender Bedingungen für den Beginn der Landung folgende Möglichkeiten:

<i>TagX</i>	<i>Uhrzeit</i> (gern. Wasserstand)	<i>Zeitspanne nach</i> <i>Hellwerden</i>
4.6.	0530	15 Min.
5.6.	0610	55 „
6.6.	0635	80 „
7.6.	0715	120 „

Der 4. Juni schied meines Erachtens als unbrauchbar aus, da er uns nicht genügend Zeit liess, unsere grosse Luftüberlegenheit genügend auszunützen – nämlich nur 15 Minuten, da der Bombenabwurf erst 10 Minuten nach Hellwerden einsetzen konnte.

Der 5. Juni war fraglos der am besten geeignete Tag; daher war er schon einige Monate vorher als Tag X festgesetzt worden.

Der 6. Juni war ebenfalls durchaus brauchbar.

Der 7. Juni war schon nicht mehr so gut, denn an diesem Tage war es schon zwei Stunden hell, ehe die ersten Landungsfahrzeuge Grund berührten; immerhin war es auch noch möglich.

Nach diesem Datum passten die verschiedenen Faktoren erst wieder nach vierzehn Tagen zusammen, und die Aussicht, all die voll eingeweihten Truppen wieder auszuschiffen und zwei Wochen warten zu lassen, war aus verschiedenen Gründen höchst ungünstig; trotzdem hatten wir auch für den Fall, dass das Wetter uns zu einem längeren Aufschub zwang, alle Einzelheiten vorbereitet.

2. Juni

Ich hielt Ansprachen an die Offiziere meines Stabs – am Vormittag an die für den vorgeschobenen Gefechtsstand vorgesehenen und im

Hauptquartier verbleibenden in Southwick House bei Portsmouth, am Nachmittag an die Oberquartiermeisterstaffel in London.

Am Abend speiste Eisenhower bei mir im kleinen Kreise in unserer Generalsmesse, und nach dem Essen hatten wir in Southwick House eine Besprechung mit den meteorologischen Sachverständigen über das Wetter. Es sah eigentlich ganz gut aus. Doch die Meteorologen machten sich Sorge wegen eines Tiefs über Island. Trotzdem beschlossen wir, es beim Termin 5. Juni zu belassen – vorbehaltlich einer nochmaligen Besprechung am nächsten Abend um 21.30 Uhr.

3. Juni

Die Wettervorhersage war nicht günstig. Das Tief über Island weitete sich allmählich nach Süden aus und drängte das Hochdruckgebiet zurück, das sich von den Azoren her näherte. Mit anderen Worten: Die Aussichten auf eine günstige Zone hohen Luftdrucks über dem Kanalgebiet in der Nacht vom 4. zum 5. und im Laufe des 5. Juni wurden immer geringer.

Das war sehr unangenehm. Ich schrieb daher in mein Tagebuch, dass man vielleicht sehr bald zu einschneidenden Beschlüssen kommen werde, fügte aber einschränkend hinzu: «Meiner eigenen Ansicht nach müssen wir losschlagen, wenn die See ruhig genug ist, dass die Marine uns übersetzen kann. Die Luftstreitkräfte haben bei ihren vorbereitenden Operationen sehr gutes Wetter gehabt, und wir müssen es in Kauf nehmen, dass sie vielleicht am Tage X nicht so günstige Vorbedingungen antreffen.»

Bei der Besprechung um 21.30 Uhr beschlossen wir, noch nichts zu ändern, waren uns aber darüber klar, dass wir im Falle einer Verschiebung den endgültigen Befehl spätestens in den frühen Morgenstunden des 4. Juni erteilen mussten; und auch dann würden einige Geleitzüge schon in See sein.

4. Juni

Um 4 Uhr morgens kamen wir wieder in Southwick House zusammen. Da der 5. noch als Tag X galt, lagen von einigen Geleitzügen bereits Auslaufmeldungen vor. Der Wetterbericht war schlecht. Die Marine hielt die Landung noch für möglich, wenn auch für schwierig; Admiral Ramsay wollte sich in keiner Richtung festlegen. Ich war für

Losschlagen, Tedder als stellvertretender Oberster Befehlshaber für Verlegen. Nach Abwägung aller Faktoren entschloss sich Eisenhower, den Tag X um vierundzwanzig Stunden auf den 6. Juni zu verschieben.

Um 9 Uhr abends versammelten wir uns noch einmal. Der Wetterbericht war immer noch schlecht. Wir kamen überein, am nächsten Morgen um 4 Uhr wieder zusammenzukommen.

5. Juni

Um 4 Uhr morgens. Im Kanal wehte ein schwerer Sturm, und es war klar, hätten wir am 5. Juni als Tag X festgehalten, so wäre uns das vielleicht zum Verhängnis geworden. Doch die Wetterberichte deuteten auf ein Nachlassen des Sturmes hin und liessen für den 6. Juni leidliches Wetter erwarten. Unsere Wettersachverständigen gingen sogar noch weiter: sie sagten auch für die Zeit nach dem 6. Juni noch einige Tage einigermaßen günstiges Wetter voraus.

Darauf entschloss sich Eisenhower zum Losschlagen. Uns allen fiel ein Stein vom Herzen. Eisenhower war in ausgezeichneter Form und traf seine Entscheidung, ohne zu zögern. Die ganze Besprechung dauerte kaum x 5 Minuten.

Am Abend fuhr ich nach Hindhead, um Major Reynolds und seine Frau zu besuchen und endgültige Abreden wegen David mit ihnen zu treffen. Ich hatte ihn in letzter Zeit nicht besucht, weil ich vermeiden wollte, dass alle Schuljungen in Winchester aus meinem Kommen schlossen, ich wollte ihm Lebewohl sagen, weil der Tag X nahe bevorstand. Mrs. Reynolds erzählte mir später, sie habe es sofort bemerkt, dass es am nächsten Tage losgehen werde – nicht an meinen Worten oder meinem Benehmen, sondern weil ich meine Zivilanzüge mitgebracht und in den Schrank gehängt hätte.

6. Juni

Ich verbrachte den Tag im Garten unserer Generalsmesse. Nach dem Frühstück besprach ich eine Platte für den britischen Rundfunk mit meiner persönlichen Botschaft an die Armeen, die den Soldaten bei der Einschiffung bekanntgegeben worden war. Im Laufe des Vormittags trafen die ersten Meldungen über das Gelingen der Landung ein. Soweit wir es übersehen konnten, ging auch weiter alles gut. Mein Platz war jetzt in der Normandie, hier bei Portsmouth konnte ich nichts mehr tun. Daher ging ich am Abend um 21.30 Uhr an Bord des

Zerstörers *Faulknor* (Kommandant: Kapitän zur See C.F.H. Churchill) in See, der in der Werft bereitlag, mich überzusetzen. Fast sechs Monate sollten vergehen, ehe ich England wiedersah.

Meine Absicht war, mit den beiden Armeeführern Dempsey und Bradley persönlich Fühlung zu nehmen, die zusammen mit den entsprechenden Marinebefehlshabern auf ihren Führerschiffen im Kanal waren. Eine Aussprache mit ihnen war jetzt dringend erforderlich.

Am 19. Mai hatte mir der Premierminister gelegentlich des Dinners in unserer Generalsmesse nachstehende Worte in mein Autogrammbuch geschrieben:

«Auf der Schwelle des grössten Wagnisses, das diese Blätter behandeln, bekunde ich meine Zuversicht, dass *alles gutgehen wird* und dass Aufbau und Ausrüstung der Armee der Tapferkeit der Soldaten und dem Genie ihres Führers angemessen sind.

Winston S. Churchill

DIE SCHLACHT IN DER NORMANDIE

16. Juni bis 19. August 1944

Wir kommen jetzt zu Ereignissen, die unbestreitbar von grösstem Einfluss auf den weiteren Verlauf des Krieges gewesen sind. Viel ist bereits über den Feldzug in Nordwesteuropa geschrieben worden, und noch lange Zeit wird er ein beliebtes Forschungsgebiet für Historiker sein. Nationale Gefühle sind dadurch erregt worden. Vor allem haben amerikanische Autoren heftige Angriffe gegen die englische Führung und besonders gegen mich gerichtet. Die Saat zu diesen Zwistigkeiten ist in der Normandie gelegt worden. Mein Freund Ike hat zugestimmt, dass die Reihe jetzt an mir ist, meinen Standpunkt klarzulegen, und so will ich denn versuchen, die Zusammenhänge wahrheitsgetreu zu schildern.

Am Morgen des Tages X+1 (7. Juni) traf H.M.S. *Faulknor* an der Küste ein und wandte sich auf meinen Wunsch zunächst dem amerikanischen Abschnitt zu. Wir gingen bei dem schweren amerikanischen Kreuzer *Augusta* längsseits, auf dem General Bradley an Bord war, und ich unterhielt mich eingehend mit ihm über die Lage der 1. amerikanischen Armee. Bradley hatte Sorgen wegen seines Ostsektors, der den Decknamen Omaha hatte. Wir besprachen seine Schwierigkeiten und fanden gemeinsam einen Weg, wie man sie beheben konnte. Dann kehrte H.M.S. *Faulknor* in den englischen Abschnitt zurück, und wir machten H.M.S. *Scylla* und H.M.S. *Bulolo* ausfindig, die dicht beieinander lagen. Von diesen Schiffen kamen General Dempsey und Admiral Vian an Bord der *Faulknor*, und ich besprach mit ihnen ihre Lage: Im englischen Abschnitt verlief alles nach Plan, und es bestand kein Grund zur Sorge. In diesem Augenblick trafen General Eisenhower und Admiral Ramsay auf dessen Flaggschiff an

der Küste des englischen Abschnitts ein, ich ging an Bord und hatte eine längere Aussprache mit ihnen. Dann bat ich Kapitän Churchill, zum amerikanischen Abschnitt zurückzukehren, weil ich noch einmal mit General Bradley sprechen wollte. Bradley war inzwischen an Land gefahren, doch sein Chef des Stabes kam an Bord der *Faulknor* und berichtete mir über die Lage – die Meldungen aus dem Omaha-sektor lauteten jetzt günstiger. Dann kehrten wir in den englischen Abschnitt zurück.

Wind und Seegang hatten nachgelassen, die Sonne schien, und die «Flottenrundfahrt» auf dem Zerstörer war ein Genuss. Es gab eine Menge zu sehen, überall kamen und gingen Schiffe, und soeben trafen einige «künstliche Häfen» ein. Feindliche Flieger waren nicht in der Luft, und auf See wie an Land war kaum etwas von Kampfhandlungen zu bemerken. Man konnte sich kaum vorstellen, dass an Land Kämpfe stattfanden, die über das Schicksal Europas entschieden. Gegen 20.30 Uhr ankerten wir in der Nähe des englischen Strandabschnittes, und ich fragte Kapitän Churchill, ob er mich am nächsten Morgen um 7 Uhr an Land setzen könne.

Um 6.30 Uhr gingen wir Anker auf und liefen mit langsamer Fahrt auf den Strand zu, wo ich an Land gehen wollte. Es war Niedrigwasser, und da ich gebeten hatte, wir möchten möglichst nahe herangehen, setzte der Kommandant das Echolot in Betrieb und liess sicherheitshalber noch mit dem Handlot loten. Nach Landmarken konnte er sich nicht richten, da sie alle durch Rauchscheier verhüllt waren. Plötzlich ging ein leichtes Beben durch das Schiff. Zufällig stand ich mit einem meiner Adjutanten auf dem Achterdeck und schickte ihn auf die Brücke, um zu fragen, ob wir noch etwas näher an den Strand herangehen könnten. Der Kommandant nahm die Frage nicht gerade freundlich auf, denn das Beben war davon gekommen, dass wir auf eine Sandbank oder auf einen Stein aufgelaufen waren. Mittlerweile erklärte mir der Erste Offizier unten an Deck den Zusammenhang. Als er mir meldete, wir sässen auf Grund, soll ich gesagt haben: «Ausgezeichnet! Dann ist der Kommandant ja wirklich so nahe wie möglich herangegangen. Wie steht's jetzt mit einem Boot, um mich an Land zu setzen?» Ich wurde schliesslich von einigen Offizieren meines Stabes, die schon an Land waren, mit einem Landungsfahrzeug abgeholt, und der Zerstörer kam mit Hilfe eines Schleppers, der ihm

das Heck herumholte, bald darauf wieder frei. Die Geschichte von diesem Zwischenfall hat, wie man mir erzählte, mit einigen Übertreibungen ausgeschmückt, die Runde durch alle Offiziersmessen der Marine gemacht.

Unser Angriff am Tage X war zweifellos ein Überraschungserfolg. Das Wetter war schlecht und die See grob, doch die Soldaten wurden guten Mutes an den richtigen Stellen gelandet. Langsam aber stetig gewannen wir Boden und erweiterten die Landungszone. Am Tage X + 1 waren wir bis zehn Kilometer landeinwärts gelangt. Am Tage X + 4 (10. Juni) waren die einzelnen Brückenköpfe zu einem ununterbrochenen Aufmarschgebiet von hundert Kilometer Breite und dreizehn bis neunzehn Kilometer Tiefe zusammengewachsen; es war fest in unserer Hand, so dass kein Anlass zur Sorge mehr vorhanden war. Auch in dem amerikanischen Omaha-Sektor war die anfangs bedenklich aussehende Lage durch die Tapferkeit der amerikanischen Soldaten, durch Unterstützungsf Feuer der Schiffsgeschütze und gute Arbeit der Jagdbomber in Ordnung gebracht worden.

Am 12. Juni besuchten mich der Premierminister und General Smuts in der Normandie. Der Premierminister war strahlender Laune. Diesmal war er von vornherein bereit, zuzugeben, dass ich im Kampfgebiet zu befehlen hatte und er tun musste, was ich ihm sagte! Vor seinem Abflug schrieb er mir in mein Autogrammbuch:

In Frankreich, den 12. Juni 1944

«Wie es zu Anfang war, so möge es bis zum Ende weitergehen.

Winston S. Churchill»

Darunter schrieb Smuts: «Und so *wird* es weitergehen!

J.C. Smuts 12.6.1944»

Mein vorgeschobener Gefechtsstand lag damals im Park des Schlosses von Creully, einem kleinen Dorf einige Kilometer östlich von Bayeux. Im Schloss selbst wohnte noch die Besitzerin des Gutes, Madame de Druval. Als wir Portsmouth verliessen, war ich der Meinung, mein Wohnwagen enthielte alles, was ich brauchte, musste aber jetzt feststellen, dass mir etwas fehlte: ein Nachttopf, oder, wie die Franzosen sagen, ein *pot de chambre*.

Ich sagte also meinem Adjutanten, er solle Madame fragen, ob sie mir damit – leihweise – aushelfen könne. Nach einigem Hin und Her über die Peinlichkeit der Frage kamen wir überein, dass es richtiger sei, Madame zu fragen, ob sie dem Oberbefehlshaber *un vase* leihen

würde. Madame war mit Freuden dazu bereit, holte alle im Schloss vorhandenen Blumenvasen herbei und sagte zu meinem Adjutanten, er möge sich die aussuchen, die ihm am besten gefiele. Er meinte jedoch, keine würde für die Blumen des Generals recht passen. Ob sie nicht noch andere Vasen habe? Madame besass offenbar weibliches Einfühlungsvermögen und Humor genug, um sofort zu merken, was er haben wollte. Jedenfalls verschwand sie und kam nach kurzer Zeit wieder, in der Hand eine kleine, weisse *vase de nuit* – alias *pot de chambre* – mit rosa Blumenornament. Diese stellte sie stolz mitten vor die nun vollständige Kollektion ihrer Blumenvasen und sagte: «Das wird wohl das sein, was der General für seine Blumen haben will.» Der Adjutant bestätigte es, drückte seinen Dank aus und fügte hinzu, die Vase würde den Wohnwagen des Generals zweifellos verschönern!

Madame wohnt heute noch in ihrem Schloss, und dann und wann besuche ich sie. Die Geschichte von des Generals Vase wird jedem Besucher erzählt, und heute kennt sie wohl fast die ganze Normandie. Wahrscheinlich ist sie im Laufe der Zeit noch erheblich ausgeschmückt worden. Madame bestand übrigens darauf, dass ich die «Vase» behielt. Sie nimmt jetzt einen ihr angemessenen Platz in meinem Haus in Hampshire ein.

Doch zurück zur Schlacht in der Normandie. Meinen allgemeinen Plan habe ich bereits beschrieben. Er sah, kurz zusammengefasst, Operationen vor, die die Hauptmacht des Feindes auf die Front der 2. englischen Armee an unserer Ostflanke ziehen sollten, um dadurch im Westen leichter Gelände gewinnen und dort den entscheidenden Durchbruch vornehmen zu können – ausführen sollte ihn die 1. Amerikanische Armee. Auf der Ostflanke, im Caen-Abschnitt, war der Geländegewinn nicht so dringend; hier sollte durch harte Kämpfe der Feind nur gezwungen werden, seine Reserven einzusetzen, damit die Amerikaner im Westen bei ihrem Vorrücken auf geringeren Widerstand stiessen. Denn dort war der Geländegewinn entscheidend für das Gelingen des ganzen Planes.

Bei seiner Durchführung kam uns die strategisch enorm wichtige Lage von Caen sehr zustatten. Es war ein Strassen- und Eisenbahnknotenpunkt, durch den alle Hauptwege von Osten und Südosten her zu unserem Aufmarschgebiet führten. Da die Menge der deutschen motorisierten Reserven nördlich der Seine stand, mussten sie sich uns

von Osten her nähern und auf diese Weise alle vor Caen Zusammen treffen. Ich war überzeugt, dass ständige, starke Vorstösse im Caen-Sektor uns zu unserem Ziel führen würden, die feindlichen Reserven zum grössten Teil an unserer Ostflanke zu binden. Dies war der grundlegende Gedanke, und darum hatte ich von Anfang an darauf hingearbeitet. Nach den schweren Kämpfen im Gebiet von Caen und dem Durchqueren der Halbinsel Cotentin begann er allmählich Gestalt anzunehmen.

Ich sah bisher keinen Anlass, diesen Plan zu ändern. Natürlich hielten wir nicht alle Zeiten und Ziele ein, die wir für die Nachschubplanung festgesetzt hatten, und natürlich änderten wir auch – wie in jeder Schlacht – unsere Dispositionen je nach Entwicklung der Lage. Doch der Grundgedanke blieb unverändert, obwohl sich von verschiedenen Seiten Widerspruch dagegen erhob. So eroberten wir beispielsweise Caen erst am 10. Juli und säuberten die östlichen Vorstädte erst bis zum 20. Juli vollständig vom Feinde. Ursprünglich hatte ich auch die Absicht gehabt, das höhergelegene Gelände zwischen Caen und Falaise früher zu erobern, da es sich zur Anlage von Flugplätzen eignete. Doch das war im Augenblick nicht so wichtig, und als ich merkte, dass das Ziel nur mit grossen Verlusten zu erreichen war, stellte ich – sehr zum Missvergnügen der Luftwaffenführung – dieses Vorhaben zurück.

Mein strategisches Hauptziel aber war und blieb, an unserer Ostflanke südöstlich von Caen etwa im Raum von Bourguebus starke Panzerstreitkräfte zusammenzuziehen, um die Masse der deutschen Panzerdivisionen dort zu binden und dadurch den Amerikanern im Westen den Ausbruch zu erleichtern. Gegen das höher gelegene Gelände drangen wir erst vor, als Panzerstreitkräfte der 2. Armee am 18. Juli mit der Operation *Goodwood* begannen. Sobald jedoch der Panzervorstoss teils wegen der schweren Regenfälle, die das ganze Gebiet in ein Schlammmeer verwandelten, teils wegen des entschlossenen Widerstandes des Gegners nicht weiterkam, blies ich das Unternehmen ab. Viele Leute hatten bei Anlaufen von *Goodwood* gemeint, es sei der Beginn des Ausbruchs von der Ostflanke in Richtung Paris, und glaubten jetzt, als es nicht fortgesetzt wurde, es sei ein Fehlschlag. Demgegenüber möchte ich noch einmal – selbst auf die Gefahr hin, den Leser zu ermüden – mit aller Deutlichkeit erklären: Es bestand niemals die Absicht, den Ausbruch aus der Brückenkopfzone

an der Ostflanke zu unternehmen. Missverständnisse über diese doch so einfache Grundidee haben zu mancherlei Misshelligkeiten zwischen englischen und amerikanischen Persönlichkeiten geführt. Ein Beispiel dafür ist nachstehender Auszug aus Eisenhowers Bericht vom 13. Juli 1945 an die Vereinigten Stabschefs. Er schreibt:

«Gleichwohl konnten wir im Osten nicht in Richtung auf die Seine vorstossen, weil die Konzentration der Hauptmacht des Feindes im Sektor von Caen uns hinderte, das Gelände in jenem Gebiet zu erobern, das wir so dringend brauchten. Unsere Planung war indessen so elastisch, dass wir die feindlichen Massnahmen dazu ausnutzen konnten, die amerikanischen Streitkräfte im Westen aus ihrem Aufmarschgebiet schlagartig vorstossen zu lassen, während Engländer und Kanadier die Deutschen im Osten festhielten. Feldmarschall Montgomery liess daher die 2. Armee ihren ständigen Druck den ganzen Juli hindurch fortsetzen, um den Feind zu binden.»

Das erweckt den Eindruck, Engländer und Kanadier hätten im Osten – dem Raum von Caen – versagt und deshalb hätten die Amerikaner im Westen durchbrechen müssen. Dieser Tadel an Dempsey und seiner Armee ist aber nicht nur unberechtigt, er zeigt auch, dass Eisenhower den Grundgedanken unseres Planes, den er doch selbst ohne Einschränkung gebilligt hatte, nicht erfasst hatte. Alle Befehle und Weisungen, die ich während der Kampfhandlungen erliess, beweisen, dass niemals die Absicht bestand, von der Ostflanke her gegen die Seine vorzustossen. Diese irrige Idee existierte nur im Obersten Hauptquartier; doch keiner der Generäle, die für die Führung der Kämpfe in der Normandie verantwortlich waren – einschliesslich Bradley –, hegte auch nur den geringsten Zweifel, was der wirkliche Plan wollte. Die falsche Auffassung führte zu mancherlei Auseinandersetzungen, und diejenigen im Obersten Hauptquartier, die mich nicht mochten, benutzten die Gelegenheit, noch während des Feldzugs Unruhe zu stiften.

Einer der Gründe dafür war meines Erachtens, dass der ursprüngliche Cossdc-Plan tatsächlich den Durchbruch aus dem Raum Caen-Falaise vorsah. Dieser Plan, den ich abgelehnt und geändert hatte, stammte von General Morgan, der jetzt stellvertretender Chef des Stabes bei Eisenhower war. Dieser war für ihn ein Gott, und da ich viele seiner Ideen verworfen hatte, stellte er mich ans andere Ende

der Himmelsleiter. Hier lag der Ursprung aller Zwietracht. Morgan und die verhinderten Strategen um ihn benutzten jede Gelegenheit, um Eisenhower einzureden, ich neige im Grunde zur Defensive und daher würden wir wahrscheinlich nirgendwo vorstossen.

Bei all dem «Geklatsche», das darüber entstand, wurde Morgan noch von den Fliegern unterstützt, die sehr verständlicherweise gern die Flugplätze an der Ostflanke zwischen Caen und Falaise haben wollten. Zum Teil lagen die Schwierigkeiten auch in der Spitzengliederung selbst. In der Wüste waren Coningham und ich gleichgestellt gewesen, er hatte die Wüstenluftwaffe geführt und ich die 8. Armee. Nach der Einnahme von Tripolis war er zu Alexander in Nordafrika gegangen, und wir hatten nichts mehr miteinander zu tun gehabt, bis wir 1944 beide nach England zurückkamen. Aber auch da waren wir nicht gleichgestellt: Ich war inzwischen Oberbefehlshaber der 21. Heeresgruppe und damit zugleich der Landstreitkräfte für die Normandie geworden. Dadurch hatte ich mit zwei Luftwaffenführern zu tun: mit Leigh-Mallory, der Oberbefehlshaber der Luftwaffe war, und Coningham, der die 2. Taktische Luftflotte führte, die mit der 21. Heeresgruppe zusammenarbeitete. Coningham war besonders daran interessiert, seine Flugplätze südöstlich von Caen zu bekommen. Ich nehme ihm das nicht übel. Sie waren in dem Plan erwähnt und waren für ihn von grösster Wichtigkeit. Aber für mich waren sie nun einmal nicht so wichtig. Wenn wir die Schlacht in der Normandie gewannen, kam alles übrige einschliesslich der Flugplätze ganz von selbst nach. Ich kämpfte nicht, um Flugplätze zu erobern, sondern um Rommel vernichtend zu schlagen. Das konnte Coningham aus zwei Gründen nicht recht verstehen: Einmal sahen wir uns nicht täglich wie damals in der Wüste, weil ich jetzt direkt mit Leigh-Mallory arbeitete; und zweitens wollte Coningham die Flugplätze haben, um Rommel zu vernichten, während ich Rommel vernichten wollte, um – aber nur nebenbei – Flugplätze zu bekommen. Coningham und Tedder waren alte Freunde und beide tüchtige Flieger. Sie hatten entscheidende Jahre im Nahen Osten zusammen verbracht. Tedder hörte daher auf Coningham. All dies, vermute ich, übte seine Wirkung auf Tedder aus und verschaffte dadurch im SHAEF¹, dem Obersten Hauptquartier, Morgan einen Verbündeten, der einen Vorteil hatte, der ihm selbst

¹ Supreme Headquarters Allied European Forces.

fehlte: Er hatte Kriegserfahrung, wenn auch nicht im Landkrieg.

Gegen Mitte Juli fing die Presse an, ungeduldig zu werden; sie hatte anscheinend den Eindruck, dass bei uns völliger Stillstand eingetreten sei. Bradleys erster Durchbruchversuch Anfang Juli in Richtung auf Coutances war fehlgeschlagen. Dann kam das Unternehmen *Goodwood*, das die Presse als Durchbruchversuch auf der Ostflanke und als solchen ebenfalls als Fehlschlag ansah. Daran war ich zum Teil selbst schuld, da ich bei einer Pressekonferenz zu früh triumpfiert hatte – ich war mir darüber schon bald danach klar geworden. Im Grunde war aber die Schwierigkeit die: Bradley und ich waren beide der Ansicht, dass wir der Presse unmöglich unsere wahren strategischen Absichten aufdecken konnten. «Wir müssen grinsen und den Mund halten», meinte Bradley. Aber das Grinsen wurde zunehmend schwieriger.

Um den 18. Juli sollte Operation *Cobra*, der endgültige Durchbruch im Westen, auf der amerikanischen Front anlaufen; ich hatte den Plan bereits gebilligt.

Ich muss hier einschalten, dass das Wetter uns sehr oft einen Strich durch die Rechnung machte. Zwischen dem 19. Und 22. Juni hatten wir einen Sturm von beispielloser Heftigkeit. Gerade in dem Augenblick, wo wir frische Divisionen brauchten, um unsere Pläne durchzuführen und die Initiative zu behalten, waren diese Divisionen an Bord von Schiffen, die unter der Küste vor Anker lagen, und konnten nicht landen. Am 20. Juni waren vier Divisionen, zwei englische und zwei amerikanische, in dieser Lage. Die 1. amerikanische Armee erlitt besonders grossen Schaden; ihr künstlicher Hafen – *Mulberry* – an der *Omaha*-Küste musste aufgegeben werden. Die Amerikaner mussten die Munition rationieren, und Bradley kam mit seinem Aufmarsch eine volle Woche in Rückstand.

Während unsere Operationen sich planmässig entwickelten, beobachtete ich ständig das Ansteigen der Verlustziffern. Sie ergaben folgendes Bild:

	Gefallen	Verwundet	Insgesamt
	<i>Bis 22. Juni</i>		
Engländer	2'006	8'776	10'782
Amerikaner	3'012	15'362	18'374 : 29'156

	Gefallen	Verwundet	Insgesamt
<i>Bis 10. Juli</i>			
Engländer	3'894	18'314	22'208
Amerikaner	6'898	32'443	39'341 : 61'549
<i>Bis 19. Juli</i>			
Engländer	6'010	28'690	34'700
Amerikaner	10'641	51'387	62'028 : 96'728

Ausserdem hatten wir bis 19. Juli 11'000 Kranke aus dem englischen Sektor abtransportiert.

In der Zwischenzeit arbeitete sich die 1. amerikanische Armee zu einer Stellung vor, von der aus sie den Durchbruch durch die feindlichen Linien unternehmen konnte. Ursprünglich hatten wir gehofft, die Operation von der Linie St. Lö-Coutances aus beginnen zu können. Doch diese Absicht hatten wir aufgeben müssen, und Bradley hatte sich schliesslich dazu entschlossen, sie etwa auf der Linie der Strasse von St. Lö nach Periers zu beginnen. Diese Linie hatten wir eigentlich schon am Tage X+5 (6. Juni) zu erreichen gehofft, tatsächlich gelang uns dies jedoch erst am 18. Juli.

Während dieser Zeit spielten die englischen Streitkräfte auf der Ostflanke unverdrossen ihre Rolle weiter. Durch unaufhör-

liche, harte Kämpfe hielten sie die Hauptstreitkräfte des Feindes eisen im Caen-Sektor fest. Je langsamer die amerikanische Front vorrückte, desto mehr drängte ich Dempsey, den Druck seiner Streitkräfte auf den Feind zu verstärken – er hat sich darüber nie beklagt. Wie gut die 2. englische Armee ihre Aufgabe erfüllte zeigt nachstehende Gegenüberstellung:

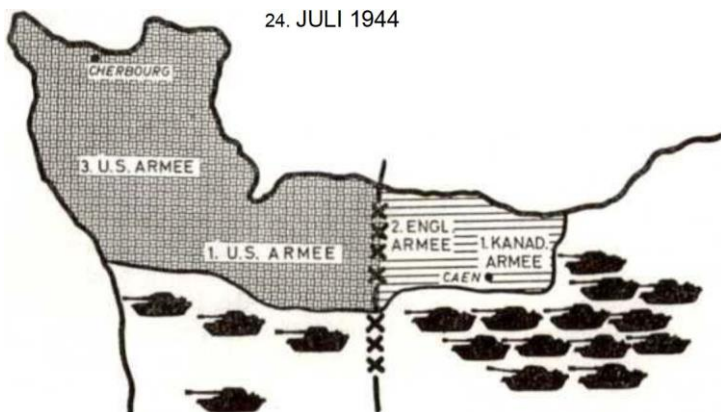
	Feindliche Streitkräfte gegenüber der 1. amerikanischen Armee			Feindliche Streitkräfte gegenüber der 2. englischen Armee		
	Panzerdivisionen	Panzerbataillone	Infanterie-	Panzer-	Infanterie	panzerbataillone
15. Juni	-	70	63	4	520	43
20. Juni	1	210	77	4	430	43
25. Juni	1	190	87	5	530	49
30. Juni	%	140	63	7%	725	64
5. Juli	%	215	63	7%	690	64
10. Juli	2	190	72	6	610	65

	Feindliche Streitkräfte gegen- über der 1. amerikanischen Armee			Feindliche Streitkräfte gegen- über der 2. englischen Armee		
	Panzerdivi- sionen	Infanterie bataillone	Panzer- Panzerdi- visionen	Panzerdi- visionen	Panzer bataillone	Infanterie- bataillone
	15. Juli	2	190	78	6	630
20. Juli	3	190	82	5	560	71
25. Juli	2	190	85	6	645	92

Der Feind hatte versucht, uns im ssocdge-Gebiet, etwa 25 bis 30 Kilometer vom Strand landeinwärts, «abzuriegeln». Damit hatte er eine Zeitlang Erfolg, aber nur dadurch, dass er ständig neue Reserven heranzog, um die Löcher in seinen Stellungen zuzustopfen, und schwerste Menschen- und Materialverluste in Kauf nahm. Diese feindlichen Reserven hinderten uns zwar an grösserem Bodengewinn östlich und südlich von Caen, fehlten aber dafür dem Feind auf der Westflanke. Mit einem Wort, sie wurden – wie unser Plan es vorsah. – gebunden. Wie bei El-Alamein zwangen wir den Feind, seine Reserven auf einer breiten Front einzusetzen; dadurch waren wir jetzt in der Lage, unsere eigenen Reserven auf einer schmalen Front durchstossen zu lassen und so die Schlacht zu gewinnen.

Operation *Cobra* sollte am 20. Juli anlaufen – demselben Tage, an dem ich befahl, *Goodwood* abzubrechen. Doch wieder kam uns das Wetter dazwischen, so dass wir mit der Operation erst am 25. Juli beginnen konnten. Es war klar, dass der amerikanische Angriff, je mehr er an Wucht zunahm, desto stärkere Rückwirkungen auf die ganze feindliche Front ausüben würde. Die Linie des Gegners würde sich zurückbiegen, und er würde versuchen, eine neue Front in Anlehnung an bestimmte starke Angelpunkte zu bilden; diese würden meiner Schätzung nach zunächst bei Caumont, dann an der Orne und schliesslich auf dem hochgelegenen Gelände zwischen Caen und Falaise liegen. Ich plante daher, einen nach dem andern dieser wichtigen Angelpunkte der künftigen Front des Feindes zu zerschlagen, und gab die entsprechenden Befehle. Die 2. Armee begann daraufhin sofort, ihre Verbände umzugruppieren und ihr Hauptgewicht von ihrem äussersten linken Flügel südöstlich von Caen auf ihren äussersten rechten Flügel bei Caumont zu verlegen. Das war nicht einfach, aber die 2. Armee führte die Bewegung mustergültig durch.

VERTEILUNG DER DEUTSCHEN PANZER UNMITTELBAR VOR DEM DURCHBRUCH



ERKLÄRUNG
JEDE SILHOUETTE STELLT 50
DEUTSCHE PANZER DAR

Kartenskizze 10

Für den Angriff auf Caumont – Unternehmen *Bluecoat* – waren sechs Divisionen vorgesehen; er sollte eigentlich erst am 2. August erfolgen, doch angesichts des unerwartet schnelleren Vorrückens der Amerikaner verlegte ich mit Dempseys Einverständnis den Termin vor auf den 30. Juli.

So standen wir denn am 25. Juli, dem Tage, an dem der amerikanische Durchbruch begann, am Vorabend grosser Ereignisse. Wir wollten jetzt die Frucht ernten, die wir gesät hatten. Der strategische Gedanke, der der Schlacht in der Normandie zugrunde lag, sollte seine Richtigkeit erweisen und uns den entscheidenden Sieg bringen. Da verdüsterte auf einmal völlig unerwartet eine Wolke unsere zuversichtliche Stimmung.

Am 26. Juli war Eisenhower zum Lunch beim Premierminister in London. Was dabei gesagt wurde, weiss ich nicht genau. Aber am Abend schrieb mir Eisenhower einen Brief, dessen einer Satz mir anzudeuten schien, dass er sich beim Premierminister über mich beklagt hatte.

Tatsächlich hatte er, wie ich nachträglich erfuhr, dem Premierminister gesagt, er sei beunruhigt wegen Äusserungen amerikanischer Zeitungen, dass die Engländer sich an den Kämpfen zu wenig beteiligten und geringere Verluste hatten als die Amerikaner. Er gab dem Premierminister zu verstehen, dass auch nach seiner Ansicht die englischen Streitkräfte auf der Ostflanke mehr Offensivgeist zeigen könnten und müssten. Sie kämpften nicht so, wie sie sollten, und als Beweis dafür wies er auf die Verlustziffern hin. Das löste natürlich allerlei Unruhe aus. Zum nächsten Abend – dem 27. Juli – lud der Premierminister einige massgebliche Persönlichkeiten zusammen mit Eisenhower zum Dinner ein, um ihnen Gelegenheit zu einer Aussprache zu geben. Näheres darüber erfuhr ich sehr bald.

Eisenhower beklagte sich, dass Dempsey das Kämpfen ganz den Amerikanern überliesse. Er wurde daraufhin von englischer Seite auf meinen strategischen Grundgedanken hingewiesen, durch harte Kämpfe auf der linken Flanke die Deutschen dorthin zu ziehen und mit der rechten vorzustossen. Er selbst, wurde ihm gesagt, habe doch diesen strategischen Gedanken gebilligt, und der werde jetzt ausgeführt; die Masse der deutschen Panzerstreitkräfte sei ständig an der britischen Front gebunden worden. Eisenhower konnte das nicht bestreiten. Er fragte dann, warum wir nicht, wie die Russen es taten, an jeder Armeefront gleichzeitig grosse Offensiven unternehmen könnten. Darauf wurde ihm erwidert, dass die Frontdicke der Deutschen in der Normandie etwa zweieinhalbmal so gross sei wie an der russischen Front, und dass unsere Überlegenheit an Truppen nur etwa 25% betrage gegenüber 300%) Überlegenheit der Russen an der Ostfront. Es läge daher auf der Hand, dass wir nicht an unserer ganzen Frontlänge offensiv vorgehen könnten; dies würde dem vereinbarten strategischen Grundgedanken zuwiderlaufen und im Übrigen den Deutschen nur lieb sein. Wir hätten jetzt am 25. Juli mit dem grossen Durchbruch auf unserer rechten Flanke bereits begonnen. Das sei ja die grosse Offensive, die er, Eisenhower, wünsche, und sie nähme rasch an Wucht zu. Die englische 2. Armee binde inzwischen die Deutschen auf der linken Flanke. Wir seien im Begriff, den vollen Erfolg unserer Strategie zu ernten. Was wolle man noch mehr?

Eisenhower wurde dann noch bedeutet, wenn er irgendwie das Empfinden habe, dass ich die Schlacht nicht so führe, wie er es wünsche, solle er es mir doch unverhohlen sagen; es stehe ihm ja zu, zu

befehlen, dass die Sache so gemacht werde, wie er es haben wolle, und mir deutlich zu sagen, was er denke. Eisenhower scheute sich jedoch offenbar, das zu tun. Man fragte ihn daher, ob er es gern sehen würde, dass der Chef des Generalstabs ihm behilflich sei. Ob dieser mir seine Ansicht mitteilen solle? Oder ob der Chef des Generalstabs ihn zu einer Aussprache mit mir begleiten solle? Eisenhower ging jedoch auf keinen dieser Vorschläge ein.

Nur wenige Tage trennten uns noch von dem Sieg, der als der grösste Erfolg der Kriegsgeschichte begrüsst werden sollte. Die Engländer spielten dabei die weniger ins Auge fallende Rolle, und letzten Endes würde *er* von der amerikanischen Presse als amerikanischer Sieg hingestellt werden. All das nahmen wir in Kauf. Doch wir alle waren uns darüber klar, dass ohne die Kämpfe der 2. englischen Armee auf der Ostflanke der Vorstoss der Amerikaner auf der Westflanke niemals geglückt wäre. Der strategische Gedanke dieses Feldzugs in der Normandie war englischen Ursprungs, und der Erfolg war nur möglich durch die hervorragende Zusammenarbeit aller daran beteiligten Streitkräfte – englischer und amerikanischer gleichermaßen. Doch gerade in diesem Augenblick, in dem der Sieg in Sicht war, ging ein Raunen durch die englischen Streitkräfte, der Oberste Befehlshaber habe Klage darüber geführt, dass wir im Kampf nicht das Unsere täten. Ich glaube nicht, dass dieser grosse, gütige Mann, der jetzt zu meinen besten Freunden gehört, damals auch nur geahnt hat, was er mit seinen Bemerkungen angerichtet hatte. Denn von dieser Zeit an bestand zwischen englischen und amerikanischen Streitkräften stets eine gewisse Empfindlichkeit, die den ganzen Krieg über andauern sollte. Die Bemerkungen, die General Patton von Zeit zu Zeit machte, trugen auch nicht dazu bei, sie zu beseitigen. Als Bradley ihm bei Argentan Befehl gab, haltzumachen, sagte er: «Lassen Sie mich bis Falaise durchstossen, dann treiben wir die Briten ins Meer und bereiten ihnen ein zweites Dünkirchen!»

Ich war mir stets völlig darüber klar, dass Ike und ich, wenn es sich um die Kriegführung handelte, entgegengesetzte Ansichten vertraten. Mein Bestreben war, den Feind aus dem Gleichgewicht zu bringen, dabei aber gleichzeitig das eigene Gleichgewicht zu erhalten. Daher entwarf ich meinen Plan immer so, dass der Feind gezwungen wurde, seine Reserven auf einer breiten Front zu verteilen, um dann meine

eigenen Reserven auf schmaler Front zu einem harten Schlag einzusetzen. Und wenn ich das getan hatte, suchte ich immer schnell wieder neue Reserven zu schaffen. Diese Lehre vom «Gleichgewicht» bei der Anlage von Operationen schienen die Generäle im Obersten Hauptquartier nicht zu kennen. Ich aber hatte sie in den Kämpfen seit 1940 als richtig bestätigt gefunden und wusste aus diesen Erfahrungen, dass sie ausserdem Menschenleben sparen half.

Nach Eisenhowers Ansicht sollten dagegen alle Frontabschnitte ständig in Vorwärtsbewegung sein, überall sollte zu gleicher Zeit angegriffen werden. Bedell-Smith verglich einmal Eisenhower mit einem Fussballtrainer; er lief dauernd im Spiel hin und her und feuerte seine Leute an, den Ball vorwärtszutreiben. Das kostete natürlich grössere Verluste, wie die oben genannten Ziffern zeigen. Als sich am 11. August die Schlacht in der Normandie dem Ende zuneigte, waren den Alliierten insgesamt folgende Verluste entstanden:

Engländer und Kanadier	68'000 Mann
Amerikaner	102'000 Mann

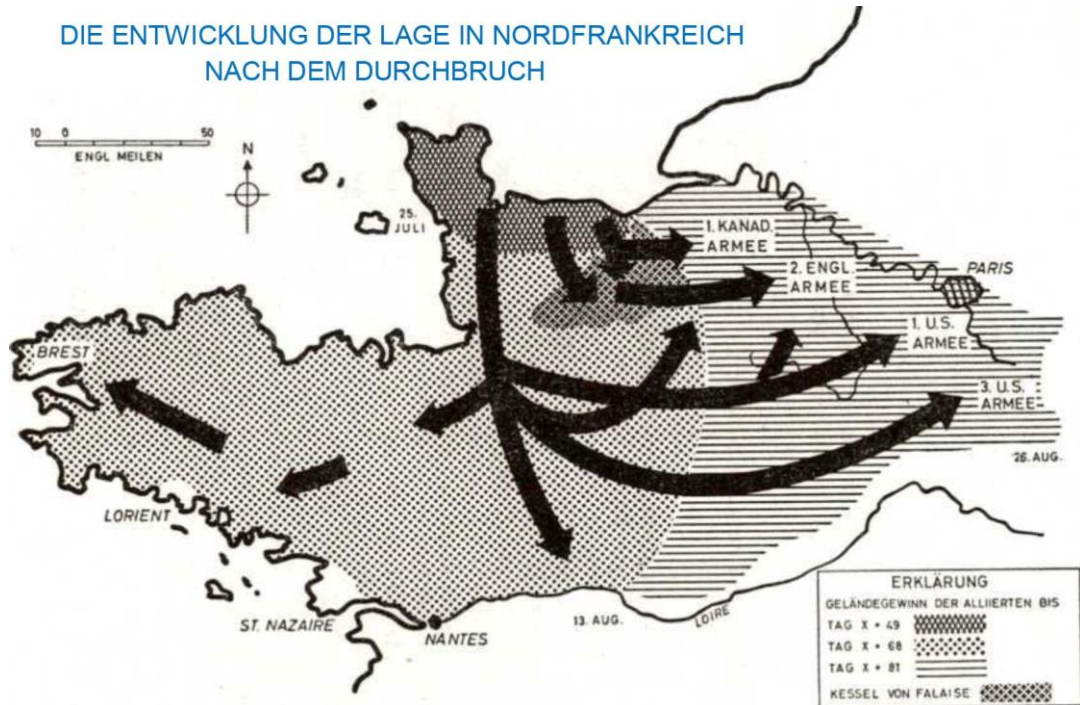
Die Alliierten hatten damals siebenunddreissig Divisionen in Frankreich, davon die

- 12. amerikanische Heeresgruppe 21 und die
- 21. englische Heeresgruppe 16.

Diese Unterschiede nutzten meine Gegner im Obersten Hauptquartier dazu aus, Unfrieden zu stiften, und meiner Ansicht nach haben sie damals Eisenhower veranlasst, sich beim Premierminister zu beklagen. Damit leisteten sie jedoch der gemeinsamen Sache den denkbar schlechtesten Dienst. Nebenbei war es völlig sinnlos, denn der Erfolg war ja schon greifbar nahe, und ganz wenige Tage darauf hielten wir den vollen Sieg in der Hand. Doch die Störung der Atmosphäre, die in der Normandie auf diese Weise entstand, nahm weiter zu und sollte sich noch zu Stürmen entwickeln, die zeitweise das Schiff der Alliierten zu zertrümmern drohten.

Das Ende der Schlacht in der Normandie kann man auf den 19. August ansetzen, denn an diesem Tage räumten wir endgültig mit den feindlichen Überbleibseln auf, die noch im Kessel östlich von Mortain eingeschlossen waren. Damit war der völlige und entscheidende Sieg erreicht.

DIE ENTWICKLUNG DER LAGE IN NORDFRANKREICH NACH DEM DURCHBRUCH



Kartenskizze 11

Die nachstehende Übersicht zeigt die Verluste des Feindes während der Schlacht in der Normandie vom 6. Juni bis zum 19. August 1944:

Armeebefehlshaber, Korps- und Divisionskommandeure, gefallen oder gefangengenommen	20
Armeebefehlshaber verwundet (Rommel, Hausser)	2
Oberbefehlshaber, abgesetzt (v. Rundstedt, v. Kluge)	2
Divisionen, vernichtet oder schwer angeschlagen	ca. 40
Feindliche Gesamtverluste: genaue Schätzung schwierig, wahrscheinlich rund 300'000, doch setzen einige deutsche Quellen sie insgesamt niedriger an	unter 200'000
Eroberte und zerstörte Geschütze	über 3'000
Zerstörte Panzer	über 1'000

Ich wollte dieses Kapitel eigentlich nicht mit einem bitteren Ton ausklingen lassen. Man hat mich in der Normandie der verschiedensten Dinge bezichtigt, die unerwähnt blieben. Doch das tollste Stück war wohl die Beschuldigung – erhoben von einem meiner eigenen Generalstabsoffiziere, der sich dazu in meinem vorgeschobenen Gefechtsstand dienstlich bei mir melden liess –, ich hätte Plündereien nicht nur gutgeheissen, nein, mich sogar selbst daran beteiligt! Ich will daher hier kurz schildern, wie es dazu kam.

Ende Juli teilte das Aussenministerium dem Chef des Generalstabs in einem Schreiben mit, es sei ihm aus privater Quelle zur Kenntnis gelangt, dass unter den englischen Truppen in der Normandie einige sehr hässliche Fälle von Plünderung vorgekommen seien. Das Aussenministerium bat, die Angelegenheit zu untersuchen und in Ordnung zu bringen, da die Franzosen sich darüber beklagten. Ich trug die Sache sofort an M. Coulet heran, den Vertreter von General de Gaulle im besetzten Gebiet. Er teilte mir jedoch mit, er habe von derlei Klagen noch nichts gehört und ich könne versichert sein, dass die Behauptungen jeder Grundlage entbehrten. Doch wo Rauch ist, ist in der Regel auch Feuer, und ich war mir klar, dass diese Gerüchte in London von einem Obersten ausgestreut wurden, den ich kürzlich aus meinem Hauptquartier weggeschickt hatte.

Anfang Juli hatte nämlich einer meiner Adjutanten ein Schwein, das ständig um meinen Gefechtsstand raste und sich nicht wegjagen

liess, mit der Pistole erschossen. Der Oberst hatte die Sache mit dem Besitzer des Schweines in Ordnung gebracht. Der Bauer bekam sein Schwein bezahlt, und das Fleisch wurde für die Verpflegung der Soldaten verwandt. Bald darauf beschuldigte jedoch der Oberst einige meiner Verbindungsoffiziere, sie eigneten sich auf ihren Fahrten im Frontgebiet unrechtmässig Vieh an – die Bauern hatten ihre Höfe verlassen, und überall liefen Kaninchen, Hühner usw. frei herum.

Eines Tages kam der Oberst zu mir und meldete mir die Sache. Da ich nichts davon wusste, bat ich ihn, mir bestimmte Fälle zu nennen. Ich hatte in diesem Augenblick jedoch den Kopf voller Sorgen um die Schlacht, und so sagte ich ihm schliesslich, er solle die Angelegenheit dem Chef des Stabes vortragen. Daraufhin wurde er unverschämt und erging sich in Andeutungen, dass ich diese Handlungsweise von Offizieren meines Stabes offenbar billige und wohl selbst auch nicht abgeneigt sei, Vorteil daraus zu ziehen. Das ging zu weit. Ich telefonierte sofort meinen Chef des Stabes an und sagte ihm, der Oberst habe sofort von meinem vorgeschobenen Gefechtsstand zu verschwinden. Das geschah. Doch nach seiner Rückkehr nach London fing die Geschichte dort an die Runde zu machen, und schliesslich reichte der Oberst dem Kriegsministerium eine schriftliche Meldung ein. Das darüber entstandene Aktenstück habe ich nach dem Kriege selbst gelesen, als ich Chef des Generalstabs war; das Kriegsministerium hatte sich damit zweifellos eine Menge Arbeit gemacht. Jedenfalls dürfte es wohl in der Kriegsgeschichte einmalig sein, dass ein Generalstabsoffizier seinen eigenen Oberbefehlshaber im Felde der Plünderung bezichtigt.

STRATEGISCHE PROBLEME DER ALLIIERTEN NÖRDLICH DER SEINE

Mitte August 1944 war die Lage der Deutschen in Frankreich aussichtslos geworden. Paris fiel am 25. August, und am nächsten Tage standen in der vom Obersten Hauptquartier laufend herausgegebenen Lageübersicht folgende Sätze:

«Zweieinhalb Monate erbitterter Kämpfe, die ihren Höhepunkt für die Deutschen in einem Blutbad erreichten, das selbst ihrer übertriebenen Geschmacksrichtung genügen dürfte, haben uns das Ende des Krieges in Europa in absehbare, ja fast greifbare Nähe gerückt. Die Kraft der deutschen Armeen im Westen ist zerschlagen, Paris gehört wieder zu Frankreich, und die Armeen der Alliierten fluten den Grenzen des Reiches zu.»

Eine operative Anweisung, die das Oberste Hauptquartier kurz darauf herausgab, begann mit den Worten:

«Auf der ganzen Front mehren sich die Anzeichen, dass der Widerstand des Feindes vor dem Zusammenbruch steht. Die Masse der noch übriggebliebenen feindlichen Streitkräfte, die etwa auf zwei schwache Panzerdivisionen und neun Infanteriedivisionen geschätzt wird, steht nordwestlich der Ardennen, doch sind sie aufgelöst, in vollem Rückzug begriffen und werden wahrscheinlich keinen erheblichen Widerstand mehr leisten, sofern wir sie nicht zur Ruhe kommen lassen. Südlich der Ardennen werden die feindlichen Streitkräfte auf zwei Panzergrenadier- und vier schwache Infanteriedivisionen geschätzt. Aus allen möglichen Truppen zusammengewürfelte feindliche Verbände ziehen sich aus Südwestfrankreich zurück; sie dürften sich insgesamt auf etwa hunderttausend Mann belaufen, doch ihr Kampfwert wird höchstens gleich dem einer Division geschätzt. Etwa einer halben Panzerdivision und zwei Infanteriedivisionen ent-

sprechen ferner die feindlichen Truppen, die das Rhonetal aufwärts nach Norden gedrängt werden. Der Feind wird uns am Vordringen nach Deutschland nur hindern können, wenn er seine zurückflutenden Streitkräfte durch frische Divisionen aus Deutschland oder von anderen Fronten verstärkt und mit ihnen die wichtigeren Sektoren der Siegfriedlinie besetzt. Es ist jedoch zweifelhaft, ob ihm das noch rechtzeitig und in der nötigen Stärke gelingt.»

Das war die Lage. Meine Ansicht war, dass das Ende des Krieges in Europa ganz ohne Zweifel in «greifbare» Nähe gerückt war. Doch brauchten wir jetzt schnelle Entschlüsse und vor allem einen Plan. Aber soviel ich wusste, hatten wir noch keinen Plan. Während der Schlacht in der Normandie hatten wir fast alle deutschen Divisionen in Frankreich auf uns gezogen; wir hatten den Feind verleitet, südlich der Seine zu kämpfen, und dort hatten wir ihn entscheidend geschlagen. Erfolg in der Schlacht ist alles – aber man muss ihn auch ausnutzen.

Ich hatte meinen Plan schon fertig, ehe die Operationen in der Normandie zu Ende gingen, und wollte versuchen, Bradleys Einverständnis damit zu erlangen. Ich flog daher am 17. August von meinem vorgeschobenen Gefechtsstand, der sich in LeBeny-Bocage befand, zu Bradley hinüber, dessen Hauptquartier nördlich von Fougères lag, und skizzierte ihm meinen Plan wie folgt:

1. Nach Überschreiten der Seine sollten die 12. und 21. Heeresgruppe als feste Masse von etwa vierzig Divisionen Zusammenhalten. Diese Masse, die so stark war, dass sie nichts zu befürchten hatte, sollte nach Nordosten vorstossen.
2. Die 21. Heeresgruppe auf der Westflanke sollte die Kanalküste, den Pas de Calais und Westflandern vom Feinde säubern, Antwerpen und dann Südholland besetzen.
3. Die 12. Heeresgruppe sollte die Ostflanke bilden und mit ihrer rechten Flanke an die Ardennen gelehnt in Richtung Aachen und Köln vorstossen.
4. Angelpunkt der ganzen Bewegung sollte Paris sein. Starke amerikanische Streitkräfte sollten in dem Gebiet Orleans-Troyes-Chalons-Reims-Laon Stellungen beziehen mit einer längs der Loire bis Nantes zurückreichenden rechten Flanke.
5. Die in Südfrankreich (Unternehmen Dragoner) gelandeten und zurzeit nach Norden vorstossenden alliierten Streitkräfte sollten als

Marschrichtung Nancy und das Saargebiet bekommen. Wir selbst durften jedoch unsere rechte Flanke nicht so weit nach Süden ausdehnen, dass wir ihnen die Hand reichen konnten, da das unseren Plan aus dem Gleichgewicht bringen würde.

6. Hauptziele des Vorstosses sollten sein, Platz für starke Luftstreitkräfte in Belgien zu schaffen, noch vor dem Winter Brückenköpfe jenseits des Rheines zu bilden und das Ruhrgebiet rasch in die Hand zu bekommen.

Im Grunde war dies der Schlieffen-Plan der Deutschen im Jahre 1914, nur umgekehrt und mit dem Unterschied, dass er gegen einen zerschlagenen und bereits in Auflösung befindlichen Gegner durchgeführt werden sollte. Sein Erfolg hing von der Kräftekonzentration der Alliierten und damit auch von der entsprechenden Nachschuborganisation auf dem linken Flügel ab. Bradley stimmte dem von mir skizzierten Plan voll und ganz zu.

Am 20. August hielt Eisenhower in seinem vorgeschobenen Gefechtsstand in der Normandie eine Stabsbesprechung ab, um Vorschläge für die weitere Führung des Krieges entgegenzunehmen. Mein Chef des Stabes war dabei. Man kam zu bestimmten Entschlüssen, bei denen es sich kurz um Folgendes handelte:

- a) Die bisherige Spitzengliederung sollte vom 1. September an geändert werden; Eisenhower wollte selbst die Führung der Heeresgruppen übernehmen.
- b) Die 12. Heeresgruppe sollte in Richtung Metz-Saargebiet vorstossen und sich dort mit den aus Südfrankreich kommenden Streitkräften die Hand reichen.

Der Stab wollte alsbald darangehen, die entsprechenden Richtlinien auszuarbeiten, die mir zugehen sollten. Doch Guingand liess durchblicken, es sei vielleicht richtiger, bevor irgendetwas in dieser Richtung geschehe, meine Meinung zu hören. Damit war man einverstanden, und er kam noch am selben Abend zu mir in meinen vorgeschobenen Gefechtsstand.

Da ich mit den gefassten Beschlüssen nicht einverstanden war, schickte ich Guingand wieder zu Eisenhower und gab ihm einige kurze Notizen zu der Frage mit. Am 22. August war er zwei Stunden lang bei Eisenhower und versuchte, ihn in gewissen grundsätzlichen Punkten zu überzeugen. Schliesslich übergab er Eisenhower die von mir niedergeschriebenen Notizen und sagte ihm, dass Bradley am 17. August sein volles Einverständnis mit dem von mir vorgeschlagenen

Plan erklärt habe. Hier meine Notizen:

- «1. Der schnellste Weg zum Siege ist, mit der grossen Masse der alliierten Armeen nach Norden vorzustossen, die Küste bis Antwerpen vom Feind zu säubern, eine starke Luftmacht in Belgien zu schaffen und gegen das Ruhrgebiet vorzurücken.
2. Diese Masse muss als geschlossenes Ganzes operieren und so stark sein, dass sie ihre Aufgabe *schnell* erfüllen kann.
3. Einheitliche Befehlsgebung und Führung der Operationen zu Lande sind zum Erfolg notwendig. Die Aufgabe füllt einen Mann *voll* aus.
4. Der grosse Sieg in Nordwest-Frankreich ist durch persönliche Führung errungen worden. Künftige Siege lassen sich nur auf dieselbe Weise erringen. Wenn es dazu kommt, dass die Stäbe die Führung der Operationen übernehmen, wird ein schneller Erfolg gefährdet.
5. Eine Änderung der Spitzengliederung jetzt, nachdem ein grosser Sieg errungen ist, würde den Krieg nur verlängern.»

Guingand meldete mir, dass seine Unterredung mit Eisenhower negativ verlaufen sei. Ich beschloss daher, selbst mit ihm zu sprechen, und fragte ihn, ob er am nächsten Tage, dem 23. August, zum Lunch zu mir in meinen vorgeschobenen Gefechtsstand in Cond-sur-Noireau kommen würde. Er nahm die Einladung gern an.

Ehe Eisenhower kam, wollte ich unbedingt noch einmal mit Bradley sprechen. Ich flog also am frühen Morgen des 23. nach Laval, wohin er sein Stabsquartier inzwischen verlegt hatte. Zu meinem Erstaunen musste ich jedoch feststellen, dass Bradley sich anders besonnen hatte. Am 17. war er meiner Meinung gewesen. Jetzt, am 23., trat er aus voller Überzeugung dafür ein, dass der Hauptstoss seiner Heeresgruppe nach Osten in Richtung Metz-Saargebiet erfolgen müsse. Ich kam noch rechtzeitig in mein Stabsquartier zurück, um Eisenhower zu begrüßen. Er hatte Bedell-Smith mitgebracht, den ich bei dieser Gelegenheit zum ersten Male wiedersah, seit ich am Abend des 6. Juni aus England abgefahren war.

Ich bat Eisenhower, ob ich zunächst allein mit ihm sprechen könne, weil ich ihn in einigen wichtigen Fragen um seine grundsätzliche Entscheidung bitten wolle. Sein Chef des Stabes könnte vielleicht später dazukommen. Er war einverstanden, und wir sprachen

wohl eine Stunde lang allein miteinander. Ich legte ihm meine Ansicht dar, dass wir sofort einen festen, vernünftigen Plan brauchten. Er müsse entscheiden, sagte ich, wo wir unseren Hauptstoss ansetzen sollten; an dieser Stelle müssten wir so stark sein, dass wir bestimmt damit rechnen konnten, rasch zu entscheidenden Ergebnissen zu gelangen. Ich umriss die Nachschublage und wies darauf hin, dass wir bald sehr grosse Strecken zu überwinden haben würden. Wir müssten unsere Treibstoff- und Munitionslager hinter der von ihm befohlenen Hauptstossrichtung konzentrieren; wenn wir sie über die ganze Front verteilten, könnten wir nicht zu einer Entscheidung gelangen. Dann schilderte ich ihm meinen eigenen Vorschlag, dem Bradley ursprünglich zugestimmt hatte, und zeichnete ihm die Einzelheiten auf einer Karte ein, so dass er sich ein Bild über die guten Erfolgsaussichten machen konnte.

Ich sagte ihm, wenn er für eine Strategie der «breiten Front» wäre, bei der die ganze Linie auf einmal vorgehe und überall gleichzeitig gekämpft werde, dann würde unser Vormarsch unweigerlich immer langsamer werden, die Deutschen würden dadurch Gelegenheit bekommen, sich wieder zu fangen, und der Krieg würde noch den ganzen Winter hindurch bis weit in das Jahr 1945 hinein dauern.

Ich sagte ihm auch, als Oberster Befehlshaber dürfe er sich nicht auf die Landkriegführung einlassen und den Truppenbefehlshaber spielen. Als Oberster Befehlshaber müsse er hoch über diesen Dingen stehen, um die Übersicht über das komplizierte Ganze zu behalten, zu dem die Land-, Luft- und Seekriegführung, Verwaltungsfragen, politische Probleme und, ich weiss nicht, was noch alles, gehörten. Die Landschlachten müsste jemand anderer für ihn schlagen. Wir hätten den grossen Sieg in der Normandie errungen, weil wir eine gemeinsame Führung des Landkrieges gehabt hätten, aber nicht trotzdem. Dieser Punkt, sagte ich, sei so wichtig, dass er doch Bradley die Führung der Landstreitkräfte übertragen solle, wenn die öffentliche Meinung in den Staaten einen Amerikaner verlange; ich würde gern unter ihm Dienst tun. Doch da unterbrach er mich und erklärte, derartiges habe nie in seiner Absicht gelegen.

Im Laufe der Unterhaltung stimmte Eisenhower mir zu, dass die 21. Heeresgruppe nicht stark genug sei, um alle Aufgaben bei diesem Vorstoss nach Norden allein durchzuführen, und dass die Amerikaner ihr dabei jede nur mögliche Unterstützung gewähren müssten. Er war

ferner damit einverstanden, dass die allgemeine operative Leitung bei diesem Vorstoss in einer – das heisst in meiner – Hand blieb. Doch als ich ihm sagte, ich brauchte mindestens zwölf Divisionen auf der rechten Flanke der 21. Heeresgruppe, meinte er, dann bliebe der 12. Heeresgruppe nur noch eine Armee, und das würde die öffentliche Meinung in Amerika nicht zulassen. Ich fragte ihn darauf, warum wir aus lauter Rücksicht auf die öffentliche Meinung militärische Entscheidungen treffen wollten, die anerkanntermassen falsch seien. Vielleicht ging ich in dem Bestreben, ihn für meinen Plan zu gewinnen, etwas zu weit und dachte nicht genügend an seine schwere politische Belastung. Um meinen Plan anzunehmen, hätte er Patton und seine 3. amerikanische Armee zurückhalten müssen. Rückblickend frage ich mich oft, ob ich bei meinen Erwidern auch genügend Rücksicht auf Eisenhowers eigene Absichten nahm, doch ich glaube wohl. Jedenfalls hörte er mich völlig ruhig an. Ike und ich sind heute die besten Freunde, und ich bewundere noch immer seine Geduld und Nachsicht mit mir bei dieser Gelegenheit.

Doch all mein Reden war vergebens. Die Strategie der «breiten Front» siegte, und die 12. Heeresgruppe bekam Befehl, ihren Hauptstoss in Richtung Metz-Saargebiet zu führen und die 21. Heeresgruppe lediglich durch Vorstösse ihres linken Flügels zu unterstützen. Ich sollte befugt sein, für das «operative Zusammenwirken» zwischen der 21. Heeresgruppe und dem linken Flügel der 12. Heeresgruppe zu sorgen – der Ausdruck «operative Leitung» war in den Richtlinien gestrichen. Nach Übernahme der direkten Führung der Landstreitkräfte am 1. September gab Eisenhower jedoch neue Richtlinien heraus, in denen die 12. Heeresgruppe angewiesen wurde, sicherzustellen, dass ihre Truppen, die an meiner rechten Flanke gegen das Ruhrgebiet operierten, nachschubmässig «angemessen unterstützt» wurden.

Und so schickten wir uns an, die Seine zu überschreiten und dann jeder seines Weges zu gehen.

Alles schien guter Laune zu sein, die Truppe trat an, und der Oberste Befehlshaber trieb alle an der Front zur Eile an. Überall sollte der Kampf wieder beginnen. Doch das Schlimme war: Wir hatten keinen grundlegenden Plan, der für den ganzen Kriegsschauplatz galt. Unserer Kriegführung fehlte das gemeinsame Ziel. Gewiss, ich war

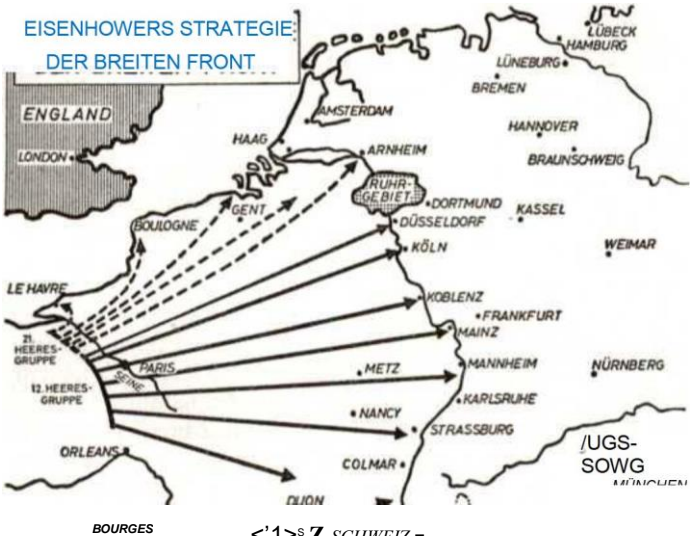
entschlossen, meine Rolle bei der Sache so gut wie möglich zu spielen; die englischen Truppen würden zeigen – und zeigten es dann auch dass sie es, wenn es zur Bewegungsschlacht kam, mit jedem anderen aufnehmen. Doch ich machte mir grosse Sorgen. Meine ganze Ausbildung und Erfahrung als Soldat sagte mir, dass wir auf diese Weise nicht zu einem schnellen Erfolg kommen konnten, und dann würde uns noch ein langer Winterfeldzug mit all seinen nachteiligen Folgen für das englische Volk bevorstehen.

Inmitten all dieser Sorgen und Enttäuschungen bekam ich am Abend des 31. August folgenden Funkspruch vom Premierminister:

«Es ist für mich eine grosse Freude, Ihnen mitteilen zu können, dass Seine Majestät der König auf meinen Vorschlag gnädigst geruht hat, in Anerkennung Ihrer hervorragenden Verdienste in der denkwürdigen und vielleicht entscheidenden Schlacht in Frankreich, die Sie persönlich geführt haben, Ihre Beförderung zum Range eines Feldmarschalls mit Datum des 1. September gutzuheissen.»

Erst später hat mir Sir Alan Lascelles, der damalige Privatsekretär des Königs, erzählt, unter welchen Begleitumständen meine Ernennung zum Feldmarschall unterzeichnet wurde. Der Premierminister war gegen Ende August aus Italien zurückgekehrt und sofort von seinem Arzt ins Bett gesteckt worden, da *er* über 39 Grad Temperatur hatte. Am 31. August fuhr der König in Begleitung von Sir Alan Lascelles zu der Privatklinik, in der der Premierminister lag, und traf ihn, in einen prachtvollen orientalischen Schlafrock aus hellblauer Seide gehüllt, in ausgezeichneter Stimmung an. Der Premierminister hatte die Ernennung schon zur Vorlage fertig da und bat den König, sie gleich an Ort und Stelle zu unterzeichnen. Das tat er denn auch, wobei er das Kopfkissen des Premierministers als Schreibunterlage benützte. Es wäre interessant festzustellen, ob wohl schon jemals zuvor ein englischer König die Beförderung eines Generals, der mitten im Kampfe steht, zum Feldmarschall auf dem Kopfkissen seines Premierministers unterschrieben hat. Jedenfalls war es schon das zweite Mal, dass ich auf dem Schlachtfelde befördert wurde. Am nächsten Morgen gab es der britische Rundfunk bekannt, und Eisenhower schickte mir sofort – was charakteristisch für ihn ist – ein langes, sehr herzliches Glückwunschtelegramm.

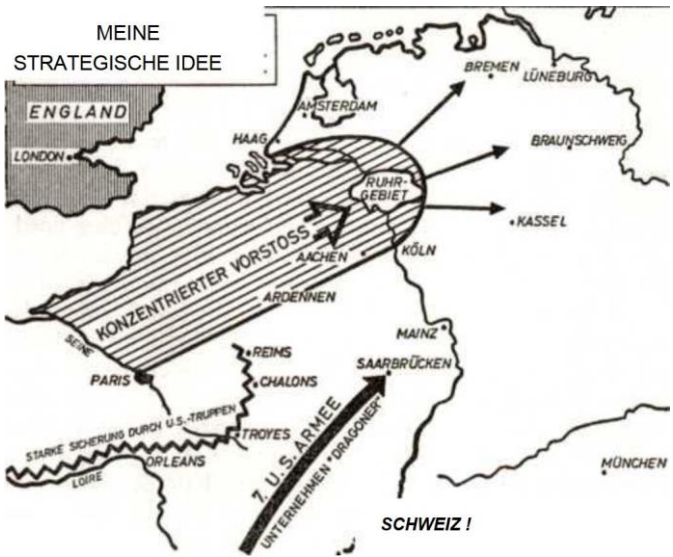
EISENHOWERS STRATEGIE:
DER BREITEN FRONT



<'1>S Z SCHWEIZ ■
/ : •

•-> / •

MEINE
STRATEGISCHE IDEE



SCHWEIZ !

Kartenskizze 12

Doch je mehr ich über unser Vorhaben nachdachte, desto klarer wurde mir, dass es falsch war. Die wirtschaftliche Lage in England und das Problem des Mannschaftsersatzes forderten gebieterisch den Sieg noch im Jahre 1944 – nicht später! Ausserdem hatte die breite Masse des Volkes unter dem Kriege schwer zu leiden – er musste so schnell wie möglich beendet werden. Unser «muss» war jedoch anders als das der Amerikaner: Es war dringlicher und entsprang einer anderen Auffassung. Das verstanden die amerikanischen Generäle nicht; bei ihnen daheim wusste man nicht, wie der Krieg wirklich aussah. Doch warum sollten wir auf alles verzichten wegen der öffentlichen Meinung und der Präsidentenwahl in Amerika? Unser jetziges Verfahren würde uns mehr Tote und Verwundete kosten. Die «breite Front» war nicht etwa aus Sicherheitsgründen befohlen worden. Auf unserer Südflanke war nichts zu befürchten, sie konnte fast nur von der Fliegerei mit geringer Truppenunterstützung gehalten werden. Das war durch die Landung in Südfrankreich wenigstens erreicht worden. Mein Vorschlag brachte nicht das geringste Risiko mit sich. Im Gegenteil, mein Plan bot die einzige Möglichkeit, den Krieg schnell zu Ende zu bringen.

Durch meinen Verbindungsoffizier in Bradleys Hauptquartier erfuhr ich allmählich, dass die amerikanischen Truppen auf meinem linken Flügel keinerlei Vorrang bei der Versorgung genossen. Eisenhowers Plan mit seinen zwei Vorstössen – einem auf das Ruhr- und dem anderen auf das Saargebiet – führte dazu, dass alles aufgeteilt werden musste: Truppen, Flugzeuge, Versorgung, Transportfahrzeuge, rollendes Material usw. Wir warfen den Grundsatz der Konzentration der Kräfte über Bord.

Eisenhowers Hauptquartier lag in Granville, an der Westseite der Halbinsel Cotentin. Das war vielleicht der richtige Ort für ihn als Obersten Befehlshaber; er war jedoch unbrauchbar für ihn als Befehlshaber der Landstreitkräfte, der den Finger am Puls seiner Armeen haben und bei einer Änderung der Lage rasche Entscheidungen treffen musste. Denn er sass dort über vierhundert Kilometer hinter der kämpfenden Front. Ausserdem lag er wegen einer Kniegeschichte zu Bett. Telefonverbindungen zwischen seinem Hauptquartier und Bradley und mir gab es nicht, nicht einmal ein Funktelefon. Anfang September war er tatsächlich, soviel ich feststellen konnte, vollkommen ohne Fühlung mit den Landkämpfen.

Aus meinem Streben heraus, einen vernünftigen Plan zu bekom-

men, beschloss ich, noch einmal an Eisenhower heranzutreten. Am 4. September, dem Tage der Einnahme von Antwerpen und Löwen, schickte ich ihm folgenden Funkspruch:

«Ich möchte Ihnen einige Gesichtspunkte bezüglich unserer künftigen Operationen vortragen und meine Ansicht dazu äussern:

1. Meiner Ansicht nach haben wir jetzt ein Stadium erreicht, wo ein wirklich kraftvoller, energischer Vorstoss auf Berlin alle Aussicht hat, durchzukommen und damit den Krieg mit Deutschland zu beenden.
2. Für zwei solche Vorstösse haben wir nicht genug Nachschubmöglichkeiten.
3. Für diesen Vorstoss, dessen Richtung noch zu bestimmen wäre, muss aller erforderlicher Nachschub ohne Einschränkung zur Verfügung gestellt werden, alle anderen Unternehmungen müssen nötigenfalls mit weniger auskommen.
4. Es gibt nur zwei Stossrichtungen, die in Frage kommen: entweder über das Ruhrgebiet oder über Metz-Saargebiet.
5. Nach meiner Meinung kommen wir wahrscheinlich auf dem nördlichen Wege über das Ruhrgebiet am Besten und Schnellsten zum Ziel.
6. Die Zeit drängt, die Entscheidung über die Richtung des Stosses muss daher sofort getroffen werden; Absatz 3 müsste dann alsbald in Kraft treten.
7. Wenn wir es mit einer Kompromisslösung versuchen und unsere Nachschubmöglichkeiten verteilen, so dass keiner der beiden Stösse genügend Kraft bekommt, verlängern wir den Krieg.
8. Ich glaube, das Problem ist durch diese Ausführungen klar umrissen.
9. Die Sache ist so wichtig, dass ich überzeugt bin, Sie werden mir zustimmen, dass eine Entscheidung sofort erfolgen muss. Vielleicht kommen Sie ohnehin in diese Gegend und schauen dann bei mir herein, damit wir darüber sprechen können. Wenn ja, würde ich mich freuen, Sie morgen zum Lunch hier zu sehen. Bin selbst hier im Augenblick nicht abkömmlich.» Tatsächlich war es schon fast zu spät. Der Vorstoss auf das

Saargebiet hatte bereits begonnen und Patton die nötigen Zuteilungen für seinen Vormarsch auf Metz erhalten. Auf meinem rechten Flügel sah sich die 1. amerikanische Armee genötigt, Pattons Angriff zu sichern, und war daher nicht in der Lage, auch meine Operationen zu

unterstützen, wie es befohlen war. Immerhin war noch Zeit, etwas aus der verfahrenen Lage zu machen, wenn wir nur eine sofortige Entscheidung bekommen konnten.

Eisenhower erhielt meinen Funkspruch am 5. September. Um 19.45 Uhr desselben Tages gab er die Antwort an mich auf.

Doch die Nachrichteneinrichtungen seines Hauptquartiers in Granville waren so unzureichend, dass ich seine Antwort in zwei Teilen erhielt, und zwar die Absätze 3 und 4 zuerst, am 7. September um 9 Uhr, und die Absätze 1 und 2 am 9. September um 10.15 Uhr. Hier der Funkspruch im Ganzen, wie er schliesslich zusammengesetzt wurde:

Teil 1 (erhalten am 9. 9. 1944 – 10.15 Uhr)

1. Ich stimme mit Ihrer Auffassung über einen kraftvollen, energischen Vorstoss auf Berlin überein, bin aber nicht der Ansicht, dass er in diesem Augenblick unter Ausschluss aller anderen Unternehmungen begonnen werden sollte.
2. Nachdem die Masse der deutschen Armee im Westen vernichtet ist, müssen wir sofort unseren Erfolg ausnützen, indem wir schnell die Siegfriedlinie durchbrechen, in breiter Front über den Rhein gehen und das Saar- und Ruhrgebiet erobern. Das beabsichtige ich so schnell wie irgend möglich zu tun. Damit werden wir zwei von Deutschlands Hauptindustriegebieten in die Hand bekommen und es dadurch – welchen Verlauf die Ereignisse auch danach nehmen mögen – weitgehend der Möglichkeit berauben, Krieg zu führen. Dieses Verfahren wird es uns ferner erleichtern, die aus Südwestfrankreich zurückweichenden Streitkräfte abzuschneiden. Ausserdem wird es uns freie Hand geben, in jeder von uns gewünschten Richtung vorzustossen, während der Feind gezwungen ist, die Streitkräfte, die er noch aufbringen kann, über ein grosses Gebiet zu verteilen.

Teil 2 (erhalten am 7.9.1944 – 9 Uhr)

3. Während unseres Vormarsches werden wir die Häfen von Le Havre und Antwerpen in Betrieb nehmen, die für die Durchführung eines Vorstosses bis Berlin unentbehrlich sind. Eine Umlegung unserer jetzigen Nachschubwege würde dafür unter keinen Umständen genügen.
4. Meine Absicht ist also, zunächst das Saar- und Ruhrgebiet zu besetzen, und bis dahin werden Le Havre und Antwerpen voraussichtlich soweit sein, dass der Nachschub für einen oder für beide

der von Ihnen erwähnten Vorstösse gesichert ist. In dieser Hinsicht habe ich stets dem nördlichen Weg über das Ruhrgebiet den Vorrang gegeben und tue das auch noch, wie aus meinen Richtlinien von gestern hervorgeht, die sich mit Ihrem Funkspruch gekreuzt haben. Lokomotiven und rollendes Material werden heute auf Grund dieses Vorrangs zugeteilt, um die Wucht des Angriffs Ihrer und der Bradley unterstehenden Streitkräfte nordwestlich der Ardennen aufrechtzuerhalten. Bitte lassen Sie mich umgehend Ihren weiteren Bedarf an Nachschub für den Vormarsch wissen.»

Aus dem am 7. September bei mir eingegangenen Teil 2 der Antwort ersah ich zur Genüge, dass wir wahrscheinlich nicht mit der erhofften Entscheidung rechnen konnten. Ich sandte daher Eisenhower folgenden Funkspruch:

«Habe soeben Absatz 3 und 4 Ihres Funkspruchs vom 5. September erhalten. Absatz 1 und 2 noch nicht eingetroffen. Meine Nachschublage ist äusserst angespannt. Erste Lieferung von 18 Lokomotiven mir soeben erst übergeben, restliche Lieferung erscheint noch unsicher. Ich brauche eine Zufuhr auf dem Luftwege von 1'000 t täglich nach Douai oder Brüssel, habe aber in den letzten zwei Tagen insgesamt nur 750 bekommen. Meine Transportmittel sind bemessen auf 250 km zwischen Versorgungslager und Operationsgebiet, stehe aber zurzeit rund 500 km von Bayeux. Habe daher meine Anlieferungen in Frankreich schon auf 6'000 t täglich herabgesetzt, doch das ist nur die Hälfte meines Verbrauchs, und es kann so nicht lange weitergehen. Daraus ist ersichtlich, dass ich mit Bayeux als Hauptversorgungsplatz wie bisher das Ruhrgebiet nicht erobern kann. Sobald ich einen Pas de Calais-Hafen in Betrieb habe, würde ich dann noch rund 2'500 weitere Dreitonnerlastwagen brauchen zuzüglich einer sicheren Belieferung von durchschnittlich mindestens 1'000 t täglich auf dem Luftwege, um bis zum Ruhrgebiet und schliesslich nach Berlin zu kommen. Dabei darf ich auf Absatz 3 Ihres Funkspruchs hinweisen, nach dem eine blossige Umlegung unserer jetzigen Nachschubwege für einen Vorstoss nach Berlin keinesfalls genügen würde. Es ist sehr schwierig, diese Dinge in einem Funkspruch darzulegen. Können Sie nicht einmal hierherkommen?»

Inzwischen hatte ich mit Bradley über unsere kritische Versorgungslage gesprochen und war mit ihm übereingekommen, das wir

unsere Pläne, Fallschirmtruppen zur Beschleunigung des Vormarsches einzusetzen, aufgeben und alle verfügbaren Flugzeuge für den Nachschub verwenden mussten. Das war kein grosses Opfer, denn unser Vormarsch seit dem Überschreiten der Seine war so schnell, dass wir Fallschirmtruppen gar nicht brauchten. Seit dem Sieg in der Normandie richtete sich jedoch mein Blick voraus auf den Rhein und das Ruhrgebiet, und ich war mir darüber klar, dass wir beim Übergang über die Maas und den Rhein alle unsere Luftlandverbände brauchen würden. Mir war das 1. alliierte Luftlandekorps zugeteilt worden, und am 3. September – dem Tage, an dem wir Brüssel befreiten – bat ich seinen Kommandeur, General Browning, zu mir zu kommen, damit wir uns über die allgemeine Richtung des Vorstosses zum Rhein und über die geeignetsten Stellen für den Absprung der Luftlandedivisionen unterhalten konnten.

Am 9. September bekam ich Nachricht aus London, dass am Tage zuvor die ersten V-2-Geschosse in England niedergegangen waren; man vermutete, dass sie aus der Gegend um Rotterdam oder Amsterdam kamen, und fragte mich, wann ich den Feind aus diesem Gebiet vertreiben könne. Für mich stand damit die Stossrichtung unseres Angriffs zur Sicherung des Maas- und Rheinüberganges fest: Es kam nur die Richtung Arnhem in Frage. Am Vormittag des 10. September kamen Dempsey und Browning noch einmal zu mir, um das Unternehmen gegen Arnhem zu besprechen, doch ich war mir darüber klar, dass der Zeitpunkt des Beginns von der Versorgungslage abhängig war.

Auf die Bitte in meinem Funkspruch vom 7. September hin kam Eisenhower in Begleitung von Tedder am Nachmittag des 10. September im Flugzeug nach Brüssel. Wir hatten eine ausgiebige Unterredung in seinem Flugzeug, da er nicht aussteigen konnte, denn er ging noch sehr lahm.

Ich erläuterte ihm meine Lage eingehend. Ich berichtete ihm auch von den ersten V-2-Geschossen in England, und woher sie kamen. Er meinte, er habe schon immer beabsichtigt, dem Vorstoss auf das Ruhrgebiet und dem nördlichen Vormarschweg den Vorrang einzuräumen, und das geschehe ja jetzt auch. Ich erwiderte ihm, dass es *nicht* geschehe, worauf er sagte, dass er unter Vorrang nicht den «absoluten Vorrang» verstehe, denn er könne den Vorstoss auf das Saargebiet keinesfalls mehr abblasen. Ich sagte ihm, dass der feindliche

Widerstand sich längs des Albert-Kanals versteifte; dass wir dort ständig eine Menge Benzin und Munition verbrauchten und unsere Vorräte schneller zu Ende gingen, als wir sie auffüllen konnten. Es werde immer deutlicher, dass ich nicht in der Lage sein würde, das grosse Unternehmen gegen Arnhem so früh zu beginnen, wie ich gehofft hatte, und dass dies dem Gegner Zeit lassen würde, seine Stellungen noch besser auszubauen. Seit dem Übergang über die Seine hätten sich meine Truppen ständig nach Norden, Bradley aber ständig nach Osten bewegt. Der Vormarsch zu Lande erfolge ruckweise und ohne Zusammenhang. Solange er bei seinen zwei Vorstössen bliebe, sagte ich, und der Nachschub auf beide verteilt werden müsse, könne keiner von beiden Erfolg haben. Ich wies darauf hin, dass Antwerpen und die Zugänge zum Hafen noch hinter dem Vorstoss auf der linken Flanke lägen, den ich am 23. August – also schon fast vor drei Wochen – empfohlen hatte. Es gäbe zwei Möglichkeiten: entweder Bradleys Plan zu unterstützen oder meinen. Wenn er versuchte, beide voranzutreiben, könnten wir unmöglich schnell zu entscheidenden Ergebnissen kommen. Am schnellsten würden wir Antwerpen in Betrieb nehmen können, wenn mein Plan einer Kräftekonzentration auf dem linken Flügel unterstützt würde – das würde nicht nur unsere Nachschub- und Bevorratungsnöte beseitigen, sondern auch den Druck auf die schon schwer angeschlagenen Deutschen im wichtigsten Gebiet aufrechterhalten und so zu einem schnellen Kriegsende beitragen. Es war nötig, dass er meine Ansicht genau kennenlernte; die Entscheidung, wie es gemacht werden sollte, lag dann bei ihm. Offenbar war er jedoch mit meinen Darlegungen nicht einverstanden. Er wiederholte nur, dass wir zunächst an den Rhein kommen und ihn in breiter Front überschreiten müssten; dann – aber wirklich erst dann – könnten wir uns auf *einen* Vorstoss konzentrieren. Wir schieden ohne klare Entscheidung, es sei denn die, dass es bei der strategischen Konzeption einer «breiten Front» bleiben sollte. Immerhin war Eisenhower einverstanden, dass die 21. Heeresgruppe so bald wie möglich nordwärts auf Arnhem vorstossen solle, und er gab zu, dass erfolgreiche Operationen in dieser Richtung grosse Möglichkeiten für unser künftiges Vorgehen schaffen würden.

Am nächsten Tage, dem 11. September, sandte ich Eisenhower folgenden Funkspruch:

«Ich habe nach unserer gestrigen Unterhaltung meine Vorratslage

noch einmal sorgfältig überprüft. Ihre Entscheidung, dass der Vorstoss nach Norden auf das Ruhrgebiet *nicht* den Vorrang vor anderen Operationen bekommen soll, wird gewisse Rückwirkungen haben, auf die ich Sie hinweisen muss. Das umfangreiche Unternehmen der 21. Heeresgruppe und des Luftlandekorps nach Norden gegen Maas und Rhein kann jetzt frühestens am 23., aber vielleicht auch erst am 26. September anlaufen. Diese Verzögerung wird dem Feinde Zeit lassen, bessere Verteidigungsmassnahmen zu treffen, so dass wir mit stärkerem Widerstand und langsamerem Vorwärtskommen rechnen müssen. Mit dem herannahenden Winter wird auch eine Verschlechterung des Wetters zu erwarten sein, so dass wir aus unserer grossen Überlegenheit an Flugzeugen dann weniger Nutzen ziehen können. Das Ganze ist im Grunde eine Frage der Eisenbahn-, Strassen- und Lufttransporte, und wenn diese nicht je nach der Richtung des geplanten Vorstosses konzentriert werden, um ihm den nötigen Schwung zu verleihen, wird keiner sehr weit kommen, da wir dann alle zu weit von unseren Nachschubstützpunkten entfernt sind. Wir werden alles nur Mögliche tun, um mit der Sache weiterzukommen, aber die oben erwähnten Tatsachen werden Ihnen zeigen, dass bei einer weiteren Versteifung des feindlichen Widerstandes keine grossen Ergebnisse zu erwarten sind, bis wir die nötigen Vorräte an Munition und anderem Bedarf angelegt haben.»

Dieser Funkspruch hatte überraschend schnell Erfolg. Bedell-Smith kam schon am nächsten Tage zu mir, um mir mitzuteilen, dass Eisenhower sich entschlossen habe, meinen Empfehlungen zu entsprechen. Der Saarvorstoss sollte abgestoppt werden. Drei amerikanische Divisionen sollten haltmachen und ihre Transportmittel dazu verwendet werden, der 21. Heeresgruppe zusätzlich Vorräte heranzuführen. Der grösste Teil des Nachschubs der 12. Heeresgruppe sollte der 1. amerikanischen Armee auf meinem rechten Flügel zugutekommen, und ich sollte künftig befugt sein, mit ihrem Befehlshaber, General Hodges, unmittelbar zu verkehren.

Infolge dieser Zusagen überprüfte ich mit Dempsey zusammen meine Pläne und setzte dann als Tag X für das Unternehmen gegen Arnhem – Operation Market Garden – Sonntag, den 7. September, fest. Erst später erfuhr ich – aber vielleicht war es gut so-, dass General Patton, sobald er von diesen Anordnungen hörte, mit Bradleys Einverständnis beschloss, die 3. Armee jenseits der Mosel so in

Kämpfe zu verwickeln, dass das Oberste Hauptquartier sie weder anhalten noch ihr den Nachschub kürzen konnte.

Am 15. September schrieb mir Eisenhower folgenden Brief:

«Lieber Montgomery,

wir werden, hoffe ich, bald die Ziele erreicht haben, die ich uns in meiner letzten Direktive (Nr. 13765) gesetzt habe, und damit im Besitz des Ruhr- und Saargebietes sowie der Gegend um Frankfurt sein. Inzwischen habe ich mir unsern nächsten Schritt überlegt.

Wie ich die Lage dann sehe, werden die Deutschen im Ruhrgebiet und um Frankfurt erbitterten Widerstand geleistet und dabei empfindliche Niederlagen erlitten haben. Ihre immer geringer werdenden Streitkräfte werden – vielleicht verstärkt durch hastig zusammengegraffte oder von andern Kriegsschauplätzen abgezogene Truppenteile – wahrscheinlich versuchen, unsern Vormarsch auf die in Deutschland noch übriggebliebenen wichtigen Ziele aufzuhalten. Durch Angriffe auf diese Ziele werden wir uns Möglichkeiten schaffen, mit den letzten Resten der deutschen Streitkräfte im Westen kräftig aufzuräumen, weitere Schlüsselstellungen zu besetzen und die Bevölkerung Deutschlands immer mehr in die Enge zu treiben.

Das Hauptziel ist selbstverständlich Berlin, zu dessen Verteidigung der Feind wahrscheinlich die Masse der ihm verbliebenen Streitkräfte zusammenziehen wird. Meiner Ansicht nach besteht kein Zweifel darüber, dass wir alle unsere Energie und unsere Mittel für einen schnellen Vorstoss auf Berlin einsetzen müssen.

Unsere strategischen Überlegungen müssen jedoch mit denen der Russen abgestimmt werden, so dass wir auch andere Ziele ins Auge fassen müssen.

Da ist das Gebiet der Ost- und Nordseehäfen Kiel, Lübeck, Hamburg, Bremen. Mit der Besetzung dieser Gebiete würden wir nicht nur die deutsche Kriegsmarine und ihre Nordseestützpunkte, den Nord-Ostsee-Kanal und ein grosses Industriegebiet in die Hand bekommen, sondern auch aus Norwegen und Dänemark zurückflutenden deutschen Streitkräften den Weg versperren können. Ausserdem werden wir das Gebiet oder mindestens einen Teil davon vielleicht als Flankendeckung für einen Vorstoss auf Berlin besetzen müssen.

Da sind weiter die Gebiete um Hannover-Braunschweig und Leipzig-Dresden. Sie sind sowohl industriell als auch versorgungsmässig von Bedeutung und Verkehrsknotenpunkte auf dem Wege vom Ruhrgebiet und Frankfurt nach Berlin, so dass die Deutschen sie wahrscheinlich als Zwischenstellungen zur Sicherung von Berlin halten werden.

Und schliesslich sind da noch die Gebiete um Nürnberg-Regensburg und um Augsburg-München. Zu ihrer wirtschaftlichen und versorgungsmässigen Wichtigkeit kommt die überragende politische Bedeutung Münchens hinzu. Vielleicht werden wir sogar gezwungen sein, dieses Gebiet zu besetzen, um feindliche Streitkräfte abzuschneiden, die sich vom Balkan oder aus Italien zurückziehen.

Verständlicherweise können wir daher unsere Ziele erst in naher Zukunft genau festlegen und müssen uns auf eine oder mehrere der folgenden Möglichkeiten vorbereiten:

- a) mit Teilen beider Heeresgruppen auf Berlin vorzustossen, und zwar entweder beiderseits der Linie Ruhrgebiet-Hannover-Berlin oder Frankfurt-Leipzig-Berlin oder beider Linien.
- b) Sollten die Russen vor uns nach Berlin kommen, würde die nördliche Heeresgruppe das Gebiet um Hannover und Hamburg mit den Häfen besetzen und die mittlere Gruppe das Gebiet um Leipzig-Dresden – oder Teile davon, je nachdem, wie weit die Russen vorstossen.
- c) In jedem Falle würde die südliche Heeresgruppe das Gebiet Augsburg-München besetzen. Das Gebiet um Nürnberg-Regensburg würde dann je nach der derzeitigen Lage die mittlere oder südliche Heeresgruppe besetzen.

Kurz zusammengefasst, es ist mein Wunsch, auf dem direktesten und schnellsten Wege auf Berlin vorzustossen, wobei die vereinigten amerikanisch-englischen Streitkräfte von den anderen noch verfügbaren Kräften unterstützt werden, die über die Schlüsselstellungen vorgehen und strategisch wichtige Gebiete an den Flanken besetzen – alle in einer gemeinsamen, aufeinander abgestimmten Operation.

Zeitpunkt und Stärke der einzelnen Vorstösse lassen sich im jetzigen Stadium noch nicht angeben. Ich würde mich jedoch freuen, schon jetzt Ihren Standpunkt zu den allgemeinen, in diesem Brief aufgeworfenen Fragen zu erfahren.

Ihr aufrichtig ergebener

gez. *Dwight D. Eisenhower*»

Nach sorgfältiger Überlegung beantwortete ich den Brief am 18. September wie folgt:

«Mein lieber Ike,

ich habe Ihren Brief vom 15.9.44 erhalten und teile Ihnen Ihrem Wunsche gemäss nachstehend in grossen Zügen meinen Standpunkt zu den aufgeworfenen Fragen mit:

1. Ich weise darauf hin, dass die ganze Sache – was möglich und was nicht möglich ist – eng mit der Versorgungslage zusammenhängt. Sehr wichtig ist auch der Faktor Zeit – was wir tun, müssen wir schnell tun.
2. In Anbetracht von Absatz 1 ist meiner Ansicht nach eine gemeinsame Operation, bei der alle verfügbaren Armeen durch Deutschland vorrücken, nicht möglich – die Transportmittel und die allgemeine Nachschublage lassen eine *schnelle* Durchführung nicht zu.
3. Streitkräfte von genügender Stärke für die vorliegende Aufgabe könnten jedoch versorgt und mit dem erforderlichen Nachschub unter der Voraussetzung beliefert werden, dass die allgemeine Richtung des Vorstosses entsprechend gewählt wird, und vorausgesetzt, dass diese Streitkräfte bezüglich des Nachschubs in jeder Beziehung den Vorrang geniessen.
4. Meine ganz persönliche Ansicht ist die, dass wir das, was wir wollen, nicht erreichen werden, wenn wir Ziele wie Nürnberg, Augsburg, München etc. anstreben oder unsere Streitkräfte in Mitteldeutschland festlegen.
5. Für das beste Ziel halte ich das Ruhrgebiet und von dort weiter nach Berlin auf dem nördlichen Wege. Auf diesem Wege liegen die Häfen, und auf diesem Wege können wir unsere Seemacht am besten zum Tragen bringen. Auf allen andern Wegen würden wir lediglich möglichst viele deutsche Streitkräfte binden.
6. Wenn Sie Absatz 5 zustimmen, würde meiner Ansicht nach die 21. Heeresgruppe zuzüglich der neun Divisionen der 1. amerikanischen Armee ausreichen. Diese Streitkräfte müssten dann *alles an Nachschub bekommen, was sie brauchen*, und die andern Armeen müssten bei ihren Operationen mit dem auskommen, was übrigbleibt.
7. Wenn Sie Absatz 5 nicht für richtig halten und der Ansicht sind, dass die richtige Stossrichtung von Frankfurt aus durch Mitteldeutschland führt, so schlage ich vor, dass die 12. Heeresgruppe

mit ihren drei Armeen dafür eingesetzt wird und dann ihrerseits allen nötigen Nachschub bekommt. Die 21. Heeresgruppe würde dann mit dem, was übrigbleibt, ihr Bestes zu leisten versuchen, oder vielleicht würde auch die 2. englische Armee zur Unterstützung des Vorstosses auf dem linken Flügel gebraucht werden.

8. Kurz, da die Zeit drängt, müssen wir meines Erachtens entscheiden, was nötig ist, um nach Berlin zu gelangen und den Krieg zu beenden; alles andere spielt eine nebensächliche Rolle. Drei Armeen reichen dazu meiner Meinung nach aus, wenn Sie den nördlichen Weg wählen, und auch die Nachschubfrage liesse sich in diesem Falle lösen. Über den südlichen Weg habe ich kein Urteil.
9. Ich bin der Ansicht, dass über unsern Plan und unsere Ziele *jetzt* entschieden werden und alles entsprechend vorbereitet werden sollte. Ich möchte mich also nicht damit einverstanden erklären, dass wir damit, wie Sie in Ihrem Brief andeuten, bis in nahe Zukunft warten können.
10. Um noch einmal zusammenzufassen: Ich empfehle einen Vorstoss auf dem nördlichen Wege über das Ruhrgebiet, siehe Absatz 5. In diesem Falle würde Absatz 6 in Kraft treten.
11. Ich hoffe, dass damit alles klar ist. Es stimmt im Übrigen mit meinen Ansichten überein, die ich Ihnen mit meinem Funkspruch vom 4. September mitteilte.

Stets Ihr
gez. *B. L. Montgomery*»

Eisenhower erwiderte darauf am 20. September wie folgt:

«Lieber Monty,

mit Ihrem Brief vom 18. September stimme ich in grossen Zügen vollkommen überein und glaube nicht, dass irgendein grösserer Unterschied zwischen unseren Auffassungen besteht.

Ich habe niemals andeuten wollen, dass ich an einen Vormarsch durch Deutschland mit allen Armeen nebeneinander denke.

Insbesondere stimme ich mit Ihnen im Folgenden überein: Von den verschiedenen Wegen für den grossen Offensivvorstoss ins Innere Deutschlands bevorzuge ich den vom Ruhrgebiet aus nach Berlin. Eine Vorbedingung dafür ist allerdings unter dem Gesichtspunkt

des Nachschubs die baldige Eroberung der Zugänge zum Hafen von Antwerpen, damit dieser Flügel ausreichend versorgt werden kann. Nebenbei bemerkt, habe ich noch nicht Ihren Voranschlag bezüglich des Schiffsraumes bekommen, den die 21. Heeresgruppe zur Versorgung auf diesem Vorstoss benötigt.

In einem Punkt bin ich jedoch, wenn ich Ihre Gedanken richtig auslege, anderer Ansicht als Sie. So wie ich Ihren Brief verstehe, sagen Sie, dass alle unsere Divisionen ausser der 21. Heeresgruppe und etwa neun Divisionen der 12. Heeresgruppe an der Stelle stehenbleiben können, an der sie sind, und dass wir allen diesen Divisionen ihre Transportmittel und alles übrige wegnehmen können, um einen einzigen dolchartigen Vorstoss auf Berlin zu unterstützen. Vielleicht meinen Sie es nicht so, aber das ist bestimmt nicht möglich.

Was ich wirklich beabsichtige, ist vielmehr, unsere Armeen längs der deutschen Westgrenze, wenn möglich bis an den Rhein, vorrücken zu lassen, durch möglichst baldige, volle Inbetriebnahme des Antwerpener Hafens eine angemessene Versorgung sicherzustellen und dann den von Ihnen vorgeschlagenen Vorstoss zu unternehmen. Bradleys ganze Heeresgruppe – ausgenommen die Armee seines linken Flügels, die seinen Hauptbeitrag zu dem Vorstoss leistet – wird dann so vorrücken, dass sie stets in der Lage ist, den Hauptstoss zu unterstützen und deutsche Truppenkonzentrationen vor seiner Front oder an seinen Flanken zu verhindern.

Ich habe bereits den Chef des Stabes angewiesen, so bald wie möglich eine Aussprache mit den Oberbefehlshabern der Heeresgruppen und den Nachschubbearbeitern herbeizuführen, und bin überzeugt, dass wir diese Sache unter einen Hut bringen werden. Ich möchte nur sicherstellen, dass auch unsere anderen Streitkräfte, wenn Sie mit Ihrer Heeresgruppe auf Berlin vorstossen und Bradley Sie dabei mit seinem linken Flügel unterstützt, in der Lage sind, den Erfolg dieses Unternehmens zu sichern. Denn sonst müsste der Hauptvorstoss selbst für seine Rücken- und Flankendeckung unterwegs so viele Kräfte abgeben, dass er sich sehr bald totlaufen würde.

Wie Sie wissen, habe ich von Anfang dieses Feldzuges an immer den linken Flügel bevorzugt, Ihnen darum auch das Luftlandekorps zugeteilt und alle erdenklichen Massnahmen getroffen, um Ihren Nachschub sicherzustellen. Alle anderen Verbände kämpfen ständig

mit einem Klotz am Bein in Gestalt unzureichender Versorgung. Vielleicht wissen Sie noch nicht, dass Patton seit genau vier Tagen heftige Gegenangriffe abwehren muss und während der letzten sieben Tage, ohne selbst einen grösseren Vorstoss zu versuchen, rund 9'000 Gefangene gemacht und 270 Panzer vernichtet hat.

Ich habe heute mit Bradley gesprochen. Um den allgemeinen Plan der Stärkung des linken Flügels zu fördern, haben wir beschlossen, die Divisionen aus Brest nachzuziehen, die den Schutz des Gebietes östlich von Luxemburg übernehmen sollen, damit Hodges seine ganze Kraft auf seinen linken Flügel zum Vorstoss auf den Rhein konzentrieren kann. Sobald wir dort sind, wird Bradleys nächste Aufgabe sein, für eine starke, voll ausgerüstete Armee auf seinem linken Flügel zu sorgen, die Sie nach Berlin begleiten soll.

Ihr

gez. *Dwight D. Eisenhower*»

Ich beantwortete diesen Brief sofort durch einen Funkspruch an Eisenhower vom 21. September:

«Lieber Ike, vielen Dank für Ihren Brief vom 20. Ich weiss, dass Sie volle Offenheit von mir in dieser Sache erwarten: Ich kann Ihnen nicht zustimmen, dass wir ganz einer Meinung sind. Ich habe immer gesagt: Halten Sie den rechten Flügel zurück und gehen Sie nur mit dem linken vor. Aber jetzt hat man den rechten so weit vorgehen lassen, dass er mehr Nachschub verbraucht hat, als ihm zusteht, und wir infolgedessen an Beweglichkeit eingebüsst haben. Nach Ihrem Brief wollen Sie mit Ihrem rechten Flügel noch weiter vorgehen, und in Ihrem Absatz 5 sagen Sie, dass Bradleys ganze Heeresgruppe so vorrücken wird, dass sie stets in der Lage ist usw. Ich würde sagen, der rechte Flügel der 12. Heeresgruppe sollte strikten Befehl bekommen, haltzumachen; denn wenn dieser Befehl nicht befolgt wird, werden wir in grosse Schwierigkeiten geraten. Die ganze Sache kommt meines Erachtens darauf hinaus: Wenn Sie das Ruhrgebiet haben wollen, müssen Sie alles, aber auch wirklich alles in diesen ‚linken Haken‘¹ hineinstecken und alles andere abstoppen. Wenn das nicht geschieht, werden Sie nach meiner Meinung das Ruhrgebiet nicht bekommen.

In treuer Freundschaft

Ihr Monty

Für den Nachmittag des 22. September berief Eisenhower die angekündigte Konferenz in seinem Hauptquartier in Versailles ein, um einen Plan für die weitere Führung des Krieges zu beschliessen. Die Lage in Arnhem war an diesem Tage nicht gut, und weiter südlich hatten die Deutschen den Korridor unterbrochen und sich an der Hauptstrasse zwischen Vechel und Grave südlich Nijmegen festgesetzt. Ich konnte daher die Front nicht verlassen und beauftragte Guingand mit meiner Vertretung in der Konferenz. Ausserdem wusste ich, dass ich wegen meiner Einwände gegen die Art der Kriegführung weder im Obersten Hauptquartier noch bei den amerikanischen Generälen sehr beliebt war; ich hielt es daher für das Beste, dieser weiteren Erörterung der Frage fernzubleiben.

Am Abend schickte mir dann Guingand einen Funkspruch aus Versailles mit der Mitteilung, dass Eisenhower meinen Plan hundertprozentig unterstützt hatte und dass der nördliche Vorstoss das Hauptunternehmen sein und volle Unterstützung erhalten sollte. Ich bekam den Funkspruch in den frühen Morgenstunden des 23. September. Inzwischen hatte sich die Lage bei Arnhem weiter verschlechtert; der Korridor, der bis Nijmegen führte, war erneut unterbrochen worden, und es sah so aus, als würden wir die Reste der 1. englischen Luftlandedivision über den NiederRhein zurücknehmen müssen. Am 25. wurde die Division dann tatsächlich zurückgenommen.

Unwillkürlich musste ich an meine Unterredung mit Eisenhower am 23. August in meinem vorgeschobenen Gefechtsstand in Cond6 denken, bei der ich ihn um Unterstützung meines Planes gebeten hatte. Damals hatte er meine Bitte abgelehnt. Heute, am 23. September, bekam ich endlich die Nachricht, dass er zugestimmt hatte und meinen Plan unterstützen wollte. *Seine Entscheidung kam genau einen Monat zu spät!* Jetzt konnte nichts mehr den Verlauf der Ereignisse aufhalten, den ich vor einem Monat vorausgesagt hatte.

Die Nachschublage wurde längs der ganzen Front immer schlechter. Die 1. amerikanische Armee auf meinem rechten Flügel war bis zum 6. Oktober ausserstande, mit ihren planmässigen Operationen zu beginnen, weil sie die erforderliche Munition nicht bekam. Am 7. Oktober berichtete ich Eisenhower von Eindhoven aus ausführlich über die Lage an der nördlichen Flanke und sagte ihm, ich könne die ge-

planten Operationen, um die Rheinlinie zu erreichen, nicht weiterführen, wenn die Anlieferung des für diese Operationen zugeteilten Nachschubs nicht beschleunigt werden könne. Ich fügte dann noch hinzu, ich hätte Bradley gebeten, am nächsten Tage zu mir zu kommen, um die Lage zu besprechen.

Da Eisenhower also wusste, dass Bradley am 8. Oktober bei mir in Eindhoven sein würde, schickte er uns beiden einen Funkspruch, in dem er uns seine Ansicht über das Problem mitteilte, vor dem wir alle standen. Sein Funkspruch begann mit folgenden Sätzen:

«Hauptschwierigkeit an Nordflanke anscheinend mangelnde Stärke gegenüber feindlicher Verstärkung. Daher muss Plan gemeinsamen Vorstosses zum Rhein zurückgestellt werden, bis soeben gelandete US-Divisionen eintreffen.

Trotzdem müssen Pläne beider Heeresgruppen daran festhalten, dass ihre Hauptaufgabe ist, die Rheinlinie nördlich Bonn so schnell wie menschenmöglich zu erreichen¹.»

Bradley und ich konnten dieser Feststellung nicht zustimmen. Wir waren im Gegenteil der Überzeugung, dass wir das Tempo unseres Vorstosses zum Rhein so lange drosseln mussten, bis wir die Nachschublage verbessern konnten. Ich berichtete Eisenhower entsprechend und fügte hinzu, ich hätte die Operationen der 2. Armee in Richtung auf das Ruhrgebiet zunächst abgestoppt und wäre dabei, meine Kräfte auf die Eroberung der Zuwege nach Antwerpen zu konzentrieren, damit wir den Hafen so bald wie möglich voll in Betrieb nehmen könnten.

Am nächsten Tage, dem 9. Oktober, bekam ich einen Funkspruch von Eisenhower, in dem er feststellte:

«Falls wir Antwerpen nicht bis Mitte November in Betrieb haben, werden die gesamten Operationen zum Stillstand kommen. *Ich muss daher betonen, dass ich von all unsern Massnahmen auf der ganzen Front von der Schweiz bis zum Kanal der Inbetriebnahme des Hafens von Antwerpen den grössten Wert beimesse¹.»*

Das war etwas grundlegend anderes als der Funkspruch vom Tage zuvor, der es als Hauptaufgabe beider Kampfgruppen bezeichnet hatte, «die Rheinlinie nördlich Bonn so schnell wie menschenmöglich

zu erreichen». Immerhin waren wir offenbar alle jetzt einer Meinung, was zu tun war.

General Marshall war am 8. Oktober mit Bradley mitgekommen, und ich hatte mit ihm in meinem Wohnwagen ein langes Gespräch unter vier Augen. Ich sagte ihm, seit Eisenhower persönlich die Führung der Landkämpfe übernommen hätte und zugleich Oberster Befehlshaber aller Streitkräfte zu Lande, zu Wasser und in der Luft sei, seien die Armeen zwar nicht geographisch, wohl aber nach der Staatsangehörigkeit getrennt. Seitdem fehle es am festen Griff von oben, und eine operative Leitung und Kontrolle gebe es nicht mehr. Unsere Unternehmungen seien nicht mehr aufeinander abgestimmt und tatsächlich unzusammenhängend geworden, so dass wir durch eigene Schuld in ein völliges Durcheinander geraten seien. Marshall hörte mir zu, äusserte sich aber selbst kaum – offensichtlich war er völlig anderer Meinung.

Sobald ich unsere künftigen Pläne mit Dempsey festgelegt hatte, zog ich gegen Ende des Monats nach Brüssel um und stiess wieder zu meinem Hauptquartier der Heeresgruppe. Von Brüssel aus konnte ich besser persönlich in die Operationen zur Öffnung der Zuwege nach Antwerpen eingreifen, die von der 1. kanadischen Armee unter Simonds durchgeführt wurden. Crerar hatte man krank nach England bringen müssen.

Am 3. November schickte ih Eisenhower folgenden Funkspruch:

«Ich habe Ihnen zu melden, dass die Zuwege nach Antwerpen und die Scheldemündung jetzt völlig sicher vor feindlichen Störungen sind. Unsere Truppen auf Walheren sind jetzt im Besitz der Küste von Domburg bis West-Kapelle und um die Ecke ostwärts bis Vlissingen. Die Stadt Vlissingen ist ebenso wie alle feindlichen Küstenstellungen und Geschütze in unserer Hand. Unsere Minensucher sind zurzeit in der Scheldemündung an der Arbeit, etliche haben bereits Terneuzen erreicht. Nord- und Süd-Beveland gehören uns ganz. Nur im nördlichen und nordöstlichen Teil von Walheren sind noch einige Reste des Feindes, doch können sie die Schifffahrt auf der Schelde nicht mehr stören; im Übrigen sind wir dabei, die Insel vom Feinde zu säubern. Jeder feindliche Widerstand auf dem Festland südlich von Walheren und im Gebiet von Knocke hat aufgehört. Seit Überschreiten des Leopold-Kanals haben wir in diesem Gebiet 14'000 Gefangene gemacht. Die volle, ungestörte Inbetriebnahme des Hafens von Ant-

werpen ist jetzt Sache der Marine.» Eisenhowers Antwort lautete:

«Lieber Monty, die Eroberung der Zuwege nach Antwerpen ist von allergrösster Bedeutung für uns. Ich bin Ihnen persönlich daher aufrichtig dankbar für die Energie, die Sie dieser Sache gewidmet haben. Wollen Sie bitte dem kommandierenden kanadischen General meinen Dank und meine Glückwünsche übermitteln. Gez. *Ike*»

Für die Kriegshistoriker wird die eigentümliche Entwicklung der alliierten Kriegführung nördlich der Seine Anlass zu mancherlei Meinungsverschiedenheiten geben. Letzten Endes hatten den Vorteil von den Auseinandersetzungen die Deutschen. Meine Meinung war damals – und ist es auch heute noch – dass wir das Durcheinander, das bei den Deutschen nach ihrer vernichtenden Niederlage in der Normandie herrschte, nicht genügend ausnutzten. Die schnellste Art und Weise, den Krieg zu beenden, war nicht einfach, wie manche meinten, durch die unbeschränkte Benützung des Antwerpener Hafens gegeben. Schon Mitte August, sofort nach dem Erfolg in der Normandie, hätten wir handeln und ihn als Sprungbrett für einen harten Schlag ausnützen müssen, der die Deutschen erledigte und uns gleichzeitig zu den Häfen auf der Nordflanke verhalf, die wir brauchten. Dazu hätte es jedoch eines Planes und der Konzentration aller Kräfte bedurft – aber an beidem fehlte es. Ich bin heute noch fest überzeugt, hätten wir uns damals, Mitte August, zu einem richtigen Operationsplan entschlossen und ihn durch entsprechende Nachschubmassnahmen untermauert, wir hätten uns noch vor Wintersonfang Brückenköpfe jenseits des Rheins schaffen und das Ruhrgebiet erobern können. Das Ganze hätte, wenn richtig angepackt, nicht nur den Krieg abgekürzt, es hätte auch Möglichkeiten geboten, den Krieg in Europa mit einer politischen Bilanz abzuschliessen, die einem baldigen und dauerhaften Frieden sehr viel günstiger gewesen wäre als die, welche tatsächlich herauskam.

Man hat behauptet, ich hätte Eisenhowers Befehl ignoriert, vor allen Dingen zuerst den Zugang zum Hafen von Antwerpen freizukämpfen und erst danach mit dem Vorstoss auf Arnhem zu beginnen. Das trifft nicht zu. Einen solchen Befehl Eisenhowers hinsichtlich Antwerpens hat es nie gegeben, und dem Unternehmen gegen Arnhem hatte er zugestimmt. Tatsächlich hatte ich bis zum 8. Oktober

einschliesslich den Befehl, «so schnell wie menschenmöglich die Rheinlinie zu erreichen». Erst am 9. Oktober bekam Antwerpen, wie aus den oben angeführten Befehlen hervorgeht, den Vorrang.

Das Schlimme war, dass Eisenhower zuviel auf einmal haben wollte – das Saargebiet, den Frankfurter Sektor, das Ruhrgebiet, Antwerpen und die Rheinlinie. Ich wusste, wie erbittert die Deutschen in der Normandie gekämpft hatten, und war mir klar, alle diese Gebiete auf einmal zu erobern sei unmöglich. Hätte Eisenhower meinen Plan angenommen, so hätte er mindestens Antwerpen und das Ruhrgebiet mit Brückenköpfen über den Rhein im Norden bekommen und wäre dann in einer guten Position gewesen. Oder aber hätte er Bradleys Plan angenommen, so hätte er das Saargebiet und den Frankfurter Sektor bekommen können mit Brückenköpfen über den Rhein in der Mitte und im Süden. Doch er war zu optimistisch. Er wählte den Mittelweg. So sah er schliesslich all seine Pläne vereitelt, denn er erreichte keines seiner Ziele.

Ich war natürlich sehr enttäuscht. Ich hatte gehofft, wir würden den Krieg gegen Deutschland schnell beenden, Zehntausende von Menschenleben sparen und dem englischen Volk Erleichterung bringen können. Doch es sollte nicht sein.

Zurückblickend komme ich immer mehr zu der Überzeugung, dass all die Erörterungen und Meinungsverschiedenheiten über die strategische Planung nach dem Überschreiten der Seine im Grunde ein Streit um Worte waren. Es ging um eine «breite oder schmale Front». Mein Plan wurde von Eisenhower als «bleistiftdünn» oder bei einer anderen Gelegenheit als «dolchähnlicher Vorstoss» bezeichnet. Aber einen Vorstoss von vierzig Divisionen kann man kaum eine «schmale Front» nennen. Richtiger spräche man in diesem Falle wohl von einem «harten Schlag». Ich vertrat lediglich den Boxergrundsatz des *einen* Schlages gegen einen Gegner, der schon schwach auf den Beinen war. Das entsprach der Anwendung des «linken Hakens» in den Wüstenschlachten, der stets zum Knockout geführt hatte. Ich kannte mich also schliesslich in dieser Sache aus. Wenn man sich von der irrtümlichen Bezeichnung «schmal» freimachen kann, werden alle Argumente gegen meinen Plan wie bleistiftdünn, dolchähnlich und dergleichen hinfällig.

Die traurige Geschichte der Ereignisse nach der siegreichen Schlacht in der Normandie kann man in einem Satz zusammenfassen:

Was immer auch beschlossen wurde, es wurde nicht ausgeführt. In der Normandie waren unser strategisches Ziel und der Plan, um es zu erreichen, einfach und klar. Seine einzelnen Teile griffen genau ineinander. Jede Lockerung wurde rechtzeitig vorausgesehen und abgestellt – und so führte er zum Erfolg. Nach der Normandie wurde unsere strategische Planung Stückwerk; richtiger gesagt, es gab überhaupt keinen Plan, und unser Vorrücken geschah ruckweise und unzusammenhängend.

Darüber, ob dieser oder jener Entschluss richtig oder falsch gewesen wäre, lässt sich natürlich streiten. Aber wenn man sich zu einem Plan entschliesst, mag er richtig oder falsch sein, und ihn dann nicht durchführt, so erübrigt sich jede weitere Erörterung. Wir hatten uns entschlossen, «auf breiter Front» zum Rhein vorzurücken, doch was taten wir? Wir rückten «in mehreren Fronten» an den Rhein, die ohne jeden Zusammenhang waren. Und was taten die Deutschen? Als wir aus dem Gleichgewicht gebracht und übermässig auseinandergezogen waren, führten sie mit konzentrierter Kraft einen einzigen, starken Stoss gegen die Ardennen, so dass wir fast zu Boden gegangen wären.

Am 6. November verliess ich Brüssel und flog zu kurzem Urlaub nach England. Die Zeit seit der Landung in der Normandie vor genau fünf Monaten war für uns alle nicht leicht gewesen, und ich glaubte, ein paar Tage Erholung verdient zu haben.

Nach meiner Ankunft in London suchte ich alsbald den Premierminister auf, um ihm zu berichten, wie es bei uns aussah und dass wir uns darauf gefasst machen mussten, dass der Krieg noch den ganzen Winter über bis weit in das Jahr 1945 hinein dauere.

Hier ist, was er in mein Autogrammbuch schrieb:

«Die gewaltige Schlacht in der Normandie hat zur Befreiung Frankreichs geführt. Die Eroberung Deutschlands steht uns noch bevor. Zwischen diesen zwei Entscheidungskämpfen stellen die Befreiung Belgiens und die Öffnung der Schelde als Hauptversorgungskanal für die Alliierten einen der wichtigsten Siege dar, den die 21. Heeresgruppe und ihr Befehlshaber errungen haben.

Winston S. Churchill 6.11.44

Am 10. November kehrte ich in mein Hauptquartier in Brüssel zurück.

DIE SCHLACHT BEI ARNHEM

vom 17. bis 25. September 1944

Bei unserem Vorstoss nach Norden verlegten uns zwei grosse Flüsse den Weg – die Maas und der Rhein. Dazu kam noch eine Anzahl weiterer Hindernisse in Gestalt breiter Kanäle. Mein Plan war, über alle diese Hindernisse hinweg bis zum Rhein vorzustossen und einen Brückenkopf am Nordufer zu schaffen, ehe uns der Feind daran hindern konnte.

Das mir zugeteilte 1. alliierte Luftlandekorps unter Generalleutnant Browning unterstellte ich dazu der 2. Armee, die Dempsey führte.

Das Korps bestand aus der 1. englischen Luftlandedivision, der 82. und 101. U.S.-Luftlandedivision und der polnischen Fallschirmjägerbrigade.

Den Grund dafür, dass der Vorstoss in Richtung Arnhem erfolgen sollte, habe ich schon genannt. Die fünf grossen Wasserstrassen, die uns auf dem Vormarsch über Eindhoven nach Norden bei Son, Vechel, Grave, Nijmegen und zuletzt bei Arnhem selbst den Weg versperrten, dachte ich durch einen «Teppich» von Luftlandetruppen zu überbrücken. Das 30. Korps (Horrocks) sollte in der Mitte des «Teppichs» Vorgehen, bei Arnhem zu der 1. englischen Luftlandedivision stossen und nördlich dieses Ortes einen Brückenkopf über den Nieder-Rhein bilden. Dann sollte sich die 2. Armee mit der Front nach Osten in dem Gebiet zwischen Arnhem und der Zuidersee festsetzen, um von dort gegen die Nordflanke des Ruhrgebiets operieren zu können. Gleichzeitig mit dem 30. Korps sollten zwei weitere Korps – das 8. unter O'Connor und das 12. unter Ritchie – vorgehen und den «Teppich» nach Osten und Westen verbreitern.

Das ganze Unternehmen erhielt, wie bereits erwähnt, den Deckna-

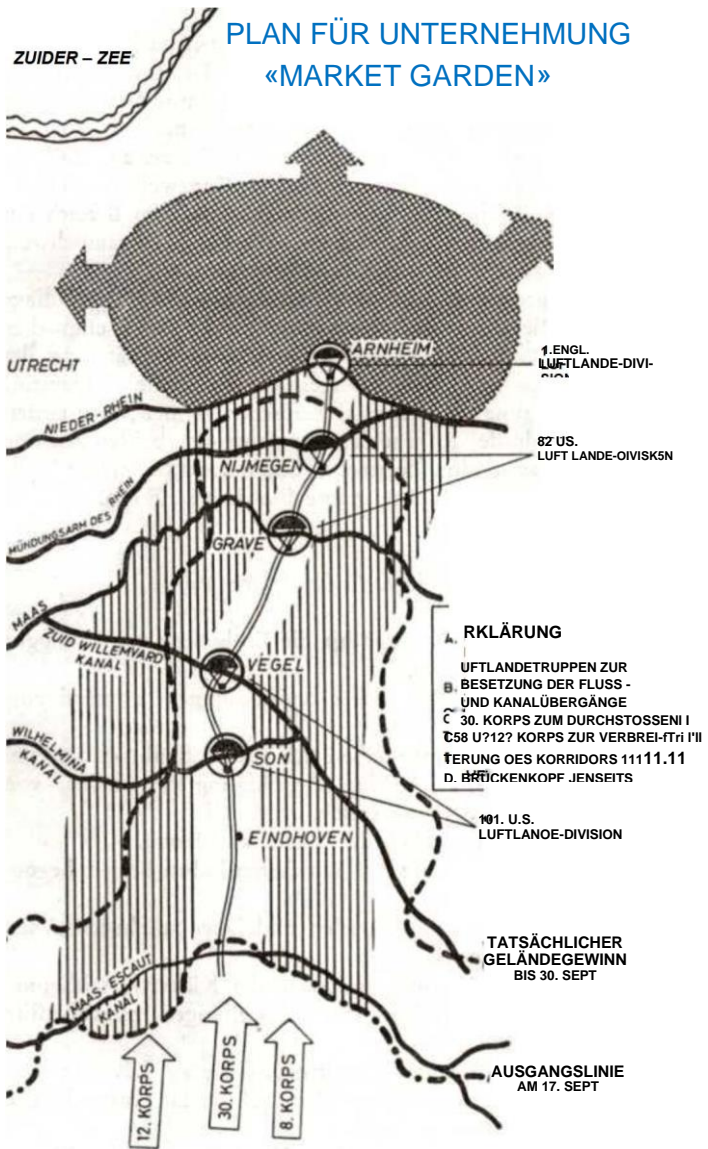
men *Market Garden*. Es war sicherlich ein kühner Plan. General Bradley hat ihn sogar «einen der phantasie reichsten des ganzen Krieges» genannt. Doch sobald er davon erfuhr, suchte er ihm einen Riegel vorzuschieben, damit sich an der Nordflanke nicht neue Möglichkeiten eröffneten und ich dann womöglich verlangte, dass mir amerikanische Truppen unterstellt würden, um sie erfolgreich auszunutzen. Denn er war nach wie vor für den doppelten Vorstoss – auf das Saar- und Ruhrgebiet gleichzeitig. Diese Ansicht verfocht auch Patton, der immer, wenn Eisenhower den Ruhrvorstoss zu begünstigen schien, ihn als den «besten General der Engländer» bezeichnete. Doch Eisenhower setzte grosse Hoffnungen auf die Operation *Market Garden*.

Meine am 14. September erlassenen Befehle für das Unternehmen sind von Interesse, da sie zeigen, wie ich versuchte, seine Absichten zu verwirklichen. Ich gebe sie daher hier im Wortlaut wieder:

Operationsbefehl M 525

1. Nun, da Le Havre erobert ist, hat unsere Versorgungslage sich gebessert, und wir können zu Operationen übergehen, die zur Eroberung des Ruhrgebietes führen sollen.
2. Der Hafen von Antwerpen ist zwar schon in unserer Hand, wir können ihn aber noch nicht benützen, da der Feind noch die Scheldemündung beherrscht. Diese Sache in Ordnung zu bringen, wird Hauptaufgabe der kanadischen Armee sein.
3. Auf unserem rechten Flügel hat die 1. amerikanische Armee die deutsche Grenze überschritten und steht in Gefechtsberührung mit den Verteidigern der Siegfriedlinie. Weiter südlich hat die 3. amerikanische Armee Brückenköpfe über die Mosel gebildet.
4. Zusammen mit der 12. Heeresgruppe wollen wir nun mit Operationen beginnen, die dazu bestimmt sind, das Ruhrgebiet zu umzingeln und zu isolieren; besetzen werden wir dann das Gebiet, sobald es uns erwünscht ist. Unser Endziel ist also das Ruhrgebiet. Aber auf dem Wege dorthin wollen wir die Häfen von Antwerpen und Rotterdam erobern, um sie als Versorgungsstützpunkte zu benützen, denn das Ruhrgebiet soll nur die erste Etappe unseres weiteren Vorstosses in das Innere Deutschlands von Norden her sein.

PLAN FÜR UNTERNEHMUNG «MARKET GARDEN»



Kartenskizze 13

5. Die Absicht bei den jetzigen Operationen ist, alle feindlichen Streitkräfte westlich der Linie Zwolle – Deventer – Kleve – Venlo – Maastricht zu vernichten und dann ostwärts vorzustossen und das Ruhrgebiet einzuschliessen.
6. Abgrenzung des Operationsgebietes zwischen 21. und 12. Heeresgruppe: Hasselt – Sittard – Garzweiler – Leverkusen am Rhein (alle diese Orte gehören zum Bereich der 12. Heeresgruppe) – Opladen – Warburg – Braunschweig (gehören zum Bereich der 21. Heeresgruppe).
7. Diese Abgrenzung soll nur als allgemeine Arbeitsgrundlage dienen. Die allgemeine Vormarschrichtung der 2. englischen Armee ist zunächst nordwärts und dann ostwärts an der Nordgrenze des Ruhrgebietes entlang; die allgemeine Marschrichtung der 1. amerikanischen Armee ist ostwärts am Südende des Ruhrgebietes entlang. Die beiden Armeen werden also auseinanderstreben und müssen besondere Massnahmen treffen, um ihre innere Flanke zu sichern.

1. Kanadische Armee

8. Die Armee vollendet zunächst die Eroberung von Boulogne und danach von Calais.
9. Dünkirchen wird erst später darankommen; es wird vorerst nur isoliert.
10. Alle Kräfte der Armee haben sich auf Massnahmen zu konzentrieren, die eine baldige Ausnützung des Hafens von Antwerpen ermöglichen sollen.
Luftlandetruppen stehen dafür zur Verfügung.
Angriffe der Luftwaffe auf Walcheren haben bereits begonnen.
Dazu gehören:
 - a) Die Zerstörung von Strassen und Eisenbahnbrücken, um die Insel abzuschliessen;
 - b) Angriffe auf Geschützstellungen der Küstenverteidigung;
 - c) Angriffe auf andere Geschützstellungen einschliesslich Flakartillerie.
11. Das Hauptquartier des 1. Korps und die 49. Division werden sobald wie möglich aus dem Sektor Le Havre in den Sektor Antwerpen verlegt.
Die 51. Division stellt für diese Verlegung alle ihre Transportfahrzeuge zur Verfügung; sie bleibt solange auf der Halbinsel Le

- Havre in Ruhestellung, als die Kanadische Armee die Fahrzeuge für Nachschub- und Verlegungstransporte braucht.
12. Die Kanadische Armee übernimmt ab 15. September den Sektor Antwerpen von der 2. Armee. Die Grenze zwischen den beiden Armeen setzt nach erfolgter Ablösung die Kanadische Armee im Einvernehmen mit der 2. Armee fest.
 13. Nach Erfüllung des Auftrags, den Zugang zum Antwerpener Hafen zu öffnen (s. Abs. 10), rückt die Kanadische Armee auf der allgemeinen Achse Breda – Utrecht – Amsterdam nach Norden vor. Abgrenzung (alle Orte im Bereich der kanadischen Armee): Herenthals – Turnhout – Tilburg – s’Hertogenbosch – Zaltbommel – Utrecht – Hilversum.
Ihre Aufgabe ist, alle feindlichen Truppen westlich der Armeegrenze zu vernichten und den Hafen von Rotterdam dem Verkehr zu öffnen.
 14. Danach verlegt die Kanadische Armee an den linken (nördlichen) Flügel der 2. Armee, um von dort auf Bremen und Hamburg angesetzt zu werden.

2. Englische Armee

15. Die Armee bekommt zunächst die Aufgabe, nach Norden vorzustoßen und die Übergänge über den Rhein und die Maas im Gebiet Arnhem – Nijmegen – Grave zu besetzen. Ein Luftlandekorps mit drei Divisionen wird für dieses Unternehmen der 2. Armee unterstellt.
16. Dann marschieren die Armee in voller Stärke mit Front nach Osten auf; ungefähre Verlauf der Linie: Zwolle – Deventer – Arnhem mit starken Brückenköpfen auf der Ostseite der IJssel. In dieser Stellung hält sie sich bereit, ostwärts in das Gebiet Rheine – Osnaabrück – Hamm – Münster vorzurücken. Dabei ist das Gewicht auf den rechten Flügel zu verlegen mit Marschrichtung Hamm, von wo ein starker Vorstoß nach Süden, längs dem Ostrand des Ruhrgebietes beabsichtigt ist.
17. Der Vorstoß nach Norden zur Besetzung der Flussübergänge (s. Absatz 15) hat zügig und schnell zu erfolgen ohne Rücksicht darauf, was an den Flanken geschieht. Massnahmen zur Verbreiterung des Gebietes des anfänglichen Stosses und zur Sicherung ei-

ner Nachschublinie trifft die Armee erst, wenn die Brückenköpfe gebildet sind.

18. Tag X für das Unternehmen ist Sonntag, der 17. September. Falls schlechtes Wetter die Luftlandungen verhindert, ist eine Verschiebung möglich.

12. Heeresgruppe

19. Die 1. U.S.-Armee stösst nach Norden vor wie folgt:
- a) 5. Korps in Richtung Bonn,
 - b) 7. Korps in Richtung Köln,
 - c) 19. Korps führt den Flankenschutz an der Nordflanke der Armee durch, längs der Grenze mit der 2. Englischen Armee (s. Absatz 7).
20. Die Armee erobert Bonn und Köln und bildet einen etwa 15 km tiefen Brückenkopf auf der Ostseite des Rheines.
21. Dann dringt die Armee ostwärts am Südrand des Ruhrgebietes vor. Diese Operation ist zeitlich genau mit dem Vorrücken der 2. englischen Armee längs der Nordseite des Ruhrgebietes abzustimmen. Zwischen General Bradley und mir wird während der Operationen enge Fühlung bestehen.

Allgemeines

22. Auf Absatz 15 des Befehls M 523 vom 3.9.1944 wird nachdrücklich hingewiesen. Wenn wir auf deutschen Boden kommen, müssen Stabsquartiere und Truppenunterkünfte schärfer bewacht werden – verantwortlich dafür sind die betreffenden Einheiten und Untereinheiten. Insbesondere sind Vorkehrungen zu treffen, dass sich keine Spione und Gestapo-Agenten einschleichen. Mit Heckenschützen ist zu rechnen; höhere Offiziere müssen bei Fahrten durch ihren Sektor entsprechende Vorsichtsmassnahmen treffen. Wie das zu geschehen hat, wird sich wahrscheinlich sehr rasch herausstellen, sobald wir in Deutschland sind.»

Nach Empfang dieses Operationsbefehles schrieb mir Eisenhower sofort einen Brief, um mir zu sagen, dass er damit vollkommen einverstanden sei. Er hätte das eigentlich gar nicht nötig gehabt, doch es

zeigt wieder einmal seine grosse menschliche Güte. Offenbar dachte er, ich würde einen solchen Brief nach den mancherlei Meinungsverschiedenheiten der letzten Wochen besonders angenehm empfinden. Tatsächlich habe ich mich sehr darüber gefreut. Er schrieb:

«Lieber Monty,

16. Sept. 1944

Ihr Operationsbefehl M 525 ist soeben hier eingetroffen, und ich muss sagen, er enthält nicht nur alle Massnahmen, die dazu dienen können, meine Grundidee hinsichtlich dieses Feldzugs erfolgreich durchzuführen, sondern entspricht auch in jeder Weise unseren jüngst getroffenen Abmachungen.

Ich habe gestern einen höheren Offizier meines Stabes zu Bradley geschickt, der dafür sorgen soll, dass alle seine Massnahmen bezüglich des Einsatzes seiner Truppen und der Verteilung des Nachschubs genau mit dieser Idee im Einklang stehen. Er hat zwar am 10. September eine vorläufige Anweisung erlassen, die auf den ersten Blick unserer Idee eines Hauptvorstosses mit dem linken Flügel nicht ganz gerecht wird, doch wird sich in der Praxis alles so auswirken, wie es Ihnen vorschwebt. Ich glaube, der Feind wird nur noch einmal in der Lage sein, eine grosse Abwehrschlacht im Westen zu schlagen. Er wird daher meines Erachtens mit der Hauptmasse seiner Truppen das Ruhrgebiet zu verteidigen suchen. Sobald unser jetziges Drängen und Stossen ihn in die richtige Stellung gebracht hat, werden wir ihn dort rasch einschliessen. Ich lasse es mir angelegen sein, unsere Operationen so zu gestalten, dass wir alles auf dieses Ziel konzentrieren. Dabei verstehe ich unter ‚alles‘ sämtliche Truppen, Waffen und Nachschubgüter, die man in der Schlacht sinnvoll einsetzen kann. In diesem Sinne stösst Bradleys linker Flügel zurzeit mit aller Wucht vor, um Sie zu unterstützen; die 3. Armee drängt nach Norden, um Hodges zu unterstützen, und die 6. Heeresgruppe ziehen wir näher heran, um dem Ganzen Flankenschutz zu gewähren.

Ich höre, dass unsere eifrigen Bemühungen, möglichst viele Kraftfahrkompanien zusammenzuholen, um Ihnen täglich 500 t liefern zu können, bis zum 15. September noch nicht den Erfolg gehabt haben, dass Sie diesen Nachschub laufend bekommen. Man versichert mir jedoch, dass der erste Transport morgen (17.9.) vormittags bei Ihnen eintreffen wird.

Mein Hauptquartier ist von Mittwoch Vormittag an in Versailles.

Persönlich will ich jedoch nur einige Tage dort bleiben und dann weiter nach vorn gehen, irgendwo in die Gegend von Compiègne oder Reims, wo ein brauchbarer Flugplatz in der Nähe ist. Den genauen Ort teile ich Ihnen noch mit.

Und nun recht viel Glück! Ihr gez. *Dwight D. Eisenhower*
P. S. Bradley erhält Abschrift hiervon.»

In Ziffer 22 meines Operationsbefehls hatte ich die mir unterstellten höheren Offiziere angewiesen, sobald wir auf deutschen Boden kämen, auf ihre persönliche Sicherheit bedacht zu sein und entsprechende Vorsichtsmassnahmen zu treffen. Ein Offizier, der von England herübergekommen war, um etwas mit mir zu besprechen, nahm ein Exemplar des Befehls für das Kriegsministerium mit. Dort löste es als Antwort folgendes Telegramm aus:

«Persönlich für Feldmarschall Montgomery vom stellvertretenden Chef des Generalstabs:

Habe soeben Ihr M 525 gelesen. Mit Bezug auf Absatz 22 sind Sie sich hoffentlich darüber klar, dass Sie selbst durch Äusseres und Kleidung auffallen und daher gute Zielscheibe für den Feind sind. Zweifellos werden verwegene Gesellen zu mehreren oder allein alle Anstrengungen machen, Sie umzubringen. Es ist daher Ihre Pflicht, sofort energische und durchgreifende Massnahmen für Ihre persönliche Sicherheit zu treffen, mag Ihnen das auch noch so sehr widerstreben. Sie können es sich nicht länger leisten, in dieser Hinsicht gleichgültig zu sein. Bitte betrachten Sie dieses Telegramm nicht als blosser Anregung, sondern als ausdrücklichen Befehl vom Chef des Generalstabs.»

Das Unternehmen *Market Garden* begann, wie geplant, am 17. September 1944. Es ist bereits mehrfach beschrieben worden. Den wohl besten und ausführlichsten Bericht enthält Chester Wilmots Buch *The Struggle for Europe*. Ich will daher nicht alles noch einmal erzählen. Den letzten Brückenkopf nördlich von Arnhem gelang es bekanntlich nicht zu erobern. Infolgedessen konnte auch die 2. Armee nicht, wie beabsichtigt war, nördlich des Niederrheins günstige Stellungen beziehen, um von dort aus gegen den Nordrand des Ruhrgebietes vorzustossen. Doch der Besitz der Übergänge über die Maas bei Grave und über den Unterrhein – oder Waal, wie er in Holland heisst – bei Nimwegen sollte sich als enorm wertvoll erweisen: Wir

hatten nicht nur einen grossen Teil von Holland befreit, sondern uns auch ein Sprungbrett für die späteren erfolgreichen Kämpfe im Rheinland geschaffen. Ohne diese Erfolge wäre es uns nicht möglich gewesen, im März 1945 den Rhein in voller Stärke zu überschreiten – immerhin, das muss man zugeben, den entscheidenden Brückenkopf hatten wir nicht bekommen.

Am späten Abend des 24. September ging von der 1. englischen Luftlandedivision in Arnhem folgender Funkspruch ein: «Muss darauf aufmerksam machen, dass wir wahrscheinlich nicht länger durchhalten können, falls nicht spätestens am 25. frühmorgens Verstärkung eintrifft. Offiziere und Mannschaften am Ende ihrer Kräfte. Mangel an Verpflegung, Wasser, Munition und Waffen wird noch verschärft durch starke Offiziersausfälle. Selbst schwacher Angriff des Feindes kann völlige Auflösung zur Folge haben. Gegebenenfalls werde ich allgemeinen Durchbruch in Richtung auf den Brückenkopf Nijmegen befehlen, Übergabe kommt keinesfalls in Frage. Da Feind direkt vor uns, Bewegungen zurzeit nicht möglich. Haben unser Möglichstes versucht und tun es weiter, solange wie möglich.»

Da wir nicht in ausreichender Stärke zu ihnen vorstossen konnten, gab ich Befehl, die Reste der Division sollten sich noch unter dem Schutze der Nacht über den Niederrhein auf unsere Linien zurückziehen. Etwa 2'000 Verwundete, die nicht abtransportiert werden konnten, blieben mit Ärzten und Sanitätern zurück und fielen in deutsche Gefangenschaft.

Von den höheren Offizieren der Division kamen nur der Divisionskommandeur (Urquhart), ein Brigadekommandeur (Hicks) und der Artilleriekommandeur (Loder-Symonds) zurück, von den Bataillonskommandeuren nur ein einziger. Von den übrigen Offizieren und Mannschaften gelang die Rückkehr 125 Offizieren, 400 Gleitflugzeugführern und 1'700 Unteroffizieren und Mannschaften. Ich schickte sie alle sofort nach England auf Urlaub.

General Urquhart wohnte bei mir in meinem vorgeschobenen Gefechtsstand, bis auch er nach England zurückkehrte. Er bat mich um einen Brief, den er seiner Division bei ihrer Rückkehr vom Urlaub in England bekanntgeben konnte. Der Brief, den ich ihm gab, trägt das Datum des 28. September 1944:

«Ich möchte Ihnen persönlich und jedem Offizier und Mann Ihrer Division meine Anerkennung aussprechen für das, was Sie alle in

Arnhem für die Sache der Alliierten getan haben. Ausserdem möchte ich Ihnen in meinem eigenen und im Namen der ganzen 21. Heeresgruppe sagen, wie sehr wir den prachtvollen Kampfgeist bewundern, den Ihre Division auf dem Nordufer des Unterrheins in Holland im Kampf gegen eine grosse Übermacht gezeigt hat. Es steht ausser allem Zweifel, hätte Ihre Division versagt, so hätte das die Operationen an anderen Stellen sehr gefährdet. Aber sie hat nicht versagt, und darum ist alles in bester Ordnung.

Ich möchte gern, dass ganz England die Worte Ihres letzten Funkpruchs aus dem Arnhem Sektor erfährt: ‚Eine Übergabe kommt keinesfalls in Frage. Wir haben unser Möglichstes versucht und werden es weiter tun, solange wie möglich. Und ganz England wird zu Ihnen sagen: ‚Ihr habt das Beste getan, was ihr konntet. Ihr habt eure Pflicht erfüllt. Wir sind stolz auf euch!‘

Die Annalen der englischen Armee berichten uns von vielen ruhmreichen Taten. Aus dieser Tradition haben wir von jeher Kraft und Begeisterung geschöpft und uns bemüht, den grossen Vorbildern der Vergangenheit nachzueifern. Doch es kann wohl kaum etwas Ruhmreichereres geben als eure heldenhafte Haltung bei Arnhem, und kommenden Generationen wird es nicht leicht werden, euer Vorbild zu erreichen. Solange wir in den Armeen des englischen Empire Offiziere und Soldaten haben, die das tun, was ihr getan habt, dann können wir der Zukunft wahrhaftig mit vollem Vertrauen entgegensehen. In kommenden Jahren wird es für jeden von euch ein erhebendes Gefühl sein, wenn er sagen kann: ‚Ich habe bei Arnhem mitgekämpft.‘

Ich bitte Sie, jedem Offizier und Mann Ihrer Division meinen aufrichtigen Dank und meine besten Wünsche zu übermitteln.»

Es gab viele Gründe dafür, dass wir bei Arnhem nicht zu einem vollen Erfolg kamen. Die wichtigsten sind meiner Ansicht nach folgende:

1. Vom Obersten Hauptquartier wurde die Operation nicht als grosses gemeinsames Unternehmen der Alliierten behandelt, das letzten Endes dazu bestimmt war, das Ruhrgebiet zu erobern – das einzige Gebiet im Westen, dessen Verlust die Deutschen sich nicht leisten konnten. Dass Eisenhower selbst stets dem nördlichen Vorstoss den Vorrang zugestehen und den südlichen einschränken wollte, bezweifle ich nicht. Er hat auch befohlen, danach zu ver-

fahren, und hat dann geglaubt, es geschähe. Aber in Wirklichkeit geschah es nicht. Aus Bradleys Buch *A Soldier's Story* wissen wir, dass Mitte September innerhalb seiner Heeresgruppe die 3. Armee (Patton) genau denselben Nachschub bekam wie die 1. Armee (Hodges), die an dem nördlichen Vorstoss teilnahm. Eisenhower ist ein durch und durch lauterer Mensch; er ist geradezu die Verkörperung der Aufrichtigkeit und vertraut anderen, dass sie tun, was er wünscht. Aber in diesem Falle wurden seine Absichten nicht ausgeführt. Chester Wilmot sagt darüber in seinem Buch *The Struggle for Europe* (S. 531): «Hätte er (Eisenhower) Patton an der Maas festgehalten und Hodges und Dempsey nach der Einnahme von Brüssel ausreichend mit Nachschub versorgt, so hätten die Operationen in Holland zu einem überwältigenden Sieg führen können; denn dann hätte die 1. U.S.-Armee ein wirksames Ablenkungsmanöver, ja, vielleicht sogar einen erfolgreichen Angriff bei Aachen unternehmen können, und die 2. englische Armee hätte viel früher, auf einer breiteren Front und in viel grösserer Stärke angreifen können.»

2. Die Luftlandetruppen wurden bei Arnhem zu weit weg von der Brücke gelandet, die doch das Hauptziel der Operation war. Es dauerte daher mehrere Stunden, bis sie sie erreichten. Schuld an diesem Fehler bin ich. Ich hätte der 2. Armee und dem 1. Luftlandekorps Befehl geben müssen, dafür zu sorgen, dass mindestens eine ganze Fallschirmjägerbrigade dicht bei der Brücke abgesetzt wurde, damit sie diese in wenigen Minuten erobern konnte und dann noch Zeit genug übrig hatte, um die erforderlichen Verteidigungsmassnahmen zu treffen. Das habe ich versäumt.
3. Das Wetter wurde schon am zweiten Tage so ungünstig, dass wir einen grossen Teil unseres weiteren Luftlandeprogrammes nicht ausführen konnten. Aber das Wetter ist immer, ob im Krieg oder Frieden, ein unsicherer Faktor. Das mussten wir auf uns nehmen. Denn dieser Faktor hätte sich nur dadurch ausgleichen lassen, dass man dem Unternehmen mehr Truppen und Material zuteilte, so dass es statt eines rein englischen ein alliiertes Vorhaben geworden wäre.
4. Im Sektor Arnhem lag das 2. SS-Panzerkorps. Nach den schweren Verlusten in der Normandie war es mühsam dorthin gehumpelt und stellte jetzt neu auf. Wir wussten, dass es da war, nahmen aber

an, dass es kein übermässig starker Gegner mehr war. Doch wir sollten uns irren. Seine Schlagkraft übertraf bei weitem unsere Erwartungen, und seine Panzer stiessen sofort gegen unsere 1. Luftlandedivision vor.

Wie nach der Schlacht in der Normandie war ich auch diesmal bitter enttäuscht. Der Vorstoss auf Arnhem war mein zweiter vergeblicher Versuch, das Ruhrgebiet schnell zu erobern. Bill Williams erzählte mir ständig, die Deutschen könnten den Krieg keine drei Monate mehr weiterführen, wenn sie das Ruhrgebiet verlören. Aber was nutzte mir das? Wir hatten es ja noch nicht! In diesem Zusammenhang muss ich einen grossen Irrtum meinerseits eingestehen: Ich hatte die Schwierigkeiten unterschätzt, die sich der Eroberung der Zuwege nach Antwerpen und damit der Inbetriebnahme des Hafens entgegenstellten. Ich hatte damit gerechnet, dass die Kanadische Armee das erledigen konnte, während wir das Ruhrgebiet angingen. Das war falsch.

Ich will dieses Kapitel mit einem zweiten Zitat aus Chester Wil-mots Buch *The Struggle for Europe* schliessen. Auf Seite 528 schreibt er:

«Es war ein höchst unglückliches Zusammentreffen, dass die beiden grossen Schwächen des Alliierten Oberkommandos – die Scheu der Engländer vor Verlusten und die Abneigung der Amerikaner gegen einen gemeinsamen Einsatz – gleichzeitig ihren verderblichen Einfluss auf dieses Unternehmen ausübten, das *der* entscheidende Schlag des Feldzugs im Westen hätte sein müssen – und können! In diesem Augenblick ging es nicht um die Opfer noch um das Prestige rivalisierender Befehlshaber. Der Preis, um den gekämpft wurde, war kein geringerer als die Aussicht, das Ruhrgebiet zu erobern und den Krieg schnell zu beenden mit alledem, was dies für die Zukunft Europas bedeutete.»

Nach meiner – allerdings voreingenommenen – Ansicht hätte das Unternehmen *Market Garden* zum Erfolg geführt – und zwar trotz meiner Fehler, trotz des widrigen Wetters und trotz des Eingreifens des 2. SS-Panzerkorps –, wenn es von Anfang an richtig unterstützt worden wäre, die erforderlichen Flugzeuge, Truppen und den nötigen Nachschub bekommen hätte. Und bei dieser Ansicht bleibe ich.

VORSPIEL ZUR ARDENNENSCHLACHT

Die Schlacht in den Ardennen, die am 16. Dezember 1944 begann und bis zum 16. Januar 1945 dauerte, hat zwischen Engländern und Amerikanern so bittere Empfindungen ausgelöst, dass ich nicht einfach daran Vorbeigehen kann. Doch ich muss wohl erst schildern, wie es dazu kam, da meine Betrachtung zeigen wird, dass man die Schlacht leicht hätte vermeiden können.

Am 28. November besuchte mich Eisenhower in meinem vorgeschobenen Gefechtsstand in Zonhoven und blieb über Nacht da. Am Abend und am nächsten Morgen unterhielten wir uns ausgiebig über die damalige Lage, die für uns, gelinde gesagt, alles andere als gut war.

Der Abnutzungskrieg, zu dem uns die falsche Strategie nach dem grossen Sieg in der Normandie während der Wintermonate nötigte, kostete uns tagtäglich grössere Verluste. Bei den amerikanischen Armeen fing die Munition an knapp zu werden. Die Schützenzüge waren bei allen Divisionen unter Sollstärke, und Ersatz kam nur sehr langsam heran. Die amerikanischen Divisionen an der Front litten, je kälter es wurde, desto mehr an einer Fusskrankheit, die sie sich im Schützengraben zuzogen. Auch in meiner Heeresgruppe beobachtete ich mit Sorge die Zunahme der Ausfälle. Die nachstehende Tabelle zeigt die ansteigenden Verlustziffern der einzelnen Divisionen vom Eintreffen auf dem Kriegsschauplatz vom 6. Juni bis zum 1. Oktober.

Bei meiner Unterredung mit Eisenhower äusserte ich unter anderem die Ansicht, dass Bradleys 12. Heeresgruppe mir taktisch nicht sehr gut «im Gleichgewicht» zu sein schien, und regte Verlustziffern

der einzelnen Divisionen vom Eintreffen auf dem Kriegsschauplatz vom 6. Juni bis zum 1. Oktober:

<i>Verband</i>	<i>Verluste</i>
11. Panzer-Division	3'825
Garde-Panzer-Division	3'385
7. Panzer-Division	2'801
3. Englische Infanterie-Division	7'342
15. " " "	7'601
43. " " "	7'605
49. " " "	5'894
50. " " "	6'701
51. " " "	4'799
53. " " "	4'984
59. " " "	4'911
2. Kanadische „ " "	8'211
3. " " "	9'263
4. " Panzer-Division	3'135
Polnische Truppen	1'861

an, zur Wiederherstellung des Gleichgewichtes einige von Pattons Divisionen weiter nach Norden zu verlegen und seine Offensive im Süden abzublasen. Eisenhower gab diese Ansicht an Bradley weiter, und dieser schrieb mir am 3. Dezember einen Brief, in dem er mir seine Gründe dafür mitteilte, warum er das nicht machen könne. Im Hinblick auf die späteren Ereignisse ist dieser Brief von Bedeutung; ich gebe daher seine einschlägigen Stellen nachstehend wieder:

Auszug aus dem Brief von General Bradley

«Ike erzählte mir von seiner letzten Unterredung mit Ihnen; ich freue mich daher, dass wir Ende der Woche Gelegenheit haben werden, uns zu sehen und über die künftigen Operationen zu sprechen.

Die Frage, ob ich nicht einige von Pattons Divisionen nach dem Norden verlegen solle, ist bereits vor unserem letzten Vorstoss eingehend geprüft worden. Er hatte jedoch nur sechs Infanteriedivisionen und hielt damit eine Front von über hundertzehn Kilometer Län-

ge, zu der ausserdem die Festung Metz gehörte. Selbst wenn er in der Defensive geblieben wäre, hätte ich ihm also nicht mehr als eine, höchstens zwei Infanteriedivisionen wegnehmen können, wenn ich seine Front nicht allzusehr schwächen wollte. Dadurch wäre er aber in die Lage gekommen, überhaupt keine Offensivhandlungen mehr unternehmen und mit der 6. Heeresgruppe im Süden nicht mehr Zusammenarbeiten zu können. Ich beschloss daher, ihm keine Divisionen wegzunehmen, damit er mit Devers zusammen den Angriff beginnen konnte, von dem wir uns die Säuberung Lothringens und des Saargebietes erhoffen. Seit Mitternacht des 30. November hat er 25'000 Gefangene gemacht, und die Gesamtverluste des Feindes in dieser Zeit müssen noch viel grösser sein.

Da wir über unsere Kanalhäfen weder neue Truppen bekommen noch die vorhandenen ausrüsten und versorgen können, haben wir sieben Divisionen an Devers' Heeresgruppe anhängen müssen. Natürlich wollten wir von ihnen möglichst viel Nutzen haben, und der Angriff der 6. Heeresgruppe in Verbindung mit Pattons Angriff hat denn auch bisher recht befriedigende Ergebnisse gezeitigt. Nach meiner Ansicht können wir diesen sehr wichtigen gemeinsamen Angriff der 7. und 3. Armee auch weiter aufrechterhalten.»

Ich wies Eisenhower darauf hin, dass wir auf dem Wege zur Verwirklichung seines Planes vom 28. Oktober, der die Besetzung des Ruhr- und Saargebietes vorsah, bisher noch so gut wie nichts erreicht hatten und jetzt einen neuen Plan brauchten. Vor seiner Abreise schlug ich ihm dann noch eine Besprechung zwischen ihm, Tedder, Bradley und mir vor, damit er, nachdem er uns alle angehört hatte, uns seinen Plan für die nächste Phase mitteilen könne. Er war sofort einverstanden und setzte die Besprechung auf den 7. Dezember in Maastricht fest.

Hier ein Bericht über die Besprechung, den ich am selben Abend in mein Tagebuch schrieb:

Die Besprechung in Maastricht am 7. Dezember 1944 Eisenhowers einleitende Bemerkungen

«Er gab zunächst einen Rückblick über die Ereignisse von Anfang September an.

Dann stellte er fest, dass die letzten Operationen sich bisher gut

gelohnt hätten und gut weitergingen. Man hatte den Eindruck, dass diese Feststellung nicht ganz aufrichtig war und dass er die Dinge günstiger zu schildern suchte, als sie waren, weil er wusste, was ich darüber sagen würde. Er schloss damit, Zweck unseres Treffens sei, Meinungen auszutauschen und ihm Ideen zu geben, die er überdenken könne. Genaue Befehle, sagte er, beabsichtige er erst nach unserem Auseinandergehen zu erlassen, die nötigenfalls später noch durch weitere ergänzt werden könnten.

Dann bat er mich, meine Ansichten darzulegen.

Meine Darstellung des Problems

Um den Krieg schnell zu gewinnen, sagte ich, müsse man vor allem zwei Faktoren beachten, die von grösstem Einfluss auf die Lösung des Problems seien:

1. Das einzig lohnende Ziel an der Westfront ist das Ruhrgebiet. Wenn wir es vom übrigen Deutschland abschneiden, wird der Feind in kurzer Zeit nicht mehr in der Lage sein, den Kampf fortzusetzen.
2. Wesentlich ist ferner, dass wir die Deutschen im Frühjahr oder im Frühsommer zu einer beweglichen Kriegführung zwingen. Sie sind knapp an Transportmitteln und Benzin, und ihre Panzer können es mit unseren im Bewegungskampf nicht aufnehmen. Sobald die Kriegführung beweglich wird, ist das Ende für die Deutschen gekommen.

Diese beiden Faktoren sind grundlegend und wesentlich, das kann nicht bestritten werden.

Daraus folgt:

- a) dass das Ruhrgebiet unser strategisches Ziel sein muss,
- b) dass unsere Hauptkräfte im Norden angesetzt werden müssen, da das Ruhrgebiet dort liegt und nur dort, nämlich nördlich des Ruhrgebietes, das Gelände sich für eine bewegliche Kriegführung eignet.

Alle anderen Wege werden nicht zum Erfolg führen, da das Gelände schwierig und sehr geeignet für eine defensive Kriegführung ist. Der defensive Stellungskrieg aber ist gerade das, was der Feind anstrebt. Daher würde die Verfolgung anderer Wege nur dazu dienen, den Krieg zu verlängern.

Wir müssen im Norden so stark sein, dass wir zu entscheidenden

Erfolgen gelangen können, ohne mit der Möglichkeit von Fehlschlägen rechnen zu müssen.

Bisher arbeiten wir noch nach dem Plan, der in der Direktive vom 28. Oktober enthalten ist. Dieser Plan ist jedoch nicht zur Durchführung gekommen. Wir brauchen daher einen neuen Plan, dessen einzelne Abschnitte uns dem Ziel des Hauptplanes näherbringen.

Der neue Hauptplan muss die Fortsetzung der Kämpfe den ganzen Winter hindurch vorsehen, um die Widerstandskraft des Gegners zu zermürben. Durch Schlamm und mangelnde Luftunterstützung wird es Schwierigkeiten geben. Trotzdem müssen wir auch im Winter alle Operationen weiterführen, die

- a) uns Zwischenstationen auf dem Wege zum Ruhrgebiet einbringen,
- b) die Kräfte des Gegners stärker abnutzen als unsere eigenen,
- c) uns eine gute Ausgangsstellung für den Bewegungskrieg im Frühjahr verschaffen.

Ausserordentlich wichtig wird es bei diesen Operationen im Winter sein, dass wir das 6. Panzerkorps des Feindes in eine Schlacht verwickeln und es entscheidend schlagen. Denn dieses Korps ist die einzige strategische Reserve, die er an der Westfront hat, und seine Divisionen sind die einzigen, die überhaupt im Bewegungskrieg eine Rolle spielen könnten. Sie müssen daher während der Wintermonate so zugerichtet werden, dass sie bei Beginn des Frühjahrs nicht mehr einsatzfähig sind.

Die Deutschen werden verbissen kämpfen, um uns vom Ruhrgebiet fernzuhalten, und sich immer wieder in festen Stellungen schlagen, denn sie müssen um jeden Preis vermeiden, dass es zu einer beweglichen Kriegführung kommt. Wir werden daher keine Schwierigkeiten haben, sie westlich des Rheines zum Kampf zu stellen.

Mein Plan

Die 12. und 21. Heeresgruppe sollen beide nördlich der Ardennen operieren. Dabei soll der rechte Flügel der 12. Heeresgruppe etwa bis Prüm reichen. Ein starker Vorstoss auf der Linie Prüm-Bonn würde durch Gelände führen, das sich gut für Operationen eignet, sowie befestigte Stellungen und andere Hindernisse umgehen.

Die 12. Heeresgruppe soll in zwei Hauptrichtungen zum Rhein vorstossen, einmal in der schon genannten Richtung Prüm-Bonn und zweitens von Düren aus in Richtung Köln. Die linke Armee der Heeresgruppe – mindestens 10 Divisionen – soll nach Norden vorrücken, dem Stoss der 21. Heeresgruppe entgegen, der zwischen Maas und Rhein in südlicher Richtung erfolgt. Die 12. Heeresgruppe soll auf eine Stärke von etwa 35 Divisionen gebracht werden.

Die 21. Heeresgruppe ist umzugruppieren und soll einen starken Offensivstoss vom Gebiet um Nijmegen aus zwischen den Flüssen nach Süden bis etwa zur Linie Orsoy – Venlo vortreiben mit der Aufgabe, das Land zwischen Rhein und Maas vom Feinde zu säubern. Dies würde die einzige Angriffshandlung der 21. Heeresgruppe sein. In sie würde jedoch alle Kraft hineingesteckt werden; sie würde während der Wintermonate langsam weitergehen. Beginn etwa 1. Januar.

Die 21. Heeresgruppe soll, nach Bedarf verstärkt durch amerikanische und Luftlandedivisionen, an noch zu bestimmenden Stellen zwischen Wesel und Nijmegen den Rhein überschreiten und dann zum Bewegungskrieg nördlich der Lippe und des Lippe-Seiten-Kanals übergehen mit dem Auftrag, das Ruhrgebiet von Norden her zu umgehen und nach Deutschland hinein vorzudringen. Voraussichtlicher Zeitpunkt: März 1945.

Die 12. Heeresgruppe überschreitet den Rhein in der Gegend von Bonn und unternimmt anschliessend Umgebungsbewegungen gegen das Ruhrgebiet von Süden her.

Die 6. Heeresgruppe mit Marseille als Versorgungsstützpunkt fährt mit ihren Operationen im Saargebiet fort, soweit ihre Stärke und ihr Nachschub es gestatten.

Es sei im jetzigen Stadium schwierig, sagte ich abschliessend, genau vorauszusehen, wie sich die oben skizzierten Operationen entwickeln würden. Jedenfalls müssten die beiden Heeresgruppen nördlich der Ardennen, die 12. und die 21., zunächst westlich des Rheines alle strategischen Reserven des Gegners auf sich ziehen und zerschlagen, um dann am Rhein aufzuschliessen.

Alles Übrige könne zurzeit noch nicht in den Einzelheiten festgelegt werden. Doch sei ich der Ansicht, dass *ein* Befehlshaber die Bewegung aller Streitkräfte nördlich der Ardennen leiten und kontrollieren müsse, entweder ich selbst oder Bradley. Ich würde mich Bradley gern unterstellen.

Eisenhowers Stellungnahme

Er sagte, wir dürften nicht soviel Gewicht auf das Ruhrgebiet legen. Es sei schliesslich nur ein geographisches Ziel; unser wirkliches Ziel sei aber, Feinde zu vernichten, und da mache es nichts aus, wo wir das täten.

Ich widersprach ihm und sagte, wir würden auf dem Wege zum Ruhrgebiet mehr Gelegenheit haben, Feinde zu vernichten, als überall sonst. Ausserdem müssten wir gleichzeitig Ziele zu erreichen trachten, die uns der Eroberung des Ruhrgebietes oder mindestens seiner Isolierung sowie der Erfüllung des Hauptplanes näherbrächten.

Er stimmte mir zu, dass der linke Flügel der 12. Heeresgruppe so stark gemacht werden müsse, um bis zum Rhein gelangen zu können, doch er war nicht damit einverstanden, dass die ganze Heeresgruppe in das Gebiet nördlich von Prüm verlegt werden sollte. Er stelle sich vielmehr die Sache so vor, dass auch der rechte Flügel der Heeresgruppe stark sein, etwa in der Gegend von Worms den Rhein überschreiten und dann mit starken Kräften in Richtung Frankfurt – Kassel vorstossen solle. Das war für mich völlig neu.

Er schilderte dann seine ungefähre Idee für den kommenden Feldzug wie folgt:

- a) Im Norden sollte die 21. Heeresgruppe mit der aus zehn Divisionen bestehenden 9. amerikanischen Armee unter ihrem Oberbefehl operieren. Die Südgrenze der 21. Heeresgruppe sollte am Rhein etwa bei Orsoy liegen, an der Nordwestecke des Ruhrgebietes. Aufgabe der Heeresgruppe war, den Rhein zu überschreiten und das Ruhrgebiet von Norden her zu umgehen.
- b) Der linke Flügel der 12. Heeresgruppe sollte den Feind nur binden, den Rhein daher nicht in voller Stärke überschreiten, sondern nur Scheinangriffe und Täuschungsmanöver im Gebiet Köln-Bonn und südlich davon machen. Mit anderen Worten, ein starker Vorstoss sollte hier nicht stattfinden.
- c) Auf der Südflanke dagegen sollte der rechte Flügel der 12. Heeresgruppe einen starken Vorstoss in Richtung Frankfurt-Kassel unternehmen.
- d) Der Plan sah also zwei Offensiven vor: eine nördlich des Ruhrgebietes (a) und eine weit südlich davon (b). Zwischen beiden sollten

nur Scheinangriffe und Täuschungsmanöver stattfinden. Das Gebiet der 12. Heeresgruppe sollte sich von Orsoy – beiderseits der Ardennen – bis nach Worms erstrecken.

Meine Stellungnahme zu Eisenhowers Plan

Eisenhower fragte mich, was ich von seinem Plan halte, und meinte, seiner Ansicht nach unterscheide er sich nur geringfügig von meinen Ideen.

Ich erwiderte ihm, wir müssten uns darüber klar sein, dass der Unterschied nicht geringfügig, sondern sehr erheblich, und zwar grundsätzlicher Art sei. Ich sei daher nicht in der Lage, seinem Plan zuzustimmen. Wenn wir unsere Kräfte teilten, würde keiner der beiden Vorstösse stark genug sein, um zu einem entscheidenden Erfolg zu führen. Wir hätten das bisher getan und büssten jetzt für unsere Fehler; ich hoffe daher, wir würden das nicht wieder tun.

Ich wies ferner darauf hin, dass wir zurzeit unter einer falschen Spitzengliederung litten, aber sein Plan mache sie nicht besser, sondern eher noch schlimmer.

Bradley, überlegte ich mir, würde voraussichtlich wegen des Vorstosses auf Frankfurt im Süden bleiben – er hatte sein Hauptquartier in Luxemburg. Ich hatte meinen vorgeschobenen Gefechtsstand nach Zonhoven verlegt, um in der Nähe von Bradley zu sein. Jetzt würde ich, um meiner eigenen Offensive näher zu sein, noch weiter nördlich als Eindhoven gehen müssen.

Ich bat daher erneut darum, mir den Oberbefehl nördlich der Ardennen zu übertragen und Bradley südlich der Ardennen. Denn so, wie es jetzt werden sollte, würde Bradley sich um die Dinge nördlich *und* südlich der Ardennen kümmern müssen, was unter Umständen eine schnelle Entscheidung verhindern könne.

Ich schloss mit der nochmaligen dringenden Bitte um die Konzentration aller verfügbaren Kräfte im Norden und um die grösstmögliche Versorgung der nördlichen Offensive mit Nachschub, damit ihr Erfolg gesichert würde, auch setzte ich mich nochmals für eine vernünftige Spitzengliederung ein. Wenn diese beiden Bitten nicht erfüllt würden, erklärte ich, so würde es nach meiner Meinung Frühling werden, ohne dass wir einen Schritt weitergekommen wären.

Eisenhower schloss sich meiner Auffassung jedoch nicht an. Er blieb bei der Ansicht, um den Krieg zu gewinnen, müssten wir zwei Vorstöße unternehmen, einen nördlich des Ruhrgebietes und den andern in Richtung Frankfurt-Kassel, und dazwischen nur Scheinmanöver.

Damit ist es klar: Obwohl der jetzige Plan versagt hat, sollen wir so tun, als hätte er nicht versagt, und weiter danach arbeiten.

Die Besprechung in Maastricht hatte uns also tatsächlich nichts Neues gebracht. Ich hatte gehofft, Eisenhowers Zustimmung zu erreichen, dass das Hauptgewicht nach Norden verlegt wurde, dass die 12. und 21. Heeresgruppe gemeinsam das Ruhrgebiet in die Zange nehmen und den Feind mit Frühlingsbeginn zum Bewegungskrieg in der Norddeutschen Tiefebene zwingen durften. Doch die Entscheidung blieb aus.

Derweilen zog Bradley seine 12. Heeresgruppe an zwei Konzentrationspunkten zusammen, jede Hälfte zum Angriff bereit. Und dazwischen gähnte eine Lücke von über 150 Kilometer Breite, die von den vier Divisionen des 8. amerikanischen Korps unter Middleton gehalten werden sollte.

DIE SCHLACHT IN DEN ARDENNEN

vom 16. Dezember 1944 bis 16. Januar 1945

Am Morgen des 16. Dezember hatte ich das Gefühl, eine kurze Entspannung würde mir gut tun. Ich beschloss daher, in meiner leichten Miles-Maschine nach Eindhoven zu fliegen, auf einer der kurzgeschorenen Rasenbahnen des Golfplatzes zu landen und ein paar Löcher Golf zu spielen. Der Stab der *Air Force Group*, die der 2. Armee zugeteilt war, lag im Klubhaus, und Dai Rees, der bekannte Golf-Profi, war dort als Fahrer beim Kommandeur. Ich kannte Rees sehr gut, wir waren alte Kameraden aus dem Wüstenfeldzug. Im Zivilberuf war er Trainer beim Golfklub in Hindhead, und nach dem Kriege gab er meinem Sohn David Golfstunden, bis er nach South Herts übersiedelte. Er war ein gut zu leidender Mensch, aber dass er einmal der Beste bei den Golfwettspielen in ganz England werden würde, ahnte ich damals noch nicht.

Ich fragte bei dem Luftwaffenstab an, ob Rees mich bei der Landung mit ein paar Golfschlägern erwarten könne. Alles klappte zu meiner Zufriedenheit, und wir fingen an zu spielen. Doch schon nach kurzer Zeit wurde unser Spiel durch eine Meldung unterbrochen, nach der die Deutschen am frühen Morgen einen heftigen Angriff auf die Front der 1. amerikanischen Armee unternommen hatten und die Lage im Augenblick noch nicht zu übersehen war. Ich sagte daher Rees auf Wiedersehen und flog sofort zu meinem vorgeschobenen Gefechtsstand in Zonhoven zurück.

Der Stoss hatte hauptsächlich den Frontsektor der 1. amerikanischen Armee getroffen, der in den Ardennen lag und von dem 8. Korps nur dünn besetzt war. In der amerikanischen Frontlinie war eine tiefe Einbuchtung entstanden.

Ich glaube, je weniger man über diese Schlacht spricht, desto besser ist es, denn ich befürchte, jedes Wort, das ich zuviel darüber sage, würde so gut wie sicher Verstimmung auslösen. Alle, mit denen ich während der Schlacht zu tun hatte – Bradley, Hodges, Simpson, Ridgway, Collins und Gerow – leben jetzt im Ruhestand, und Patton ist tot. Darum will ich nur die wichtigsten Punkte erwähnen, wie sie sich mir damals darstellten.

Die Lage verschlechterte sich zusehends, und schliesslich war Bradleys 12. Heeresgruppe in zwei Teile gespalten. Er sass mit seinem Stab in Luxemburg und hatte von dort aus keine Übersicht über die nördliche Hälfte seiner Heeresgruppe. Ich hielt mich durch meine Verbindungsoffiziere laufend über die Lage unterrichtet und traf zunächst alle Massnahmen, um, was auch passierte, rechte Flanke und Rücken meiner eigenen Heeresgruppe zu sichern.

Am 20. Dezember um 10.30 Uhr rief mich Eisenhower aus seinem Hauptquartier an und befahl mir, sofort das Kommando über alle amerikanischen Streitkräfte nördlich der Einbuchtung zu übernehmen. Durch diesen Befehl wurden mir zwei amerikanische Armeen unterstellt, die 9. unter Simpson, die unmittelbar rechts von mir stand, und die 1. unter Hodges, rechts neben der 9. Armee. Die 1. Armee stand in schweren Kämpfen.

Um 11 Uhr kamen Dempsey und Crerar zu einer Besprechung zu mir. Ich erteilte ihnen meine Befehle und fuhr dann gegen Mittag zum Hauptquartier der 1. Armee, wohin ich auch Simpson bestellt hatte. Ich stellte fest, dass auf dem nördlichen Flügel der Einbuchtung völliges Durcheinander herrschte. Die 9. Armee bestand aus zwei Korps mit drei Divisionen, die 1. aus drei Korps mit fünf Divisionen. Keiner der beiden Armeebefehlshaber hatte seit Beginn der Schlacht Bradley oder einen höheren Offizier seines Stabes zu Gesicht bekommen; sie hatten keinerlei Weisung, nach der sie sich hätten richten können.

Vor allem musste man die Schlacht auf der Nordflanke als Ganzes sehen, dafür sorgen, dass die besonders wichtigen Sektoren gehalten wurden, und Reserven für Gegenangriffe bilden.

Daran machte ich mich jetzt. Ich befahl der 9. Armee, einen Teil der Front der 1. Armee zu übernehmen, und unterstellte ihr englische Truppen. Ich stellte englische Truppen als Reserven hinter der 1. und 9. Armee auf, bis amerikanische Reserven geschaffen werden konnten. Langsam, aber sicher bekamen wir auf diese Weise die Lage wieder in die Hand und brachten den Angriff schliesslich zum Stehen.

Ähnlich verfuhr Bradley auf der Südflanke der Einbuchtung mit der 3. Armee.

Ich muss hier einen Scherz erwähnen, den ich mir leistete, den man jedoch in Whitehall offenbar gar nicht spassig fand. Das Kriegsministerium war natürlich in grosser Sorge. Ich schickte daher einen Funkspruch an den Chef des Generalstabs, in dem ich ihm ausführlich berichtete, was vorgefallen war und welche Massnahmen ich zunächst getroffen hatte. Der Schlusssatz meines Funkspruchs lautete: «Diesmal kommen wir aber nicht über Dünkirchen zurück, denn dort sind noch immer die Deutschen.» Dieser Satz wurde im Kriegsministerium vor Weitergabe des Berichtes an den Premierminister herausgestrichen!

Gegen Mitte Januar war abzusehen, dass die Schlacht ihrem Ende entgegenging. Am 14. schickte ich daher folgenden Brief an General Bradley:

«Mein lieber Brad,
es sieht so aus, als ob die Schlacht um den ‚Bauch‘ bald zu Ende gehen wird, und ich nehme an, sobald alles hübsch sauber und ordentlich ist, werden Ihre Armeen wieder unter Ihre operative Führung zurückkehren. Vorher möchte ich Ihnen nur noch zweierlei sagen:

1. Was für eine grosse Ehre es für mich gewesen ist, so vortreffliche Truppen zu führen, und
2. wie gut sie sich geschlagen haben.

Es war für mich eine grosse Freude, mit Hodges und Simpson zusammenzuarbeiten; beide haben ihre Sache ausgezeichnet gemacht. Und die Korpskommandeure der 1. Armee – Gerow, Collins und Ridgway – sind ganz hervorragend gewesen. Man hat sicher nur ganz selten das Glück, in einer Armee gleich eine ganze Reihe so guter Korpskommandeure zu finden.

Wir alle auf der Nordseite der Einbuchtung möchten Ihnen gern sagen, wie sehr wir Ihre Führung der Operationen auf der Südseite bewundern.

Flätten Sie nicht Bastogne so eisern gehalten, dann hätte die ganze Lage recht peinlich werden können.

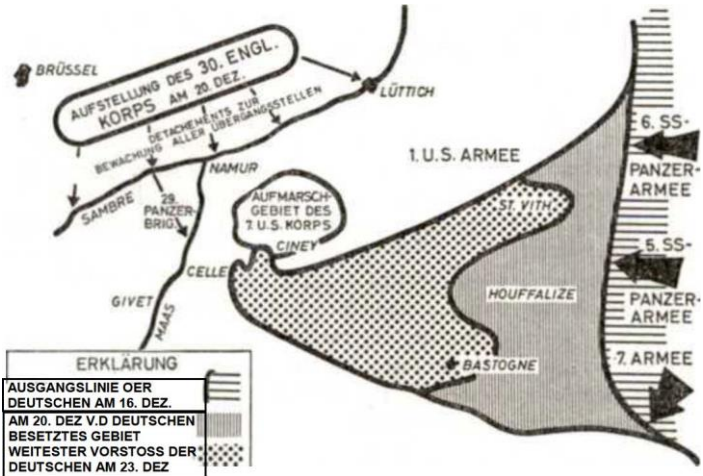
Meine besten Grüsse an Sie und George Patton.

Ihr gez. *B. L. Montgomery*»

Am 16. Januar war die Schlacht für mich zu Ende. Eisenhower hatte mir befohlen, die 1. Armee am 17. wieder an Bradley zu über-

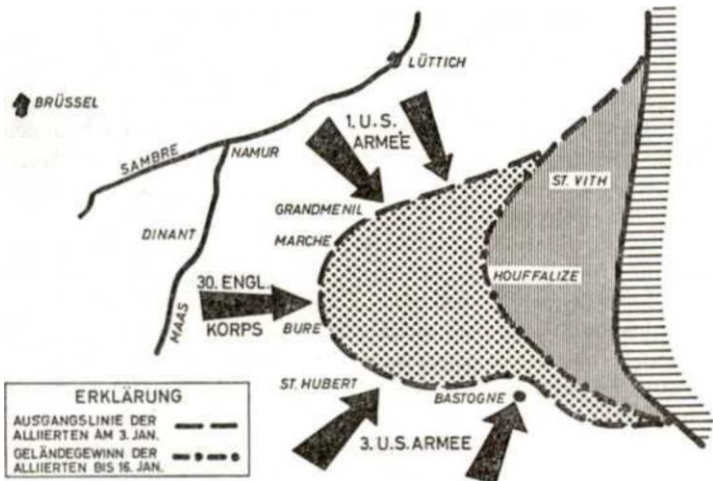
ARDENNEN – SCHLACHT (1)

BEGINN DER DEUTSCHEN OFFENSIVE AM 16. DEZ. ,944



ARDENNEN – SCHLACHT (2)

ALLIIERTE GEGENOFFENSIVE – BEGINN 3. JAN. 1945



Kartenskizze 14

geben, die 9. Armee blieb mir unterstellt. Ich schickte daraufhin folgenden Funkspruch an Eisenhower:

«Ich freue mich sehr, Ihnen melden zu können, dass die Aufgabe, die Sie mir in den Ardennen gestellt haben, jetzt abgeschlossen ist. Die 1. und die 3. Armee haben sich bei Houffalize die Hand gereicht und rücken weiter nach Osten vor. Damit ist die Einbuchtung der Front wieder ausgeglichen und taktisch, wenn man es so nennen will, der Sieg errungen. Ehe ich morgen die 1. Armee befehlsgemäss an Bradley zurückgebe, möchte ich Ihnen sagen, was für eine Freude es für mich war, eine so prächtige Armee unter mir zu haben, und wie hervorragend sie sich geschlagen hat.»

Eisenhower erwiderte darauf: «Nochmals vielen Dank dafür, dass Sie bei dem deutschen Vorstoss so hilfreich eingesprungen sind. Hoffentlich kann ich Ihnen eines Tages meine Dankbarkeit in dauerhafterer Form als mit blossen Worten zeigen.»

Ich muss noch oft an eine Episode aus dieser Zeit denken, die bezeichnend für General Horrocks war, der das 30. Korps befehligte. Ich hatte der 2. Armee befohlen, das 30. Korps hinter der Maas in der Gegend zwischen Lüttich und Namur zu postieren, um zu verhindern, dass deutsche Einheiten die Maas überschritten. Um mich zu überzeugen, dass Horrocks den Befehl richtig verstanden hatte, fuhr ich selbst hin. Er war wie immer voller Begeisterung und hatte grosse Ideen: Er wollte die Deutschen über den Fluss kommen lassen und sie dann auf dem nicht allzuweit entfernten Schlachtfeld von Waterloo vernichtend schlagen! Ich sagte ihm natürlich, dass das nicht in Frage komme, rief aber vorsichtshalber noch Dempsey an, damit er dafür Sorge, dass Horrocks unter keinen Umständen auch nur einen Deutschen über den Fluss liess.

Ausserdem muss ich noch erwähnen, dass deutsche Fliegerverbände am 1. Januar Grossangriffe auf unsere Flugplätze in Holland und Belgien unternahmen. Dabei wurde auch meine Dakota, die ich im August 1943 auf Sizilien von Eisenhower bekommen hatte, vollkommen zerschmettert. Er ersetzte sie mir sofort. Ich war davon so gerührt, dass ich ihm folgenden Funkspruch schickte:

«Mein lieber Ike, habe soeben die neue C/47 bekommen, die Sie mir freundlicherweise geschickt haben. Wie ich höre, ist es eine Maschine, die eigentlich für Sie selbst bestimmt war. Dieser spontane Freundschaftsbeweis rührt mich tief, und ich sage Ihnen von Herzen

aufrichtigen Dank. Wenn ich irgendetwas tun kann, um Ihnen die schwere Last, die Sie tragen, zu erleichtern, so wissen Sie, dass Sie mir nur zu befehlen brauchen. Seien Sie überzeugt, dass ich immer und bei allem, was Sie tun, fest hinter Ihnen stehe.»

Ich möchte dieses Kapitel mit einem Bericht über die Pressekonferenz schliessen, die ich am 7. Januar über die Schlacht abhielt. Ich war damals in Unruhe wegen der versteckten Angriffe auf Eisenhower, die durch die englischen Zeitungen gingen. Ich schickte daher ein Telegramm an den Premierminister, in dem ich ihm meine Absicht mitteilte, in meiner Ansprache an die englischen und amerikanischen Zeitungskorrespondenten auch die politische Seite der Schlacht zu behandeln. Ich wollte ihnen zeigen, wie die ganze «Mannschaft» der Alliierten für die gemeinsame Sache eintrat und wie durch dieses Zusammenhalten eine etwas unangenehme Lage gemeistert wurde. Ich bat um sein Einverständnis, dass ich mich mit aller Wärme für die Aufrechterhaltung des Zusammengehörigkeitsgefühls unter den Alliierten einsetze. Nichts dürfe getan oder gesagt werden, das geeignet sei, diesen «Mannschaftsgeist» zu untergraben. Denn nur zusammen würden wir durch alle Gefahren hindurchkommen, nur zusammen würden wir die uns noch bevorstehenden Schlachten und damit den Krieg gewinnen. Der Premierminister war einverstanden und liess mich wissen, dass *er* meine Absicht ausgezeichnet fand.

Die Pressekonferenz fand also statt. Viel ist darüber gesagt und geschrieben und viele Zitate aus meiner Ansprache sind, aus dem Zusammenhang gerissen, veröffentlicht worden. Noch niemand aber hat die Notizen veröffentlicht, nach denen ich sprach und die ich danach der Presse übergab.

Hier sind sie:

- «1. Zweck meiner Ansprache: Ich habe Sie gebeten, heute hierherzukommen, damit ich Ihnen einige Informationen geben kann, die für Sie vielleicht nützlich sein werden, und Sie um Ihre Unterstützung in einer gewissen Sache zu bitten.
2. Schilderung der Schlacht: Rundstedt griff am 16. Dezember überraschend an. Er trieb einen tiefen Keil in das Zentrum der 1. US-Armee und spaltete dadurch die amerikanischen Streitkräfte in zwei Teile. Es sah so aus, als könne die Lage unangenehm werden. Die Deutschen hatten die Front gerade an einer schwa-

chen Stelle durchstossen und drangen auf die Maas vor.

3. Sobald ich die Gefahr erkannte, traf ich meinerseits Massnahmen, um auf alle Fälle zu verhindern, dass die Deutschen – falls sie wirklich bis zur Maas kamen – sie überschritten. Ausserdem ordnete ich gewisse Truppen Verschiebungen an, um durch Verstärkungen an den bedrohten Stellen der Gefahr zu begegnen. Das alles waren zunächst nur Vorsichtsmassnahmen.
4. Allmählich verschlechterte sich dann die Lage. Da warf sich die ganze ‚Mannschaft‘ der Alliierten in die Bresche; nationale Gesichtspunkte wurden über Bord geworfen, und General Eisenhower beauftragte mich mit der Führung an der gesamten Nordfront.

Ich setzte alle verfügbaren Kräfte der englischen Heeresgruppe ein. Das geschah jedoch ganz allmählich, ohne die rückwärtigen Verbindungen der Amerikaner zu stören.

Schliesslich griffen sie dann mit einem Schlage an, und noch heute kämpfen englische Divisionen auf dem rechten Flügel der 1. US-Armee. Sie sehen also, dass englische Truppen mitten zwischen den amerikanischen Truppen fechten, die zunächst einen harten Schlag erlitten hatten – ein schönes Bild alliierten Zusammenwirkens.

5. Die Schlacht war im Ganzen sehr interessant; ich möchte sagen, eine der interessantesten und schwierigsten Schlachten, die ich geschlagen habe, denn es stand dabei viel auf dem Spiel. Zuerst mussten wir den Feind von den empfindlichen und lebenswichtigen Stellen ablenken. Nachdem dies gelungen war, mussten wir ihm den Weg versperren, ihn daran hindern, dorthin zu gelangen, wohin er wollte, und ihn von diesen Stellen langsam, aber sicher zurückdrängen. Man kann wohl sagen, dass dies jetzt endgültig erreicht ist. Durch ständige Angriffe zu Lande und in der Luft werden seine Divisionen unter schweren Verlusten weiter zurückgetrieben. Nicht, als ob die Schlacht damit schon zu Ende wäre. Keineswegs, es bleibt noch eine Menge zu tun.

Ich möchte die Schlacht mit der bei Alam Haifa vergleichen, die am 31. August 1942 begann, als Rommel seinen letzten Versuch machte, Ägypten zu erobern, und von der 8. Armee zurückgeschlagen wurde. Doch keine Schlacht ist wie die andere, da jedesmal ja die Vorbedingungen anders sind.

6. Was Rundstedt eigentlich erreichen wollte, ist schwer zu sagen. Der einzige Anhalt ist der Befehl, den er vor der Schlacht an seine Soldaten erliess; darin sagte er ihnen, es sei der letzte grosse Versuch, den Krieg zu gewinnen. Alles hinge davon ab, und jeder müsse sich daher voll einsetzen.

Auf der Karte sehen Sie, was er wirklich gewonnen hatte. Damit konnte er den Krieg nicht gewinnen. Wahrscheinlich wird er ihn jetzt langsam, aber sicher ganz verlieren. Offenbar hatte er für diesen Vorstoss alle Reserven zusammengekratzt, deren er habhaft werden konnte, aber viel erreicht hat er damit nicht.

Zugegeben, er hat uns einen harten Schlag versetzt, so dass wir zurücktaumelten. Aber wir haben uns wieder erholt, und er hat aus seinem anfänglichen Erfolg keine grossen Vorteile ziehen können. Damit hat er sein strategisches Ziel nicht erreicht – es sei denn, dass es geringer war, als er seinen Soldaten gesagt hat. Er ist jetzt zur Defensive übergegangen; dabei muss er jedoch mit einem Gegner rechnen, der in der Lage und willens ist, die Initiative zu ergreifen, die er verloren hat.

Ein weiterer Grund für seine missliche Lage ist der, dass seine Luftwaffe, auch wenn sie noch tüchtig Zuschlägen kann, nicht in der Lage ist, seine Truppen zu schützen; für sie sind unsere taktischen Luftstreitkräfte nach wie vor die schlimmste Bedrohung.

7. Doch letzten Endes, das ist meine feste Überzeugung, wurde Rundstedt durch die hervorragenden kämpferischen Eigenschaften des amerikanischen Soldaten und durch den Zusammenhalt der Alliierten geschlagen.

Ich möchte auf diese beiden Punkte etwas näher eingehen.

8. Ich sah den amerikanischen Soldaten zum erstenmal auf Sizilien und bekam damals eine sehr hohe Meinung von ihm. Dann erlebte ich ihn zum zweitenmal in Italien. Auch im Feldzug in Frankreich habe ich ihn wiederholt im Kampf gesehen. Ich möchte daher diese Gelegenheit benützen, ihm vor der Öffentlichkeit meine Hochachtung zu zollen.

Er ist ein tapferer Kämpfer, hält aus unter Beschuss und besitzt jene Zähigkeit im Kampf, die den erstklassigen Soldaten kennzeichnet; alle diese Eigenschaften hat er auch in der jetzt noch andauernden Schlacht in hohem Masse gezeigt.

Ich bin während meiner ganzen Laufbahn mit englischen Soldaten zusammen gewesen und habe sie schätzen und lieben gelernt, aber jetzt hat auch der amerikanische Soldat meine volle Zuneigung und Bewunderung gewonnen. Ich grüsse die tapferen Kämpfer Amerikas; ich werde niemals mit besseren zusammen kämpfen!

Gerade jetzt habe ich alltäglich mit amerikanischen Soldaten zutun und versuche, mich in ihre Besonderheiten einzufinden, damit ich ihnen nichts Unangebrachtes zumute oder sie sonst irgendwie vor den Kopf stosse. Neulich habe ich sogar einen amerikanischen Personalausweis bekommen und bin auf diese Weise mit Fingerabdrücken und allem Drum und Dran beim Kriegsministerium in Washington registriert – was sicherlich angenehmer ist, als bei Scotland Yard registriert zu sein!

9. Und damit komme ich zum letzten Punkt: zum Zusammenhalt unter den Alliierten.

Nur zusammen werden wir durch alle Gefahren hindurchkommen, nur zusammen werden wir die uns noch bevorstehenden Schlachten und damit den Krieg gewinnen. Der feste Zusammenhalt der Alliierten, das vorbehaltlose Einstehen füreinander ist heute mehr denn je entscheidend für den Ausgang des Krieges. Ich rufe Sie daher alle auf, uns bei der Aufrechterhaltung dieses Zusammengehörigkeitsgefühles zu helfen. Niemand darf etwas tun oder sagen, das geeignet ist, diesen ‚Mannschaftsgeist‘ zu untergraben. Schon der Versuch, das Ansehen des Kapitäns unserer ‚Mannschaft‘ herabzusetzen, kann zu einer Einbusse an Vertrauen führen, was katastrophale Folgen haben kann. Ja, ich möchte behaupten: Jeder, der versucht, den ‚Mannschaftsgeist‘ der Alliierten zu schwächen, unterstützt letzten Endes den Feind.

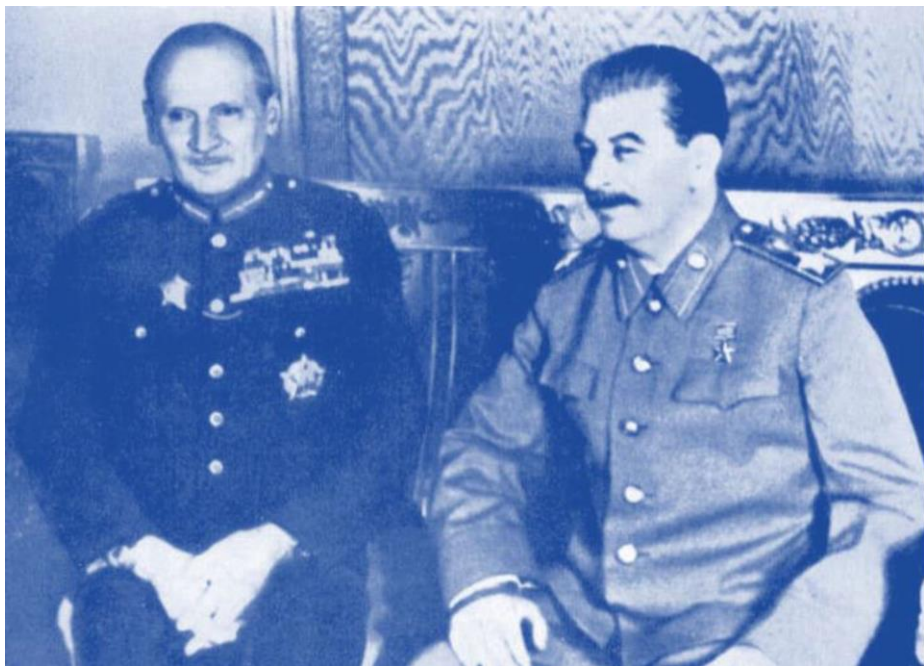
10. Der Kapitän unserer ‚Mannschaft‘ ist Eisenhower. Ich stehe treu zu Ike; wir sind eng miteinander befreundet. Daher tut es mir immer weh, wenn ich unfreundliche Artikel über ihn in der englischen Presse lese. Er trägt eine grosse Last; er braucht unsere volle Unterstützung; er hat ein Recht darauf, sie zu erwarten, und darum ist es unser aller Pflicht, dafür zu sorgen, dass er sie bekommt.

Und so möchte ich Sie denn zum Schluss alle bitten, dazu beizutragen, dass diese Sache aufhört. Scharen wir uns alle um den Kapitän unserer ‚Mannschaft‘ und helfen wir ihm, das Spiel zu ge-



*Mit Churchill und General Simpson, Befehlshaber der
9. amerikanischen Armee, am Westwall. 3. März 1943*

Mit Stalin im Kreml nach dem Essen. 10. Januar 1947





winnen. Niemand hat etwas gegen eine gesunde, aufbauende Kritik – sie ist nur zu unserm Vorteil. Aber machen wir ein Ende mit jener destruktiven Kritik, die das Zusammengehörigkeitsgefühl der Alliierten untergräbt, unserem Mannschaftsgeist schadet und letzten Endes die Geschäfte des Feindes betreibt!»

Wahrscheinlich war es ein Fehler, in einem Augenblick, wo alle Welt etwas empfindlich war, diese Pressekonferenz überhaupt abzuhalten. Hinzu kam jedoch, dass meine Worte vom Feinde geschickt entstellt wurden. Chester Wilmot erzählt in seinem Buch *The Struggle for Europe* auf Seite 611, dass sein Bericht darüber an den britischen Rundfunk vom deutschen Funkdienst aufgefangen und «umgearbeitet» wurde, so dass er einen völlig anderen, amerikafeindlichen Sinn bekam, um dann von Radio Arnhem, das damals noch in den Händen von Goebbels war, verbreitet zu werden. Die Arnhem-Übertragung wurde in Bradleys Hauptquartier irrtümlich als eine Sendung des britischen Rundfunks angesehen. Es war also diese entstellte Fassung, die so viel Lärm auslöste.

Doch entstellt oder nicht, heute weiss ich, dass ich diese Pressekonferenz niemals hätte abhalten sollen. Die Voreingenommenheit der amerikanischen Generäle gegen mich war so gross, dass alles, was ich auch sagte, falsch gedeutet werden musste. Zweitens, was ich – angeblich! – gesagt hatte, erweckte allgemein den Eindruck grosser Zuversicht. Im Gegensatz zu dem ziemlich niedergeschlagenen amerikanischen Oberkommando fassten jedoch die Empfindlichen meine Worte so auf, als wolle ich über die Amerikaner triumphieren – statt über die Deutschen. Das ergab natürlich ein völlig falsches Bild. Aber ausserdem hatte ich ja noch die Schlacht als interessant bezeichnet. Von Leuten, die mich nicht gut kannten, war schwerlich zu erwarten, dass sie mein berufsmässiges Interesse für die Kriegskunst teilten; sie fühlten sich – was einigermassen verständlich ist – durch diese Ausdrucksweise verletzt, weil der Krieg ihnen schon zu viele Wunden geschlagen hatte, als dass sie eine Schlacht noch – rein sachlich gesehen – «interessant» finden konnten; ich hätte also meine Worte vorsichtiger wählen sollen. Das alles zeigt, dass ich am richtigsten den Mund ganz gehalten hätte.

⁴ *Zusammentreffen mit Churchill bei Bayeux, am 21. Juli 1944*

Selbst die am besten gemeinten Pressekonferenzen gehen manchmal «nach hinten los».

Zum Glück habe ich wenigstens verschwiegen, dass die Amerikaner sich in der Schlacht in den Ardennen tatsächlich «blutige Köpfe» holten – sie hatten fast 80'000 Tote und Verwundete – und dass sie nie stattgefunden hätte, wenn wir den Feldzug nach dem grossen Sieg in der Normandie richtig geführt oder wenigstens, als der Winterfeldzug begann, beim Aufmarsch der Landtruppen für taktisches Gleichgewicht gesorgt hätten. Dazu kam noch, dass wir durch diese unnötige Schlacht rund sechs Wochen Zeit verloren – was das an politischen Folgen nach sich zog, sollte das allmählich näherkommende Ende des Krieges zeigen.

KRIEGSENDE IN EURORA

Das Führungsproblem

Der Leser weiss, dass ich vom 1. September an nicht mehr der Ansicht war, dass unsere Organisation der Führung und operativen Leitung zufriedenstellend arbeitete. Ich verfasste daher eine kurze Denkschrift darüber, die ich unter dem Titel «Bemerkungen zur Führungsfrage in Westeuropa» am 10. Oktober Bedell-Smith übersandte. Er zeigte sie Eisenhower. Ich hatte bereits, wie wir uns erinnern, meinen Standpunkt zu dieser Frage in aller Klarheit General Marshall dargelegt, als er mich am 8. Oktober in Eindhoven besuchte. Meine Kritik stützte sich vor allem auf die Tatsache, dass die unmittelbare operative Führung von Landarmeen im Kriege engste Fühlung mit den unterstellten Befehlshabern erfordert und daher einen Mann ganz in Anspruch nimmt. Der Oberbefehlshaber muss selbst weit vorn sein und mit fester Hand in die Kämpfe eingreifen können. In der Normandie hatte ich das getan; jetzt tat es niemand mehr, und darum gerieten wir in Schwierigkeiten. Nachdem Eisenhower meine Denkschrift gelesen hatte, schrieb er mir am 13. Oktober einen Brief, in dem er feststellte, dass er nicht der Ansicht sei, ein einziger Mann könne die Landschlacht auf einer so langen Front von der Schweizer Grenze bis an die Nordsee mit der nötigen Einsicht leiten. Dazu sei ein Führer nötig, der über allen stehe und «die Aufgabe der einzelnen Gruppen, die in den verschiedenen Gebieten operierten, mit der grösseren Ausdehnung der Abschnitte in angemessener Weise abstimme». Dieser Führer müsse der Oberste Befehlshaber sein. Der Brief ging dann noch auf die Frage des Nationalgefühls ein, das rein militärischen Erwägungen zuwiderlaufe.

Es war eine schwierige Zeit; Eisenhower stand jetzt im Oktober

genau vor der Lage, die ich ihm bei unserer Unterhaltung am 23. August in Conde-sur-Noireau skizziert hatte; seine strategischen Massnahmen, das Fehlen jedes Planes, hatten zu der gegenwärtigen unbefriedigenden Lage geführt. Offensichtlich war er ziemlich unglücklich über die ganze Sache.

Ich beschloss daher, die Frage eines einzigen Führers der Landstreitkräfte fallenzulassen, und schickte ihm am 16. Oktober folgenden Funkspruch: «Lieber Ike, ich habe Ihren Brief vom 13. Oktober erhalten. Sie werden in der Führungsangelegenheit nichts mehr von mir hören. Ich habe Ihnen meine Ansicht gesagt, und Sie haben Ihre Entscheidung gefällt. Damit ist die Sache erledigt. Ich und wir alle hier werden unsere ganze Kraft dafür einsetzen, dass das geschieht, was Sie wünschen, und wir werden es ohne Zweifel auch durchsetzen. Antwerpen steht von jetzt an bei der 21. Heeresgruppe unter allen Operationen an allererster Stelle, und alle Kräfte, alle Bemühungen dienen von nun an nur dem Ziel, die Zugänge zu seinem Hafen zu öffnen. Ihr sehr ergebener, treuer Untergebener *Monty*»

Wenige Stunden darauf hielt ich bereits Eisenhowers Antwort in der Hand: «Lieber Monty, vielen Dank für Ihren besonders netten Funkspruch. Freue mich sehr darauf, Sie morgen zu sehen.

Stets Ihr Ike»

Damit war diese Sache abgeschlossen. Übrig blieb noch der Versuch, zu einem vernünftigen Plan für den Winterfeldzug im Rheinland und zu einer richtigen Zusammenarbeit zwischen allen alliierten Streitkräften zu gelangen.

Während der Schlacht in den Ardennen hatte der unerbittliche Gang der Ereignisse Eisenhower gezwungen, das zu tun, was ich ihm immer geraten hatte: mir die operative Führung des linken Flügels anzuvertrauen. Zwei amerikanische Armeen waren mir unterstellt worden. Für die Leute im Obersten Hauptquartier, die immer etwas an mir auszusetzen hatten, und für die amerikanischen Generäle, die meine Absichten bekämpften, war das sicher kein Anlass zur Freude gewesen. Es hatte erst eine höchst kritische Lage eintreten müssen, damit das geschah, was ich bereits seit August dauernd forderte.

Am 28. Dezember besuchte Eisenhower den Nordflügel, und ich hatte eine lange Unterhaltung mit ihm in seinem Sonderzug in Has-selt. Wir hatten damals die Ardennenschlacht schon wieder fest in der Hand, und unser Gespräch drehte sich hauptsächlich darum, was geschehen sollte, wenn sie vorbei war. Ich unterstrich erneut meine An-

sicht, dass das Ruhrgebiet das nächste Ziel sei, dass alle verfügbaren Kräfte auf seine Eroberung konzentriert und die operative Führung der beteiligten Streitkräfte in einer Hand liegen müssten.

Am nächsten Tage sandte ich Eisenhower folgenden Brief:

«Mein lieber Ike,

ich habe mich sehr gefreut, Sie gestern wiederzusehen und Gelegenheit zu haben, die Kampfpläne mit Ihnen zu erörtern.

1. Ich möchte heute nochmals auf die Frage der operativen Führung der Streitkräfte zurückkommen, die an dem Vorstoss nach Norden auf das Ruhrgebiet beteiligt sind, d.h. der 12. und der 21. Heeresgruppe.
2. Ich glaube, wir müssen diesmal vorsichtig sein, denn wir haben schon einmal einen recht erheblichen Rückschlag erlebt, als wir ein Rezept anzuwenden suchten, von dem wir glaubten, dass es für diesen Fall das richtige sei. Dieses Rezept war enthalten in der SHAEF-Verfügung 15510 vom 23.9.44. Es hat aber nichts getaugt.
3. Als Sie, Bradley und ich uns am 7. Dezember in Maastricht trafen, wurde es mir ganz klar, dass Bradley schon den blossen Gedanken ablehnte, dass ich in operativen Fragen über seine Heeresgruppe bestimmen sollte. Daher habe ich diese Sache damals nicht weiterverfolgt. Ich glaube jedoch, dass Sie in dieser Frage festbleiben müssen; jede nicht ganz klar gefasste Anweisung würde vollkommen zwecklos sein.
4. Wenn Sie nur das Wort ‚Koordinierung‘ brauchen, wird das meines Erachtens keine Wirkung haben. Der Mann, den Sie bestimmen, muss zur operativen Leitung und Kontrolle der Unternehmungen ermächtigt sein, die auf Grund Ihrer Anweisungen erfolgen.
5. Sie werden vielleicht durch Ihre Anweisung beiden Armeen Aufgaben und Ziele zuweisen wollen, Grenzen der Operationsgebiete festlegen usw. Aber wenn es dann zur Schlacht kommt, muss *ein* Befehlshaber die Leitung der Operationen in der Hand haben. Sie können das unmöglich selber tun und müssen daher jemand anderen damit beauftragen.
6. Ich schlage daher vor, dass Ihre allgemeine Anweisung etwa mit den Sätzen endet:

„Die 12. und 21. Heeresgruppe leiten Operationen gemäss den obigen Anweisungen ein.“

Von jetzt an wird die uneingeschränkte operative Leitung, Kontrolle und Koordinierung dieser Unternehmungen dem Oberbefehlshaber der 21. Heeresgruppe übertragen, der sich seinerseits nach den Weisungen zu richten hat, die der Oberste Befehlshaber von Zeit zu Zeit erlassen wird/

7. Ich komme auf die Sache nur noch einmal zurück, weil ich auf alle Fälle sichergehen möchte, dass wir nicht zum zweitenmal einen Rückschlag erleben.

Ich bin absolut überzeugt, dass der Schlüssel zum Erfolg darin liegt, dass

- a) *alle* verfügbaren Offensivkräfte der nördlichen Vormarschrichtung zum Ruhrgebiet zugeteilt werden, und
- b) dass wir eine vernünftige Spitzengliederung bekommen, und dazu gehört, dass *ein* Mann die taktische Leitung und Kontrolle der Kämpfe im Nordabschnitt bekommt.

Wenn wir diese beiden Grundbedingungen nicht erfüllen, bin ich überzeugt, dass wir wieder nicht zum Ziele kommen werden.

8. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie Bradley gegenüber nicht erwähnten, was ick im Absatz 3 gesagt habe. Ich möchte nicht, dass Bradley denkt, ich trüge ihm die Sache nach und hätte sie daher nochmals zur Sprache gebracht.

Stets Ihr freundschaftlich ergebener

Monty»

Als Eisenhower bei der Rückkehr in sein Hauptquartier meinen Brief bekam, erwartete ihn dort gleichzeitig ein Telegramm von General Marshall, in dem dieser ihm mitteilte, er habe in der englischen Presse gewisse Erklärungen und Artikel gelesen, die Kritik an der amerikanischen Führung übten. Weiter hiess es in dem Telegramm, sowohl der Präsident der Vereinigten Staaten als auch Marshall selbst hätten volles Vertrauen zu Eisenhower. Die Beauftragung eines englischen Offiziers mit der operativen Führung oder auch nur der Kontrolle über Bradley würde jedoch in Amerika völlig untragbar sein.

Mein Chef des Stabes, Freddie de Guingand, war gerade im Obersten Hauptquartier, als Eisenhower von seiner Fahrt zurückkam. Sie sprachen ausführlich über meinen Brief und die darin aufgeworfene Frage. Guingand war erstaunt, wie erregt Eisenhower über die ganze Sache war, und kam sofort zu mir, um mir darüber zu berichten. Von ihm hörte ich auch von Marshalls Telegramm. Das erledigte die Frage

der operativen Führung, wenigstens soweit sie mich betraf. Ich war mir klar darüber, dass es zwecklos war, nochmals davon anzufangen. Obwohl ich den Eindruck hatte, dass Eisenhower nicht wusste, ob und wie weit ich über Marshalls Telegramm unterrichtet war, beschloss ich, die Sache sofort «abzublase», und schickte Eisenhower am 31.12. folgendes Telegramm:

«Lieber Ike, ich habe Freddie gesprochen und höre von ihm, dass Sie gerade in diesen schwierigen Tagen auf vielerlei Rücksicht nehmen sollen und daher sehr in Sorge sind. Ich habe Ihnen offen meine Meinung gesagt, weil ich das Gefühl hatte, Sie legten Wert darauf. Ich bin jedoch überzeugt, dass viele Umstände, die sich meiner Kenntnis entziehen, für Sie von grosser Bedeutung sind. Darum, was für eine Entscheidung Sie auch treffen, Sie können sich hundertprozentig darauf verlassen, dass ich für ihre Durchführung sorgen werde, und Bradley sicher auch. Ich wäre sehr traurig, wenn mein Brief Sie etwa auch beunruhigt hätte, und möchte Sie bitten, ihn zu zerreißen. Ihr treu ergebener Freund

Monty»

Eisenhower antwortete am 1. Januar:

«Lieber Monty, heute Morgen bekam ich Ihr nettes Telegramm. Ich danke Ihnen aufrichtig für das Verständnis, das daraus spricht. In der festen Hoffnung, dass das Jahr 1945 für Sie und Ihre ganze Laufbahn recht viel Erfolg bringen möge, stets Ihr

Ike»

Inzwischen hatte Eisenhower an einem eigenen Entwurf zu einem Plan gearbeitet, der einen Kompromiss darstellte. Er übersandte ihn mir mit einem eigenhändig geschriebenen Brief vom 31. Dezember, der sich mit meinem Telegramm vom selben Tage kreuzte.

Er schrieb:

«Lieber Monty, anliegend schicke ich Ihnen meinen Entwurf zu einem Plan für die kommenden Operationen, soweit man sie heute übersehen kann. Das nächste ist, dass wir den Feind in der Einbuchtung so zerschlagen, dass möglichst wenig von ihm übrigbleibt. Danach konzentriert der Plan alles darauf, den Feind nördlich der Linie Prüm-Bonn zu vernichten, und stellt Ihnen und Bradley je eine besondere Aufgabe. Ferner sieht der Plan die Zusammenziehung starker Kräfte nördlich des Ruhrgebietes vor, sobald der Rhein überschritten ist. In den Hauptzü-

gen entspricht er also meinen Absichten, wie ich sie Ihnen am 28. mündlich im Zuge schilderte.

In der Frage des Oberbefehls bin ich nicht der Ansicht, dass ein Heeresgruppenführer die Schlacht allein schlagen und dem andern Befehle geben sollte. Mein Plan unterstellt der 21. Heeresgruppe eine ganze amerikanische Armee, was ich militärisch für notwendig halte und sicherlich mein grosses Vertrauen zu Ihnen beweist. Denn wenn ich das nicht hätte, wäre ich wohl kaum zu diesem Entschluss gekommen.

Sie wissen, wie hoch ich stets Ihren offenerzigen, freundschaftlichen Rat geschätzt und mich danach gerichtet habe, doch in Ihrem letzten Brief stört mich Ihre Vorhersage, dass wir «nicht zum Ziel kommen» werden, wenn nicht Ihre Ansicht, dass Sie das Kommando über Bradley bekommen sollten, in allen Einzelheiten genau durchgeführt wird. Ich versichere Ihnen, dass ich in dieser Sache nicht weiter gehen kann.

Bitte, lesen Sie den Plan sorgfältig durch, dann werden Sie erkennen, wie sehr ich darum bemüht bin, die 21. Heeresgruppe zu verstärken, ihr eine grosse Aufgabe zu geben und Sie als Führer dabei einzusetzen. Ausserdem wird Bradley in der Nähe Ihres Hauptquartiers sein.

Ich kenne Ihre loyale soldatische Einstellung und Ihre Bereitwilligkeit, sich ganz für eine einmal zugewiesene Aufgabe einzusetzen, und würde es meinerseits sehr bedauern, wenn sich zwischen unseren Ansichten eine so unüberbrückbare Kluft entwickeln sollte, dass wir unsere Meinungsverschiedenheiten den Vereinigten Stabschefs vortragen müssten. Das Aufsehen und die Debatte, die die unausbleibliche Folge davon wären, würden sicherlich nur dem guten Einvernehmen und der Hingabe an eine gemeinsame Sache schaden, die unsere alliierten Streitkräfte zu etwas in der Geschichte einzig Dastehendem machen.

Stets Ihr Freund

Ike»

Diesem Brief lag folgendes amtliches Schreiben bei:

«Der Oberste Befehlshaber

den 31. Dezember 1944

Allgemeiner Operationsplan

Mein allgemeiner Operationsplan, der sich auf der augenblicklichen Lage und der voraussichtlichen Entwicklung aufbaut, ist kurz skizziert folgender:

Meine Absicht ist, die feindlichen Streitkräfte westlich des Rheines und nördlich der Mosel zu vernichten und den Rheinübergang mit starken Streitkräften vorzubereiten: danach Hauptstoss in Richtung nördlich des Ruhrgebietes. Die verschiedenen Aufgaben sind:

- a) Durch ständige Angriffe vom Süden und Norden her die Einbuchtung in den Ardennen zu beseitigen. Dabei bleiben die augenblicklichen Führungsanordnungen unberührt, bis der taktische Sieg innerhalb der Einbuchtung gesichert ist und die 3. Armee sich mit dem Korps Collins zum Vorstoss nach Nordosten vereinigt hat. Dann tritt die 1. US-Armee wieder unter das Kommando von Bradley.
(Das Verhalten des Feindes innerhalb der Einbuchtung deutet darauf hin, dass er entschlossen ist, seine motorisierten Streitkräfte in die Schlacht zu werfen und aufs Ganze zu gehen. Wir müssen daher bereit sein, alles einzusetzen, was mit den notwendigsten Sicherheitsmassnahmen noch vereinbar ist, um die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte zu erreichen.)
- b) Danach stossen die 1. und die 3. Armee von der Linie Prüm-Bonn nach Nordosten vor, wenn irgend möglich bis zum Rhein.
- c) Sobald Aufgabe a) erfüllt ist, nimmt die 21. Heeresgruppe zusammen mit der 9. US-Armee, die ihr operativ unterstellt wird, die Vorbereitungen für *Veritable* wieder auf.
- d) Alle Prioritäten zur Verstärkung der US-Armeen in personeller und materieller Hinsicht gehen auf die 12. Heeresgruppe über.
- e) Die Front südlich der Mosel bleibt zunächst vollkommen defensiv.
- f) Ich beabsichtige, eine Reserve aufzubauen – einschliesslich der zurückgenommenen und neu aufzustellenden Divisionen –, die zur Verfügung stehen soll, um den Erfolg zu unterstützen.
- g) Sobald die Zurückdrängung des Einbruchs in den Ardennen es gestattet, verlegt das Hauptquartier der 12. Heeresgruppe nach Norden in die Nähe des Hauptquartiers der 21. Heeresgruppe.
- h) Von jetzt an erfolgt jede kleinere oder durch die Umstände erforderliche

derlich werdende Berichtigung längs der Operationsgebietsgrenzen im Norden auf Grund einer Vereinbarung der beiden Heeresgruppenkommandos, wobei in Zweifelsfällen der Oberbefehlshaber der 21. Heeresgruppe die Entscheidung trifft.

Im Augenblick muss vor allem verhindert werden, dass der Feind sich an den Rändern der Einbruchsstelle in den Ardennen mit grösseren Infanteriekräften festsetzt, was ihm gestatten würde, seine Panzer nach Belieben an allen Frontabschnitten einzusetzen. Zuteilung von Divisionen zu den Heeresgruppen und Änderungen in den Operationsgebietsgrenzen werden bei Abschluss der Kämpfe um die Einbuchtung bekanntgegeben.

gez. *Dwight D. Eisenhower*»

Ich las den Plan aufmerksam durch. Er enthielt alles, was ich wollte, ausgenommen in der Frage der operativen Führung – aber hier war wegen Marshalls Telegramm nichts anderes zu erreichen. Der Plan legte das Hauptgewicht auf den Norden und unterstellte die 9. US-Armee der 21. Heeresgruppe. Im Falle einer Meinungsverschiedenheit mit Bradley über die Abgrenzung zwischen der 12. und der 21. Heeresgruppe legte er die Entscheidung in meine Hand. Tatsächlich bekam ich fast alles, was ich nun schon seit August forderte. Aber besser zu spät als gar nicht! Es lag auf der Hand, mehr konnte ich nicht verlangen, und so schickte ich Eisenhower am 2. Januar folgende Antwort:

«Vielen Dank für Ihren Plan und Brief vom 31.12. Ich möchte nur darauf hinweisen, dass es noch ein Weilchen dauern wird, bis wir den taktischen Sieg in der Einbuchtung errungen haben. Ausserdem werden wir dann wohl erst in dem Gebiet etwas Ordnung machen müssen. Ich glaube daher, dass wir es mit der Änderung des Unterstellungsverhältnisses nicht gar zu eilig haben sollten. Auch nach dem taktischen Sieg an der Einbruchsstelle werden wir wohl noch eine erhebliche Pause einlegen müssen, ehe wir mit neuen Offensivbewegungen beginnen. Allerdings halte ich es für wichtig, das Unternehmen *Veritable* so bald wie möglich anlaufen zu lassen. Abgesehen von diesen wenigen Punkten, die mir gerade einfallen, habe ich zu dem allgemeinen Plan nichts zu bemerken, und die Einzelheiten können ja noch später ausgearbeitet werden. Sie können sich darauf ver-

lassen, dass ich und alle mir Unterstellten ihre ganze Kraft daransetzen werden, Ihren Plan durchzuführen.»

Ich muss noch erläutern, dass *Veritable* der Deckname für den Vorstoss der kanadischen Armee vom Reichswald aus nach Süden war, der das ganze Gebiet westlich des Rheines in unsere Hand bringen sollte. Das nächste war dann der Übergang der 2. Armee über den Rhein; dieser sollte schon erfolgen, während *Veritable* noch im Gange war.

Grundsätzlich herrschte also jetzt allseitiges Einverständnis. Doch waren noch viele Einzelheiten zu entscheiden und in den Plan einzufügen, was den ganzen Januar über dauerte. Generalmajor Whitley, ein englischer Offizier, der zum Stabe des Obersten Hauptquartiers gehörte, war emsig bemüht, dafür zu sorgen, dass bei der Bearbeitung dieser Einzelheiten durch den Stab, die nun einmal nötig war, die Grundlagen des Planes nicht verwischt wurden – und er hatte Erfolg.

Wir begannen mit der Operation *Veritable* im Reichswald östlich von Nijmegen am 8. Februar und stiessen, mit dem linken Flügel am Rhein, nach Süden vor. Abgestimmt mit diesem Angriff der kanadischen Armee drang vom 23. Februar an die 9. US-Armee, mit dem rechten Flügel in Richtung Düsseldorf, nach Norden vor.

Am 10. März standen die Truppen der 9. US-Armee und der ganzen 21. Heeresgruppe am Rhein entlang von Neuss – gegenüber Düsseldorf – bis Nijmegen. Aber alle Brücken über den Rhein waren zerstört. Inzwischen war jedoch am 7. März die Eisenbahnbrücke bei Remagen unversehrt in die Hände der 1. US-Armee gefallen, und diese hatte sofort einen Brückenkopf auf dem Ostufer gebildet. Dieser Brückenkopf war auch für unsere weiteren Operationen überaus wichtig. Denn er versperrte nicht nur einer erheblichen Anzahl der noch übriggebliebenen feindlichen Divisionen den Weg, sondern lockerte auch die ganze Kriegführung auf, da man ihn nach Belieben ausnutzen konnte. In der dritten Märzwoche standen die alliierten Armeen überall am Rhein auf seiner ganzen Länge von der Schweizer Grenze bis zur Nordsee.

Im Oktober hatte ich zwar die Frage fallenlassen, *wer* die Landstreitkräfte führen sollte, doch die Frage, *wie* sie geführt werden sollten, war offengeblieben, und die Erörterungen über eine vernünftige Strategie gingen weiter. Der Hauptunterschied war, dass man jetzt versuchen musste, Eisenhower zu veranlassen, dass er selbst die Lei-

tung mit festem Griff in die Hand nahm, statt seine Armeen ohne gemeinsamen Plan im Gelände umherschwirren zu lassen.

Mit andern Worten: Das Ziel der Erörterungen war noch dasselbe, nur musste es jetzt aus persönlichen und politischen Gründen anders angepackt werden.

Tedders Rolle als stellvertretender Oberster Befehlshaber war mir niemals ganz klar, und da er aus der Luftwaffe kam, sah er sich schliesslich durch die Gleichschaltung der Luftoperationen voll in Anspruch genommen. Nach meiner Meinung war das nicht die Aufgabe, die man ihm ursprünglich zugedacht hatte. Doch er war dazu gekommen durch die ständigen Reibereien zwischen den «Herren der Lüfte», von denen jeder seine eigene strategische Konzeption hatte und auf die andern eifersüchtig war.

Bei den Generälen zu Lande sah es nicht viel besser aus. Während Tedder so alle Hände voll mit den «Luftbaronen» zu tun hatte, musste sich Eisenhower mit den sich gegenseitig bekriegenden Generalscliquen des Heeres herumschlagen. Die Folge war, dass es strategische Gesichtspunkte überhaupt nicht mehr gab und jede Landarmee so weit vorsties, wie sie konnte, bis ihr der «Sprit» oder die Munition ausging – oder beides.

Für mich war das Problem des Oberbefehls im Landkriege, wie schon erwähnt, seit Ende Oktober erledigt. Doch zu meinem grössten Erstaunen nahm es im Februar 1945 der Premierminister wieder auf, der es, wie ich annehme, wohl vorher mit den englischen Stabschefs erörtert hatte. In London war man der Ansicht, Feldmarschall Alexander würde einen besseren stellvertretenden Obersten Befehlshaber abgeben als Tedder, da er in der Lage war, Eisenhower seine Sorgen um die Kämpfe zu Lande abzunehmen, was Tedder nicht konnte. Der Premierminister und der Chef des Generalstabs fragten vertraulich bei mir an, wie ich über dieses Vorhaben denke. Ich antwortete ihnen sofort, wenn man Alexander ins Oberste Hauptquartier schicke, würde das sowohl in der Presse als auch bei den amerikanischen Generälen einen Sturm auslösen. Trotzdem machte man Eisenhower den Vorschlag. Er bat mich um eine Aussprache am 14. Februar an einem passenden Ort halbwegs zwischen seinem und meinem Hauptquartier, und wir trafen uns in meinem früheren Gefechtsstand in Zonho-

ven. Anfang Februar hatten zwischen der englischen und der amerikanischen Delegation zur Yalta-Konferenz auf ihrem Wege nach der Krim vorbereitende Besprechungen auf Malta stattgefunden. Eisenhower war nicht selbst hingefahren, sondern hatte Bedell-Smith als seinen Vertreter bei den Besprechungen geschickt, und dieser hatte ihm unter anderem über einige Bemerkungen berichtet, die auf Malta gefallen waren. Hier die Eintragung in mein Tagebuch, die ich nach Eisenhowers Abreise von Zonhoven machte:

«Eisenhower brachte das Gespräch auf das Führungsproblem. Er erzählte mir, der Premierminister habe auf Malta zum Präsidenten (oder zu Marshall) gesagt, dass er (Ike) mich nicht oft genug besuche, und durchblicken lassen, dass die englischen Belange nicht die erforderliche Beachtung fänden. Er war darüber ziemlich ärgerlich, zumal, wie er sagte, Marshall und die amerikanischen Stabschefs ihm dauernd in den Ohren lagen, weil er zu englisch sei; und jetzt behaupteten der Premierminister und die englischen Stabschefs, er sei zu amerikanisch und besuche mich nicht genügend.

Mir tut es sehr leid, dass man das in Malta gesagt hat. Sicher hat man es sofort auf mich geschoben, und es ist dann in dieser Form Ike sehr schnell zu Ohren gekommen. Er ist ein so fabelhaft anständiger Kerl, dass es mir weh tut, ihn so enttäuscht zu sehen.

Ike fragte mich dann nach meiner Ansicht über die jetzige Spitzengliederung – den Grund, der ihn zu dieser Frage veranlasst hat, kenne ich nicht.

Ich sagte ihm:

- a) Ich verstehe vollkommen, dass er selbst die Operationen zu Lande leiten und die drei Heeresgruppen führen wolle und dass er keinen Befehlshaber der Landstreitkräfte zwischen sich und den Heeresgruppen haben möchte.
- b) Er habe jetzt seinen Kriegsschauplatz in ‚Fronten‘ geteilt, die in einer fest abgegrenzten Beziehung zu den geographischen und strategischen Zielen stünden, und er habe jeder ‚Front‘ Nachschubmengen entsprechend ihrer Aufgabe zugeteilt.
- c) Meine ‚Front‘ solle den Hauptstoss führen. Damit die Führung aller an diesem Hauptstoss beteiligten Verbände in einer Hand läge, habe er mir eine amerikanische Armee unterstellt. Ausserdem hätte ich ein amerikanisches Luftlandekorps mit 2 amerikanischen

und einer englischen Luftlandedivision bekommen.

- d) Mit Rücksicht auf Punkt a) sei ich daher der Ansicht, dass die Spitzengliederung jetzt zufriedenstellend sei.
- e) Ich sagte dann noch, nachdem wir zu der jetzigen Spitzengliederung gekommen seien, hoffe ich, dass sie bis Kriegsende – was ich im Frühjahr erwarte – unverändert bleibe. Von Zeit zu Zeit würde vielleicht eine Umgruppierung nötig werden, und der Nachschub müsse dann den ‚Fronten‘ entsprechend ihren neuen Aufgaben zugeteilt werden. Die Hauptsache sei jedoch, dass stets *ein* Befehlshaber für alle an dem Hauptstoss beteiligten Verbände verantwortlich sei. Von diesem Grundsatz sollten wir nicht abgehen.

Ike war hochofrenet, dass ich mit der jetzigen Spitzengliederung zufrieden war. Zweifellos quälte ihn, als er nach Zonhoven kam, irgendeine Sorge, das merkte man ihm auch bei unserer Unterredung an. Ich habe auch heute noch keine Ahnung, worüber er sich eigentlich Sorge machte. Aber sobald ich ihm gesagt hatte, ich sei mit der gegenwärtigen Führungsorganisation sehr zufrieden, wurde er offensichtlich ein ganz anderer Mensch. Als *er* wegfuhr, strahlte er über das ganze Gesicht.»

In seinem Hauptquartier angelangt, schrieb er sofort an den Chef des englischen Generalstabes, erzählte ihm das Ergebnis seiner Unterredung mit mir und bat ihn, die folgenden Punkte in Erwägung zu ziehen, ehe er sich für einen Wechsel des Stellvertretenden Obersten Befehlshabers einsetzte:

- a) Er (Eisenhower) führe den Feldzug. Der Stellvertretende Oberste Befehlshaber erledige, da er aus der Luftwaffe komme, die Luftfragen. Ausserdem sei er verantwortlich für den Nachschub im rückwärtigen Gebiet und für die Planung gewisser Dinge, wie der Kontrollkommission für Deutschland. Das sei alles, was er Alexander einräumen werde, falls er auf unseren Kriegsschauplatz kommen sollte.
- b) Unter keinen Umständen würde er sich damit einverstanden erklären, dass jemand zwischen ihm und seine Heeresgruppenbefehlshaber trete.
- c) Sollte man trotzdem diesen Wechsel vornehmen, so würde allenthalben über die Gründe dafür gemunkelt werden. Die amerikanischen Generäle würden sehr wahrscheinlich denken, dass die Engländer einen stärkeren Druck ausüben wollten, um ihre Politik durchzusetzen.

Am 1. März besuchte mich Eisenhower wieder. Er erzählte mir alles, was er über die Absicht wusste, Tedder durch Alexander zu ersetzen, und bat mich um meine Ansicht. Ich sagte ihm, die Alliierten hätten schwierige und stürmische Zeiten miteinander durchgemacht. Wir hätten diese Stürme gut überstanden, und jetzt sei das Ende des Krieges in Sicht. Wenn man jetzt Alexander zum Stellvertretenden Obersten Befehlshaber machte, so würde dies in gewissen amerikanischen Kreisen Entrüstung erregen. Ein neuer grosser Sturm würde sich erheben, und alle früheren Missverständnisse würden wieder aufleben. Man solle doch um Gottes willen alle neuen Reibungsgründe vermeiden. Wir seien im Begriff, den Krieg mit Deutschland zu gewinnen. Solle also Alexander doch in Italien bleiben. Und solle Tedder seine Sache als Stellvertretender Oberster Befehlshaber bis zum Ende weiterführen.

Eisenhower stimmte meiner Ansicht aus ganzem Herzen zu.

Am 2. März kam der Premierminister zu mir, und ich erzählte ihm von meinem Gespräch mit Eisenhower. Er war nicht sehr erfreut und fuhr anschliessend zu Eisenhower. Am 11. März schrieb mir der Premierminister, «die Sache sei erledigt».

Im März überprüfte ich vor dem Rheinübergang unsere Nachschublage. Sie war ausgesprochen gut. Wir hatten reichliche Vorräte an Benzin, Munition und Nahrungsmitteln. Der Gesundheitszustand der Armee war ausgezeichnet – die Krankmeldungen betrugten nur 6,75 pro Mille wöchentlich. Im ganzen Winter hatten wir insgesamt nur 201 Fälle von Grabenfusskrankheit gehabt. Unsere Verluste in den Kämpfen seit dem Tage X (6.6.44) bis zum 22. März 1945 waren insgesamt folgende:

<i>Nationalität</i>	<i>Verluste</i>
Engländer	125'045
Kanadier	37'528
Polen	4'951
Holländer	125
Belgier	291
Tschechen	438

Insgesamt: 168'378

Davon waren:

<i>gefallen</i>	<i>verwundet</i>	<i>vermisst</i>
35'825	114'563	17'990

In der gleichen Zeit hatte die 21. Heeresgruppe rund 250'000 Gefangene gemacht.

Etwa 4'000 Offiziere und Mannschaften fuhren täglich nach England auf Urlaub. Vom 1. April an beabsichtigten wir diese Zahl auf 6'000 täglich zu erhöhen. Als Beweis dafür, wie sehr diese Urlaubsregelung anerkannt wurde, sei nachstehender Brief wiedergegeben, den ich von der Mutter zweier meiner Soldaten bekam:

«Sir, 23.2.45

als todkranke Mutter, deren beide Söhne in Übersee Dienst tun, fühle ich die Verpflichtung, Ihnen meinen tiefgefühlten Dank auszusprechen für die grosszügige Urlaubsgewährung an die jungen Leute in der englischen Landungsarmee.

Mein Zweiter ist eben sieben Tage daheim gewesen und jetzt wieder an die Westfront zurückgekehrt. Ich glaube, es wird Ihnen Freude machen, wenn ich Ihnen mitteile, dass er und seine Kameraden des Lobes voll sind, wie gut sie es auf ihrer Urlaubsreise gehabt haben. Alles nur Mögliche ist für sie getan worden, selbst neue Uniformen haben sie für die Fahrt nach Hause bekommen und Erfrischungen unterwegs. Kein Wunder, dass die Armeen unter Ihrer Führung sich während dieses Krieges als unüberwindlich erwiesen haben. Sie behandeln Ihre Leute wirklich als Menschen.

Ich wünsche Ihnen für Ihren Feldzug alles nur Erdenkliche Glück, und wenn es nicht unbescheiden ist, möchte ich Ihnen zu Ihren glänzenden persönlichen Erfolgen gratulieren.

In herzlicher Dankbarkeit bin ich, Sir,

Ihre sehr ergebene *Mrs. A. D. Lear*»

Am 23. März erliess ich nachstehende Botschaft an die Armeen. In der folgenden Nacht sollte das Unternehmen *Plunder* beginnen: der Übergang stärkerer Streitkräfte über den Rhein auf einer breiten Front zwischen Rheinberg und Rees – mit der 9. amerikanischen Armee auf dem rechten und der 2. Armee auf dem linken Flügel. Die kanadische Armee hatte einen wichtigen Auftrag an der linken Flanke nördlich von Rees.

- «1. Am 7. Februar habe ich euch gesagt, wir stiegen jetzt in den Ring zur letzten, entscheidenden Runde und würden ohne Pause weiterkämpfen, bis unser Gegner kampfunfähig am Boden liegt. Nun, die letzte Runde steht gut – im Ring und darüber.
2. Im Westen hat der Feind das Rheinland verloren und mit ihm die Blüte seiner letzten vier Armeen – der Fallschirmarmee, der 5. Panzerarmee, der 15. und der 7. Armee –, und weiter im Süden sind wir gerade dabei, diese Liste durch seine 1. Armee zu verlängern. Bei den Kämpfen im Rheinland hat der Feind rund 150'000 Gefangene verloren, und ihre Zahl erhöht sich noch ständig. Seine Gesamtverluste seit dem 8. Februar betragen etwa 250'000 Mann.
3. Im Osten hat der Feind ganz Pommern östlich der Oder verloren – ein Gebiet so gross wie das Rheinland, und drei weitere deutsche Armeen sind zerschlagen worden. Die russischen Armeen stehen nur noch etwa 55 km von Berlin entfernt.
4. Von oben her behämmern die alliierten Luftstreitkräfte Deutschland bei Tag und Nacht. Es wird interessant sein, zu sehen, wie lange die Deutschen das noch aushalten.
5. Der Feind ist tatsächlich in die Ecke gedrängt und kann seinem Schicksal nicht mehr entrinnen. Die Ereignisse überstürzen sich. Die völlige Niederlage der Deutschen ist sicher, daran kann niemand mehr zweifeln.
6. *Die 21. Heeresgruppe wird jetzt den Rhein überschreiten.* Vielleicht fühlt sich der Feind hinter diesem grossen Hindernis noch sicher. Nun, wir geben gern zu, dass es ein grosses Hindernis ist, aber wir werden ihm zeigen, dass er dahinter alles andere als sicher ist. Die grosse Dampfwalze der Alliierten, ihre vereinigten Land- und Luftstreitkräfte, werden den Beweis dafür in aller Deutlichkeit führen.
7. Und sind wir erst einmal jenseits des Rheines, werden wir wie ein Unwetter über die Norddeutsche Tiefebene dahinbrausen und den Feind vor uns herjagen, dass ihm Hören und Sehen vergeht. Je schneller und energischer unser Ansturm ist, desto eher wird der Krieg zu Ende sein. Denn das ist es ja, was wir alle wollen: fertig werden mit dieser Sache und dem Krieg in Deutschland ein Ende machen.
8. Also auf, über den Rhein! Und Weidmannsheil euch allen auf der andern Seite!

9. Möge der mächtige Lenker der Schlachten uns bei diesem unserm letzten Unternehmen den Sieg schenken, wie er es in allen unsern Schlachten seit der Landung in der Normandie getan hat.»

Der Premierminister war an diesem Tage zu Besuch bei mir in meinem vorgeschobenen Gefechtsstand und beobachtete am Morgen des 24. März das Niedergehen der Luftlandedivisionen jenseits des Flusses. Wir standen jetzt schon tief in Deutschland, und ich fragte den Premierminister, wann englische Truppen zum letzten Male auf deutschem Boden gefochten hätten. Er sagte, das sei am 18. Oktober 1813 gewesen, als die «Raketen-Brigade» – jetzt O-(Raketen-)Batterie der R.H.A.¹ – in der Schlacht bei Leipzig mitkämpfte. Die Raketen-Brigade war die einzige englische Einheit in dieser Schlacht. Ihr Kommandeur, der Kapitän 2. Kl. Richard Bogue, fiel dabei. Die Brigade war der schwedischen Armee zugeteilt und kämpfte mit Preussen und anderen zusammen gegen Franzosen, Sachsen, Westfalen usw. Damals fochten also «Deutsche» sowohl mit als auch gegen uns. Ich fragte meinen Artilleriekommandeur, wo die O-Batterie wohl zurzeit sei, und er meinte, beim 1. Reg. R.H.A. in Italien unter Feldmarschall Alexander. Die Angehörigen der «Raketen-Batterie» sind immer sehr stolz auf diesen Namen gewesen. 1930 nahmen Vertreter von ihr als Gäste der deutschen Reichswehr in Leipzig an der Enthüllung einer Gedenktafel teil, die wohl eigentlich anlässlich der Hundertjahrfeier erfolgen sollte, aber bis nach dem ersten Weltkrieg verschoben wurde. Sie nahmen damals Trompeter der R.H.A. mit, die in Paradeuniform den Zapfenstreich bliesen.

Es ist interessant, festzustellen, dass unsere Artillerie nach über 130 Jahren wieder Raketen auf dem Festland verwendete. Ein leichtes Flak-Regiment der Kanadier hatte Raketen, die an der Maas und auch jetzt beim Rheinübergang eingesetzt wurden.

Ich fragte den Premierminister, ob er den Soldaten der 21. Heeresgruppe, die eben den Rhein überschritten hatten, wohl eine Botschaft

10. Die Royal *Horse* Artillery besteht aus Regimentern, welche die schnell bewegliche, unmittelbare Artillcrieunterstützung für Panzerverbände stellen. Die sogenannte King's Troop der R.H.A. dient Parade- und sonstigen Zwecken des Zeremoniells.

schicken würde. Er erklärte sich sofort dazu bereit und übergab mir folgenden Text:

«Ich freue mich sehr, während dieser denkwürdigen Schlacht, durch die sich die 21. Heeresgruppe den Rheinübergang erkämpft, mit dem Chef des Generalstabes zusammen in Feldmarschall Montgomerys Hauptquartier sein zu können.

Englische Soldaten, man wird sich noch lange davon erzählen, wie ihr zusammen mit unsern kanadischen Brüdern und unsern tapferen amerikanischen Verbündeten diese grossartige Leistung vollbracht habt. Ist erst diese Flusslinie überschritten und die Kruste des deutschen Widerstands durchbrochen, dann ist der entscheidende Sieg in Europa nahe. Möge Gott unseren Waffen bei diesem kühnen Wagnis hold sein, das am Ende unseres langen Ringens für König und Heimatland, für ein Leben in Sicherheit und für die Freiheit der Menschheit steht.

Gez. *Winston S. Churchill*
Premierminister und Verteidigungsminister»

Ehe der Premierminister am 26. März nach England zurückkehrte, schrieb er mir Folgendes in mein Autogrammbuch:

«Der Rhein und alle seine Befestigungswerke liegen hinter der 21. Heeresgruppe. Wieder sind ihre Armeen die Angeln gewesen, auf denen schwere Torflügel sich öffneten. Wieder haben sie bewiesen, dass natürliche Hindernisse nutzlos sind, wenn die Mittel und die seelische Kraft fehlen, sie zu halten.

Eine geschlagene Armee, die noch vor Kurzem der Gebieter Europas war, weicht vor ihren Verfolgern zurück. Das Ziel liegt nahe vor denen, die von weither kommen und so tapfer unter kühner, verlässlicher Führung gekämpft haben. Vorwärts auf Flammenschwingen zum endgültigen Sieg!

Winston S. Churchill»

Nachdem der Rhein überschritten war, begann ich, mit Eisenhower unsere künftigen Operationspläne zu erörtern. Wir hatten mehrere Besprechungen. Ich hatte immer Berlin als das Hauptziel angesehen. Es war der politische Mittelpunkt Deutschlands, und wenn wir vor den Russen dortsein konnten, würde in den Jahren nach dem Kriege alles für uns viel leichter werden. Wir erinnern uns, dass Eisenhower in seinem Brief an mich vom 15. September 1944 dersel-

ben Meinung über die grosse Bedeutung der deutschen Hauptstadt war wie ich und geschrieben hatte:

«*Das Hauptziel ist selbstverständlich Berlin.* Meiner Ansicht nach besteht kein Zweifel darüber, dass wir unsere ganze Energie und alle unsere Mittel für einen schnellen Vorstoss auf Berlin einsetzen müssen.»

Doch jetzt war er anderer Ansicht. Sein neuer Standpunkt kam in seinem Funkspruch vom 31. März zum Ausdruck, dessen letzter Satz lautete: «Sie werden bemerkt haben, dass ich überhaupt nicht Berlin erwähnt habe. Dieser Ort ist für mich nur noch ein geographischer Begriff, und ich habe für derlei noch nie Interesse gehabt. Mein Ziel ist, die Streitkräfte des Feindes zu vernichten und seine Widerstandskraft zu brechen.»

Es war zwecklos, die Angelegenheit von mir aus weiterzuverfolgen. Wir hatten schon so viele Auseinandersetzungen über entscheidende Fragen gehabt, ausserdem – es war dafür sowieso schon fast zu spät.

Das Wichtigste war daher, sobald die deutschen Streitkräfte endgültig vernichtet waren, dafür zu sorgen, dass wir in Europa zu einem politischen Gleichgewicht kamen, das uns – den westlichen Nationen – half, den Frieden zu gewinnen. Mit andern Worten hiess das, dass wir uns in den Besitz gewisser politischer Mittelpunkte in Europa setzen mussten, ehe die Russen es taten – in erster Linie von Wien, Prag und Berlin. Wäre die oberste Leitung des Krieges von den politischen Führern des Westens richtig gehandhabt worden und hätten sie den Obersten Befehlshabern entsprechende Weisungen gegeben, so hätten wir alle drei Städte vor den Russen bekommen können. Aber was geschah? Die Möglichkeit, Wien zu besetzen, schwand dahin, als das Unternehmen «*Dragoner*» – die Landung in Südfrankreich – beschlossen wurde. Die Truppen dafür nahm man Feldmarschall Alexander in Italien weg und bremste dadurch seinen Vormarsch. Kein Wunder also, dass Stalin dem Unternehmen «*Dragoner*» begeistert zustimmte, bekam er doch dadurch die Gewissheit, dass seine Truppen vor unseren in Wien sein würden!

Was Prag betrifft, so bekam die 3. amerikanische Armee gegen Ende April Weisung, an der Westgrenze der Tschechoslowakei haltzumachen – aus Gründen, die ich nie verstanden habe. Als ihr schliesslich Anfang Mai dann doch erlaubt wurde, die Grenze zu

überschreiten, bekam sie, wie Bradley in seinem Buch *A Soldier's Story* berichtet, den Befehl, nicht über Pilsen hinaus vorzustossen, «weil die Befreiung der Tschechoslowakei der Roten Armee vorbehalten war». Nach Bradleys Ansicht hätte Patton, wenn das Oberste Hauptquartier diesen Befehl zurückgehalten hätte, «wahrscheinlich in vierundzwanzig Stunden in Prag sein können».

Berlin ging uns schon im August 1944 verloren, als wir es nach dem Sieg in der Normandie unterliessen, einen vernünftigen Operationsplan aufzustellen.

Die Amerikaner konnten nicht verstehen, dass es wenig nützte, den Krieg militärisch zu gewinnen, wenn wir ihn politisch verloren. Die Folgen dieses merkwürdigen Standpunktes haben wir vom Tage der deutschen Kapitulation an zu tragen gehabt und tragen sie heute noch. Der Krieg ist ein Werkzeug der Politik. Sobald zu erkennen ist, dass man ihn gewinnen wird, müssen politische Gesichtspunkte seinen weiteren Verlauf beeinflussen. Mir wurde es schon im Herbst 1944 klar, dass die Art, wie man die Dinge anpackte, sich weit über das Kriegsende hinweg auswirken würde; ich hatte damals den Eindruck, dass wir auf dem besten Wege waren, die Sache zu «verpfuschen» – und ich glaube, das taten wir.

Es gibt nicht viel mehr zu berichten, was andere nicht auch schon berichtet hätten. Als der Rhein hinter uns lag, fuhren wir, so schnell wir konnten, der Ostsee zu. Meine Absicht dabei war, noch zur rechten Zeit dorthin zu kommen, um in einer festen Front den Russen entgegenzutreten zu können, die bestrebt waren, bis hinauf nach Dänemark zu gelangen und auf diese Weise die Eingänge zur Ostsee zu beherrschen. Um das Tempo des Vormarsches zu beschleunigen, drangen die Divisionen tief gestaffelt in ganz schmaler Front vor; feindliche Widerstandszonen wurden von den Panzerspitzen umgangen und später von der Flanke oder vom Rücken her durch nachkommende Truppen angegriffen.

Während wir so nach Osten brausten, bekamen es offenbar sowohl der Premierminister als auch Eisenhower mit der Angst, dass ich es vielleicht doch nicht schaffen könnte, die Russen von Schleswig-Holstein und Dänemark fernzuhalten, denn von beiden erhielt ich Funkgespräche darüber. Ich fürchte, ich war etwas gereizt und meine Erwidrerungen liessen das erkennen!

Eisenhower antwortete ich am 27. April, ich wüsste sehr gut, was getan werden müsste; er müsse es aber verstehen, dass das Tempo des Vormarsches automatisch langsamer geworden wäre, als er die 9. amerikanische Armee meiner Führung entzog – was er bereits am 3. April getan hatte. Schliesslich gelang es uns dann doch noch, vor den Russen dazusein. Am 2. Mai erreichten wir die Ostsee bei Wismar und Lübeck und versperrten dadurch – mit einem Vorsprung von nur sechs Stunden! – den Russen den Weg nach Schleswig-Holstein und Dänemark.

Wir bauten eine Ostfront auf von Wismar bis an die Elbe bei Dömitz. Gegen diese Flanke brandeten ständig deutsche Truppen und Zivilisten an, die den Russen zu entkommen suchten. Ausserdem hatten wir aber auch noch eine Westfront – von Lübeck westwärts bis Bad Oldesloe und von dort südlich bis zur Elbe. Zwischen diesen beiden Fronten drängten sich die Menschen, und es herrschte ein furchtbares Durcheinander. Auf allen Strassen wimmelte es von deutschen Soldaten und Zivilisten, die aus dem Osten kamen. Am 2. und 3. Mai allein machte die 2. Armee fast eine halbe Million Kriegsgefangene.

Die Niederlage der Deutschen im März/April 1945 war nicht zu vergleichen mit der in der Normandie. Damals hatten sie sich verhältnismässig schnell wieder erholen und neue Divisionen aufstellen und ausrüsten können. Diesmal hatten sie jedoch so viel Land und Menschen verloren, dass dies nicht mehr in Frage kam. Hitlers Deutschland stand vor dem Zusammenbruch. Der Krieg war praktisch zu Ende.

DIE KAPITULATION DER DEUTSCHEN

Am 27. April bekam ich vom Kriegsministerium Nachricht, dass Himmler am 24. April über das Schwedische Rote Kreuz die Kapitulation angeboten hatte.

Himmler behauptete, Hitler sei hoffnungslos erkrankt und er habe uneingeschränkte Handlungsvollmacht. Ich gab nicht viel auf diese Nachricht. Meiner Ansicht nach waren die herannahenden Russen gefährlicher als die geschlagenen Deutschen.

Ich wusste, der Krieg gegen Deutschland war praktisch zu Ende. Die vordringlichste Aufgabe war daher für mich, so schnell wie möglich weiter vorzustossen bis zur Ostsee und dann eine Front nach Osten aufzubauen. Dies war die einzige Möglichkeit, die Russen daran zu hindern, nach Schleswig-Holstein und von dort nach Dänemark zu gelangen.

Die Ereignisse überstürzten sich jetzt. Am 1. Mai fingen wir zu später Stunde eine Bekanntgabe des deutschen Rundfunks auf, dass Hitler in seinem Befehlsbunker in Berlin gestorben sei und Admiral Dönitz zu seinem Nachfolger als Führer bestimmt habe. Himmler wurde in der Nachricht nicht erwähnt; einer meiner Verbindungsoffiziere sah ihn später im Hauptquartier von Dönitz und schloss aus den Begleitumständen, dass er keine führende Rolle mehr in der Leitung der Staatsgeschäfte spielte.

Am Nachmittag des 2. Mai benachrichtigte General Blumentritt, der Oberbefehlshaber aller deutschen Landstreitkräfte zwischen der Ostsee und der Weser, das Hauptquartier der 2. Armee, dass er beabsichtige, am nächsten Vormittag hinzukommen und die Übergabe seiner Truppen anzubieten. Er erschien jedoch nicht, sondern teilte mit, dass Verhandlungen auf einer höheren Ebene stattfinden sollten.

Am 3. Mai schickte Feldmarschall Keitel mit Zustimmung von Admiral Dönitz eine Delegation in mein Hauptquartier, um Verhandlungen wegen einer Kapitulation einzuleiten. Sie traf um 11.30 Uhr ein und bestand aus Generaladmiral v. Friedeburg, dem Oberbefehlshaber der deutschen Kriegsmarine, General Kinzel, dem Chef des Stabes von Feldmarschall Busch, dem Oberbefehlshaber der deutschen Truppen auf meiner Nord- und Westflanke, Konteradmiral Wagner und Major Freidel, einem Generalstabsoffizier. Zu diesen vier kam später noch ein weiterer Generalstabsoffizier, Oberst Pollek, hinzu.

Sie wurden bis vor meinen Wohnwagen geführt, so dass sie gerade unter der englischen Flagge standen, die stolz im Winde flatterte. Ich liess sie zunächst ein paar Minuten warten, dann trat ich aus meinem Wohnwagen und ging auf sie zu. Sie legten, unter der Flagge stehend, alle die Hand an die Mütze. Es war ein denkwürdiger Augenblick: Die Deutschen kamen, um sich zu ergeben – der Krieg war zu Ende. Kaum einer unserer Leute in den Funk- und Führungswagen meines vorgeschobenen Gefechtsstandes wird wohl jemals die freudige Erregung vergessen, die ihn ergriff, als er das leichte «Klopfen» der Deutschen hörte, die auf unserer Führungswelle Funkverbindung mit uns zu bekommen suchten – um die Übergabebedingungen von ihrer Delegation zu erfahren.

Ich fragte meinen Dolmetscher: «Wer sind die Leute?» Er sagte es mir.

Dann fragte ich: «Was wollen sie?»

Admiral v. Friedeburg las mir einen Brief von Feldmarschall Keitel vor, in dem er mir die Übergabe der drei deutschen Armeen anbot, die sich zwischen Berlin und Rostock vor den Russen zurückzogen. Ich lehnte es ab, das in Erwägung zu ziehen, und sagte, diese Armeen sollten sich den Russen ergeben, fügte aber hinzu, wenn deutsche Soldaten mit erhobenen Händen auf meine Front zukämen, würden sie automatisch zu Kriegsgefangenen gemacht werden, v. Friedeburg sagte, es sei undenkbar, sich den Russen zu ergeben, da sie unzivilisierte Menschen seien, die die deutschen Soldaten sofort zur Zwangsarbeit nach Russland schicken würden.

Ich erwiderte ihm, all das hätten die Deutschen bedenken sollen, ehe sie den Krieg angingen, und besonders, ehe sie im Juni 1941 die Russen überfielen.

v. Friedeburg brachte dann ihre Sorgen um die Zivilbevölkerung in Mecklenburg zur Sprache, die von den Russen überrannt würden, und sagte, sie würden gern die Frage erörtern, wie man sie retten könne. Ich erwiderte, Mecklenburg gehöre nicht zu meinem Gebiet, und alle Fragen, die sich dort ergäben, müssten mit den Russen erörtert werden. Sie müssten verstehen, sagte ich, dass ich es ablehnen müsse, irgendetwas zu diskutieren, das mit der Lage östlich meiner Front zwischen Wismar und Dömitz zu tun habe; sie müssten sich in diesen Fragen an die Russen wenden. Dann fragte ich, ob sie wegen der Übergabe ihrer Truppen auf meiner Westflanke verhandeln wollten. Doch das verneinten sie. Dagegen brachten sie ihre Sorgen wegen der Zivilbevölkerung in diesen Gebieten vor und sagten, sie würden gern mit mir einen Plan vereinbaren, nach dem sich ihre Truppen vor meinen Streitkräften langsam zurückziehen könnten. Das lehnte ich ab.

Um schneller vorwärtszukommen, beschloss ich jetzt, sie meinerseits mit einem Vorschlag zu überfallen, und fragte v. Friedeburg: «Sind Sie bereit, mir alle deutschen Truppen auf meiner West- und Nordflanke zu übergeben einschliesslich aller Truppen in Holland, Friesland mit den friesischen Inseln und Helgoland sowie in Schleswig-Holstein und Dänemark? In diesem Falle wäre ich bereit, dies als eine Kapitulation feindlicher Streitkräfte auf dem Schlachtfeld anzunehmen, die mir direkt gegenüberstehen, und ihrer Reserven in Dänemark.»

Er erklärte, er könne darüber nicht bestimmen, dagegen hätte er sehr gern sofort eine Vereinbarung wegen der dortigen Zivilbevölkerung getroffen; doch das lehnte ich ab. Ich erklärte dann, wenn die Deutschen sich weigerten, ihre Truppen in den von mir genannten Gebieten bedingungslos zu übergeben, würde ich Befehl geben, die Kampfhandlungen fortzusetzen; dann würden noch viel mehr deutsche Soldaten getötet werden und möglicherweise auch Zivilisten durch Artilleriefeuer und Luftangriffe ums Leben kommen. Ich zeigte ihnen schliesslich auf der Karte die gegenwärtige Kampflage an der ganzen Westfront; sie hatten davon offenbar keine Ahnung und waren sehr bestürzt. Anscheinend waren sie jetzt so weit, dass ich sie ohne grössere Schwierigkeiten hätte dahin bringen können, meine Forderungen anzunehmen. Aber, dachte ich, vielleicht würde zunächst eine Mittagspause das Richtige sein, damit sie Zeit hatten, über meine Worte nachzudenken. Ich schickte sie daher in ein Zelt, wo sie

allein zu Mittag essen konnten; nur einer meiner Offiziere sollte dabei sein. v. Friedeburg liefen während des Essens die Tränen über das Gesicht, und von den anderen sagte kaum einer ein Wort.

Nach dem Essen liess ich sie wieder rufen. Diesmal fand die Unterredung jedoch in meinem Sitzungszelt statt, wo die Lagekarte auf dem Tisch lag. Ich begann die Besprechung damit, dass ich ihnen ein Ultimatum stellte. Sie müssten, sagte ich, als erstes alle ihre Truppen in den von mir bezeichneten Gebieten bedingungslos übergeben; danach sei ich bereit, mit ihnen die Art und Weise zu erörtern, wie wir am besten die betreffenden Gebiete besetzen und für die Zivilbevölkerung sorgen könnten. Wenn sie dagegen ablehnten, würden die Kämpfe weitergehen. Sie waren sich offensichtlich darüber klar, dass meine Worte ernstgemeint waren. Sie waren wohl auch von der Hoffnungslosigkeit ihrer Lage überzeugt, erklärten aber, sie hätten keine Vollmacht, meinen Forderungen zuzustimmen. Immerhin waren sie jetzt bereit, Feldmarschall Keitel die bedingungslose Übergabe aller Truppen auf der West- und Nordflanke der 21. Heeresgruppe zu empfehlen. Zwei von ihnen wollten zum OKW zurückfahren, mit Keitel sprechen und sein Einverständnis mitbringen.

Ich setzte daher ein Protokoll auf, das die bei unserer Besprechung erreichten Entscheidungen zusammenfasste. Es sollte von mir und v. Friedeburg unterzeichnet werden, erklärte ich, und könne dann nach Flensburg gebracht werden, damit Keitel und Dönitz davon Kenntnis erhielten. Es hatte folgenden Wortlaut: 1. Alle Angehörigen der deutschen Streitkräfte, die von Osten her an die Front der 21. Heeresgruppe kommen und sich ergeben wollen, werden zu Kriegsgefangenen gemacht werden. Die 21. Heeresgruppe ist jedoch nicht in der Lage, die Übergabe einer ganzen deutschen Armee anzunehmen, die im Kampf gegen die Russen steht.

2. Erörterungen über die Lage der Zivilbevölkerung sind nicht möglich.

3. Feldmarschall Montgomery wünscht, dass alle deutschen Truppen in Holland, Friesland (einschliesslich der Inseln und Helgoland), Schleswig-Holstein und Dänemark die Waffen niederlegen und sich ihm bedingungslos ergeben.

Er ist bereit, sobald die Übergabe vereinbart ist, über die Art und

Weise der Besetzung dieser Gebiete, Behandlung der Zivilbevölkerung usw. zu verhandeln.

4. Generaladmiral v. Friedeburg ist zurzeit nicht ermächtigt, seine Zustimmung zu der Übergabe gern. Absatz 3 zu geben. Er wird daher zwei Offiziere (Konteradmiral Wagner und Major Freidel) zum Oberkommando der Wehrmacht schicken, um die Genehmigung einzuholen und zurückzubringen. Er bittet Feldmarschall Montgomery, ein Flugzeug für die beiden Offiziere zur Verfügung zu stellen, da die Fahrt mit dem Wagen zu viel Zeit erfordert; er bittet ferner darum, dass Admiral v. Friedeburg und General Kinzel in der Zwischenzeit in Feldmarschall Montgomerys Hauptquartier bleiben können.»

Tatsächlich fuhr dann v. Friedeburg selbst mit Freidel im Wagen nach Flensburg. Durch Hamburg und bis in die deutschen Linien wurden sie von Oberstleutnant Trumbull Warren, meinem kanadischen Adjutanten, geleitet. Ich hatte ihnen gesagt, sie müssten bis 6 Uhr nachmittags des nächsten Tages, des 4. Mai, wieder in meinem Hauptquartier sein. Kinzel und Wagner blieben da.

Ich war überzeugt, dass v. Friedeburg mit der Vollmacht zum Unterzeichnen zurückkommen werde. Ich beschloss daher, am 4. Mai um 5 Uhr nachmittags die Presse zu empfangen, um ihnen die Ereignisse der letzten Tage zu schildern und ihnen zu sagen, was ich mir von dem Abend erhoffte.

Der Leser weiss, dass ich mit Pressekonferenzen in der Regel keine sehr glückliche Hand hatte, nach dieser erhielt ich jedoch den nachstehenden Brief von Alan Moorhead, dem offiziellen Sprecher der Presse in meinem Hauptquartier:

«Sehr verehrter Herr Feldmarschall, darf ich Ihnen im Namen der Pressevertreter für die wundervolle Pressekonferenz, die Sie heute abgehalten haben, unser aller Dank sagen?

Wir danken Ihnen ganz besonders für das Interesse, das Sie uns in diesem historischen Augenblick gezeigt haben, und es bleibt mir nur, Ihnen zu dem glänzenden Abschluss Ihrer langen Fahrt von der Wüste bis an die Ostsee herzlichst zu gratulieren.

Wir haben heute Abend alle versucht, dem schon so lange erwarteten Thema des heutigen Tages gerecht zu werden, wahrscheinlich

dem besten Thema, über das wir wohl jemals schreiben werden.

Würden Sie wohl die grosse Freundlichkeit haben, anliegende Abschriften des von Ihnen abgeschlossenen Waffenstillstandsvertrages mit Ihrem Namen zu unterzeichnen.

Mit allen guten Wünschen

Ihr

gez. *Alan Moorhead*»

v. Friedeburg und Freidel kamen zurück, während die Pressekonferenz noch im Gange war. Als plötzlich Oberst Ewart von meinem Stabe hereinkam, war mir eigentlich schon klar, was er mir melden wollte. Ich beendete jedoch zuerst die Pressekonferenz und fragte ihn dann erst, ob v. Friedeburg zurück sei, was er bejahte. Ich sagte daher noch zu den Pressevertretern, sie könnten alle in das grosse Zelt mitkommen, um bei der Schlusszene zugegen zu sein.

Die deutsche Delegation stand wieder unter der Flagge vor meinem Wohnwagen. Ich nahm v. Friedeburg mit in den Wagen, um zunächst mit ihm allein zu sprechen. Ich fragte ihn, ob er die Übergabebedingungen so, wie ich sie forderte, uneingeschränkt unterschreiben würde. Er war sehr niedergeschlagen, erklärte sich aber dazu bereit. Daraufhin bat ich ihn, wieder zu den anderen draussen zu gehen. Es war jetzt kurz vor 6 Uhr. Ich gab daher Befehl, dass die feierliche Unterzeichnung sofort stattfinden sollte. Ich hatte zu diesem Zweck ein besonderes Zelt aufstellen und mit Kabelanschlüssen für die Aufnahmемikrophone ausstatten lassen. Vor den Augen der Soldaten, Kriegsberichterstatter und Fotografen, denen man die freudige Erregung ansah, gingen die Mitglieder der deutschen Delegation hinüber zu dem Zelt; sie waren sich klar darüber, dass dies das Ende des Krieges war.

Ich hatte die Übergabeurkunde schon fertig. Die Einrichtung des Zeltes war ganz schlicht: eine Tischplatte auf Böcken mit einer wollenen Kommissdecke, darauf ein Tintenfass und ein gewöhnlicher Federhalter, wie man sie in jeder Kantine für zwei Pence kaufen konnte. Auf dem Tisch standen zwei Mikrophone des englischen Rundfunks. Als ich eintrat, standen die Deutschen auf. Dann setzten wir uns alle um den Tisch. Die Deutschen waren verständlicherweise nervös, und einer von ihnen nahm eine Zigarette heraus, um sich zu beruhigen. Aber als ich ihn ansah, steckte er die Zigarette wieder weg.

In aller Öffentlichkeit, im Beisein der Pressevertreter und anderer Zuschauer verlas ich dann in diesem Zelt in der Lüneburger Heide auf Englisch die Kapitulationsurkunde. Ich fügte noch hinzu, falls die deutsche Delegation dieses Dokument nicht sofort und ohne Einwände hinsichtlich der Folgen ihrer Kapitulation unterzeichne, würde der Kampf weitergehen. Dann rief ich die einzelnen Mitglieder der Delegation nacheinander bei Namen auf, das Dokument zu unterschreiben – sie taten es ohne ein Wort des Einspruchs. Als letzter unterschrieb ich selbst im Namen von General Eisenhower.

Die Urkunde war in englischer Sprache abgefasst. Ich übergab jedoch der Delegation einige Ausfertigungen auf Deutsch. Das Original ist mit Schreibmaschine auf einem gewöhnlichen Bogen Kanzleipapier aus Heeresbeständen geschrieben. Ich wurde gebeten, es dem Obersten Hauptquartier einzusenden; stattdessen schickte ich jedoch Fotokopien. Das Original ist in meinem Besitz, und ich werde mich von diesem historischen Dokument niemals trennen. Was aus dem Federhalter geworden ist, weiss ich nicht – wahrscheinlich hat ihn jemand stibitzt.

***Kapitulationsurkunde
aller deutschen Streitkräfte in Holland, in Nordwestdeutschland
einschliesslich aller Inseln und in Dänemark***

1. Das deutsche Oberkommando wird anordnen, dass alle deutschen Streitkräfte in Holland, in Nordwestdeutschland einschliesslich der friesischen Inseln, Helgoland und aller anderen Inseln, in Schleswig-Holstein und in Dänemark sich dem Befehlshaber der 21. Heeresgruppe ergeben. Dies gilt auch für alle Fahrzeuge der Kriegsmarine in diesen Gebieten.
Die Streitkräfte haben ihre Waffen niederzulegen und sich bedingungslos zu ergeben.
2. Die deutschen Streitkräfte in den genannten Gebieten stellen alle Feindseligkeiten zu Lande, zu Wasser und in der Luft am Sonnabend, dem 5. Mai 1945, um 08.00 Uhr englischer doppelter Sommerzeit ein.
3. Das deutsche Oberkommando verpflichtet sich, alle weiteren Befehle, welche die alliierten Mächte aus irgendeinem Grunde erlassen, sofort und ohne Widerspruch oder Stellungnahme auszuführen.

4. Ungehorsam gegenüber Befehlen oder deren Nichtausführung wird als Bruch der Kapitulationsbedingungen angesehen und von den alliierten Mächten nach den allgemein geltenden Gesetzen und Kriegsbräuchen geahndet werden.
 5. Diese Kapitulationsurkunde wird unabhängig und unbeschadet einer späteren allgemeinen Kapitulationsurkunde ausgefertigt, die von den alliierten Mächten oder in ihrem Namen auferlegt wird und für Deutschland und die deutschen Streitkräfte als Ganzes gilt.
 6. Diese Kapitulationsurkunde ist in englischer und deutscher Sprache ausgefertigt. Die englische Fassung ist die massgebende.
 7. Falls irgendein Zweifel oder eine Meinungsverschiedenheit über die Bedeutung oder Auslegung der Kapitulationsbedingungen auftritt, so gibt die Entscheidung der alliierten Mächte endgültig den Ausschlag.
- | | |
|------------------------|---------------|
| 8. L. Montgomery | v. Friedeburg |
| Feldmarschall | Kinzel |
| 9. Mai 1945, 18.30 Uhr | Wagner |
| | Pollek |
| | Freidel |

Von den vier Deutschen, die am 3. Mai in meinen vorgeschobenen Gefechtsstand in der Lüneburger Heide kamen, lebt heute nur noch einer. Es ist Konteradmiral Wagner, der jetzt stellvertretender Chef der Marineabteilung im deutschen Bundesverteidigungsministerium ist. Die andern drei starben eines gewaltsamen Todes: v. Friedeburg hat sich vergiftet, Kinzel hat sich erschossen, und Freidel kam bald danach durch einen Autounfall ums Leben.

Nach der Unterzeichnung der Kapitulationsurkunde gab es für mich viel zu tun. Ich hatte schon am 3. Mai, als die Deutschen zum erstenmal bei mir waren, Befehl gegeben, alle Angriffe einzustellen, denn ich war mir sofort darüber klar, dass dies das Ende bedeutete, und wollte nicht, dass unter den Truppen, die meiner Fürsorge anvertraut waren, noch unnötige Verluste eintraten. Jetzt erliess ich den endgültigen Befehl zur Feuereinstellung am Sonnabend, dem 5. Mai, um 8 Uhr vormittags.

Ich hatte das Gefühl, eigentlich sofort zu allen Kommandeuren und Truppen unter meinem Kommando sprechen zu müssen, die von so

weit hergekommen waren und so tapfer gekämpft hatten. Der Sieg war viel mehr ihren Anstrengungen zu verdanken als allem, was ick selbst dafür hatte tun können. Als erstes schickte ich folgenden Funk-spruch an meine höheren Befehlshaber:

«Die deutschen Truppen, die der 21. Heeresgruppe gegenüberstehen, haben sich bedingungslos ergeben. In diesem historischen Augenblick drängt es mich, Ihnen meinen aufrichtigen Dank zu übermitteln für die Art, in der Sie und Ihre Männer die ungeheure Aufgabe erfüllt haben, die Ihnen gestellt wurde. Ich hoffe, meinem Dank später noch ausführlicher Ausdruck geben zu können, doch ich habe das Gefühl, ich müsse Ihnen allen sofort sagen, wie gut Sie es gemacht haben und wie stolz ich auf meine 21. Heeresgruppe bin. Bitte sagen Sie allen Kommandeuren und Soldaten, dass ich ihnen dafür aus tiefstem Herzen danke.»

Dann brauchte ich einige Zeit dazu, die nachstehende persönliche Botschaft an die Offiziere und Mannschaften der Heeresgruppe aufzusetzen. Es fiel mir nicht leicht; besonders über Absatz 5 grübelte ick lange nach. In Absatz 7 schrieb ich: «Wir haben den Krieg mit Deutschland gewonnen. Jetzt wollen wir auch den Frieden gewinnen.»

Seitdem habe ich mich schon oft gefragt, ob wir denn wirklich den Frieden gewonnen haben. Offen gestanden, ich glaube es nicht.

Meine letzte Botschaft an die Armeen

1. Heute, am Tage des Sieges in Europa, möchte ick gern zu allen sprechen, die in den letzten Jahren unter mir Dienst getan und mit mir zusammen gekämpft haben. Was ick zu sagen habe, ist dabei ganz einfach und erfordert nicht viele Worte.
2. Ich möchte alle bitten, mit mir unserer Kameraden zu gedenken, die in den Kämpfen gefallen sind. Sie haben ihr Leben dafür hingegeben, damit andere in Freiheit leben können, und kein Mensch kann mehr tun als das. Ich glaube, der Herr wird zu ihnen sagen: ‚Ei, du frommer und getreuer Knecht, . . . gehe ein zu deines Herrn Freude!‘
3. Und wir, die wir noch leben, haben unsere Aufgabe bis zum Ende durchgeführt. Grosse Freude und Dankbarkeit erfüllt uns, dass wir

- diesen Tag haben erleben dürfen. Wir wollen aber nicht vergessen, dem Preis und Dank zu sagen, dem sie gebühren; denn ‚Das ist vom HERRN geschehen, und ist ein Wunder vor unsern Augen‘.
4. In der ersten Zeit des Krieges stand das englische Empire allein gegen die vereinigten Kräfte der Achsenmächte. Damals haben wir wiederholt grosses Missgeschick erlitten; aber in die Defensive gedrängt standen wir fest und haben Schläge ausgeteilt, wo wir konnten. Später schlossen sich Russland und Amerika uns an, und von da an bestand über den Ausgang des Krieges kein Zweifel mehr. Wir wollen daher nie vergessen, was wir unsern russischen und amerikanischen Verbündeten verdanken. Dieser gewaltige Kräfteblock hat im Kriege bisher viel erreicht; möge er künftig im Frieden noch mehr erreichen!
 5. Zweifellos liegen grosse Probleme vor uns; die Welt wird sich von der Umwälzung, die stattgefunden hat, nicht so schnell erholen; es gibt viel Arbeit für jeden von uns.
Ich meine, wir müssen an diese Arbeit mit demselben Mut, mit derselben Seelenstärke herangehen, die wir in den schlimmsten Tagen dieses Krieges bewiesen haben. Mag sein, dass schwere Zeiten für unser Vaterland und für uns alle persönlich kommen werden. Dann aber wird uns unsere Manneszucht auch durch diese Zeiten hindurchbringen; wir müssen nur immer daran denken, dass Manneszucht vor allem Unterordnung des eigenen Ichs unter das Wohl der Allgemeinheit bedeutet.
 6. Ich habe den Vorzug und die hohe Ehre gehabt, ‚Kapitän‘ dieser herrlichen ‚Mannschaft‘ des englischen Empire in Westeuropa zu sein. Nur wenige Befehlshaber können sich rühmen, so treue und einsatzbereite Untergebene gehabt zu haben, wie ihr mir gewesen seid. Dafür danke ich jedem Einzelnen von euch aus ganzem Herzen.
 7. Und so lasst uns denn dem, was vor uns liegt, voll Freude und Optimismus entgegengehen. Wir haben den Krieg gegen Deutschland gewonnen. Jetzt wollen wir auch den Frieden gewinnen!
 8. Viel Glück euch allen, wo immer ihr auch sein mögt!»

Dann musste ich auch an die andern Wehrmachtsteile denken. Niemand wusste besser als ich, wieviel wir Soldaten des Heeres von An-

fang des Krieges im Jahre 1939 an der Königlichen Kriegsmarine und der Königlichen Luftwaffe verdankten. Meine Beziehungen zur Luftwaffe waren während der ganzen Zeit sehr eng gewesen; von der Marine hatte ich nicht so viel zu sehen bekommen.

Botschaft an die Kriegsmarine

Funkspruch:

«Persönlich für Grossadmiral Sir Andrew Cunningham von Feldmarschall Montgomery.

1. Als Oberbefehlshaber der Armeen des englischen Empire möchte ich Ihnen und der Königl. Kriegsmarine am heutigen Tage meinen Gruss entbieten.
2. Auf unserem langen Wege von Ägypten bis an die Ostsee sind alle Erfolge der englischen Armeen nur möglich gewesen durch die ausgezeichnete Unterstützung, die sie von der Königl. Kriegsmarine erfahren haben. Immer sind wir mit unfehlbarer Präzision an Land gesetzt, unterstützt und mit Nachschub versorgt worden. Unser Vertrauen zur Marine war so gross, dass im Heere niemals auch nur der geringste Zweifel an der Sicherheit einer Landung oder am rechtzeitigen Eintreffen der Überseetransporte von Verstärkungen oder Nachschubgütern aufgekommen ist.
3. Ich möchte daher Ihnen und allen tapferen Seeleuten, die uns mit so grossem Erfolg unterstützt haben, danken und Ihnen sagen, dass wir Soldaten des Heeres uns allezeit der grossen Dankesschuld gegenüber der Marine bewusst sein werden.
4. Ich darf Sie bitten, meinen und aller meiner Untergebenen Dank möglichst all Ihren Flaggoffizieren, Kommandanten und allen Offizieren und Mannschaften der Königl. Marine zu übermitteln. Wir wünschen der Königl. Marine weiterhin viel Glück!»

Die Antwort der Marine

1. Im Namen aller Offiziere und Mannschaften der Königl. Kriegsmarine danke ich Ihnen für Ihren kameradschaftlichen Funkspruch.
2. Seit dem Sommer 1940 hat die Marine ständig voll Erwartung dem Tag entgegengesehen, an dem wir die Armeen des englischen Em-

pire wieder auf dem europäischen Festland an Land setzen könnten.

3. Wir Seeleute haben niemals daran gezweifelt, dass die Soldaten des Heeres, wenn dieser Tag kam, so schwer auch die Kämpfe sein mochten, den endgültigen Sieg in der Schlacht erringen würden.
4. Mit grösster Bewunderung haben wir den Fortschritt Ihrer Operationen verfolgt, die jetzt zu einer überwältigenden und entscheidenden Niederlage des Feindes geführt haben.
5. Dazu unsere herzlichsten Glückwünsche und besten Wünsche Ihnen und allen Ihren Untergebenen.»

Botschaft an die Königl. Luftwaffe

«Persönlich für Sir Charles Portal von Feldmarschall Montgomery.

1. Der 21. Heeresgruppe steht kein kämpfender Deutscher in Westeuropa mehr gegenüber.
2. In diesem historischen Augenblick möchte ich Ihnen als Spitze der Königl. Luftwaffe die tiefgefühlte Dankbarkeit zum Ausdruck bringen, die wir Soldaten des Heeres Ihnen und Ihren prächtigen Männern schulden. Das scharf dreinschlagende Schwert der Luftmacht hat uns in die Lage versetzt, diesen herrlichen Sieg erstens schneller und zweitens mit geringeren Verlusten zu erringen, als es sonst möglich gewesen wäre. Wir alle sind uns dessen voll bewusst. Die Tapferkeit und Einsatzfreudigkeit Ihrer prachtvollen Piloten und Flugzeugbesatzungen und die Pflichttreue Ihres Bodenpersonals werden von uns allen aufrichtig bewundert.
3. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie meinen Dank und den aller meiner Untergebenen allen Befehlshabern, Kommandeuren, Offizieren und Mannschaften der ganzen Königl. Luftwaffe übermitteln würden. Und vielleicht können Sie noch ein persönliches Wort des Grusses von mir und meine besten Wünsche für alle Offiziere und Mannschaften der Königl. Luftwaffe beifügen.»

Die Antwort der Luftwaffe

«Ich bin tief bewegt von Ihrer ausserordentlich grossherzigen Botschaft, die ich allen Angehörigen der Königl. Luftwaffe übermitteln werde. Von der Landung in der Normandie bis zu dieser Stunde des Sieges haben wir alle in der Königl. Luftwaffe stets die grösste Bewunderung für die Ausdauer, den Mut und die Tüchtigkeit der Offiziere und Mannschaften der 21. Heeresgruppe empfunden und für die wundervollen Erfolge in den Schlachten, die sie unter Ihrer glänzenden Führung geschlagen haben. Wir rechnen es uns zur hohen Ehre, dass wir Ihren Vormarsch beschleunigen konnten, und der Gedanke, dass wir vielleicht zu einer Verringerung der Verluste unter Ihren tapferen Männern beitragen konnten, erfüllt uns alle mit grösster Befriedigung. Offiziere und Mannschaften der Königl. Luftwaffe, der Luftwaffen der Dominions und der verbündeten Luftwaffen, die mit uns zusammen gekämpft haben, werden Ihre grossherzige Anerkennung mit Stolz und tiefempfundener Dankbarkeit entgegennehmen. Darf ich in ihrem Namen Ihnen und allen Ihren Männern die herzlichsten Glückwünsche zu den hervorragenden Leistungen der 21. Heeresgruppe aussprechen.»

Von den vielen Glückwünschen, die ich erhielt, möchte ich hier nur einen herausgreifen – den des Armee-Rates. Ich tue das, weil er in einem früheren Stadium meiner Laufbahn mir sein Missfallen hatte aussprechen lassen. Anscheinend sollte dieses Schreiben das frühere aufheben!

«Der Armee-Rat beglückwünscht Sie und alle Offiziere und Mannschaften der 21. Heeresgruppe zu dem herrlichen Erfolg des heutigen Tages. Die Kapitulation von Lüneburg bezeichnet nicht nur den Höhepunkt des glänzenden Feldzuges der letzten elf Monate, sondern auch der langen Jahre der Vorbereitung zwischen dem Rückzug unserer Armeen aus Westeuropa, als es dem englischen Volk allein überlassen blieb, das Banner der Freiheit hochzuhalten, und dem Tag Ihrer glorreichen Rückkehr. Zusammen mit den Streitkräften unserer grossen Verbündeten haben Sie jetzt die Länder unserer Freunde befreit, die bewaffnete Macht des Feindes zerschlagen und unser Volk von einer furchtbaren Prüfung und der Drohung einer noch schlimmeren erlöst.

Ihrer nie irrenden Führung und der Tapferkeit Ihrer Solda-

ten gebührt der Dank der Nation. Noch niemals hat England seine Armee so bitter nötig gehabt; noch niemals hat sie ihm besser gedient.»

Ich möchte dieses Kapitel mit der letzten Eintragung des Premierministers in mein Autogrammbuch schliessen. Die Bezeichnung «Kapitel X» und die Anspielung des Premierministers darauf kommen daher, dass er in der Zeit von August 1942 bis zum Mai 1945 zehn Seiten meines Tagebuches mit eigener Hand beschrieben hat. Jede Eintragung war ein Meilenstein auf dem langen Wege von El-Alamein bis zur Ostsee und wurde daher von uns halb scherzhaft «Kapitel» genannt. Ich liess die Seiten später photokopieren und gab sie im Juni 1946 bei Hutchinson & Co in einem kleinen Bändchen mit dem Titel «Zehn Kapitel» heraus. Das Autogrammbuch selbst gehört zu meinen kostbarsten Besitztümern.

«Kapitel X»

«Das Ziel ist erreicht.

Der gefürchtete Feind hat bedingungslos kapituliert. In loyalen Einvernehmen mit unserem prachtvollen amerikanischen Verbündeten ist der volle, freundschaftliche Kontakt mit den von Osten her vordringenden Russen hergestellt worden.

Der links einschwenkenden, nach Norden vorstossenden 21. Heeresgruppe ist die Ehre zuteil geworden, Holland und Dänemark zu befreien und im Laufe von drei oder vier Tagen über zwei Millionen Soldaten der einst so berühmten deutschen Armee gefangenzunehmen. Die vorliegende Aufzeichnung vorhergesagter oder bereits erreichter militärischer Höhepunkte, die jetzt im X. Kapitel angelangt ist, kommt damit zum Abschluss. Der Ruhm der 21. Heeresgruppe wird ebenso wie der der 8. Armee in der Geschichte noch lange weiterstrahlen, und Generationen nach uns werden noch ihre Taten verherrlichen, vor allem aber die Persönlichkeit, das strategische Können und den unermüdlichen Eifer ihres Befehlshabers, der von Ägypten über Tripolis, Tunis, Sizilien und Süditalien durch Frankreich, Belgien, Holland und Deutschland bis an die Elbe und an die Ostsee zog, ohne eine Schlacht oder auch nur ein ernstliches Gefecht zu verlieren.

8. Mai 1945

Winston S. Churchill»

GEDANKEN ÜBER DEN OBERBEFEHL IM KRIEGE

Ich habe während meiner Laufbahn den einzigartigen Vorzug gehabt, jede Einheit vom Zug an bis zur Heeresgruppe einschliesslich zu führen. Ich sage «einzigartig», da es wohl unter den heute noch im aktiven Dienst stehenden Soldaten der freien Welt kaum einen geben dürfte, der die gleichen Erfahrungen hat machen können.

Die Zeiten haben sich seit Marlboroughs und Wellingtons Feldzügen geändert. Sie haben noch sozusagen ihre Schlachten allein, ohne jede Hilfe gewonnen. Jedenfalls brauchten sie sich nicht mit der Unmenge Einzelheiten zu plagen, die heutzutage zur Arbeit eines Armeestabes gehören. Heute ist ein Armeebefehlshaber im Felde der «Kapitän» einer riesigen «Mannschaft». Im Sommer 1945 tauchte die Frage auf, ob nicht die Nation, wie es auch in früheren Kriegen geschehen ist, besonders hervorragenden Befehlshabern im Felde als Anerkennung ihrer Verdienste Geldzuwendungen gewähren sollte. Aber wenn man in einem modernen Kriege erst einmal anfängt, einzelne Personen auszuwählen, die wirklich einen entscheidenden Beitrag zum Erfolg geleistet haben, merkt man sehr bald, wie schwierig das ist. Wie steht es zum Beispiel mit den Erfindern von Radar- oder Ubootsabwehrgeräten? Mit hervorragenden Chirurgen, mit den Männern des geheimen Nachrichtendienstes und all den vielen andern, deren aufopfernde Tätigkeit an weniger beachteter Stelle den Sieg ermöglicht hat? Hauptsächlich aus dieser Überlegung heraus habe ich im September 1945 erklärt, dass ich eine geldliche Belohnung, falls man sie mir anböte, nicht annehmen würde.

Andere Gründe kamen hinzu. England stand damals finanziell vor

dem Ruin und konnte es sich kaum leisten, rund eine Million Pfund für derartige Zwecke auszugeben. Für die grosse Mehrzahl der nach dem Kriege entlassenen Offiziere und Soldaten waren die Aussichten in den nächsten Jahren keineswegs günstig. Ihre schwierige Lage wäre aber nicht erleichtert worden, wenn sie gelesen hätten, dass einzelne Soldaten, mochten sie sie noch so hoch achten und bewundern, ausser ihrer Pension Summen von, sagen wir, 100'000 oder 50'000 Pfund bekamen, während sie selbst sich schwer taten, Frau und Kinder zu unterhalten. In anderen Teilen der Welt standen Millionen Menschen vor dem Hungertod. Ich hätte es daher nicht mit meinem Gewissen vereinbaren können, eine so grosse Summe anzunehmen, nur weil ich im Rahmen meiner Befähigung meine Pflicht getan hatte wie so viele andere auch. Mein Standpunkt war und ist es, dass geldliche Belohnungen – zum Unterschied von Auszeichnungen, die von der Krone verliehen werden – heute nicht mehr am Platze sind.

Die Aufgaben eines höheren Befehlshabers sind heute viel komplizierter als früher. Er braucht daher einen tüchtigen Stab und einen überragenden Chef des Stabes, um die Tätigkeit der einzelnen Bearbeiter gleichzuschalten. Er muss ferner die ihm unterstellten Befehlshaber und Kommandeure mit grösster Sorgfalt auswählen und dafür sorgen, dass jeder General die für seine Anlagen passenden Aufgaben bekommt. Er muss seine Soldaten kennen, und sie müssen ihn kennen. Ich glaube nicht, dass höhere Führer, wie wir sie im ersten Weltkrieg an der Westfront hatten, im zweiten Weltkrieg viel Erfolg gehabt hätten. Denn, wie der Leser sich erinnern wird, habe ich damals, obwohl ich in Frankreich Dienst tat, weder French noch Haig auch nur einmal zu Gesicht bekommen.

Eine Armee ist heutzutage ein auf sich selbst gestelltes Gemeinwesen, das über alles verfügt, was seine Mitglieder zur Kriegführung brauchen, angefangen von Geschossen aller Art bis zu Blutbanken. Ich werde nie vergessen, wie ärgerlich Churchill war, als er hörte, dass man am Strande der Normandie mehrere Zahnarztstühle ausgeladen hatte. Aber seit dem Kriege 1914/18 wissen wir, dass man viele Ausfälle vermeidet, wenn man für ausreichende Zahnbehandlung sorgt. Ein tüchtiger General muss ferner darauf bedacht sein, dass er seine Schlachten mit möglichst geringen Verlusten gewinnt. Ich habe in den Jahren 1939-1945 die Erfahrung gemacht, dass folgende vier

Massnahmen sehr viel dazu beitragen können, Verwundete am Leben zu erhalten:

1. eine möglichst baldige Bluttransfusion;
2. mit Chirurgen besetzte Gefechtsverbandplätze möglichst weit vorn im Kampfgebiet, damit ein Schwerverwundeter sofort behandelt werden kann und nicht erst einen längeren Wagentransport überstehen muss.
3. Abtransport der Verwundeten auf dem Luftwege zu einem Lazarett, das Hunderte von Kilometern hinter der Front liegen kann, um ihnen die Stöße und Püffe eines Wagen- oder Eisenbahntransportes zu ersparen.
4. Krankenschwestern möglichst weit vorn im Kampfgebiet. Als ich 1942 die 8. Armee übernahm, war dies durch besonderen Befehl verboten. Ich hob ihn sehr bald auf. Denn ihre Nähe beruhigte die Nerven vieler Schwerverwundeter und erfreute sie, denn dann wussten sie, dass sie richtig gepflegt wurden. Kein Sanitäter kann eine Frau in dieser Hinsicht ersetzen, auch wenn viele glauben, sie können es.

An all dies und noch viel mehr muss heutzutage der Befehlshaber denken.

Eine sehr wichtige Rolle spielt in seinen Überlegungen der Nachschub; er muss von langer Hand auf die operativen Absichten abgestimmt werden, denn eine gute Nachschubplanung hängt von der frühzeitigen Voraussicht des Bedarfs ab. Ein Befehlshaber im Felde muss daher seinen Stab über seine künftigen Absichten stets auf dem Laufenden halten, damit die Vorkehrungen für den notwendigen Nachschub rechtzeitig getroffen werden können. Viele Armeeführer haben Rückschläge im Kriege erlebt, weil sie sich nicht vorher vergewisserten, dass das, was sie operativ erreichen wollten, im richtigen Verhältnis zu ihren Nachschubquellen stand; manche freilich auch, weil sie in dieser Hinsicht allzu sichergehen wollten. Daraus folgt, dass operative Absichten und Nachschubmöglichkeiten stets genau im Gleichgewicht sein müssen. Von einem Offizier, der nach einer höheren Führerstelle strebt, muss man verlangen, dass er in der Lage ist, das Wesentliche an einem militärischen Problem rasch zu erfassen, sich schnell zu entscheiden, was er tun will, es allen Beteiligten ganz klar zu machen, was er vorhat und wie er es erreichen will, und dann dafür zu sorgen, dass die ihm unterstellten Kommandeure mit der Sache vorwärtskommen. Vor allem muss er sich von allen belang-

losen Einzelheiten freimachen, sich auf das Wesentliche konzentrieren und nur mit solchen Einzelheiten befassen, die zur richtigen Durchführung seines Planes nötig sind – im Übrigen aber seinem Stab vertrauen, dass er für das richtige Ineinandergreifen der Dinge sorgt. Um noch einmal zusammenzufassen: Die wichtigsten Eigenschaften, die man von einem Befehlshaber verlangen muss, sind Entschlossenheit, die Fähigkeit, klare Befehle zu erteilen, und der «Schwung», die Dinge voranzutreiben. Unschlüssigkeit und Zaudern sind bei jedem Offizier gefährlich, bei einem Oberbefehlshaber aber ein Verbrechen.

Kein Befehlshaber kann heutzutage Erfolg haben, wenn er die menschliche Seite des Krieges nicht berücksichtigt. Denn gewonnen werden die Schlachten hauptsächlich in den Herzen seiner Männer. Wenn er es nicht versteht, ihr Vertrauen zu erringen und die in ihnen liegenden seelischen Kräfte zu wecken, wird er wenig erreichen. Dies und meine weiteren Ansichten über wirkliches Führertum habe ich im Übrigen schon an früherer Stelle zu erläutern versucht.

In jedem Truppenverband müssen die Führungs- und Befehlsverhältnisse einfach und klar Umrissen sein. Im Wüstenfeldzug, auf Sizilien und in Italien war es so. Auch im Feldzug in Westeuropa arbeitete die Spitzengliederung anfangs gut, und wir gewannen damit die grösste Schlacht der Neuzeit – die Schlacht in der Normandie. Aber dann wurde sie geändert, und damit ging, wie wir gesehen haben, die reibungslose, erfolgversprechende Befehlserteilung und Leitung des Ganzen verloren.

Ein Befehlshaber ist stets in seinem Recht, wenn er seinem Vorgesetzten anderer Nationalität seine Ansichten über operative Massnahmen klarlegt – ja, er hat sogar die Pflicht dazu. Doch sobald der Oberste Befehlshaber seine Entscheidung getroffen hat, ist jede weitere Erörterung vom Übel. In diesem Zusammenhang gebe ich nachstehend einen Brief wieder, den Eisenhower mir im Februar 1946 schrieb, nachdem ich ihm mein soeben erschienenes Buch geschickt hatte. Der Brief ist beachtenswert, da er Äusserungen zu vielen sehr interessanten Fragen enthält:

«Lieber Monty,

ich bin Ihnen sehr dankbar für die Übersendung Ihres Buches *El Alamein to the River Sangro*. Ich werde es heute Abend mit nach Hause nehmen und gleich mit der Lektüre beginnen. Selbstverständ-

lich mache ich gern sofort Gebrauch von Ihrem freundlichen Angebot, mir weitere hundert Exemplare zu schicken. Bitte senden Sie sie an meine Adresse; ich werde sie dann auf die verschiedenen Militärschulen einschliesslich West Point verteilen, wo sie begeisterte Leser finden und von grösstem Wert sein werden.

Was Sie über das Buch *Soldiers of Democracy* sagen, ist genau das, was ich erwartet habe. Ich finde es höchst bedauerlich, dass diese sogenannten kriegsgeschichtlichen Werke von Leuten geschrieben werden, die in erster Linie daran interessiert sind, dass sie rasch gedruckt werden und Absatz finden, solange die Nachfrage danach lebhaft ist. Zufällig besuchte mich gestern der Verfasser dieses Buches, und ich beklagte mich bei ihm, dass mehrere sehr bedeutende Männer darin so zu kurz kämen. Doch er beteuerte, diese Männer seien nur nebenbei in dem Buch erwähnt, um irgendeine besondere Stelle zu erläutern, aber nicht in der Absicht, eine Beurteilung ihres Beitrages zur Kriegführung zu versuchen.

Ihre Bemerkungen zu diesem Buch passen auch, sogar in erhöhtem Masse, zu einem anderen, das zurzeit in der Form von Teillieferungen hier erscheint. Es nennt sich *My Three Years with Eisenhower* und hat meinen früheren Adjutanten, Kapitän zur See Butcher, zum Verfasser. Er hat seine Vertrauensstellung bei mir dazu benützt, seine eigenen Schlussfolgerungen über eine Menge Dinge, darunter Persönlichkeiten und Operationen, zu ziehen, und trägt kein Bedenken, seine Urteile mit dem Anschein genauester Sachkenntnis abzugeben. Nachdem ich einen Teil des Buches in der *Saturday Evening Post* gelesen hatte, war ich so bestürzt, dass ich darüber mit Mr. Winston Churchill korrespondiert habe. Zum Glück hat er gleich meinem ersten Brief entnommen, dass ich die ganze Sache ebenso missbillige wie er, und nimmt es mir nicht übel, da ja die Behauptungen in dem Buch ohne meine Zustimmung und ohne mein Wissen erhoben worden sind. Mein einziger Fehler ist also offenbar, dass ich einen Mann zu meinem persönlichen Adjutanten gemacht habe, ohne ihn vorher zu fragen, ob er sich nach dem Kriege etwa als ‚Schriftsteller‘ betätigen wolle.

Mir tut es offen gestanden sehr leid, dass Männer wie Sie, Alex, Tedder, Bradley, Cunningham usw. mit Rücksicht auf ihre amtlichen Stellungen nicht daran gehen können, die wahre Geschichte ihres Erlebens einer beispiellosen Zusammenarbeit und Einmütigkeit zwi-

schen zwei Nationen zu schreiben. Tatsächlich wird diese einmalige Leistung der alliierten Streitkräfte dadurch, dass diese engstirnigen Leute sich damit befassen, in den Augen der Öffentlichkeit verkleinert und herabgesetzt. Die grossen Zugeständnisse, die beide Regierungen gemacht haben, um die Einmütigkeit im Felde sicherzustellen, werden verdunkelt zugunsten weit hergeholter schiefer Ideen, die in den Köpfen dieser Schriftsteller spuken.

Ihnen persönlich kann ich nur immer wieder sagen: Ich habe Sie stets wegen Ihrer hervorragenden Eigenschaften bewundert, die so ungeheuer zur Niederwerfung der Deutschen beigetragen haben. Darüber hinaus haben Sie immer, wenn eine schwierige Frage oder Aufgabe soweit war, dass ich die endgültige Entscheidung treffen musste, diese Entscheidung loyal ausgeführt und sich hundertprozentig dafür eingesetzt, ohne Rücksicht darauf, wie Ihre Ansicht ursprünglich war und was Sie empfohlen hatten. Ich habe Ihnen das schon früher geschrieben, und ich meine es heute genauso aufrichtig wie damals, und wenn Sie jemals etwas über Ihre Erlebnisse schreiben, so steht es Ihnen frei, was ich in dieser Hinsicht gesagt habe, Wort für Wort zu zitieren.

Ganz abgesehen von der Beeinträchtigung des guten Verhältnisses zwischen Engländern und Amerikanern, um dessen Vertiefung sich Hunderte von redlich gesinnten Offizieren bemüht haben, habe ich persönlich die Sorge, dass es Schriftstellern dieser Art gelingen könnte, die herzlichen Freundschaftsbeziehungen zwischen mir und den Männern zu schädigen, für die ich stets die höchste Achtung und Bewunderung haben werde. Die ganze Sache bedrückt mich daher ein wenig.

Übrigens verteidigte sich einer dieser Schreiberlinge, als ich ihm falsche Beurteilung und Ungenauigkeit vorwarf, damit, dass er ein Bündel Ausschnitte aus englischen Zeitungen etwa um die Zeit der Ardennenschlacht hervorzog und sagte: ‚Englische Schriftsteller haben damals auch keine Bedenken gehabt, Sie scharf und ungerecht zu kritisieren! Warum sollen wir dann heute so schüchtern und zurückhaltend sein?‘ Ich habe ihm natürlich erwidert, dass diese Berichtstatter das in der Hitze des Gefechts und zum Teil aus ehrlicher Sorge geschrieben haben. Ausserdem hätten sie sich später nach Kräften bemüht, ihre Urteile zu korrigieren, weil sie selbst einsahen, dass sie voreilig gewesen waren. Dies sei aber etwas ganz anderes, als wenn

jemand mit ruhiger Überlegung und unter dem Mantel ‚historischer Wahrheit‘ derartiges schreibe, worauf diese Bücher bestimmt keinen Anspruch erheben könnten.

Ich glaube, es lohnt sich nicht, Weiteres darüber zu sagen. Selbstverständlich können Sie meine Ansicht darüber weitergeben, wenn jemand Sie auf diese Sätze hin anspricht.

Nohmals vielen Dank für Ihr Buh. Sie können sich darauf verlassen, dass ich die in Aussicht gestellten Exemplare so gut wie nur möglich verwenden werde. Schicken Sie sie mir, wann es Ihnen am besten passt.

Stets Ihr Freund

Ike»

Tatsächlich sind ehrliche Meinungsverschiedenheiten unter erfahrenen Befehlshabern kaum zu vermeiden, besonders wenn es sich um Männer mit sehr ausgesprochen eigenen Meinungen handelt. Aber solche Verschiedenheiten dürfen niemals das oberste Gebot der Einmütigkeit und Zusammenarbeit unter Verbündeten überschatten. Diese Zusammenarbeit hat unter Eisenhower einen sehr hohen Stand erreicht. Was im zweiten Weltkrieg erreicht wurde, war letzten Endes das Ergebnis des guten Einverständnisses der Regierungen selbst und des Formates der Männer, die dazu auserwählt waren, in den entscheidenden Stellungen zu handeln – unter ihnen war Eisenhower ein leuchtendes Vorbild.

Im November 1945 hielt ich einen Vortrag an der Universität St. Andrews über das Thema «Militärische Führung». Ich suchte die Lehren der Vergangenheit mit den Erfahrungen der Gegenwart zu vergleichen. Um meine Thesen zu erläutern, wählte ich drei berühmte Führer der Vergangenheit und untersuchte kurz, warum sie Führer waren, wie sie ihre Leute führten und warum sie als Führer Erfolg oder Misserfolg hatten. Die drei von mir ausgewählten waren Moses, Cromwell und Napoleon. Der Vortrag wurde später in mein Buch *Forward from Victory* aufgenommen, das im Oktober 1948 bei Hutchinson & Co erschien. Jeder der drei Männer stand an der Spitze seines Heeres und seines Volkes. Gemeinsam war ihnen die innere Gewissheit ihrer Berufung, die – wenn auch weitgehend auf Verstandesgründen aufgebaut – über das Verstandesmäßige hinausging. Diese Gewissheit befähigte sie, im richtigen Augenblick einen kürzeren Weg einzuschlagen, der sie direkt an ihr Ziel brachte, schneller

und sicherer als andere ebenso sorgfältige, aber weniger inspirierte Führer.

Man könnte es auch so ausdrücken:

Es gibt drei Arten von höheren und höchsten Führern:

1. Solche, die den Glauben und die Eingebung haben, die aber nicht in der Lage sind, die unendliche Mühe auf sich zu nehmen und alle Vorbereitungen für jeden nur möglichen Fall zu treffen – was die Grundlage allen Erfolges im Kriege ist. Diese kommen nicht ans Ziel.
2. Solche, die diese zuletzt genannte Eigenschaft in genialem Ausmass besitzen. Ein vollkommenes Beispiel dafür ist meiner Meinung nach Wellington.
3. Solche, die diese Eigenschaft auch besitzen, aber ausserdem vom Glauben und der inneren Gewissheit erfüllt sind. Dies befähigt sie, nachdem sie alle nur erdenklichen Vorbereitungen getroffen haben, in dem Augenblick, in dem die Lage kühnes Handeln erfordert, etwas ganz Ungewöhnliches zu tun. Das beste Beispiel dafür ist Nelson – einmal, als er bei St. Vincent aus der Linie ausschor, zum zweitenmal, als er bei Abukir kurz vor Anbruch der Dunkelheit auf Land zulief und unter dem Feuer der Küstenbatterien die feindliche Flotte angriff, und zum drittenmal in dem entscheidenden Augenblick bei Trafalgar. Ich glaube, dass im August 1944 nach dem Sieg in der Normandie auch für uns ein solcher Augenblick eintrat, doch er wurde verpasst.

Kein Befehlshaber gab sich jemals grössere Mühe als Nelson, für jeden nur möglichen Fall seine Vorbereitungen zu treffen, aber auch keiner erkannte jemals so gut wie er den Augenblick, in dem er, nachdem alles Verstandesmässige getan war, seiner Eingebung folgen musste. Ausserdem hat kein anderer Befehlshaber jemals so gewissenhaft dafür gesorgt, dass «alle Kommandanten wussten, was ihr Admiral vorhatte».

Wenn ich meine eigenen beschränkten Erfahrungen überdenke, fallen mir auch solche «Augenblicke» ein: z.B. in der Schlacht an der Marethlinie, als wir am 23. März 1943 den Hauptstoss auf die Westflanke verlegten; der schon erwähnte in der Normandie, als ich mich am 23. August 1944 für einen starken Vorstoss auf der linken Flanke der Alliierten einsetzte, um den Krieg schnell zu beenden; und schliesslich bei Arnhem am 17. September 1944.

Moses und Cromwell glaubten fest an ihren göttlichen Auftrag,

und in diesem Glauben gingen sie in die Schlacht und siegten; Napoleon glaubte an ein unabwendbares Schicksal der Menschen, das ihn schliesslich im Stiche liess.

Der einzige grosse Führer, der diese innere Gewissheit nicht hatte, war Wellington. Man kann seine Voraussicht, seinen Fleiss, seine Geduld und seine peinliche Sorgfalt nicht genug bewundern; und doch verlor er manchmal die Früchte seines Sieges, weil er sich nicht aus der gewohnten Bahn lösen und in unbekannte Höhen aufschwingen konnte. Napoleon hätte es bei Salamanca und Vittoria auch nicht besser machen können als der jeden Fehler vermeidende Wellington, aber nach Vittoria wären die geschlagenen Franzosen nicht so ungeschoren davongekommen, hätte an seiner Stelle Napoleon – oder Cromwell – zu befehlen gehabt.

Um als höherer Befehlshaber Erfolg zu haben, muss man unendliche Mühe und Sorgfalt auf die Vorbereitungen verwenden; man muss aber auch die innere Sicherheit haben, die sich zuzeiten über vernunftgemässe Überlegungen hinwegsetzen kann. Hat man – vielleicht erst nach längeren Kämpfen – die angestrebten Vorteile erreicht, dann kommt manchmal der Augenblick für kühnes Handeln. Wer dann in der Lage ist, ihn auszunützen, sich über alle Normen hinwegzusetzen und nach dem Unbekannten zu greifen, der hat das Zeug zum Oberbefehlshaber in sich.

NACHKRIEGSDEUTSCHLAND – ERSTE MASSNAHMEN

Das Problem

Am 8. Mai 1945 war der Krieg in Europa offiziell zu Ende, nachdem Vertreter des deutschen Oberkommandos die bedingungslose Kapitulation aller Streitkräfte unterschrieben hatten. Dabei ist jedoch zu beachten, dass diese Kapitulation im Namen des deutschen Oberkommandos, aber nicht der deutschen Regierung unter Admiral Dönitz erfolgte, die nach Hitlers Tod in Berlin den Anspruch erhob, das deutsche Volk zu vertreten. Tatsächlich lehnten die Alliierten es ab, diese Regierung anzuerkennen, und liessen ihre Mitglieder bald darauf in Flensburg verhaften. Die Lage, vor der wir standen, war also ganz anders als die, welche Churchill, Roosevelt und Stalin bei ihren Besprechungen über die Organisation Deutschlands nach seiner Besetzung im Auge gehabt hatten. Sie hatten vereinbart, in Berlin einen Kontrollrat einzusetzen, der aus einem englischen, einem amerikanischen, einem russischen und einem französischen Mitglied bestehen sollte. Jedes Mitglied sollte einen Stellvertreter und seinen eigenen aus Zivilisten und Militärs zusammengesetzten Stab haben. Ausserdem sollte ein internationales Zentralsekretariat geschaffen werden. Die vier Mitglieder des Kontrollrats sollten alsbald nach der Kapitulation der deutschen Regierung in Berlin zusammentreten und einer gesamtdeutschen Regierung Befehle über die Verwaltung des Landes geben. Ausserdem sollte Deutschland in vier Besatzungszonen gegliedert werden, in denen die vier Verbündeten die Ausführung der Befehle des Kontrollrates überwachen sollten.

Als es jedoch soweit war, gab es keine deutsche Regierung, die kapitulieren konnte – die bestehende unter Admiral Dönitz erkannten die Alliierten, wie gesagt, nicht an. Infolgedessen konnte der Kon-

trollrat nicht automatisch zusammentreten, und es gab auch keinen gesamtdeutschen Regierungsapparat, über den er hätte arbeiten können. Ausserdem war Berlin so zerstört, dass die Russen es für unmöglich erklärten, Deutschland von dort aus zu regieren. Als einziges Mitglied des Kontrollrates war bisher Eisenhower ernannt worden. Die Ernennungen des englischen, des russischen und des französischen Mitgliedes standen noch aus. In dem von den westlichen Alliierten besetzten Gebiet arbeitete daher SHAEF weiter als operatives Hauptquartier, und wir mussten Deutschland zunächst mit einem Netz von Militärregierungen überziehen.

Das war die unmittelbare, natürliche Folge der politischen Forderung einer «bedingungslosen Kapitulation», die nach meiner Ansicht ein grosser Fehler war – und sich ja jetzt schon als solcher erwies.

Im Gebiet der 21. Heeresgruppe standen wir vor fürchterlichen Verwaltungsproblemen. Über eine Million Flüchtlinge hatte sich vor den herannahenden Russen hierher geflüchtet. Über eine Million deutsche Verwundete lagen in Krankenhäusern und Lazaretten ohne genügend Verbandmaterial und Medikamente. Über eineinhalb Millionen unverwundete deutsche Soldaten hatten sich der 21. Heeresgruppe am 5. Mai ergeben und waren jetzt Kriegsgefangene, die wir versorgen mussten. Die Nahrungsmittel drohten zu Ende zu gehen. Verkehrs- und Nachrichtenmittel funktionierten nicht mehr. Industrie und Landwirtschaft waren grossenteils zum Stillstand gekommen. Die Bevölkerung musste ernährt, unter Dach und Fach gebracht und vor Seuchen geschützt werden. Dabei drängte die Zeit, denn wenn wir das nicht alles noch schafften, ehe der Winter einsetzte, würden Hungersnot und Seuchen in Deutschland ausbrechen, was die Westalliierten in sehr ernste Verlegenheit bringen würde.

Schliesslich war noch die Auswirkung des Zusammenpralls der Russen mit den westlichen Truppen zu bedenken. Aus ihrem Verhalten merkte man sehr bald, dass die Russen, obschon gute Kämpfer, tatsächlich unzivilisierte Asiaten waren und noch nie eine Kultur gekannt hatten, die der des übrigen Europa vergleichbar war. Ihre Einstellung war in jeder Hinsicht völlig verschieden von unserer, und ihr Benehmen, besonders gegenüber Frauen, widerte uns an. In einigen Gegenden der russischen Zone gab es praktisch überhaupt keine

Deutschen mehr. Sie waren vor dem Ansturm der Barbaren geflohen, und die Folge war, dass das Ernährungs- und Unterbringungsproblem der in die Westzonen eingeströmten Flüchtlingsmengen fast unlösbar war. Ich schrieb damals in mein Tagebuch: «Aus dem Zusammenprall der Asiaten mit der europäischen Kultur ist ein neues Europa entstanden. Es ist noch zu früh, um zu erkennen, was für eine Gestalt es einmal haben wird. Nur so viel lässt sich heute schon sagen, dass es ganz anders als das alte Europa aussehen wird. Seine Anfänge und seine weitere Entwicklung werden von entscheidender Bedeutung für unsere Zivilisation sein.»

Es war lebenswichtig, dass man diese Riesenaufgabe mit grösster Kühnheit und Entschlossenheit anpackte. Diese Notwendigkeit hatte ich schon vorausgesehen, ehe der Krieg zu Ende war, und dem Kriegsministerium am 24. April mitgeteilt, dass meiner Ansicht nach der Mann, der einmal Oberbefehlshaber der englischen Zone und Mitglied des Kontrollrates werden sollte, sofort ernannt werden müsste. Jetzt fanden über Fragen der Kontrollkommission täglich Besprechungen und Konferenzen in meinem Hauptquartier in Deutschland und auch in London statt, aber noch niemand wusste, wer die Aufgabe einmal meistern sollte. Dabei wussten wir aus bitterer Erfahrung im Kriege, dass der Erfolg jeder Arbeit gefährdet ist, wenn das «Auge des Herrn» fehlt.

Doch vorläufig war ich ja noch «der Herr», und ich beschloss, die Aufgabe auf meine Weise anzupacken. Wenn später ein anderer ernannt wurde, konnte ich ihm nur viel Glück wünschen. Dieses Zaudern der englischen Regierung in diesem Augenblick war natürlich für mich persönlich lästig; aber schlimmer war, dass es für die Sache gefährlich werden konnte. Ich stellte daher einen Plan für die englische Zone auf und war entschlossen, ihn ohne weitere Verzögerung in die Praxis umzusetzen.

Meine erste Massnahme war der Erlass strenger Befehle gegen Plünderereien und den Missbrauch deutscher Verkehrsmittel. Plündern, ob einzeln oder in Gruppen, war selbstverständlich schon immer verboten gewesen. In der Hitze des Kampfes waren aber häufig Dinge übersehen worden, die in Friedenszeiten sehr ernst zu nehmende Verstösse darstellten. Viele Einheiten benützten Autos deutscher Stäbe, und ein oder der andere General fuhr in dem beschlagnahmten Wagen eines deutschen Generalfeldmarschalls umher. Ich

befahl, dass diesem Unfug sofort ein Riegel vorgeschoben wurde. Wenn Deutschland sich schnell wieder erholen sollte, brauchte es seine Transportmittel für Verkehrs- und Verteilungszwecke selbst bitter nötig. Schon am 6. Mai erliess ich daher die entsprechenden Befehle, und ich liess keinen Zweifel aufkommen, dass jeder Verstoss gegen sie vor ein Kriegsgericht kommen werde, ganz gleichgültig, welchen Rang der Betreffende hatte. Wenn irgendein Kommandeur oder eine Einheit etwas für den gemeinsamen Gebrauch von Offizieren oder Mannschaften haben wollte, musste ein Antrag bei der zuständigen Stelle eingereicht werden, worauf der Gegenstand in legaler Weise requiriert wurde. Dies galt auch für Kraftwagen und andere Fahrzeuge.

Mein Plan für die englische Zone sah grundsätzlich vor, die deutsche Heeresorganisation als erste Instanz einzuschalten und meine Befehle bezüglich der Auflösung der deutschen Truppenverbände dem deutschen Oberbefehlshaber in Nordwest-Europa, Feldmarschall Busch, zuzuleiten. Er sollte sein Hauptquartier in Schleswig-Holstein haben, und sein Chef des Stabes, General Kinzel, sollte mit einem kleinen Stabe und einer Anzahl Verbindungsoffiziere in meinem Hauptquartier arbeiten.

Busch unterstellt wurden:

General Lindemann – Befehlshaber der deutschen Truppen in Dänemark, der unter der SHAEF-Mission in Kopenhagen (General DeWing) arbeiten sollte.

General Blumentritt – Befehlshaber der deutschen Truppen zwischen Ostsee und Weser, der der 2. englischen Armee (General Dempsey) unterstand.

General Blaskowitz – Befehlshaber der deutschen Truppen zwischen der Weser und der holländischen Westgrenze, der der 1. kanadischen Armee (General Crerar) unterstand.

Die deutschen Befehlsbereichsgrenzen waren so abzuändern, dass sie mit den englischen Grenzen übereinstimmten. Alle deutschen Truppen waren auf Halbinseln an der Küste zu verlegen und dort einzuschliessen. Das war die einzige Möglichkeit, um mit einer und einer halben Million Kriegsgefangenen fertigzuwerden; solche Zahlen liessen sich nicht in den sonst üblichen Lagern unterbringen. Die dafür vorgesehenen Halbinseln lagen an der Ost- und Westküste von Schleswig-Holstein, im Gebiet von Cuxhaven, bei Wilhelmshaven und Emden.

Sobald die Kriegsgefangenen in diesen Gebieten eintrafen, wurden sie listenmässig erfasst und überprüft. Dann sollten sie entlassen

und ihren früheren Berufen als Bauern, Bergleute, Postbeamte, Angestellte usw. usw. zugeführt werden, wo sie gebraucht wurden und Arbeitsstellen frei wurden. Bei der Entlassung in den Zivilberuf sollten sie Zivilkleidung bekommen.

Dann teilte ich die englische Zone in Korpsbezirke für Besatzungsaufgaben ein:

Bezirk Berlin: Hierfür sollten Truppen bereitgestellt werden, (General Lyne) um nach Berlin zu gehen, sobald das Einverständnis der Russen vorlag.

Bezirk Schleswig-Hoistein: 8. Korps mit zwei Divisionen und (General Barker) einer Panzerbrigade

Bezirk Hannover: 30. Korps mit drei Divisionen und einer (General Horrocks) Panzerbrigade.

Bezirk Westfalen: 1. Korps mit vier Divisionen und einer (General Crocker) Panzerbrigade.

Weitere Verbände hielt ich mir in Reserve für den Fall, dass Unruhen entstanden. Ausserdem hatte ich Befehl erhalten, die Zerstörung der deutschen Waffen und Ausrüstungslager einzustellen für den Fall, dass die Westalliierten sie benötigten, und das alles musste bewacht werden.

Meine Absicht war, durch Ausnützung der Gliederung meiner Truppen nach Korps-, Divisions-, Brigade- und Regimentskommandos in der englischen Zone wieder ordnungsmässige, örtliche Verwaltungen einzurichten. Ihr Befehlsbereich entsprach jeweils den vorhandenen Regierungsbezirken, Städten, Landkreisen usw. Sie sollten in allen Fällen über die örtlichen Zivilbehörden arbeiten. Ich machte es ihnen zur Regel, dass die Bedürfnisse der Zivilbevölkerung in folgender Reihenfolge zu befriedigen seien: Ernährung, Unterkunft, Seuchenbekämpfung. Danach sollten das Verkehrs- und viele andere Probleme an die Reihe kommen.

Die grösste Schwierigkeit lag in der Ernährung, und viel hing von der nächsten Ernte ab. Ich verbot den Truppen, Nahrungsmittel irgendwelcher Art von der Zivilbevölkerung zu kaufen oder zu requirieren – denn diese brauchte alles für sich selbst.

Mir schien, nur wenn wir nach diesen Richtlinien vorgingen,

konnten wir rasch zu einem Zustand ordentlicher Verwaltung kommen und die chaotische Lage meistern, die in der englischen Zone bestand. Ich war plötzlich für die Regierung und das Wohl von rund zwanzig Millionen Deutschen verantwortlich geworden. Ungeheure Probleme mussten angefasst werden, und wenn wir sie nicht noch vor dem Winter lösten, mussten wir damit rechnen, dass zahlreiche Deutsche vom Hunger, vom Frost und von Seuchen dahingerafft wurden.

Besuchsaustausch mit den Russen

Die russischen Truppen, mit denen die 21. Heeresgruppe Führung hatte, gehörten zur weissrussischen Heeresgruppe unter dem Oberbefehl von Marschall Rokossowski, der später Verteidigungsminister in Polen wurde. Am 7. Mai hatte er mich in Wismar besucht, und ich hatte ihn und einige seiner Offiziere zum Lunch eingeladen. Rokossowski war eine imposante Erscheinung, hochgewachsen, sehr gutaussehend und gut angezogen; soviel ich weiss, war er Junggeselle und sehr beliebt bei den Damen. Er lud mich ein, ihn in seinem Hauptquartier zu besuchen, das etwa 35 km jenseits der Grenze des russischen Gebietes lag, und ich sagte für den 10. Mai zu. Die Russen legten offenbar grossen Wert darauf, einen guten Eindruck zu machen, und schickten einen Sonderbeauftragten zum Stabe der 6. Luftlandedivision, der in Wismar lag, um sich zu erkundigen, was für eine Art Gastlichkeit mir gefiel und was für Vorlieben und Gewohnheiten ich hätte. Der Beauftragte fragte zunächst, welche Art Wein ich bevorzuge; man sagte ihm, ich mache mir nichts aus Wein, tränke nie Alkohol, sondern am liebsten Wasser. Dann meinte er, er habe vor, beim Lunch besonders gute Zigarren anzubieten. Ob ich gern Zigarren rauche? Nein, hiess es, ich rauche überhaupt nicht. Er war bereits etwas aus der Fassung gebracht; doch dann kam er mit einem neuen Vorschlag heraus. Sie hätten da ein paar sehr hübsche Frauen und Tänzerinnen. Vielleicht wäre das etwas für den Feldmarschall? Er wurde belehrt, dass der Feldmarschall Frauen nicht mochte. Das war zuviel für ihn. «Er trinkt nicht», rief er, «er raucht nicht und hat für Frauen nichts übrig! Was, zum Teufel, macht er denn dann den ganzen Tag?»

Schliesslich wurde man sich jedoch über ein Programm einig, und

ich fuhr mit dem Wagen in die russische Zone zu Rokossowskis Hauptquartier. Unterwegs interessierten mich zwei Dinge: Ich sah nicht einen einzigen deutschen Zivilisten; sie waren alle in die englische Zone geflohen. Und zweitens: Die weiblichen Polizisten der Russen machten grossen Eindruck auf mich; ihre Verkehrsregelung klappte ausgezeichnet. Der Besuch war ein voller Erfolg. Nach einem gewaltigen Festmahl holten die Russen eine Künstlergruppe herein, die uns etwa eine Stunde lang mit Liedern und Tänzen erfreute. Für die Rückkehr hatte ich mir mein Flugzeug bestellt.

Unter meinen Begleitern befand sich ein junger Artilleriemajor, der erst vor Kurzem zu der Gruppe von Verbindungsoffizieren in meinen vorgeschobenen Gefechtsstand gestossen war. Er war ein reizender Mensch, der denn auch überall beliebt war. Doch die Russen hatten es – mit Erfolg! – darauf abgesehen, ihn betrunken zu machen. Dies wurde mir indessen verheimlicht, und als es Zeit war, aufzubrechen, brachte man ihn rasch auf den Flugplatz und, bevor ich eintraf, in meine Maschine, wo er auf der Toilette hinter der Kabine verstaute wurde. Als ich an Bord kam, sah ich mich um, ob alle da waren, und vermisste den jungen Major. Auf meine Frage wurde mir gemeldet, er sei auf der Toilette, und so befahl ich zu starten. Während wir zum Ende der Startbahn rollten, schossen die Russen 21 Schuss Salut. Der Major auf der Toilette dachte wohl, er müsse ihn erwidern, zog seine Pistole und schoss durch das offene Fenster Schuss für Schuss zusammen mit der russischen Artillerie. Als er seine sechs Schuss verschossen hatte, drückte er weiter auf den Abzug, so dass noch eine Weile lang das Klicken des Mechanismus aus der Toilette zu hören war. Ich glaube, einer meiner Adjutanten überredete ihn schliesslich, damit aufzuhören und lieber seinen Rausch auszuschlafen.

Es gibt im Leben Augenblicke, wo man am besten die weitere Regelung ändern überlässt und schweigt. Doch als wir wieder im Hauptquartier waren, verlangte ich, dass man mir sagte, was los war. Auf meinen Wunsch, mit dem Major zu sprechen, wurde ich jedoch gebeten, mich achtundvierzig Stunden zu gedulden, denn die Russen hätten ihm so viel Wodka eingepumpt, dass er nach Ansicht von Kennern erst nach zwei Tagen wieder «vernehmungsfähig» sei. Dieser Aufschub war für uns alle gut. Als er sich schliesslich bei mir meldete, war er sehr zerknirscht. Ich sagte ihm, ich könne in meinem Stabe nur Offiziere brauchen, die ich überallhin mitnehmen könne

und die jederzeit in der Lage wären, ihre Aufgabe zu erfüllen. Er habe sich über Gebühr gehen lassen, so dass ich ihn abkommandieren müsse. Aber während ich ihn so vor mir stehen sah, tat er mir leid. Er war der Prototyp des tüchtigen jungen Offiziers, der alle Aussicht hatte, zu den höchsten Stellen in der Armee aufzusteigen. Ich wollte nicht, dass eine Unbesonnenheit seine ganze Karriere zunichte machte. Wenn ich ihn abkommandierte, verlor er seinen zeitweiligen Rang als Major und bekam wieder seinen etatsmässigen Dienstgrad. Ich sagte ihm daher, ich würde ihn zu seinem Regiment zurückschicken, jedoch mit dem Befehl, ihm sobald als möglich eine Batterie zu geben, so dass er seinen Majorsrang wiederbekam; im Übrigen würde ich über den Vorfall nicht berichten. Er war natürlich sehr froh, und wir schieden als gute Freunde. Als ich ihn das nächste Mal traf, war er Lehrer an der Militärakademie in Sandhurst: offensichtlich nüchtern und ohne Pistole!

Eine weitere Erfahrung mit offiziellen russischen Besuchen machte ich am 10. Juni im Obersten Hauptquartier in Frankfurt. Einige Tage vorher, am 5. Juni, hatte eine Zusammenkunft der alliierten Oberbefehlshaber in Berlin stattgefunden, bei der eine Erklärung über die Niederlage Deutschlands und die Übernahme der gemeinsamen Verantwortung für dieses Land durch die Regierungen Englands, der USA, der Sowjetunion und Frankreichs unterschrieben wurde. Bei dieser Zusammenkunft teilte Schukow Eisenhower und mir mit, dass Stalin uns den «Siegessorden» verliehen habe, eine sowjetische Auszeichnung, die bisher noch kein Ausländer bekommen hatte. Abgesehen von der Ehre hatte dieser Orden hohen materiellen Wert, da der fünfzackige Stern wundervoll mit Rubinen und Brillanten besetzt war. Nach einigem Hin und Her wegen der Übergabe lud Eisenhower Schukow in sein Hauptquartier in Frankfurt ein, wo die feierliche Überreichung erfolgen sollte. Ich sagte, ich hätte während des ganzen Feldzugs in Europa unter Eisenhower Dienst getan und würde daher die Auszeichnung gern gleichzeitig in Empfang nehmen, und so wurde es schliesslich vereinbart.

Eisenhowers Hauptquartier war in dem Gebäude der I.G. Farben untergebracht, einem wundervollen, modernen, etwas hochgelegenen Gebäude, von dem aus man auf die zerbombte und verwüstete Stadt herabblickte; das Gebäude selbst hatte praktisch keinen Schaden ge-

litten. Nach meiner Ankunft hatte ich zunächst eine kurze Unterhaltung mit Eisenhower unter vier Augen, bei der er mir die *Distinguished Service Medal* überreichte, die höchste amerikanische Auszeichnung, die ein Soldat anderer Nationalität bekommen kann. Ich war bereits 1943 zum *Chief Commander* der amerikanischen *Legion of Merit* ernannt worden; Eisenhower hatte mir den entsprechenden Erlass des Präsidenten damals auf Sizilien übergeben. Im Laufe des Vormittags erschien dann Schukow mit grossem Gefolge, das meist aus Fotografen und Presseleuten bestand. Die feierliche Ordensverleihung fand in Eisenhowers Dienstzimmer statt. Dann überreichte Schukow draussen auf einem grossen Balkon Auszeichnungen an vicrundzwanzig englische und amerikanische Offiziere des Obersten Hauptquartiers; dies löste sich jedoch bald in ein sehr unschönes, wenig würdiges Schauspiel auf, da die Fotografen sich ständig mit ihren Apparaten dazwischendrängten. Schliesslich ging jedoch auch diese Verleihung ohne Missgeschick vorüber, obwohl ich zeitweise den Eindruck hatte, dass den einen oder anderen Orden leicht hätte einer bekommen können, für den er nicht bestimmt war!

Vor dem Lunch fand eine Luftparade statt, bei der über 1'700 amerikanische und englische Flugzeuge in Formation vorüberflogen – eine Schaustellung westlicher Luftmacht, die ihren Eindruck auf die Russen nicht verfehlte. Während des Essens veranstalteten die Amerikaner eine Kabarettvorstellung mit SwingMusik und kunstvollen Tanzdarbietungen von Negerinnen, die vom Gürtel aufwärts nackt waren. Die Russen hatten von so etwas noch nie gehört, geschweige denn gesehen, und die Augen fielen ihnen fast aus dem Kopf! Nichtsdestoweniger gefiel es ihnen so gut, dass sie ständig Zugaben verlangten. Das ganze Tagesprogramm war so klug ausgedacht und die Bewirtung durch die Amerikaner so üppig, dass der ganze Reichtum und die Macht der Vereinigten Staaten voll in Erscheinung trat.

Sic transit . . .

Am 7. Juni flog ich nach Antwerpen, um das Ehrenbürgerrecht der Stadt in Empfang zu nehmen. Nach der Feierlichkeit fand ein grosses Bürger-Lunch im *Hotel de Ville* statt – eine Riesensache mit schwerem Essen und einer Unzahl von Gängen. Schweres Essen bekommt

mir immer schlecht, jedenfalls war es an diesem Tage so. Schon bald nach dem Lunch begann ich mich unwohl zu fühlen und bat darum, den Rest des Programmes ausfallen zu lassen, damit ich auf den Flugplatz fahren und nach Deutschland in mein Hauptquartier zurückfliegen könnte. Das geschah denn auch sofort, mein Wagen wurde bestellt und fuhr durch die von hochrufenden Bürgern gesäumten Strassen – während ich selbst auf dem Boden des Wagens kauerte und mich schrecklich übergeben musste. Aber das war gerade das Richtige, und als es vorbei war, fühlte ich mich gleich wieder wohl. Doch der Boden des Wagens sah ziemlich schlimm aus, und ich entschuldigte mich sehr verlegen bei dem Fahrer, der zu dem detachierten Stab in Antwerpen gehörte und mich noch nie gefahren hatte. Als ich mich wegen der Verschmutzung seines Wagens entschuldigte, nahm er militärische Haltung an und sagte: «Sir, das ist für mich eine Ehre.» Und man sah es ihm an, dass er es aufrichtig meinte.

Englisches Mitglied des Alliierten Kontrollrates in Deutschland

Mit jedem Tage, der nach dem Ende des Krieges verging, beunruhigte ich mich mehr über das Fehlen einer richtigen Verwaltungsorganisation für Deutschland.

Man hatte mich schon im April unter der Hand wissen lassen, dass ich als Leiter der ständigen Regierung der englischen Zone ausersehen sei. Doch die Ernennung liess auf sich warten, und das hatte zur Folge, dass die erforderliche Gleichschaltung der englischen Abteilung der Kontrollkommission in London mit der unter mir in Deutschland arbeitenden Militärregierung fehlte. Ich flog daher am 14. Mai nach London, um dem Premierminister klarzumachen, dass eine Entscheidung in dieser Angelegenheit dringend nötig sei, damit der Mann, der dazu ernannt wurde, die Planung der Kontrollkommission und die praktische Arbeit der Militärregierung auf einen Nenner bringen konnte. Leider traf ich in England in einem politisch ungünstigen Augenblick ein. Die Koalitionsregierung ging ihrem schon lange erwarteten Ende entgegen, und im Hinblick auf die in Kürze bevorstehenden Wahlen trafen die Minister nur die allernotwendigsten Entscheidungen. Doch gelang es mir, den Premierminister zu überzeu-

gen, dass die Regierungsprobleme in Deutschland von grösster Wichtigkeit und eine sofortige Entscheidung daher dringend notwendig waren. Er ernannte mich zum Oberbefehlshaber der englischen Besatzungstreitkräfte und zum englischen Mitglied des Alliierten Kontrollrates in Deutschland. Ich erbat mir den stellvertretenden Chef des Generalstabes im Kriegsministerium, Generalleutnant Sir Ronald Weeks (jetzt Lord Weeks) als Stellvertreter, was mir auch zugestanden wurde. Die Bekanntmachung beider Ernennungen erfolgte am 22. Mai.

Am nächsten Tage rief ich die Leiter der englischen Zivilabteilungen des Kontrollrates zu einer Sitzung zusammen und hielt ihnen einen kurzen Vortrag über die Schwierigkeiten in Deutschland. Da wir einander nicht kannten, hielt ich es für wichtig, dass sie in grossen Umrissen von mir persönlich hörten, wie ich diese Probleme anpacken wollte.

Ich erklärte ihnen, nachdem wir Deutschland erobert hätten, hätten wir zunächst nichts anderes tun können, als ihm eine Militärregierung zu geben, und dass die Armee dabei sei, dies zu tun. Doch dieser Zustand dürfe nicht zu lange dauern; wir müssten sobald wie möglich wieder zu einer Zivilregierung kommen, und das bedeute, dass die Zivilabteilungen der Kontrollkommission sich mit den Deutschen selbst befassen. Es sei daher notwendig, die kurzfristige Planung der militärischen Regierungsform in ein genau festgelegtes Verhältnis zu der langfristigen Planung der Zivilabteilungen zu bringen. Dazu müssten wir alle zusammen sein. Solange die Zivilabteilungen in London blieben, würden wir keine grossen Fortschritte machen; meine Absicht sei daher, sie so rasch wie möglich nach Deutschland zu holen. Sie könnten zwar noch nicht gleich nach Berlin gehen – das würde noch eine Weile dauern –, aber in die englische Zone könnten sie gleich kommen, und schliesslich lägen ja auch dort ihre Probleme. Zum Schluss erläuterte ich ihnen noch meine Arbeitsmethoden und die Art, wie ich die Einrichtung der Stabschefs benützte.

Diese Rede hatte eine gute Wirkung. Sie zeigte den Zivilisten in der Kontrollkommission, dass wir sie so bald wie möglich bei uns in Deutschland haben wollten, weil wir ohne sie die Aufgabe nicht erfüllen konnten.

Nachdem ich dann noch die nötigen Befehle für die Verteilung der englischen Zivilisten der Kontrollkommission auf Deutschland erlassen hatte, kehrte ich über Paris in mein Hauptquartier zurück. Ich war gebeten worden, dort am 25. die englische Militärausstellung zu eröffnen. Als ich ankam, war ganz Paris auf den Beinen und bereitete mir einen erstaunlichen Empfang. General de Gaulle überreichte mir angesichts einer farbenprächtigen Paradeaufstellung im Hof des *Hotel des Invalides* das Grosskreuz der Ehrenlegion, und am Nachmittag eröffnete ich die Ausstellung. Ich hatte mich entschlossen, in der Hauptsache englisch zu sprechen, aber gelegentlich zum Französischen überzuwechseln, weil ich glaubte, dass dies die Zuhörer erfreuen würde. Da meine Kenntnis in dieser Sprache noch immer die eines englischen Oberschülers waren, hatte ich einige Schwierigkeiten, die französischen Sätze zu verfassen, doch mit Hilfe einiger Mitglieder meines Stabes, die behaupteten, es fliessend zu sprechen, kamen die Sätze dann doch zustande. Ich sagte:

«Ich habe den Vorzug und das grosse Vergnügen, heute in dieser berühmten Hauptstadt zu Ihnen sprechen zu dürfen – dieser schönen Stadt, die mehr als jede andere den Geist unserer langen europäischen Geschichte atmet. Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich seit zehn Jahren nicht mehr in Paris gewesen bin.

Ich bin heute hierhergekommen, um die englische Militärausstellung zu eröffnen. Wir möchten Ihnen durch diese Ausstellung etwas von der Rolle zeigen, die die Armeen des englischen Empire in diesem Kriege gespielt haben – der jetzt in Europa glücklicherweise beendet ist.

Zu Anfang des Krieges haben wir Engländer und Franzosen schmerzliche Wunden erlitten, und viele unserer Feinde hielten sie schon für tödlich. Das englische Empire taumelte unter diesen Schlägen, aber bald konnten wir wieder Zurückschlagen.

Frankreich wurde von einem schweren Schlag getroffen, und eine Zeitlang lag das Land unter dem Joch des Eroberers am Boden. Doch man kann wohl ein Land erobern, aber den Geist eines kämpferischen Volkes kann man nicht ersticken. Der Kampf ging anderswo weiter und nahm mit den Jahren immer grösseren Umfang an.

L'esprit fran^Aais vivait toujours. Cette flamme sacrée n'a jamais

été éteinte. On nourrissait la flamme. Cette flamme a jailli finalement des abîmes lorsque vous et vos alliés avez chassé l'ennemi du sol ensanglanté de la France: magnifique épisode dont la France a bien le droit d'être fière.

Je salue les soldats de la France, mes compagnons d'armes de tant de batailles.

Ich habe viele Freunde unter den Soldaten Frankreichs. Unter denen, die ich in diesem Kriege am besten kennengelernt habe, möchte ich den General Leclerc erwähnen. Dieser tapfere Offizier kämpfte sich mit einer kleinen Schar aus Zentralafrika bis nach Tripolis durch, wo er sich im Januar 1943 der 8. Armee anschloss. Obwohl er es nicht nötig hatte, unterstellte er sich aus freien Stücken meinem Kommando. In der Schlacht um die Marethlinie und beim Vormarsch auf Tunis spielte er eine wichtige Rolle und war dabei, als wir den Feind in Afrika ins Meer warfen. In seiner unerschütterlichen Haltung verkörperte er den Typus des französischen Soldaten.

Doch ich möchte heute nicht nur von Ihren Kämpfern sprechen. Die Befreiung Frankreichs hat uns auch den ewigen Quell französischer Literatur, Kunst und Wissenschaft wieder zugänglich gemacht, aus dem wir immer so reichlich geschöpft haben. Die Leistungen des französischen Genies, die Werke eines Racine, Cézanne, Berlioz und Pasteur gehören zum unvergänglichen Erbe unserer Kultur – vor allem für die Landsleute eines Shakespeare und eines Newton.

Europa braucht Frankreich in dieser Stunde – nicht nur seine Soldaten, Künstler und Wissenschaftler, sondern auch die schlichten, aber bleibenden Tugenden des französischen Familienlebens. Es ist nicht verwunderlich, dass Frankreich stets eine so grosse Rolle im Felde gespielt hat, denn die schönen Künste und Wissenschaften gedeihen nur unter Männern, die auch zu kämpfen wissen. Und das Volk Frankreichs ist ein Volk von Kämpfern.

Des ces jours qui suivent la défaite totale de l'Allemagne vous reprenez votre destin historique. Pendant les siècles passés les Anglais et les Français se sont souvent regardés en adversaires. Aujourd'hui nous marchons ensemble.

Vive la France!»

Am Abend sammelte sich eine grosse Menschenmenge vor der englischen Botschaft, in der ich wohnte, und rief dauernd nach mir. Schliesslich ging ich auf den Balkon, um ihnen zu danken, und hielt eine ganz kurze englische Ansprache. Doch die Menge rief weiter

„Hoch, Hoch“ und machte keinerlei Anstalten, auseinanderzugehen. Da ging ich zum zweitenmal auf den Balkon und rief: «Allez-vous en!» Das genügte – zuerst hörte man noch lautes Gelächter, doch dann gingen sie alle offenbar ganz vergnügt und zufrieden weg.

Die Deutschen werden ungeduldig

Als ich am 26. Mai wieder nach Deutschland kam, wurde mir gemeldet, dass in den deutschen Kriegsgefangenenlagern und unter der deutschen Zivilbevölkerung der englischen Zone eine gewisse Unruhe herrschte – sie wollten wissen, wie wir sie in Zukunft behandeln würden. Dazu muss ich erwähnen, dass es schon Ärger mit der deutschen Truppenführung gegeben hatte, die ich vorerst aufrechterhielt, um die Kapitulation durchzuführen und der riesigen Menge Kriegsgefangener Herr zu werden.

Die deutschen Truppenführer, die wir vor den Russen gerettet hatten, waren zwar gern bereit, mit den Engländern gut Freund zu sein und alles zu tun, was wir von ihnen verlangten. Aber als Gegenleistung für ihre Mitarbeit erwarteten sie, als Verbündete der Engländer gegen die Russen behandelt zu werden, und in einigen Fällen waren meine Befehle beanstandet und nur zögernd ausgeführt worden. Am 11. Mai hatte ich mir daher Feldmarschall Busch, den deutschen Oberbefehlshaber in Nordwesteuropa, kommen lassen und ihm gesagt, dass diese Haltung für mich völlig untragbar sei. Ich erklärte ihm, dass ich ihn und seinen Stab nur so lange brauche, als auf diese Weise die Durchführung der Kapitulation glatter vonstatten ging. Wenn er die erhaltenen Befehle nicht prompt und sinngemäss ausführe, würde ich ihn von seinem Posten absetzen und mir einen andern hohen deutschen Offizier suchen, der die Aufgabe übernehme. Schlimmstenfalls könne die englische Armee die Arbeit aber auch selbst machen; doch das würde zu einer Verzögerung führen, die nur noch weitere Not über die deutsche Zivilbevölkerung bringen könnte, was ich bestrebt sei, zu vermeiden. Er müsse schliesslich einsehen, dass die deutsche Armee im Felde vernichtend geschlagen worden sei und jetzt die Folgen dieser Niederlage tragen müsse.

Danach hatte ich niemals mehr Schwierigkeiten mit Busch oder

anderen deutschen Befehlshabern. Als ich daher Ende Mai erfuhr, dass die Deutschen in der englischen Zone allgemein nervös wurden und sich wegen ihrer Zukunft Sorge machten, beschloss ich, eine Botschaft zu erlassen, in der ich ihnen sagen wollte, was ich vorhatte – in derselben Weise, wie ich während des Krieges Botschaften an die Soldaten meiner Armeen gerichtet hatte. Die Botschaften während des Krieges hatten, soweit ich wusste, keine Beanstandungen politischer Art hervorgerufen. Aber diese Botschaften an die zwanzig Millionen deutsche Zivilisten wurden in Whitehall mit Misstrauen angesehen. War ich etwa auf dem Wege, ein Militärdiktator zu werden, der an die Macht kommen wollte? Und dergleichen mehr. Auch die spätere Labour-Regierung äusserte Zweifel, ob diese Botschaften nötig seien. Doch ich blieb fest und lehnte es ab, mich von meinen politischen Gebietern belehren zu lassen. Solange ich die Verantwortung trug, war ich entschlossen, nach meiner Methode zu verfahren. Die erste Botschaft gebe ich nachstehend im Wortlaut wieder:

AN DIE BEVÖLKERUNG DER ENGLISCHEN ZONE

30. Mai 1945

«1. Die englische Regierung hat mir den Oberbefehl und die Führung der Regierungsgeschäfte in der von der englischen Armee besetzten Zone Deutschlands übertragen.

Diese Zone wird zurzeit von der mir unterstellten Militärregierung verwaltet.

2. Mein Ziel ist zunächst, die Vorbedingungen für ein einfaches, aber geordnetes Leben der ganzen Bevölkerung zu schaffen. Ich werde daher zunächst dafür sorgen, dass die Bevölkerung bekommt:

- a) Nahrungsmittel,
- b) Unterkunft,
- c) Seuchenschutz.

Die Ernte muss eingebracht werden.

Die Verkehrsmittel müssen wiederhergestellt werden.

Die Postbeförderung und Zustellung muss wieder in Gang kommen.

Gewisse Industrierwerke müssen wieder in Betrieb gesetzt werden.

- All dies wird viele und schwere Arbeit für jeden bringen.
3. Wer nach internationalem Recht Kriegsverbrechen begangen hat, wird in gebührender Form abgeurteilt werden.
Die deutsche Bevölkerung hat nach meinen Anweisungen zu arbeiten, um zunächst für die Allgemeinheit das Lebensnotwendige zu beschaffen und das Wirtschaftsleben des Landes wieder aufzubauen.
 4. Die deutsche Wehrmacht und alle andern bewaffneten Verbände werden entwaffnet und aufgelöst.
Alle deutschen Soldaten des Heeres, der Marine und der Luftwaffe werden nach Beruf und Stellung eingeteilt werden. In den nächsten Tagen wird damit begonnen, sie aus der Wehrmacht zu entlassen, damit sie wieder an ihre Arbeit gehen können. Da die Einbringung der Ernte zurZeit das Wichtigste ist, werden die Bauern und Landarbeiter zuerst entlassen; Männer aus anderen Berufen werden folgen, sobald Arbeitsmöglichkeiten für sie geschaffen werden können.
 5. Ich werde dafür sorgen, dass alle deutschen Soldaten und Zivilisten durch Radio und Zeitungen auf dem Laufenden gehalten werden, wie die Arbeit vorangeht. Die Bevölkerung wird Anweisung erhalten, was sie machen soll, und ich erwarte, dass es bereitwillig und gut gemacht wird.»

Das Fraternalisierungs-Problem

Als im März 1945, noch vor dem Übergang über den Rhein, zu erkennen war, dass der Krieg in Deutschland seinem Ende entgegen ging, fing ich an, über die Probleme nachzudenken, die sich aus dem Zusammenleben unserer Soldaten mit den Deutschen unter friedlichen Verhältnissen ergeben würden. Wie weit sollten wir in unserem Entgegenkommen gegenüber unseren bisherigen Feinden gehen? Ich wurde mir darüber klar, dass wir über diese schwierige Frage nur mit eingehender Belehrung und Anleitung hinwegkommen konnten. Wir mussten zu Anfang fest sein und konnten später die Zügel lockerer lassen. Umgekehrt wäre es vollkommen falsch gewesen. Ich beschloss daher, einen persönlichen Brief an die mir unterstellten Offiziere und Soldaten drucken zu lassen; er war nur so gross wie eine Postkarte, so dass sie ihn bequem in die Tasche ihrer Feldbluse stecken und jederzeit zu Rate ziehen konnten. Ich erläuterte ihnen darin,

warum die Sache so schwierig war, und gab ihnen genaue Richtlinien, an die sie sich bei ihrem Auftreten halten konnten. Ich sagte ihnen, wenn wir einen uneingeschränkten Umgang mit den Deutschen pflegten, sie zu Hause besuchten, mit ihren Mädchen tanzten usw., so würde das nicht nur bei unseren Angehörigen in England Missfallen erregen, sondern auch bei Millionen Menschen, die unter der Gestapo gelitten hatten. Wenn wir nach Deutschland kämen, sei es noch zu früh, einen Unterschied zwischen guten und bösen Deutschen zu machen. Wir müssten uns daher zunächst zurückhalten und uns nicht mit ihnen anfreunden, bis wir unsern Weg klar erkennen konnten.

Die Soldaten nahmen sich die Lehren meines Briefes zu Herzen, und zu Anfang ging alles gut. Aber als dann die Kämpfe aufhörten und die Besetzung des Landes allmählich zu Friedensverhältnissen führte, wurde mir klar, dass wir unsere Befehle gegen eine Fraternalisierung mit den Deutschen abändern mussten. Solange die Soldaten noch kämpften, waren die Gelegenheiten zum Zusammenkommen mit der Zivilbevölkerung ohnehin selten; doch später, als nicht mehr gekämpft wurde und der einzelne Soldat mehr Musse hatte, sehnte er sich nach Abwechslung und Unterhaltung. Das strikte Verbot jedes freundlichen Umgangs mit deutschen Staatsangehörigen liess sich daher nicht mehr aufrechterhalten, denn es wäre einfach nicht mehr befolgt worden. Wir mussten also vernünftig sein. Überdies, wenn die «Umerziehung» der Deutschen Erfolg haben sollte, war es vielleicht sehr gut, wenn wir uns ungezwungen mit ihnen unterhalten und ihnen dabei unsere Auffassung von Freiheit und persönlicher Verantwortung klarmachen konnten. Das «Verbrüderungsverbot» kannten die Deutschen schon aus den ersten Befehlen; jetzt war es an der Zeit, ihnen zu sagen, warum es erlassen worden war. Ich beschloss daher, folgende Botschaft an das deutsche Volk in unserer Zone zu veröffentlichen:

AN DIE BEVÖLKERUNG DER ENGLISCHEN BESATZUNGSZONE

10. Juni 1945

«Sie haben sich zweifellos schon gewundert, dass unsere Soldaten nicht lächeln, wenn Sie ihnen zuwinken oder auf der Strasse ‚Guten Morgen‘ sagen, und dass sie nicht einmal mit den Kindern sprechen. Sie tun es nicht, weil sie einen Befehl befolgen. Der Befehl gefällt

Ihnen nicht? Unseren Soldaten gefällt er auch nicht, denn wir sind von Natur aus freundlich und versöhnlich. Aber der Befehl war nötig, und ich will Ihnen heute auch sagen, warum.

Im letzten Kriege, 1914/18, den Ihre Regierung anfang, wurde Ihre Armee besiegt; Ihre Generäle kapitulierten, und im Friedensvertrag gab Ihre Regierung zu, dass die Schuld, den Krieg angefangen zu haben, bei Deutschland lag. Doch die Kapitulation erfolgte in Frankreich. Sie hatten den Krieg im eigenen Lande nicht kennengelernt, Ihre Städte waren nicht zerstört wie in Frankreich und Belgien, und Ihre Armeen marschierten als geschlossene Verbände nach Hause. Dann begannen führende Männer in Deutschland, das Märchen zu verbreiten, Ihre Armeen hätten den Krieg überhaupt nicht verloren, und bestritten sogar die Richtigkeit der Kriegsschuld Klauseln des Friedensvertrages. Sie erzählten Ihnen, Deutschland sei weder schuldig noch geschlagen, und weil Sie den Krieg nicht im eigenen Lande erlebt hatten, glaubten das viele von Ihnen, und als Ihre Regierung einen neuen Krieg anfang, jubelten Sie ihr zu.

Wieder wurden nach Jahren der Verwüstung, des Blutvergiessens und des Elends Ihre Armeen geschlagen. Diesmal waren die Alliierten entschlossen, Ihnen einen Denkkarte zu geben – nicht nur, dass Sie erneut geschlagen waren, was Sie inzwischen wohl gemerkt haben, sondern auch, dass Sie, Ihr Volk, wieder schuld am Beginn des Krieges sind. Denn wenn das Ihnen und Ihren Kindern nicht ganz klargemacht wird, würden Sie sich vielleicht wieder von einer künftigen Regierung täuschen und zu einem neuen Kriege verleiten lassen.

Während des Krieges hat Ihre Regierung es nicht zugelassen, dass Sie erfahren, wie die Welt über Sie denkt. Daher scheinen viele von Ihnen gedacht zu haben, wenn unsere Soldaten kämen, könnten Sie sich gleich mit ihnen anfreunden, als sei nichts geschehen. Aber es ist nur allzuviel geschehen. Unsere Soldaten haben ihre Kameraden fallen sehen, haben ihr Heim in Trümmern, ihre Frau und Kinder hungern sehen. Auch in anderen Ländern, in die Ihre Regierung die Kriegsfackel trug, haben sie schreckliche Dinge gesehen. Sie werden sagen, Sie seien für diese Dinge nicht verantwortlich – schuld daran sei Ihre Regierung. Aber das deutsche Volk hatte sich diese Regierung doch gewählt. Jedes Volk ist verantwortlich für seine Regierung, und solange sie Erfolg hatte, haben Sie ihr zugejubelt und gelacht.

Darum lächeln unsere Soldaten nicht, wenn Sie ihnen ‚Guten Tag‘ sagen. Das haben wir befohlen, um Sie zu retten, um Ihre Kinder zu retten, um die ganze Welt vor einem neuen Kriege zu retten. Doch es wird nicht immer so bleiben. Denn wir sind ein christliches Volk, das seinen Feinden vergibt, und wir lächeln gern und sind freundlich. Unser Ziel ist, das Übel des Nazismus zu vernichten, und es ist noch zu früh zu beurteilen, ob dieses Ziel wirklich schon erreicht ist.

Lesen Sie das Ihren Kindern vor, wenn sie schon gross genug sind, und sorgen Sie dafür, dass sie es verstehen. Sagen Sie ihnen, warum die englischen Soldaten nicht lächeln.»

Als nächstes nahm ich mir vor, das strikte Fraternisierungsverbot schrittweise zu lockern. Ich befand mich damit in voller Übereinstimmung mit Eisenhowers Vorgehen in der amerikanischen Zone. Am 12. Juni erliess ich einen Befehl, der den Soldaten erlaubte, mit Kindern zu sprechen und zu spielen. Da der englische Soldat von Natur sehr kinderlieb ist, hatten viele es sicher schon ohnehin getan.

Im Juli verfügte ich eine weitere Lockerung, nach der den Soldaten die Unterhaltung mit Deutschen auf der Strasse und auf öffentlichen Plätzen erlaubt war; es blieb jedoch noch verboten, die Wohnungen von Deutschen zu betreten. Schliesslich brachte ich im September das Thema im Kontrollrat zur Sprache und erreichte es, dass das Fraternisierungsverbot aufgehoben wurde und in allen Zonen dieselbe Regelung gelten sollte. Damit blieben nur noch zwei Befehle bestehen: Kein Soldat durfte bei einer deutschen Familie einquartiert werden, und keiner durfte eine deutsche Frau heiraten.

Für mich war es eine grosse Erleichterung, dass diese Sache jetzt in Ordnung war. Mir hatte der Befehl nie gefallen, aber ich musste ihn erlassen, denn die Politik der Alliierten verlangte es so. Doch schon einige Wochen nach Kriegsende wurde es praktisch unmöglich, den Befehl durchzusetzen. Der englische Soldat ist an sich gutherzig; als Sieger ist er freundlich, rücksichtsvoll und ritterlich gegenüber seinen Feinden. Die Bewohner anderer Länder mögen ihn in der Regel gern wegen seiner Gabe, sich anderen Menschen anzupassen und, obwohl er nur selten ihre Sprache spricht, sich überall schnell zu Hause zu fühlen. Darum war es von vornherein ziemlich aussichtslos, ihm den Umgang mit Deutschen zu verbieten.

Himmlers Verhaftung und Vernehmung

In den Tagen nach der Kapitulation war die allgemeine Haltung der Deutschen, Zivilisten und Soldaten, im Grossen und Ganzen korrekt. Bereitwillig führten sie alle Befehle aus, die man ihnen gab; ihre Hauptsorge war, dass wir sie den Russen übergeben könnten. In diesem Zusammenhang ist die Vernehmung Himmlers von Interesse.

Unter falschem Namen verliess er Flensburg am 9. Mai in der Absicht, einige Wochen lang im Lande umherzustreifen, bis der Siegestrabel sich gelegt hatte. Dann hoffte er, ein Interview mit mir zu bekommen, um mir seine Ansicht über die Lage darzulegen. Doch schon am 21. Mai wurde er von einer Streife verhaftet und in ein Internierungslager gebracht, wo er schliesslich zugab, wer er war. Von da an war er sehr redselig. Ehe er von Flensburg wegging, sagte er, habe er alle deutschen Widerstandsbewegungen abgeblasen, und zwar schon einige Zeit, ehe er auf einen Friedensschluss mit den Alliierten gedrängt hatte. Bei der Unterredung, die er mit mir erhoffte, wollte er besonders hervorheben, dass es früher oder später zu einem neuen Krieg kommen werde, um dem Vordringen der asiatischen Horden unter Russlands Führung einen Riegel vorzuschieben. Nun, da Deutschland geschlagen sei, müsse England allein dem asiatischen Ansturm entgegentreten. Es sei daher notwendig, die kampffähigen deutschen Männer davor zu bewahren, dass sie in russische Hände fielen, weil man sie in naher Zukunft dazu brauchen würde, mit den Engländern zusammen gegen die Russen zu kämpfen. Dieser Krieg sei unvermeidlich.

Die von Himmler geäusserte Einstellung war in der englischen Zone allgemein anzutreffen. Er selbst zerbiss später, während man ihn untersuchte, ob er Gift bei sich habe, eine versteckt gehaltene Ampulle und nahm sich auf diese Weise das Leben.

Ende 1945 erschien nachstehende Unterhaltung zwischen einem englischen Offizier (A) und einem jungen Deutschen (B) in englischer Übersetzung im Nachrichtenblatt der Rhein-Armee:

Der junge Mann von der Waffen-SS

«Er ist 19 Jahre alt, blond, kräftig gebaut und gutaussehend. Ein Offizier sah ihn in einem Internierungslager, und es entwickelte sich folgendes Gespräch:

- A. Warum sind Sie hier?
- B. Waffen-SS, Sir.
- A. Sind Sie freiwillig eingetreten oder hat man Sie zwangsweise hineingesteckt?
- B. Freiwillig.
- A. Warum?
- B. Alle meine Freunde gehörten dazu, also trat ich auch ein.
- A. Haben Sie etwas von Grausamkeiten gesehen?
- B. Selbst gesehen nicht, aber ich weiss, dass sie vorgekommen sind.
- A. Waren Sie überzeugter Nationalsozialist?
- B. Selbstverständlich. Was haben Sie denn anderes erwartet? Mein Vater war Admiral. Beide Eltern waren überzeugte Nazis. In der Schule schon hat man mir den Nationalsozialismus beigebracht, dann in der Hitlerjugend und schliesslich in der Waffen-SS.
- A. Wie sind Sie festgenommen worden?
- B. Ich war verwundet und lag im Lazarett dicht bei unserem Haus. Als SS-Mann war ich dort in Haft. Meine Eltern besuchten mich. Mein Vater sagte, alle SS-Leute würden zwanzig Jahre eingesperrt; er hatte es im Rundfunk gehört. Mir bliebe nichts anderes übrig, sagte er, als zu fliehen; meine Mutter war derselben Ansicht. Dann gingen sie weg, und bald darauf erfuhr ich, dass sie sich das Leben genommen hatten. Ich war gewöhnt, meinen Eltern zu gehorchen, und es war ihr letzter Wunsch, dass ich fliehen sollte. Ausserdem wollte ich mich nicht zwanzig Jahre einsperren lassen. Also «türmte» ich.
Ich bemühte mich um eine Stellung als Lehrling in der Landwirtschaft. Doch das klappte nicht – schliesslich wurde ich wieder verhaftet.
- A. Sind Sie noch immer überzeugter Nationalsozialist?
- B. Nein. Oder richtiger gesagt, ich suche mich davon freizumachen. Sehen Sie mal, ich bin erst neunzehn Jahre und habe nie etwas anderes gekannt. Jetzt höre ich zum erstenmal auch Ansichten von der anderen Seite, und das gibt mir zu denken. Zum erstenmal im Leben gehe ich jetzt auch zur Kirche. Meine Eltern hatten es mir nicht erlaubt. Jetzt glaube ich, dass mich dort etwas anspricht. Ich weiss es noch nicht, aber – um Gottes willen, lassen Sie's mich noch einmal versuchen!

- A. Ist es Ihnen denn nie aufgegangen, dass im inneren Kern des Nationalsozialismus etwas faul war?
- B. Nein, ich wusste nichts von den Konzentrationslagern und den Grausamkeiten dort. Ich erfuhr davon erst ganz zuletzt.
- A. Und wie denken Sie über das Unrecht der Rassentheorie?
- B. Wieso Unrecht?
- A. Nun, warum soll ein Mensch schlechter behandelt werden, nur weil er zu einer anderen Rasse gehört?
- B. Aber wenn es eine tieferstehende Rasse ist?
- A. Dieser Ausdruck ist hier falsch am Platze. Wir sind alle Menschen.
- B. Nein, das stimmt nicht. Sie wollen doch nicht behaupten, ein Neger stehe auf derselben Höhe wie wir – wie Sie und ich.
- A. In mancher Hinsicht vielleicht nicht, aber nicht darum, weil er ein Neger ist. Er mag vielleicht weniger zivilisiert sein oder weniger intelligent oder moralisch tiefer stehen. Trotzdem bleibt er immer ein Mensch.
- B. Aber man kann doch nicht alle Menschen gleich behandeln!
- A. Sicher nicht. Aber das ist nicht eine Frage der Rasse, sondern, wie ich Ihnen zu erklären versuche, eine Frage des Persönlichkeitswertes. Mir ist ein anständiger Neger lieber als ein verbrecherischer Engländer. Ich behandle jeden nach seinem sittlichen Wert. Mag sein, dass unter den Engländern, die den Vorteil einer alten Kultur und guten Erziehung haben, mehr wertvolle Menschen sind als unter den Negern. Trotzdem achte ich auch in dem unzivilisierten Neger immer den Menschen, vielleicht mehr als in einem rohen, ungesitteten Engländer.
- B. Ich verstehe, was Sie meinen. Wenn man die Menschen als Einzelne wertet, findet man irgendwie unter den Engländern mehr «wertvolle» als unter den Negern, aber grundsätzlich darf man nicht nach der Rasse gehen, sondern nach der ethischen Auffassung des Einzelnen. Ich glaube, da haben Sie recht.
- A. Sehen Sie, Sie brauchen nur nachzudenken, dann werden Sie das grosse Unrecht und die Unmoral der Nazi-Grundsätze schon erkennen.
- B. Aber wie sollte ich je darauf kommen? Das einzige Mal, als ich in Konflikt mit den Nazis kam, handelte es sich um eine ganz einfache Sache, die ich beurteilen konnte.

A. Was war das?

B. Ich spielte sehr gern Tennis. Aber jedesmal, wenn ich auf den Tennisplatz gehen wollte, war Dienst bei der Hitlerjugend angesetzt. Der Dienst war albernes Getue, und ich ging einfach nicht mehr hin. Zuerst gab es grossen Zustand, aber schliesslich setzte ich mich durch.

A. Dann machen Sie es jetzt nur ebenso, denken Sie nach und haben Sie den Mut, sich zu entscheiden.

B. Ja, das versuche ich ja. Aber was habe ich für Aussichten? Meine Eltern sind tot, Deutschland ist zerstört und ich sitze hier hinter Stacheldraht. Glauben Sie, dass ich noch mal hier herauskomme?

A. Ja.

B. Aber glauben Sie nicht, dass man mir meinen Fluchtversuch übelnehmen wird? Es war eine Dummheit, ich sehe es ein, aber ich habe es Ihnen ja gesagt, wie ich dazu kam.

A. Natürlich nimmt man Ihnen das übel. Aber wenn Sie kein Verbrechen begangen haben, bin ich überzeugt, dass Sie eines Tages entlassen werden. Inzwischen haben Sie Zeit, nachzudenken und auf dem Wege weiterzugehen, von dem Sie mir erzählt haben. Die Hauptsache ist, Sie verlieren nicht den Mut. Sie haben sich verleiten lassen, jetzt suchen Sie sich davon freizumachen, lassen Sie nicht locker und tragen Sie dazu bei, dass aus den Trümmern etwas Neues, Besseres ersteht.

B. Das will ich ja auch. Aber Sie müssen verstehen, die meisten von uns hier, besonders die jungen, sind in derselben Klemme wie ich. Wir können voneinander nicht viel lernen, wir haben keine Bücher, nichts zu lesen und keine Vorträge von draussen. Es wäre schön, wenn Sie in dieser Hinsicht etwas tun könnten. Bisher haben andere für mich die Entschlüsse gefasst, von jetzt an werde ich das selber tun.»

DIE ERSTEN SCHWIERIGKEITEN MIT DEN RUSSEN

Am 23. Mai 1943 unterschrieb der König einen Erlass, durch den ich ermächtigt wurde, die feierliche Erklärung der Alliierten über die Niederlage und Kapitulation Deutschlands im Namen Englands zu unterzeichnen und mit anderen Mächten Verhandlungen über alle Fragen zu führen, die diese Kapitulation betrafen. Später erhielt ich noch Anweisung, dafür zu sorgen, dass die Bestimmungen der Erklärung strikt durchgeführt wurden.

Die Feierlichkeit der Unterzeichnung und die Eröffnungssitzung des Kontrollrates sollte am 5. Juni in Berlin stattfinden. Ich landete daher an diesem Tage um ein Uhr mittags auf dem Flugplatz Tempelhof. Eine Anzahl hoher russischer Offiziere empfing mich, umdrängt von einer Menge Presseleute und Fotografen aller Nationen. Nachdem ich eine Ehrenwache abgeschritten hatte, die aus lauter jungen, robust aussehenden russischen Soldaten bestand, fuhr die englische Delegation nach einem Vorort hinaus, wo ihr mehrere kleine Villen zur Verfügung gestellt wurden. Dann liess man uns allein, nur ein russischer Offizier blieb als Vertreter unserer Gastgeber da. Ich äusserte den Wunsch, mit Marschall Schukow zu sprechen, doch da hiess es, er sei beschäftigt. Ich bestand jedoch darauf und erklärte, wenn der Marschall mich nicht empfinde, würde ich Berlin sofort wieder verlassen und in die englische Zone zurückkehren.

Natürlich hätte ich das kaum tun können, doch der Zweck war erreicht, und man brachte mich zu Marschall Schukows Wohnsitz, der ganz in der Nähe unserer Villen lag. Ich freute mich, endlich den Mann kennenzulernen, von dem ich schon so viel gehört hatte, und unser Gespräch war für mich recht interessant. Er schlug vor, die Un-

terzeichnung der Erklärung durch die Vertreter der vier Alliierten um 10 Uhr vorzunehmen. Danach sollte ein offizielles Essen stattfinden, und im Anschluss daran beabsichtigte General Eisenhower, Berlin wieder zu verlassen. Ich erwiderte, das passe mir sehr gut, denn ich müsse auch am Abend wieder zurückfliegen.

Ich brachte dann die Rede auf den stufenweisen Aufbau und die künftige Arbeitsweise des Kontrollrates und schlug vor, als Notwendigstes zunächst ein Sekretariat in Berlin zu schaffen; die Stellvertreter der Kontrollratsmitglieder müssten möglichst sofort zusammentreten, um die vielen dringenden Probleme zu erörtern, die einer Klärung harnten, um so die Grundlage für eine baldige Sitzung der vier Ratsmitglieder zu schaffen. Doch Schukow vertrat den Standpunkt, nützliche Arbeit könne erst geleistet werden, wenn die westlichen Alliierten die Teile der russischen Zone, die sie noch besetzt hielten, den Russen übergeben hätten – mit anderen Worten, wir sollten uns sofort auf die Zonengrenzen zurückziehen, die auf der Yalta-Konferenz vereinbart wurden. Während der Kämpfe in den letzten Wochen des Krieges waren die englischen und amerikanischen Truppen tatsächlich weit über sie nach Osten vorgestossen. Ich wies darauf hin, dass vorher noch eine ganze Anzahl Überschneidungsfragen zu klären seien; ausserdem müssten den Zeitpunkt der Übergabe unsere Regierungen festsetzen. Schukow gab das zu, kam aber sofort mit einem neuen Einwand: Berlin, sagte er, werde erst in einigen Wochen soweit sein, irgendwelche Teile des alliierten Kontrollrates aufnehmen zu können. Das klang mir alles andere als verheissungsvoll.

Anschliessend suchte ich sofort Eisenhower in seiner Villa auf, um mit ihm über meine Unterhaltung mit Schukow und über die Schwierigkeiten zu sprechen, mit denen wir nach seinen Äusserungen rechnen mussten. Offenbar würde eine Zusammenarbeit mit den Russen erst möglich sein, wenn wir uns in unsere Zonen zurückgezogen hätten. Die Grenzen dieser Zonen waren schon am 12. September 1944 von der Europäischen Beratenden Kommission festgelegt und von den drei Regierungen gebilligt worden. Auf der Yalta-Konferenz hatten dann Churchill, Truman und Stalin am 11. Februar 1945 folgende Erklärung abgegeben:

«Nach dem vereinbarten Plan werden die Truppen der drei Mächte getrennte Zonen in Deutschland besetzen. Für die gemeinsame Ver-

waltung und Kontrolle sieht der Plan eine Zentrale Kontrollkommission vor, die aus den Obersten Befehlshabern der drei Mächte mit Sitz in Berlin bestehen wird.

Es ist ferner vereinbart worden, Frankreich dazu aufzufordern, falls es das wünscht, ebenfalls eine Besatzungszone zu übernehmen und sich als viertes Mitglied an der Ratskommission zu beteiligen. Die Grenzen der französischen Zone werden von den vier beteiligten Regierungen durch ihre Vertreter bei der Europäischen Beratenden Kommission vereinbart werden.» (Die Grenzen der französischen Zone wurden indessen erst am 26. Juli 1945, also nach dem Zusammentritt der Potsdamer Konferenz – 16. Juli – festgelegt.)

Trotz dieser internationalen Absprachen betrachtete aber die englische Regierung die de-facto-Besetzung grosser Teile der den Russen zugesprochenen Zone durch englische und amerikanische Armeen als wichtiges Faustpfand, um dafür von der Sowjetregierung eine befriedigende Lösung verschiedener noch offener Fragen einzuhandeln wie unserer Politik gegenüber Deutschland und seiner Behandlung als wirtschaftliches Ganzes, des Polen-, Balkan- und Österreich-Problems sowie anderer damit zusammenhängender Fragen. In diesem Sinne war ich in London am Tage vor meiner Abreise nach Berlin instruiert worden. Ich wusste daher, dass der Premierminister (Churchill) grössten Wert darauf legte, dass die englische und amerikanische Armee an den augenblicklichen, am Tage der Kapitulation erreichten Grenzen stehenblieben bis zu der bevorstehenden Konferenz der Regierungschefs in Potsdam, bei der diese und andere Fragen erörtert und geregelt werden sollten.

Ich wusste aber auch, dass die amerikanische Regierung anders darüber dachte. Obwohl sie auch gern eine Regelung der deutschen und österreichischen Probleme vor dem Abzug der amerikanischen Armee erreicht hätte, war sie nicht geneigt, weitere Fragen wie die die Polen und den Balkan betreffenden damit zu verquicken. Auch wollte sie keine Zusicherung geben, dass ihre Truppen bis zu dem Treffen der Regierungschefs stehenbleiben würden; sie hatte vielmehr erklärt, wenn die Russen auf einer sofortigen Durchführung des Zonenabkommens bestünden, wolle sie die Räumung nicht auf die lange Bank schieben.

All dies erschien mir wenig erfreulich. Ich besprach die abweichenden Ansichten unserer Regierungen mit Eisenhower. Sein Standpunkt war, wir müssten das einmal gegebene Wort halten; an-

dernfalls würden wir uns jeder Möglichkeit berauben, zu einer freundschaftlichen Zusammenarbeit mit den Russen zu gelangen. Ich musste ihm das – besonders nach meiner Unterredung mit Schukow – zugeben. Auf der anderen Seite, sagte ich, sei ich natürlich an die Weisungen meiner Regierung gebunden. Wenn die Frage zur Sprache käme, würde ich daher erklären, es sei Sache der Regierungschefs, darüber zu entscheiden. Eisenhower sagte mir daraufhin zu, denselben Standpunkt zu vertreten.

Währenddessen warteten Eisenhower und ich in seiner Villa ungeduldig auf eine Nachricht wegen der Unterzeichnung der Erklärung. Eisenhower war sehr ärgerlich über die Verzögerung, und ich nicht minder. Schliesslich schickten wir gemeinsam ein richtiges Ultimatum an Schukow: Wir würden, schrieben wir ihm, beide in unsere Zonen zurückkehren, wenn die vier Oberbefehlshaber nicht sofort zusammenträten. Das hatte umgehend Erfolg: Wir wurden abgeholt und zu einem Klubhaus in der Nähe gebracht, wo die Unterzeichnung stattfinden sollte. Aber kaum waren wir dort, gab es eine neue Verzögerung, weil die Russen Einwendungen gegen ein Wort im englischen Text erhoben, das angeblich mit der russischen Fassung nicht übereinstimmte. Ich hatte keine Ahnung, welches Wort es war oder wie es den Sinn verändern konnte, doch ich war schon die ganze Sache so leid, dass ich vorschlug, das beanstandete Wort einfach zu streichen. Sofort stimmten die Russen zu und alle anderen auch. Ich selbst weiss bis zum heutigen Tage noch nicht, worum es sich eigentlich gehandelt hat.

Die Erklärung wurde dann im Glanze zahlreicher Bogenlampen und angesichts einer durcheinanderquirlenden Menge von Presseleuten und Fotografen um 16.30 Uhr unterzeichnet. Nach dem feierlichen Akt zogen wir uns zu einer nichtöffentlichen Sitzung zurück. Eisenhower eröffnete die Diskussion mit dem Hinweis, dass die soeben unterzeichnete Viermächte-Erklärung die vier Oberbefehlshaber praktisch zu Mitgliedern einer autonomen Regierung mache. Wir müssten uns daher jetzt über den Apparat klar werden, mit dem wir unsere Regierungsgewalt ausüben wollten. Er schlug vor, unsere Stäbe sollten sofort mit dem Studium der Aufgaben des Kontrollrates beginnen, und nach Billigung durch den Rat würden die Ergebnisse den Regierungen vorgelegt werden.

Doch Schukow liess keinen Zweifel darüber aufkommen, dass mit

dem Aufbau des Kontrollratsapparates erst begonnen werden konnte, wenn die englischen und amerikanischen Streitkräfte die von ihnen besetzten Teile der russischen Zone verlassen hatten. Bis dahin, sagte er, seien nicht einmal vorbereitende Arbeiten der Stellvertreter oder Stäbe möglich. Ich wandte ein, dass unsere Truppen im Verlauf von Kampfhandlungen in ihre jetzigen Stellungen eingerückt seien und dass es einige Zeit erfordere, die getroffenen Massnahmen abzubauen und die Truppen in ihre neuen Standorte zurückzubefördern. Auf Schukows Frage, wie lange das dauern werde, erwiderte ich, mindestens drei Wochen. Damit war er sofort einverstanden und fügte hinzu, in diesen drei Wochen könnten ja die vier Oberbefehlshaber ihre Stäbe für den Kontrollrat zusammenstellen. Er liess ferner durchblicken, dass er danach keine Einwendungen mehr gegen den Aufenthalt des Kontrollrates in Berlin erheben werde.

Eisenhower hielt dann noch eine sehr gute Schlussansprache, in der er sagte, er sei in der festen Annahme nach Berlin gekommen, dass der Aufbau des Apparates für den Kontrollrat gleichzeitig mit der Zurückziehung der westlichen Streitkräfte aus der Sowjetzone möglich sein werde. Aus Schukows Bemerkungen gehe jedoch klar hervor, dass dies nicht der Fall sei und dass die Russen nicht bereit seien, in Kontrollratsdingen «mitzuspielen», solange die englischen und amerikanischen Streitkräfte nicht in ihre eigene Zone zurückgekehrt seien. Es bliebe daher im Augenblick nichts anderes zu tun übrig, als unseren Regierungen über das bisherige Ergebnis der Besprechung zu berichten und sie um neue Weisungen zu bitten.

Inzwischen war es sechs Uhr abends geworden. Man führte uns jetzt in einen anderen Raum, wo der Tisch für ein grosses Festmahl gedeckt war. Dabei wurden viele Reden gehalten und das Ganze entwickelte sich zu einer Art gegenseitiger Gratulationscour. Kurz nach sieben Uhr erklärte Eisenhower, er müsse jetzt unbedingt zum Flugplatz fahren; wir standen also auf und verabschiedeten uns von der Tischgesellschaft, die schon anfang, lebhaft zu werden. Eisenhower, Schukow und ich zwängten uns alle drei in einen Wagen und fuhren in schnellem Tempo durch Berlin zum Flugplatz Tempelhof; dort verabschiedeten wir uns sehr freundschaftlich von Schukow und stiegen dann in unsere Maschinen, um zu unseren Hauptquartieren zurückzufliegen.

Das Treffen in Berlin hatte volle Klarheit über die Einstellung der

Russen gebracht. Eine zentrale Kontrolle und Verwaltung von Deutschland war damit vorerst unmöglich. Ich berichtete entsprechend an meine Regierung und fügte hinzu, meines Erachtens sollten wir uns sofort in die vereinbarten Zonen zurückziehen. Hätten wir Wien, Prag und Berlin vor den Russen genommen, was durchaus möglich gewesen wäre – siehe Seite 372, so wäre unsere Stellung wahrscheinlich jetzt ganz anders gewesen. Aber so mussten wir jetzt – zum ersten Mal! – für unsere Unterlassungssünden büssen. Militärische Gründe dafür, zu bleiben wo wir waren, gab es nicht; dagegen sprachen viele politische Gründe für den Abzug der Truppen – zum mindesten der, dass wir sonst mit der gemeinsamen Verwaltung des eroberten Deutschland nicht einmal anfangen konnten.

Der Premierminister stimmte meiner Ansicht nicht zu; er war vielmehr, wie schon gesagt, der Meinung, wir sollten stehenbleiben, bis die Russen zugänglicher würden. Dabei erinnere ich mich an meine Unterhaltung mit Eisenhower über dieses Thema, als ich im Jahre 1946 bei ihm in Washington zu Besuch war; er war damals Chef des Generalstabs der amerikanischen Armee und ich der englischen. Bei nachträglicher Betrachtung meinte er, wären wir stehengeblieben, so hätten die Russen wohl schliesslich nachgegeben; und hätten sie es mit Gewalt versucht, uns hinauszuerwerfen, so hätten wir eben mit ihnen kämpfen müssen. Ich konnte ihm darin nicht beipflichten. Das englische Volk war damals den Krieg ausgesprochen leid und hätte sich niemals dazu bringen lassen, gegen die Russen zu kämpfen. Während des Krieges gegen Deutschland hatte man ihnen die Russen als heldenhafte Kämpfer für eine gemeinsame Sache hingestellt, daher wäre jede Regierung, die jetzt Krieg mit ihnen anfangen wollte, daheim auf grösste Schwierigkeiten gestossen. Ausserdem hatten in England die Möglichkeiten des Mannschaftsersatzes ihre unterste Grenze erreicht; es hätte daher neue kriegerische Operationen in Europa einfach nicht mehr durchhalten können. Dazu kam, dass die amerikanischen Truppen in Europa rasch abgebaut wurden, um die Kriegführung gegen Japan zu intensivieren. Und Frankreich lag – ungeachtet meiner Rede in Paris am 26. Mai – noch immer am Boden und kam als Unterstützung nicht in Frage.

Probleme in der englischen Zone

Das erste Treffen der alliierten Oberbefehlshaber war, wie wir gesehen haben, ergebnislos verlaufen. Die Haltung der Russen war zwar nach aussen hin freundlich, aber im Grunde höchst ungewiss und schwer zu durchschauen. In einigen Gegenden der englischen Zone gab es deutliche Anzeichen für die Wühlarbeit russischer Kommunisten, und in allen von den Westalliierten besetzten Gebieten bildeten sich kommunistische Zellen. Das erforderte sorgfältige Überwachung, da die Gefahr bestand, dass bei der geringsten Uneinigkeit im westlichen Lager die Kommunisten «die Heizung aufdrehen». Am aktivsten war die kommunistische Propaganda in unseren DP-Lagern.

Die Ernährungslage machte mir grosse Sorge. Wenn wir sie nicht verbessern konnten, so war im Winter mit einer ernstlichen Hungersnot zu rechnen. Die englische Zone konnte niemals auch nur die Hälfte der Nahrungsmittel hervorbringen, die ihre zwanzig Millionen Bewohner brauchten. Die gegenwärtigen Tagesrationen enthielten nur 1'200 Kalorien; wenn wir sie auf 1'800 Kalorien bringen wollten, mussten wir während der nächsten zwölf Monate Lebensmittel im Ernährungswert von zwei Millionen Tonnen Weizen einführen. Dazu kamen noch die Transport- und Verteilungsschwierigkeiten, da die Einrichtungen dafür fehlten.

Am lautesten würde überall der Schrei nach Kohle werden. Wir hatten 140 Zechen im Betrieb, die täglich 40'000 Tonnen Kohle förderten, doch das reichte bei weitem nicht aus. Wenn wir mehr Kohle haben wollten, mussten wir die Bergleute besser ernähren.

Von den zweieinhalb Millionen deutschen Kriegsgefangenen, die wir zu versorgen hatten, wurden täglich rund 12'000 zur Arbeit entlassen. Ich hatte Befehl gegeben, in erster Linie die harmlosen Kriegsgefangenen zu entlassen, die SS-Leute aber in Lagern festzuhalten und die Generalstäbler auf Lager im rückwärtigen Armeegebiet zu verteilen.

Ausser den Kriegsgefangenen hatten wir noch über eine Million DPs zu versorgen, die fast alle aus dem Osten stammten. Rund 400'000 waren Russen, und wir konnten wohl mit ziemlicher Sicherheit hoffen, dass Schukow sie uns abnehmen würde. Aber mit den anderen 600'000 mussten wir vermutlich für immer rechnen.

Ich war mir klar, dass wir von den Deutschen schwere Arbeit verlangen mussten – nur so konnten wir die Dinge wieder in Ordnung bringen. Die Russen unterstützten die Gewerkschaften. Ich beschloss, das nicht zu tun; ich war zwar sehr dafür, dass sie langsam, den Verhältnissen entsprechend wachsen sollten, aber dagegen, dass sie «forciert» wurden. Dadurch hoffte ich zu erreichen, dass im Laufe der Zeit aus ihren eigenen Reihen die richtigen Leute an die Spitze kamen. Gingen wir jedoch zu schnell vor, so bestand die Gefahr, dass die Gewerkschaften in falsche Hände gerieten und daraus Schwierigkeiten entstanden.

Wenn wir von den Deutschen verlangten, dass sie alle am Wiederaufbau ihres Landes mitarbeiteten, mussten wir aufhören, sie als Feinde zu behandeln. Der Krieg war vorüber. Wir mussten ihnen klar umrissene Befehle geben und dafür sorgen, dass sie befolgt wurden; wir mussten ihnen gegenüber fest sein, aber gerecht. Von besonderer Wichtigkeit war ferner, dass wir durch Zeitungen, Rundfunk und Kino unser Ideengut an sie heranbrachten, wobei Redakteure und Kinobesitzer ständig überwacht werden mussten. Allerdings wäre es sinnlos gewesen, aus ihnen eine Art Engländer machen zu wollen, wie manche Leute das vorhatten; viel richtiger war es, gute und rechtlich denkende Deutsche aus ihnen zu machen.

Dann musste ich aber auch an meine eigenen Soldaten denken. Es durfte nicht so weit kommen, dass die Männer zu sehr mit Besatzungsaufgaben geplagt oder durch zu viel Wachdienst missmutig wurden. Da wir doch nicht alles und jedes bewachen konnten, befahl ich, dass nur Nahrungsmittel, Sprengstoffe, bestimmte Waffen und «gefährliche» Gefangene zu bewachen seien. Der englische Soldat sollte von vier Nächten mindestens drei wachfrei sein und sich auschlafen können.

Ich erklärte der Truppe, dass es schlecht um Deutschland stehe; viele Leute müssten in den nächsten Monaten mit grossen Entbehrungen und wahrscheinlich richtiger Hungersnot rechnen. In ganz Europa und nicht zuletzt auf den britischen Inseln würde es viel Not geben. Wir müssten daher in unseren eigenen Ansprüchen und Lebensgewohnheiten bescheiden und nicht verschwenderisch sein. Uns selbst ginge es in Deutschland ja gut; wir dürften aber unsere bessere Lage nicht vor den Augen der verarmten und hungernden Bewohner zur Schau tragen. Ausserdem stehe England im Fernen Osten noch

im Kriege. Um ihn weiterzuführen und den Wiederaufbau in der Heimat zu beschleunigen, müsse gespart werden. Sport und Wettspiele seien einzuschränken wie in Kriegszeiten; Jagden und Rennen seien zurzeit verboten.

Dann war da das Problem der Verheirateten. Ich entschied, dass vorderhand keine Ehefrauen oder sonstige Familienangehörige in Deutschland zuzulassen seien. Dieser Befehl galt für alle, auch für die Marine, die Luftwaffe und das Zivilpersonal; sobald die Verhältnisse sich besserten, sollte die Frage neu geregelt werden. Frauen im Wehrdienst, die Uniform trugen, waren davon natürlich ausgenommen; sie durften jedoch nicht am selben Ort oder in der Nähe ihrer Männer verwendet werden, d.h. sie durften keinen gemeinsamen Haushalt führen. Dieser Befehl war verständlicherweise nicht sehr beliebt!

Bezüglich des Urlaubs nach England ordnete ich an, dass alle in gleicher, wohlwollender Weise zu berücksichtigen seien. Wir schickten jetzt, Anfang Juni, täglich 7'500 Mann nach Hause, so dass jeder Offizier und Mann etwa alle fünf Monate auf Heimaturlaub kam. Inzwischen war es jedoch nötig geworden, die Urlaubsverhältnisse auch auf dem italienischen Kriegsschauplatz zu verbessern, und die Transportanforderungen für beide Kriegsschauplätze stiessen auf Schwierigkeiten wegen der Knappheit an rollendem Material.

Allmählich setzten auch die Entlassungen ein. Ich wollte die wackeren Kämpfer nicht ohne ein Wort des Dankes von mir gehen lassen. Ich liess daher Karten mit einer persönlichen Botschaft drucken, die jedem Offizier und Mann bei der Entlassung auszuhändigen war. Sie lautete:

«Bei Ihrem Ausscheiden aus der 21. Heeresgruppe und der Rückkehr in einen Zivilberuf sollen diese Zeilen Ihnen meinen Dank und meine besten Abschiedsgrüsse übermitteln. Zusammen haben wir einen der erfolgreichsten Feldzüge in der Geschichte durchgeführt. Das Schicksal hat es gut mit uns gemeint, dass wir zu dieser herrlichen ‚Mannschaft‘ gehören durften.

Gott segne Sie und gebe Ihnen weiterhin Erfolg!»

Da die Atmosphäre in Deutschland stark mit Elektrizität geladen war und gewisse Politiker uns nun, da der Krieg vorbei war, mit Argwohn betrachteten, beschloss ich schliesslich, meinen Kommandeuren alle Pressekonferenzen zu verbieten. Die Presse sollte ihre Unterlagen künftig nur noch von meinem Chef des Stabes bekommen und von keinem anderen.

Nach unserer Konferenz am 5. Juni in Berlin beschloss ich, das Hauptquartier der Kontrollkommission in der englischen Zone mit ihren militärischen und zivilen Abteilungen in der Gegend zwischen Hannover und Osnabrück einzurichten, da Berlin vorerst nicht in Frage kam. Ausserdem richtete ich mir eine Befehlsstelle bei den Amerikanern in Frankfurt ein, was Eisenhower sehr begrüßte. Durch diese Massnahmen hoffte ich, sobald als möglich zu einer geordneten Verwaltung in der englischen Zone zu kommen und gleichzeitig in Verbindung mit den Amerikanern zu bleiben. Sobald wir nach Berlin gehen konnten, wollte ich die Befehlsstelle von Frankfurt dorthin verlegen. Im Übrigen sollte jedoch der Hauptteil der Kontrollkommission «fest eingebaut» in der englischen Zone bleiben, da ja dort auch seine Aufgaben lagen. Was wir in Berlin unterhielten, war völlig unsere eigene Angelegenheit, und ich war nicht gesonnen, mich in dieser Hinsicht russischen Forderungen zu unterwerfen.

Wir ziehen uns in die vereinbarten Zonen zurück

Nach Regelung all dieser und noch vieler anderer Fragen flog ich am 16. Juni nach London, um zu versuchen, Entscheidungen in gewissen Fragen weitgehend politischer Art zu bekommen. Die drei wichtigsten Punkte, die ich zur Sprache brachte, waren folgende:

- a) Die Russen wollten in Kontrollratsdingen nicht mit uns zusammenarbeiten, ja, nicht einmal vorbereitende Besuche in Berlin gestatten, solange sich nicht alle Alliierten in ihre Zonen zurückgezogen hatten. Militärische Gründe, dass wir stehenblieben, wo wir waren, gab es nicht, und die Lage beim Mannschaftersatz sprach sogar dagegen. Auf der andern Seite war es wichtig, so bald wie möglich mit der Erörterung der Aufgaben der Kontrollkommission zu beginnen; viel wertvolle Zeit war schon verlorengegangen und viele Entscheidungen mussten vertagt werden, bis die Kontrollkommission sich geäußert hatte. Ich empfahl daher lebhaft die Vereinbarung eines möglichst baldigen Zeitpunktes, bis zu dem alle Truppen sich in ihre Zonen zurückgezogen haben mussten.
- b) Die Durchführung des bestehenden Entlassungsplanes musste da-

zu führen, dass einige Abteilungen des Stabes die meisten ihrer geschulten Offiziere verloren, sofern wir nicht eine grosse Anzahl von ihnen auf Grund der Klausel über «militärische Notwendigkeiten» im Dienst zurückhielten. Ein rascher Ersatz der Ausscheidenden wäre unter den obwaltenden Verhältnissen auf grosse Schwierigkeiten gestossen.

c) Riesige Mengen deutscher Waffen und anderen Kriegsmaterials häuften sich an, und englische Soldaten mussten neben all ihren anderen Pflichten jetzt auch noch diese Lager bewachen. Bei ihrer Anzahl und Grösse liess sich eine sichere Bewachung jedoch kaum gewährleisten, und es bestand die grosse Gefahr, dass ein Teil der Waffen wieder in die Hand des Feindes gelangte. Ich hatte die Weisung bekommen, diese Waffen sollten erhalten bleiben. Jetzt drang ich darauf, dass dieser Befehl aufgehoben wurde, damit ich sie zerstören lassen konnte.

Meinen Aufenthalt in London benutzte ich dazu, der englischen Regierung klaren Wein einzuschenken, wie schwierig die Probleme waren, die sich vor uns auftürmten, und dass es unmöglich war, mit der Verwaltung Deutschlands voranzukommen, solange die gemeinsame Kontrollkommission ihre Arbeit nicht aufnahm. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, dass zurzeit zwischen dem Premierminister, Präsident Truman und Marschall Stalin Erörterungen über die Besetzung der vereinbarten Zonen im Gange waren, und zwar nicht nur in Deutschland, sondern auch in Österreich, wo die Russen erhebliche Gebietsteile den westlichen Alliierten übergeben mussten. Am 19. Juni bekam ich Bescheid, dass Marschall Stalin dem gleichzeitigen Rückzug in die vereinbarten Zonen Deutschlands und Österreichs sowie der Verlegung englischer, französischer und amerikanischer Besatzungstruppen nach Berlin zugestimmt hatte; die Verlegungen sollten um den 1. Juli beginnen. Dieser Zustimmung wurde allgemein grosse Bedeutung beigemessen, da für Mitte Juli die Konferenz der «Grossen Drei» in Berlin stattfinden sollte und man der Meinung war, dass bis dahin alle Alliierten die vereinbarten Zonen besetzt haben sollten.

Auf Grund dieses Abkommens flogen am 29. Juni die beiden Stellvertreter des englischen und amerikanischen Mitglieds der Kontrollkommission, General Weeks und General Clay, nach Berlin, um mit Marschall Schukow die Einzelheiten der Räumung festzulegen. Es wurde vereinbart, dass die Räumungen am 1. Juli beginnen sollten;

die Engländer wollten das Wismarer «Polster» in einem Tage und die Magdeburger «Ausbuchtung» in zwei Tagen räumen; die Amerikaner den von ihnen besetzten Teil der russischen Zone in sechs bis neun Tagen. Englische und amerikanische Voraustrupps sollten am 1. Juli ihre Sektoren in Berlin übernehmen, und das Gros der Besatzungstruppen sollte ihnen am 4. Juli folgen. Eine lebhaftere Auseinandersetzung gab es über die Verkehrswege von der englischen und amerikanischen Zone zu den entsprechenden Sektoren in Berlin. Von anglo-amerikanischer Seite wurde die absolute Notwendigkeit eines freien, ungehinderten Zugangs unterstrichen; daraufhin erklärten sich die Russen bereit, eine Strasse und eine Eisenbahnlinie zuzuteilen, auf denen Engländer und Amerikaner das uneingeschränkte Verkehrsrecht haben sollten; die Verantwortung für die Instandhaltung und Kontrolle behielten dagegen die Russen. Ausserdem einigte man sich über die Zuteilung eines Flugplatzes für die Zeit, in der die Konferenz der «Grossen Drei» tagte, doch blieb die spätere Zuteilung von Flugplätzen einer weiteren Besprechung vorbehalten. Ein dreissig Kilometer breiter Luftkorridor nach Berlin sollte geschaffen werden, dessen freie Benutzung erlaubt war, wenn die Russen eine Stunde vorher vom Einfliegen eines Flugzeugs in ihre Zone benachrichtigt wurden.

Auf Grund dieser Abmachungen begann am 1. Juli der Abmarsch in die vereinbarten Zonen, und am selben Tage fuhren unsere Voraustrupps nach Berlin. Ausserdem wurden Vereinbarungen über die Konferenz der «Grossen Drei» getroffen, und im englischen Sektor von Berlin wurden die Vorbereitungen für diese Konferenz beschleunigt.

Die Übergabe des Gebietes bei Wismar und Magdeburg an die Russen verlief reibungslos und war am 4. Juli abgeschlossen. Zur gleichen Zeit machte sich ein Verband, der zur Hauptsache aus Teilen der 7. Panzerdivision bestand, an die Besetzung des englischen Sektors von Berlin. Er übernahm den Sektor von den Russen, die anschliessend ihre meisten Truppen zurückzogen. Die Soldaten ihrer im englischen Sektor liegenden Militärregierung wollten sie jedoch nur dann abziehen, wenn die Engländer die Verantwortung für die Ernährung der 900'000 in dem Sektor wohnenden Deutschen übernahmen. Ähnliche Forderungen stellten sie auch den Amerikanern in ihrem Sektor. Gross-Berlin hatte sich in normalen Zeiten aus einem Um-

kreis von etwa 80 Kilometer um die Stadt ernährt. Jetzt war dieses ganze Gebiet von den Russen besetzt; ihre Forderung erschien daher ungerechtfertigt. Nach erheblichem Hin und Her und mehreren Konferenzen einigte man sich schliesslich darauf, dass die Engländer und Amerikaner einen Monat lang die Lebensmittel für die Bevölkerung ihrer Sektoren lieferten, ohne jedoch dadurch grundsätzlich einer künftigen Entscheidung der Frage vorzugreifen – die man der Konferenz der «Grossen Drei» überliess.

Allgemeines über die Verwaltung der englischen Zone

Die Zukunft Deutschlands und die Arbeit des Kontrollrates blieb also der Entscheidung der Konferenz der «Grossen Drei» überlassen, die am 16. Juli in Berlin eröffnet werden sollte. Mir war indessen jetzt schon klar, dass die Russen dem Wiederaufbau Deutschlands als einer wirtschaftlichen Einheit nicht zustimmen würden. Die russischen Armeen lebten in ihrer Zone aus dem Lande, das sie systematisch ausplünderten. Ende Juni schrieb ich daher in mein Tagebuch: «Die ungeheure Problematik der Zukunft Deutschlands und ganz Europas, welche die Konferenz der ‚Grossen Drei‘ klären soll, wird immer deutlicher erkennbar. Ebenso die Verschiedenheit der Ansichten der Westalliierten und der Russen über die Lösung dieser Frage. Es bleibt abzuwarten, ob eine brauchbare Lösung erreicht werden kann. Viel wahrscheinlicher ist es, dass Osteuropa bis zu einer Linie von Lübeck bis Triest ganz unter die Herrschaft der Russen kommen und viele Jahre bleiben wird.»

Bald nach meiner Ernennung zum englischen Mitglied des alliierten Kontrollrates hatte ich eine ziemlich umfangreiche, aber unklar gefasste Anweisung über den Weg erhalten, den ich einschlagen sollte. Sie setzte voraus, dass der Kontrollrat in Funktion war und alle auftretenden Probleme durch einstimmige Entschlüsse löste. Die wirkliche Lage sah jedoch ganz anders aus, als die Politiker gedacht hatten. Die Russen waren nicht bereit, den Kontrollrat mit seiner Arbeit beginnen zu lassen; ausserdem gab es in Deutschland keine zentrale Behörde, über die er hätte arbeiten können. Ich bat daher Whitehall um eine neue Anweisung, wie ich mich unter den veränderten Verhältnissen verhalten sollte. Schliesslich bekam ich vom Kriegsmi- nister die Ermächtigung, nach eigenem Entschluss zu handeln; dabei

sollte ich jedoch bemüht sein, soweit wie möglich in Übereinstimmung mit den Amerikanern vorzugehen.

Ich brachte daraufhin eine ganze Reihe Aktenvermerke für meinen Stab zu Papier, in denen ich meine allgemeinen Grundsätze für die Verwaltung der englischen Zone Deutschlands niederlegte. Diese Vermerke zeigten mir alsbald, wie verschieden die Probleme des Krieges von denen waren, mit denen ich mich jetzt herumschlagen musste – ich merkte täglich, dass ich noch viel hinzuzulernen hatte. Zum Glück hatte ich jedoch vorzügliche Ratgeber. Vor allem war mir mein Chef des Stabes, General Weeks, eine grosse Stütze. Dann aber waren auch die Chefs der einzelnen Zivilabteilungen der Kontrollkommission, die Whitehall für mich ausgesucht hatte, so erstklassig, wie ich sie mir nicht besser wünschen konnte. Am meisten hatte ich mit meinem politischen Berater, Sir William (jetzt Lord) Strang und dem Chef der politischen Abteilung Christopher (jetzt Sir Christopher) Steel zu tun; dann mit dem Chef der Finanzabteilung, S.P. Chambers; dem Chef der Industrieabteilung, Sir Percy (jetzt Lord) Mills; dem Chef der Verkehrsabteilung, Robert (jetzt Sir Robert) Inglis und schliesslich dem Chef der Abteilung für Arbeitsfragen R.W. Luce. Ich konnte keine bessere «Mannschaft» haben, jeder war ein Experte.

Im Laufe des Sommers wurde uns klar, dass die Dinge nicht so vorankamen, wie wir gehofft hatten, teils wegen Schwierigkeiten mit den Russen, teils weil die Standpunkte der Westalliierten manchmal nicht unerheblich voneinander abwichen. Wir waren an das Potsdamer Protokoll gebunden, das unter anderem Reparationslieferungen aus der englischen Zone an Russland, die Ansiedlung von Flüchtlingen in der englischen Zone und gleichzeitig die Behandlung Deutschlands als wirtschaftliche Einheit unter gesamtdeutscher Verwaltung vorsah. Da die englische Zone wirtschaftlich niemals autark gewesen war und da sie sich infolge der vorher erlittenen Bombenschäden und der künftigen Reparationen letzten Endes noch weiter von diesem erstrebenswerten Zustand entfernen musste, lag es auf der Hand, dass wir die Behandlung Deutschlands als wirtschaftliche Einheit nur wünschen konnten. Denn für uns stand ein schwerer Winter vor der Tür.

Ein weiterer Grund zur Sorge war die Überlegung, dass Deutschland, wenn es die englischen Besatzungskosten bezahlen sollte, ja erst einmal in die Lage dazu versetzt werden musste.

Doch seine industrielle Leistungsfähigkeit sollte enorm herabgesetzt, seine Schiffe sollten ihm weggenommen und seine Auslandsschulden eingefroren werden. Ausserdem war ein starker Flüchtlingszu- strom nach Westdeutschland zu erwarten, und das würde bedeuten, dass noch mehr Menschen ernährt werden mussten, noch mehr Men- schen arbeitslos waren und an Export nicht zu denken war. Wenn Deutschland aber keine Devisen hereinbekam, konnte es auch nicht bezahlen.

Den Russen machte das nichts aus. Ihnen musste Deutschland durch direkte Reparationen in Maschinen und Arbeitskräften zahlen; ausserdem war ihnen ein zerstückeltes, unzufriedenes Deutschland als günstiger Boden für die Ausbreitung des Kommunismus nur erwünscht. Die Franzosen verstanden den englischen Standpunkt, beobachteten jedoch mit Argwohn jeden Versuch, Deutschland, seinen Erbfeind, wieder aufzubauen. Die Amerikaner aber konnten sich nicht für einen Standpunkt erwärmen, der vielleicht dazu führen würde, dass Deutschland mit amerikanischer Hilfe wieder auf die Füsse kam, nur um ein Absatzgebiet für englische Waren zu werden oder um den englischen Steuerzahler vor Verlusten zu bewahren.

Da es keine Viermächtekontrolle gab, würden wir vermutlich unsere Zone wie eine Kolonie verwalten müssen, und die Franzosen würden dasselbe in ihrer Zone tun. Doch der Unterschied in unserer kolonialen Zielsetzung war erheblich: Die Franzosen würden ihre Zone verwalten, um sie niederzuhalten, und wir würden versuchen, sie hochzubringen.

Die Aufgabe des Kontrollrates war es, ein neues Europa zu schaf- fen – ein Europa, in dem siebzig Millionen Deutsche als Einheit friedlich leben konnten. Das konnten wir nur erreichen durch die Viermächtekontrolle einer gesamtdeutschen Regierung. Auf unserer Geschicklichkeit, hierin Erfolg zu haben, ruhte mehr als die Zukunft Deutschlands allein.

Und was würde geschehen, wenn wir keinen Erfolg hatten?

So sah ich die Lage im Sommer 1945. Meine unmittelbare Sorge galt der englischen Zone, ich wollte versuchen, in dem dortigen Chaos etwas Ordnung zu schaffen und unsere zwanzig Millionen Deutsche durch den bevorstehenden Winter zu bringen. Ich hatte nicht die Absicht, mich von diesem Ziel durch Schwierigkeiten mit den Russen abbringen zu lassen.

BEMÜHUNGEN UM DEUTSCHLANDS WIEDERAUFBAU

Mitte Juli wurde das Oberste Hauptquartier (SHAEF) aufgelöst, doch Eisenhower blieb da als Oberbefehlshaber und Militärgouverneur der amerikanischen Zone. Ich habe dies stets als grossen Fehler der West-Alliierten angesehen. Ganz Ostdeutschland war eine grosse Zone, die von einem einzigen Mann – Schukow – regiert wurde; wir dagegen zerrissen Westdeutschland in drei getrennte Zonen, deren jede von einem besonderen Militärgouverneur regiert wurde. Meiner Ansicht nach hätte man Eisenhower zum Militärgouverneur von ganz Westdeutschland machen sollen, dann hätten wir den Russen gegenüber eine geschlossene Front gebildet. Diese nationalistische Eigenbrötelei hat uns viel Ärger und Schwierigkeiten eingebracht.

Aus Anlass der Auflösung des Obersten Hauptquartiers schrieb Eisenhower mir folgenden Brief:

«Lieber Monty,
der gemeinsame Oberbefehl geht heute, den 13. Juli 1945, um Mitternacht zu Ende; damit wird einer der grössten und erfolgreichsten Feldzüge aller Zeiten abgeschlossen.

Die Geschichte allein wird einmal ein perspektivisch richtiges Urteil über die alliierten Streitkräfte fällen können, die am 6. Juni 1944 auf dem Festland Europas landeten, aber wir, die wir zusammen gearbeitet und gekämpft haben, können nur Stolz empfinden über die Leistungen der Männer, die wir zu führen die Ehre hatten, und Trauer, dass wir jetzt voneinander getrennt werden.

Doch was immer die Geschichte über die Taten unserer Männer berichten wird – das Gedächtnis der Menschen ist bekanntlich kurzle-

big und schwankend –, nur wir können heute die wahre Bedeutung und den inneren Wert all dessen richtig würdigen, was durch die wundervolle Zusammenarbeit der Alliierten erreicht worden ist.

Handelt es sich doch nicht nur darum, dass die Nazihorden im Kampf geschlagen worden sind – ein ganzer Erdteil ist von all dem befreit worden, was im Gegensatz zu den demokratischen Idealen steht, die unser gemeinsames Erbe sind. Vor allem aber haben wir der ganzen Welt gezeigt, dass das englische und das amerikanische Volk sich auf ein Ziel einigen und gemeinsam handeln und sterben können, wenn es um die Sache der Freiheit geht.

Das grosse Experiment des gemeinsamen Oberbefehls, dieses von manchen bekrittelt und von vielen in Zweifel gezogene Wagnis, hat zu handgreiflichen Erfolgen geführt; doch das wäre nicht möglich gewesen ohne die verständnisvolle, selbstlose Unterstützung, die Sie und alle anderen Befehlshaber mir jederzeit gevährt haben. Ihre eigenen glänzenden Leistungen gehören bereits der Geschichte an.

Meine Dankbarkeit kann der Grösse der Dienste, die Sie mir geleistet haben, nie gerecht werden, und meine blossen Dankesworte klingen völlig ungenügend. Zeit und Gelegenheit fehlen mir leider, Ihnen und all Ihren Männern die Hand zu schütteln, wie ich es gern möchte, und jedem Einzelnen von Ihnen persönlich für all das zu danken, was Sie getan haben. Ich kann Sie nur immer wieder meiner unverbrüchlichen Wertschätzung versichern und Sie bitten, allen Ihren Untergebenen meinen Dank zu übermitteln für die vorbildliche Pflichterfüllung und beispiellose Treue, die sie mir gezeigt haben.

Stets Ihr Ike»

Ich hegte schon immer grosse Bewunderung für Eisenhower und seine ausgesprochen menschlichen Vorzüge. Jetzt, um die Mitte des Jahres 1945, verwandelte sich meine Bewunderung in persönliche Zuneigung, die mit den Jahren immer mehr zunahm, und heute zähle ich ihn zu meinen engsten Freunden. Im November 1945 kehrte er als Chef des Generalstabes der US-Armee nach Washington zurück. Von da an musste ich seinen klugen Rat und seine stets bereitwillig gewährte Hilfe entbehren, und das führte mir sehr eindringlich zu Gemüte, was er – um Mary Martins Ausdruck in ihrem Buch *South Pacific* zu benützen – für ein «wundervoller Bursche» war.

Die allgemeine Lage im Juli 1945

Als das SHAEF aufgelöst wurde, hatten schon alle vier Besatzungsmächte ihre Zone übernommen und die Militärregierungen überall Fuss gefasst. Innerhalb und zwischen den Zonen der Westalliierten waren alle Verkehrsbeschränkungen aufgehoben worden; nur der Zugang zur russischen Zone war noch nicht gestattet. Damit die Westalliierten in ihre Sektoren in Berlin gelangen konnten, hatten die Russen ihnen eine Strasse, eine Eisenbahnlinie und auch einen Luftweg zugeteilt, aber jede Abweichung von diesem Weg war verboten. Nur innerhalb von Berlin war der Verkehr zwischen allen Sektoren der Alliierten erlaubt.

In den Zonen der Westalliierten bestand in allen Angelegenheiten der hohen Politik enge Fühlung. Die englische Abteilung der Kontrollkommission unterhielt eine starke Verbindungsgruppe beim amerikanischen Hauptquartier in Frankfurt, und General Weeks war häufig dort zu Besprechungen, die der Gleichschaltung der englischen, amerikanischen und französischen Regierungsmethoden dienten. Mit den Russen war eine Verbindung nach ähnlichen Gesichtspunkten noch nicht zustande gekommen.

In der englischen Zone ging die Auflösung der deutschen Armee gut voran; es waren bereits genügend Männer zur Landarbeit entlassen worden, um die Einbringung der Ernte sicherzustellen. Doch dafür kamen grosse Mengen neuer Kriegsgefangener aus Norwegen, **so dass die Gesamtzahl der deutschen Kriegsgefangenen in der englischen Zone jetzt 1'850'000 Mann betrug**. Die Kohlenförderung wurde durch Zuteilung höherer Verpflegungssätze an die Bergleute allmählich gesteigert. Das Verkehrs- und Verteilungswesen kam in dem Masse wieder in Gang, wie der Ersatz von Fahrzeugen und die Ausbesserung von Strassen und Bahnstrecken es gestatteten. Die Seefischerei war an der ganzen Küste wieder aufgelebt und lieferte zusätzliche Nahrungsmittelmengen. Schwierig war vor allem noch die Frage der sogenannten DPs, **von denen wir noch über 1'300'000 zu versorgen hatten**; die Russen nahmen uns nur sehr unregelmässig russische DPs ab, lehnten es aber in jedem Fall strikt ab, polnische DPs zu übernehmen, ehe nicht alle ihre eigenen in ihre Heimat zurückgeschickt waren.

Ausserdem trat immer deutlicher zutage, was die Russen unter

«Verwaltung» ihrer Zone verstanden. Nach der Einstellung der Feindseligkeiten hatten sie Stadt und Land systematisch ausgeplündert, alle Maschinen und Betriebsvorräte, auf die sie die Hand legen konnten, weggenommen und sie nach dem Osten verladen. Sie sahen das offenbar als teilweise Entschädigung für das an, was ihnen die Deutschen angetan und was sie ihnen geraubt hatten. Dazu kam, dass die russische Armee sich im Lande verproviantierte und dadurch die Lebensmittelvorräte ihrer Zone allmählich aufsaugte. Schliesslich hatten die Russen alles Land östlich der Oder-Neisse-Linie den Polen gegeben. Diese wiesen zahlreiche Deutsche aus dem Gebiet, das vor dem Kriege rund zehn Millionen Menschen ernährt hatte, nach der russischen Zone Deutschlands aus; und die geringe Bevölkerung, die in dem an sich landwirtschaftlich sehr ertragreichen Gebiet zurückblieb, genügte nicht, die Felder so zu bestellen, dass auch nur ein Bruchteil der früheren Erträge erreicht wurde. Es lag daher auf der Hand, dass die russische Zone nicht nur keinen Überschuss an Lebensmitteln haben würde, um, wie früher, westdeutsche Gebiete zu ernähren, sondern wahrscheinlich selbst sehr knapp werden und möglicherweise hungern würde. Und was die industrielle Leistungsfähigkeit Ostdeutschlands anging, so verdiente diese künftig kaum mehr Beachtung.

Die Potsdamer Konferenz

Am 15. Juli trafen Churchill, Truman und Stalin zur Potsdamer Konferenz in Berlin ein. Ich war nach Berlin geflogen, um den Premierminister bei seiner Ankunft zu begrüßen, und benützte die günstige Gelegenheit, ihn, Anthony Eden und den Chef des Generalstabes am Tage vor der Konferenz über die Verwaltungsprobleme der englischen Zone und über verschiedene Fragen zu unterrichten, die unbedingt auf der Konferenz entschieden werden mussten. Die Hauptfrage war, ob es in Zukunft ein Deutschland oder zwei geben sollte.

Wenn Deutschland als eine Verwaltungs- und Wirtschaftseinheit behandelt werden sollte, sagte ich, müsse man meiner Ansicht nach auch die natürlichen Folgerungen aus dieser Entscheidung ziehen. Diese seien:

- a) unbehinderter Verkehr von Staatsangehörigen der Alliierten zwischen allen Zonen;

- b) ein zentraler, gesamtdeutscher Verwaltungsapparat, der im Besonderen Finanz-, Transport- und Verkehrsfragen zu behandeln hätte;
- c) eine gemeinsame Politik hinsichtlich des Wiederaufbaus von Industriewerken, der Lohnsätze und der Preisüberwachung;
- d) der Austausch von Materialien aller Art, einschliesslich Lebensmitteln, zwischen den Zonen, um in ganz Deutschland eine ausgeglichene Wirtschaft aufrechtzuerhalten;
- e) als Folge von d) gemeinsame Bestellungen im Ausland, um vorhandene Mängel auszugleichen.

Gerade als es so aussah, als würde die Konferenz zu gewissen Entscheidungen über diese Punkte gelangen, musste die englische Delegation nach Hause fahren, weil am 26. Juli die Wahlurnen geöffnet wurden, um die Ergebnisse der Wahlen festzustellen. Alle Absprachen, Termine und sonstigen Vorkehrungen waren indessen in der Annahme getroffen worden, dass Mr. Churchill mit seiner Delegation am 27. Juli wieder da war. Doch das englische Volk hatte anders entschieden.

Die Niederlage der Regierung Churchills war für alle eine grosse Überraschung, und die Bildung einer neuen Regierung verzögerte etwas die Rückkehr der englischen Delegation nach Potsdam. Verständlicherweise herrschte einige Ungewissheit, welchen Einfluss der Regierungswechsel auf die Beratungen der Konferenz haben werde. Doch alle Zweifel verflogen, als Mr. Attlee und Mr. Bevin in Potsdam eintrafen. Die neuen Delegierten packten die Probleme mit beiden Händen an und machten auf alle einen sehr guten Eindruck.

Oberflächlich gesehen waren die Ergebnisse der Konferenz offenbar zufriedenstellend. Die Hauptergebnisse waren, soweit sie Deutschland betrafen, folgende:

- a) Einrichtung eines Rates der Aussenminister, um Friedensverträge mit Italien und den zur Achse gehörenden kleineren Ländern vorzubereiten; ferner sollte er einen Friedensschluss mit Deutschland vorbereiten, der in Kraft treten sollte, wenn später eine deutsche Regierung eingesetzt wurde; und schliesslich sollte er gewisse Territorialfragen in Europa erwägen.
- b) Ein Dreimächteabkommen, die Bevölkerung in Deutschland, soweit praktisch durchführbar, überall gleich zu behandeln; alle Nazis aus den Ämtern zu entfernen; Rede-, Presse- und Religionsfrei-

heit sowie die Bildung freier Gewerkschaften zuzulassen, soweit die militärische Sicherheit nicht gefährdet wurde, und den politischen Aufbau des Landes zu dezentralisieren – eine gesamtdeutsche Regierung war vorerst nicht beabsichtigt.

- c) Übereinkunft, dass Deutschland als wirtschaftliche Einheit behandelt werden sollte; die deutsche Wirtschaft sollte dezentralisiert und Exportgewinne aus der laufenden Produktion sollten in erster Linie zur Bezahlung wichtiger Importe verwendet werden, die der Kontrollrat genehmigte.
- d) Ein Abkommen wurde getroffen, dass die Besatzungsbehörden von Deutschland Reparationen in Form von Kapitalgütern verlangen konnten, soweit es in der Lage war, industrielles Ausstattungsmaterial abzugeben.
- e) Schliesslich wurde der Beschluss gefasst, die in Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn übriggebliebenen deutschen Bevölkerungsteile nach Deutschland zu schaffen; dies sollte in ordentlicher und menschlicher Art und Weise erfolgen.

Der Kontrollrat beginnt mit seiner Arbeit

All das klang gut – mir jedoch zu gut: Ich konnte nicht glauben, dass viel davon wirklich eintreten werde. Doch die Hauptsache war jetzt, rasch vorwärtszukommen, und ich baute darauf, dass Eisenhower die Initiative ergreifen würde. Er enttäuschte mich auch nicht: Er bestand darauf, dass der Kontrollrat jetzt zusammentreten und mit seiner Arbeit beginnen solle. Tatsächlich fand bereits am 30. Juli die erste Arbeitssitzung des Kontrollrates in Berlin statt.

Ein zentraler Verwaltungsapparat für Deutschland bestand nicht mehr. Doch zum grossen Teil dank der Tatkraft von General Weeks, dem Chef des Stabes für die englische Zone, waren verschiedene Arbeitsausschüsse auf Dreimächteebene geschaffen worden, um dafür zu sorgen, dass wenigstens in den englischen, amerikanischen und französischen Zonen die Militärregierungen Schritt miteinander hielten und dass die Wirtschaftsprobleme in diesen Zonen als Ganzes behandelt wurden. Diese Ausschüsse mussten jedoch jetzt, nach Bildung des Viermächteapparates, ihre Arbeit einstellen.

Der Viermächteapparat trat nach unserer Sitzung am 30. Juli in

Funktion. Die ganze Organisation nannte sich die «Alliierte Kontrollbehörde». Sie bestand aus drei Hauptteilen:

- a) dem Rat – bestehend aus den vier Militärgouverneuren,
- b) dem Koordinierungs-Ausschuss – ihren vier Stellvertretern,
- c) dem Kontrollstab – eingeteilt in zwölf Abteilungen, die häufig zusammenkamen, um gemeinsame Regierungsmethoden zu erarbeiten.

Ende Juli musste General Weeks seinen Posten als mein Stellvertreter und Chef des Stabes der englischen Zone aus gesundheitlichen Gründen aufgeben. Sein Ausscheiden war ein schwerer Schlag für mich. Abgesehen von den freundschaftlichen Beziehungen, die uns verbanden, musste ich jetzt ohne seinen klugen Rat auskommen. Es ist nicht übertrieben, wenn ich sage, dass wir mit der Organisation der Verwaltung in der englischen Zone und mit den Vorbereitungen für die Schaffung der Kontrollkommission in Berlin ohne seine Bemühungen noch längst nicht so weit gekommen wären. Zum Glück konnte ich mir als Nachfolger für ihn General Sir Brian Robertson sichern, der schon in der 8. Armee bei mir war.

Inzwischen grübelte ich angestrengt darüber nach, wie wir die Deutschen in geistiger Beziehung wieder zu einer richtigen Einstellung bringen könnten. Dabei mussten wir planmässig Vorgehen, doch vorerst hatten wir noch keinen Plan. Ich machte mich daher daran, einen aufzusetzen, der in grossen Zügen folgende Punkte enthielt:

1. Wir mussten es den Leuten ermöglichen, ihre Probleme unter sich zu erörtern und ganz allgemein selbst Massnahmen zu ergreifen, um sich zu helfen.
2. Müsiggang, Langeweile und Angst vor der Zukunft – die besten Bundesgenossen des Nazismus – mussten ausgerottet und durch Zuversicht und gesunde Ideen ersetzt werden.
3. Wir mussten uns besonders an die Jugend des deutschen Volkes wenden.

Das nächste war, den Deutschen von diesem Plan Kenntnis zu geben. Noch während die Potsdamer Konferenz tagte, hatte ich eine Botschaft an das deutsche Volk zu Papier gebracht. Sie trug das Datum des 25. Juli 1945. Doch hielt ich sie noch zurück, bis die Ergebnisse der Konferenz bekannt waren, und gab sie erst am 6. August heraus. Sie lautete:

AN DIE BEVÖLKERUNG DER ENGLISCHEN ZONE IN DEUTSCHLAND

1. Drei Monate sind jetzt vergangen, seit Deutschland kapituliert hat und die alliierten Nationen die Herrschaft übernahmen. Die Alliierten haben sich vorgenommen, die vollkommene Entwaffnung und Entmilitarisierung Deutschlands sowie die Zerstörung der Nazi-Partei und ihrer Zweigorganisationen durchzuführen und werden das bis zum Ende tun.
2. Während dieser Zeit unterstand die englische Zone und untersteht vorerst weiter der Militärregierung.
Angehörige der deutschen Streitkräfte sind nach ihrer Ausbildung und früheren Betätigung im Zivilleben ausgesucht und bereits zu vielen Tausenden zur Arbeit auf dem Lande und in anderen Berufen entlassen worden; dies geht laufend weiter.
Die Ernte verspricht gut zu werden, und es liegt an Ihnen, dass alles gut eingebracht wird.
Meine Offiziere haben sich alle Mühe gegeben, dafür zu sorgen, dass die deutsche Bevölkerung genügend Nahrungsmittel und Wohnraum erhält und Krankheiten vorgebeugt wird. Der erste Schritt zum Wiederaufbau Deutschlands ist damit getan.
3. Ich gehe jetzt zum zweiten Abschnitt der alliierten Regierungsmethode über:
Von nun an beabsichtige ich, Ihnen volle Freiheit zu lassen, Ihr eigenes Leben zu führen – Einschränkungen wird es dabei nur noch dort geben, wo es die militärische Sicherheit erfordert. Ich will Ihnen helfen, Müsiggang und Langeweile auszurotten und die Angst vor der Zukunft zu verlieren. Dafür möchte ich Ihnen ein Ziel geben, damit Sie mit Zuversicht in die Zukunft schauen können.
4. Die gegenseitigen Beschränkungen der Pressefreiheit werde ich schrittweise lockern.
Es gehört zur Politik der Alliierten, die Bildung freier Gewerkschaften in Deutschland zu fördern, soweit nicht Rücksichten auf die militärische Sicherheit dem entgegenstehen. Ebenso beabsichtigen sie, die Bildung demokratischer politischer Parteien in Deutschland zu unterstützen, die einmal zur Grundlage einer geordneten und friedlichen Gesellschaftsform in Deutschland werden können.

Wir erstreben die Wiederherstellung der kommunalen Selbstverwaltung in ganz Deutschland nach demokratischen Grundsätzen. Die aus ihren Ämtern entfernten Nazis sollen dabei durch Personen ersetzt werden, die durch ihre politischen und moralischen Eigenschaften geeignet sind, zur Entwicklung wahrhaft demokratischer Einrichtungen in Deutschland beizutragen. Es ist ferner unser Ziel, das Rechtswesen nach den Grundsätzen der Demokratie neu zu gestalten, um wieder für Rechtsprechung nach dem Gesetz und gleiche Behandlung aller Bürger ohne Ansehen der Rasse, Nationalität und Religion zu sorgen. Sie können von jetzt an wieder öffentliche Versammlungen und Diskussionen abhalten. Ich würde es sogar sehr begrüßen, wenn Sie von dieser Möglichkeit Gebrauch machten, um Ihre eigenen Probleme unter sich zu erörtern und ganz allgemein stets Massnahmen der Selbsthilfe den Vorzug zu geben.

5. Ihren Kindern fehlt es zurzeit an Jugendorganisationen und Ausbildungsmöglichkeiten.

Ich beabsichtige, die Bildung solcher Organisationen für religiöse, kulturelle, gesundheitliche und Erholungszwecke zu fördern. Für Ausbildungsmöglichkeiten wird in verhältnismässig kurzer Zeit gesorgt werden.

6. Die Fraternisierungsvorschriften habe ich gelockert. Den Angehörigen der englischen Streitkräfte ist es von jetzt an erlaubt, sich auf Strassen und öffentlichen Plätzen mit Deutschen zu unterhalten; dies wird es uns ermöglichen, in Fühlung mit Ihnen zu kommen und Ihre Probleme leichter zu verstehen.
7. Der kommende Winter wird noch schwierig werden; es gibt noch viel zu bessern und in Ordnung zu bringen, und die Zeit dafür ist kurz. Wir müssen darauf gefasst sein, dass Lebensmittel und Kohle knapp werden, die Unterkünfte nicht ausreichen und das Verkehrs- und Verteilungswesen noch nicht wieder richtig funktioniert. Ich glaube, es ist gut, dass Sie sich schon heute darüber klar werden. Ich werde alles tun, was ich kann, um die Bevölkerung der englischen Zone durch den Winter hindurchzubringen. Aber Sie, das deutsche Volk, müssen schon heute für unvorhergesehene Notfälle Vorsorgen; Sie müssen arbeiten, um sich selber zu helfen.
8. Ich werde auch weiterhin dafür sorgen, dass Sie durch Radio und

Zeitungen über unsere Fortschritte auf dem Laufenden bleiben. Sie werden aber nicht nur Nachrichten über Deutschland, sondern auch aus dem Ausland bekommen.

9. Ich erwarte in diesem zweiten Abschnitt der alliierten Regierung Ihrer aller Mitarbeit.»

Dann wandte ich mich dem deutschen Erziehungswesen zu. Sobald wie möglich eröffneten wir wieder Schulen und Universitäten. Neue Schulbücher mussten gedruckt werden, die nicht durch nazistisches Gedankengut vergiftet waren. Aus den Erziehungsinstituten mussten alle Lehrer, die Nazis waren und ihre Ideen verbreiten konnten, entfernt werden. Das würde zu einer Knappheit an geeigneten Lehrern führen, aber in dieser Sache musste energisch durchgegriffen werden.

Mein Flugzeugunfall

Am 22. August flog ich in meiner leichten Reisemaschine, einer *Miles Messenger*, zu einer Besichtigung der 3. kanadischen Division (General Vokes). Als wir kurz vor der Landung über dem Flugplatz kreisten, setzte auf einmal der Motor aus; wir hatten die Landeklappen schon herunter und verloren daher rasch an Geschwindigkeit. Mein Flugzeugführer konnte den Flugplatz nicht mehr erreichen und machte dicht davor eine Bruchlandung. Das Flugzeug war vollständig zertrümmert, doch der Pilot und ein Adjutant, der mich begleitete, blieben unverletzt. Ich hatte leider nicht so viel Glück: Ich wurde arg mitgenommen, erlitt einige Quetschungen und brach mir zwei Lendenwirbel. Trotzdem waren wir noch gut davongekommen; bei einem weniger geschickten Piloten wären die Folgen vielleicht sehr viel ernster gewesen.

Ich konnte noch mit meiner Ansprache an die Offiziere der 3. kanadischen Division beginnen, musste aber dann mitten darin abbrechen, weil ich mich zu schlecht fühlte. Man schlug mir vor, ich sollte zur Rückkehr in mein Hauptquartier einen Wagen benutzen. Doch ich lehnte das ab, da mir mit meinem verletzten Rücken eine Autofahrt über rund 150 Kilometer in keiner Weise verlockend erschien, und bat um ein anderes Flugzeug. Das brachte die Kanadier völlig aus der Fassung; sie befürchteten, ich könnte noch einmal einen Unfall haben. Doch ich erwiderte, noch niemals habe jemand am selben Tage zwei

Flugzeugunfälle hintereinander gehabt, der Flug zurück böte daher die grösste Wahrscheinlichkeit, sicher nach Hause zu kommen, die ich mir wünschen könnte.

Idi brauchte einige Zeit, bis ich mich wieder einigermaßen erholte. Im Winter 1945/46 hatte ich dann häufig InfluenzaAnfälle und bekam schliesslich eine Rippenfellentzündung. Ich nehme an, die fünf Kriegsjahre hatten schon meine Widerstandskraft gegen Krankheiten geschwächt, und der Flugzeugunfall war nur der letzte Tropfen, der das Mass vollmachte. Im Februar 1946 musste ich schliesslich zur Wiederherstellung meiner Gesundheit vier Wochen in die Schweiz gehen. Mein Rücken machte mir indessen weiter Kummer, und ein paar Jahre danach fingen Gelenkentzündungen an. Bei einer Röntgenuntersuchung stellte sich heraus, dass meine Wirbelsäule etwas deformiert war; das wurde in Ordnung gebracht, aber es dauerte noch einige Jahre, bis ich vollkommen wiederhergestellt war.

Der Kontrollrat auf dem toten Punkt

Die Konferenz der Aussenminister in London ging Anfang Oktober in Uneinigkeit auseinander; sie war laut Beschluss der Potsdamer Konferenz zusammengetreten, um den Weg für die Friedensverträge mit den ehemaligen Feindstaaten vorzubereiten. Es war jetzt so gut wie sicher, dass wir mit noch grösseren Schwierigkeiten rechnen mussten.

Etwa zur selben Zeit stiess der Apparat des Kontrollrates in Berlin auf ernstliche Hindernisse und gelangte in eine Stellung, die vom toten Punkt nicht mehr weit entfernt war. Die unmittelbare Ursache dazu war der Widerstand Frankreichs gegen die Schaffung einer deutschen Zentralverwaltung. Da Frankreich in einem Jahrhundert dreimal angegriffen worden war, wünschte es jetzt vor allen Dingen Sicherheit, und ein zerstückeltes Deutschland hielt man dort für weniger gefährlich. Ausserdem verlangten die Franzosen, dass das Ruhrgebiet, wo ein beträchtlicher Teil des deutschen Kriegspotentials massiert war, von Deutschland getrennt und unter internationale Verwaltung gestellt werden sollte, und sie meinten, die Einsetzung gesamtdeutscher Verwaltungsbehörden, solange das Ruhrgebiet noch zu Deutschland gehöre, würde die Entscheidung darüber vorwegnehmen.

Alle wirklich wichtigen Arbeiten, die innerhalb des Viermächteapparates im Gange waren, gingen von der Absicht aus, zentral gesteuerte deutsche Verwaltungsbehörden einzusetzen. Legte man diesen Gedanken jetzt auf Eis, so musste der Apparat praktisch zum Stillstand kommen. Die Ergebnisse der letzten Sitzungen des Kontrollrates und des Koordinierungsausschusses bestätigten das. Jede wichtige Massnahme wurde bei diesen Sitzungen durch französischen Einspruch gegen eine zentrale Verwaltung oder durch russische Starrköpfigkeit blockiert, denn die Russen nützten es weidlich aus, dass sie nicht mehr das einzige, ja nicht einmal mehr das Haupthindernis für Fortschritt und Einigkeit waren. Ein Andauern dieses Zustandes musste den empfindlichen Apparat solchen Belastungen aussetzen, dass er sich vielleicht nie wieder erholte. Es hing daher alles davon ab, welchen Wert man der gemeinsamen Arbeit der vier Mächte in Deutschland als Vorspiel internationaler Zusammenarbeit auf weiteren Gebieten beimass.

Die Russen waren auf dem besten Wege, ihre Zone in eine Wüste zu verwandeln; alles, was Wert hatte, wurde nach Russland geschickt; dabei waren die Lebensbedingungen in ihrem Gebiet jetzt schon entsetzlich. Unsere Erkundungstrupps, die nach Wegen und Lagern für Polen suchten, die nach Polen zurückkehrten, berichteten, dass die Deutschen in der Zone sich wie das Vieh von allem Möglichen ernährten, was sie gerade ergattern konnten, und dass die Hungersnot schon deutlich zutage trat.

Infolge der schrecklichen Verhältnisse in der russischen Zone und wegen der Ausweisung von Deutschen aus dem Gebiet, das die Russen den Polen gegeben hatten, aus der Tschechoslowakei und anderswoher kamen jetzt wöchentlich 40'000 deutsche Flüchtlinge in die englische Zone, und ein Ende dieses Stromes war noch nicht abzusehen.

Neuerdings hatten die Russen die Eisenbahnstrecken in der Zone auf die russische Spurweite umgestellt – ein Unheil verkündender Schritt! Es gab jetzt nur noch eine Strecke mit der alten Spurweite: die von den Westzonen nach Berlin führende, die wir für unsern Nachschub benützten.

Als die Aussenminister Anfang Oktober zu keiner Einmütigkeit über Deutschland kamen, flog ich nach London, um mit Premierminister Attlee zu sprechen. Ich trug ihm meine Ansichten wie folgt vor:

- a) Ich hätte einmal gedacht, eine gemeinsame Regierung Deutschlands durch die vier Mächte sei möglich, heute sei ich jedoch der Ansicht, dass sie niemals zustande kommen werde. Einmütigkeit im Rat sei nicht zu erreichen, und besonders die Amerikaner würden bereits ungeduldig. Sie hätten jetzt einen Antrag vorgelegt, wenn Einstimmigkeit im Rat nicht möglich sei, so solle doch jede Zonenregierung so verfahren, wie sie es für richtig halte. Dies sei der erste Riss im Kitt. Ich sei mir darüber klar, dass die Westmächte sich auf viele Jahre hinaus auf einen ständigen Kampf mit dem kommunistischen Osten gefasst machen müssten, denn im Grunde ginge der Streit um die deutsche «Seele». Wir hätten halb Deutschland bekommen und wir müssten daran festhalten.
- b) Als Soldat hielte ich es für einen kaum durchführbaren Vorschlag, das Ruhrgebiet zu entindustrialisieren, gerade jetzt, wo nicht nur Deutschland, sondern auch die angrenzenden alliierten Länder grosse Entbehrungen durch die Vernichtung von Industriepotential ertragen müssten. Wenn man das Ruhrgebiet richtig kontrolliere, könne es eine sehr nützliche Funktion bei der Deckung des Bedarfes der westlichen Alliierten erfüllen und dadurch indirekt die hungernden Deutschen mit Lebensmitteln versorgen.
- c) Wüsste England wirklich angesichts der drohenden Schwierigkeiten *gerade jetzt* ein geeintes Deutschland? Wenn Deutschland zu rasch geeint würde, müsste die englische Zone auch noch die verwüstete russische Zone ernähren, und alle Deutschen, die jetzt noch in der russischen Zone wohnten, würden in die englische Zone kommen wollen – aus der wir doch einmal ein vorwärtsstrebendes, blühendes Land machen wollten.
- d) Die Russen seien ein Volk, mit dem sehr schwer auszukommen sei; wir müssten uns daher ganz klar darüber werden, welche Gebiete für uns strategisch wichtig seien und welche nicht. Meiner Meinung nach seien Westdeutschland, das Mittelmeer, besonders der östliche Teil, und Libyen wichtig, der Balkan dagegen vor der Hand unwichtig, weil Russland diese Länder so fest in seiner Hand hätte, dass wir dagegen nichts machen könnten.
- e) Schliesslich sei es für uns im gegenwärtigen Zeitpunkt lebenswichtig, unsere Streitkräfte in ausreichender Stärke beizubehalten. Andernfalls würden wir nur die Geschäfte der Russen besor-

gen. Es sei daher von grösster Bedeutung, so bald wie möglich zu einer Entscheidung über die Wehrpflicht in Friedenszeiten zu gelangen.

Ich gab dem Premierminister zu verstehen, dass im Augenblick zwar die französische Ablehnung deutscher Zentralverwaltungsbehörden das Haupthindernis für den Fortschritt einer gemeinsamen Arbeit der vier Mächte sei. Wenn aber die Sowjets ihre Politik des «eisernen Vorhangs» unbegrenzt fortsetzten, so würden früher oder später die Russen zum Haupthindernis werden; denn wenn die alliierten und deutschen Beamten, Presseleute und Flugzeuge nicht frei verkehren könnten, sei an ein erfolgreiches Funktionieren einer gesamtdeutschen Verwaltung nicht zu denken. Wenn die Russen darauf bestünden, an dem «eisernen Vorhang» vor ihrer Zone festzuhalten, sei mit einem Fortbestehen der Viermächtekontrolle nicht zu rechnen.

Erforderlich sei vor allem eine schnelle Lösung unserer Probleme, da Deutschland dem wirtschaftlichen Chaos entgegentreibe. Dieses sei nur zu vermeiden, wenn die Entscheidungen über Währung, Steuern, Darlehen usw. schnell getroffen würden; zu diesem Zweck müssten entweder eine zentrale Finanzverwaltung oder auch Zonenverwaltungen eingerichtet werden. Die Wahl müsse jedoch schnell getroffen werden; denn was einmal bestimmt worden sei, liesse sich nur schwer wieder umstossen.

Die Entwicklung in der englischen Zone

Als der Winter nahte, sah es ganz so aus, als ob alle meine Befürchtungen wegen epidemischer Krankheiten sich verwirklichen sollten. Lebensmittel waren äusserst knapp; infolge ungünstiger Witterung war die Ernte entgegen meinen Erwartungen schlecht ausgefallen, und Kohle zum Heizen von Privatwohnungen stand nicht zur Verfügung. Das deutsche Volk hatte nicht mehr die Widerstandskraft, eine ernstliche Epidemie zu überstehen. Berichte aus der russischen Zone besagten ausserdem, dass in manchen Gegenden Ostdeutschlands viele Deutsche, besonders Kinder, langsam verhungerten; es war zu befürchten, dass Epidemien, die dort ausbrachen, sich schnell unter den vom Hunger geschwächten Menschen ausbreiteten, die überdies nicht einmal über genügende Unterkunft, Kleidung und Heizung verfügten.

Vom Standpunkt unserer eigenen Organisation aus gesehen, gingen die Dinge reibungslos vonstatten. Der anfänglich rein militärische Apparat, wie ihn die 21. Heeresgruppe aufgebaut hatte, wurde allmählich in eine zivile Organisation übergeführt, in der es schliesslich nur noch eine deutsche Verwaltung unter englischer Überwachung geben sollte. Zwei wichtige Fortschritte waren gemacht worden: Kontrollkommission und Militärregierung waren zusammengefasst worden und Zivilpersonal war aus England angekommen. Die weitere Entwicklung sollte allmählich, schrittweise weitergehen, bis das Ziel erreicht war. Sie arbeitete sich von unten nach oben vor, bis schliesslich die Korpskommandeure von allen Verwaltungsaufgaben entlastet werden und wieder nur noch Truppenführer sein konnten. Es war unwahrscheinlich, dass es dazu kam, ehe die «Winterschlacht» zu Ende ging, ehe in der Frage der DPs und der Kriegsgefangenen eine spürbare Erleichterung eintrat, und ehe der deutsche Verwaltungsapparat in der Lage war, ohne weitgehende Unterstützung durch die Korpsbezirke befriedigend zu arbeiten.

Inzwischen hatte ich eine Anweisung über die Entwicklung der Verwaltung in der englischen Zone erlassen. Sie ging von dem Grundsatz aus, dass die Militärregierung so bald wie möglich durch ein Kontrollnetz auf ziviler Basis abgelöst werden musste. Die Geschwindigkeit, mit der dieser Wechsel sich vollzog, hing von den Fortschritten ab, die bei der Entmilitarisierung, der Entnazifizierung und bei der Schaffung eines demokratischen Verwaltungssystems gemacht wurden. Damit der Übergang reibungslos vor sich ging, sollte ein in mehrere Phasen unterteiltes Programm sofort anlaufen. In der ersten Phase erledigten die Kommandeure der Korpsbezirke ihre Aufgaben als Militärgouverneure bereits durch besonderes Militärregierungspersonal. In der zweiten Phase sollten Landesbevollmächtigte in ihre Aufgaben eingewiesen werden, um die Korpsbezirkskommandeure als Militärgouverneure zu ersetzen. In Phase drei sollten die Korpsbezirkskommandeure aufhören, Militärgouverneure zu sein, und in der vierten Phase sollte das Personal der einzelnen Militärregierungs-Detachements allmählich in einen zivilen Status überführt und zahlenmässig stark verringert werden. Bei Abschluss der Phase vier würden die Deutschen sich selbst verwalten unter einer allgemeinen Überwachung durch uns, und an der Spitze der Verwal-

tung würde kein Soldat mehr, sondern ein Zivilist stehen. Die Phasen drei und vier waren besonders wichtig. Ich gebe nachstehend den Text der diesbezüglichen Punkte meiner Anweisung wieder:

Phase III

«In dieser Phase hören die Korpsbezirkskommandeure auf, gleichzeitig Militärgouverneure ihrer Korpsbezirke zu sein. Sie haben dann nur noch so viel Verantwortung für die Zivilverwaltung wie Kommandeure anderer Truppen, die ja auch aufgefordert werden können, zur Erhaltung der staatlichen Macht einzugreifen oder zivile Verwaltungsstellen mit den ihnen zur Verfügung stehenden Unterhaltsmitteln zu unterstützen. Diese Frage der Unterstützung ist wichtig. Zurzeit hängt die Militärregierung noch weitgehend von der Unterstützung ab, die sie von der Truppe erhält. Dies ist einer der Gründe, warum Phase drei nicht sofort anlaufen kann. Die nach dem Wechsel noch benötigte Unterstützung wird wesentlich geringer sein als jetzt, aber zum Teil wird sie auch dann noch nötig sein, und die Korpsbezirkskommandeure sind dafür verantwortlich, dass sie gewährt wird, soweit ihre Mittel ausreichen.

Für jedes Provinzialhauptquartier, einschliesslich Hamburg, wird ein Landesbeauftragter ernannt werden. Ich kann im Augenblick noch kein genaues Datum angeben, wann Phase drei beginnen wird; ich strebe ihr Inkrafttreten im April 1946 an.

Phase IV

In ihr erfolgt die allmähliche Überführung des Personals bei den Militärregierungen vom militärischen zum zivilen Status und seine Verminderung bei den unteren Stellen. Der Grund für die Verkleinerung ist, dass in dieser Phase nur noch bei den höheren deutschen Verwaltungsstellen eine Kontrolle vorgesehen ist und bei den unteren Stellen schliesslich nur noch gelegentlich inspiziert werden muss, ob sie die erhaltenen Weisungen auch richtig ausführen. Die Festlegung eines Zeitpunktes für den Beginn dieser Phase ist heute noch nicht nötig. Sie wird von den Landesbeauftragten durchgeführt werden, nachdem sie ihren Posten übernommen haben.

Am 14. Dezember halte ich eine Besprechung mit den Korpsbezirkskommandeuren ab. Dabei wird Gelegenheit sein, Einzelheiten dieses Planes zu erörtern. Ich muss jedoch schon jetzt darauf hinweisen, dass der allgemeine Rahmen des Planes bereits von mir festgelegt ist. Das Wesentliche dabei ist, dass die Deutschen sich dann selbst regieren und wir nur noch die Überwachung ausüben werden, dass an der Spitze unserer Verwaltung jemand steht, der nicht gleichzeitig Truppenkommandeur ist, und dass die militärischen Streitkräfte nur noch als Reserve da sind, um unsere Verwaltung in Notfällen zu unterstützen.

Schukow beschuldigt die Engländer

Im November waren wir so weit, dass unsere Bemühungen in der englischen Zone allmählich anfangen, sich auszuwirken. Da setzte plötzlich Schukow im Kontrollrat ein Schreiben in Umlauf, in dem er mich beschuldigte, geschlossene Einheiten der früheren deutschen Armee beizubehalten. Das Vorhandensein entwaffneter geschlossener Einheiten der deutschen Armee in der englischen Zone war schon am 17. September im Koordinierungsausschuss erörtert, am 23. Oktober erneut zur Sprache gebracht und schliesslich von General Robertson in zwei Briefen behandelt worden, von denen einer an Marschall Schukow, der andere an General Sokolowsky gerichtet war.

Ursprünglich war die Frage im Zusammenhang mit der «Verordnung betreffend Einschränkung beziehungsweise Abschaffung der militärischen Ausbildung» diskutiert worden, wir hatten jedoch gleich den Eindruck, dass die sowjetischen Behörden die Absicht der englischen Regierung, eine grosse Anzahl früherer Wehrmächtsangehöriger zunächst nicht zu entlassen, mit Misstrauen aufnahmen. Marschall Schukows Schreiben bestätigte das, ja mehr, es griff uns ganz offen deswegen an. Dabei stützte es sich auf die Bestimmung der Potsdamer Deklaration, nach der alle deutschen Einheiten und Stäbe sofort zu entwaffnen und aufzulösen waren. In dem Schreiben wurde behauptet, dass in der englischen Zone noch geschlossene deutsche Stäbe mit kompletten «Operationsabteilungen» von der Heeresgruppe abwärts bis zu Militär- und Luftbezirkskommandos existierten. Es wurde ferner behauptet, dass zwei Korpsgruppen vorhanden seien, jede in einer Stärke von 100'000 Mann; dass es Panzer-

abteilungen gebe und dass wir geschlossene Verbände von Balten und Ungarn in erheblicher Stärke unterhielten. Abschliessend stellte das Schreiben fest, es werde für dringend notwendig erachtet, sofort eine Kommission des Kontrollrates in die englische Zone zu entsenden, um die Lage an Ort und Stelle zu untersuchen.

Es war das erstemal, dass im Kontrollrat ein Alliiertes das Verhalten eines anderen kritisierte. Selbstverständlich war es wichtig, sofort alle Zweifel der Russen an unseren guten Absichten zu zerstreuen; aber gleichzeitig erforderte ihre Art des Vorgehens und ihr offener Angriff eine ebenso offene, ungeschminkte Entgegnung.

Aus zwei Gründen hielten wir noch rund 700'000 ehemalige Angehörige der deutschen Wehrmacht in den Konzentrationsgebieten zusammen. Einmal wussten wir nicht, wohin mit ihnen, wenn wir sie entliessen, und wenn wir sie auf einzelne Lager verteilten, konnten wir sie nicht bewachen. Zweitens wollte die englische Regierung 225'000 Mann als Arbeitskräfte für Wiedergutmachungsarbeiten in England einsetzen. Alle waren bereits entwaffnet, und die Stäbe hatten nur so viel Personal, dass sie die Verwaltung und Versorgung der Truppen durchführen konnten.

Ich unterrichtete London telegraphisch über den Vorfall, und bei der Sitzung des Kontrollrates am 30. November verlas ich eine Erklärung, in der ich zunächst meiner Verwunderung Ausdruck gab, dass Marschall Schukow die beiden Briefe von General Robertson nicht beachtet, es vielmehr für richtig gehalten hatte, die Politik Englands direkt anzugreifen. Zur Sache erwähnte ich folgende Hauptpunkte:

- a) Die früheren Wehrmachtangehörigen wurden nicht als Kriegsgefangene bezeichnet, weil wir nicht die Bestimmungen der Genfer Konvention auf sie anwenden wollten.
- b) Die vorhandenen deutschen Stäbe dienten lediglich Verwaltungszwecken, da es abwegig sei, Deutsche von Engländern bedienen zu lassen.
- c) Die Zahlen in dem sowjetischen Schreiben seien stark übertrieben; es gebe nur ein Korps mit 99'000 Mann.
- d) Heeresgruppenstäbe gebe es nicht in der englischen Zone; keiner der bestehenden Stäbe habe eine Operationsabteilung, und keiner sei in der Lage, etwas anderes als Verwaltungsangelegenheiten zu erledigen.

- e) Die Militär- und Luftbezirkskommandos stellten lediglich Arbeitsabteilungen. Die Panzerabteilungen seien längst entwaffnet, und ihre Soldaten warteten in den Konzentrationsgebieten auf ihre Entlassung.
- f) Die Anwesenheit von Ungarn und Balten sei uns durchaus unerwünscht. Dass die Ungarn noch immer in der englischen Zone seien, läge nur daran, dass die Sowjetbehörden ihnen Transportmöglichkeiten durch die russische Zone verweigerten.
- g) Der Vorschlag, eine Kommission in die englische Zone zu entsenden, werde unter zwei Bedingungen angenommen: 1. dass sie alle Zonen besuche und 2. dass sie der Vorläufer ähnlicher Kommissionen sei, um andere im Aufgabenbereich des Kontrollrates liegende Fragen zu untersuchen.

In seiner Antwort erklärte sich Marschall Schukow mit der ersten Bedingung einverstanden, lehnte die zweite jedoch ab. Er versicherte von Neuem, dass seiner Ansicht nach die Engländer nicht die Bedingungen des Potsdamer Abkommens erfüllten. Auf meinen Vorschlag hin kam man dann schliesslich überein, die Sache dem Koordinationausschuss zur Beratung zu überweisen, dem die englische Delegation ihr gesamtes Tatsachen- und Zahlenmaterial vorlegen sollte.

Die Sitzung verlief durchaus freundschaftlich, doch trat dabei klar zutage, dass die sowjetischen Behörden trotz der ausgezeichneten persönlichen Beziehungen zwischen Marschall Schukow und mir von tiefem Misstrauen erfüllt waren, **weil wir die 700'000 deutschen Soldaten noch festhielten**. Die Kontrollratssitzung war für uns nicht ungünstig verlaufen, doch war es offenbar an der Zeit, die deutschen Stäbe jetzt aufzulösen und alle deutschen Soldaten, die noch in den Konzentrationsgebieten waren, zu entlassen. Ich bat daher London dringend, die Anweisung bezüglich der 225'000 Mann für Wiedergutmachungsarbeiten in England aufzuheben.

Ohne die Ermächtigung aus London abzuwarten, gab ich meinem Chef des Stabes Befehl, mit den Vorbereitungen für die Entlassung aller ehemaligen Wehrmichtsangehörigen sofort zu beginnen. Die Besprechungen darüber begannen alsbald im Hauptquartier der englischen Rhein-Armee, und am 10. Dezember lief das Unternehmen *Clobber* an. Das Ziel des Unternehmens war, die deutschen Stäbe aufzulösen und das gesamte Personal bis zum 30. Januar zu entlassen.

Nach diesem Tage sollten nur noch die Deutschen bei uns bleiben, die für Hilfsdienste gebraucht wurden, sowie diejenigen, die erst nach einem Gerichtsverfahren entlassen werden konnten. Die Österreicher, hofften wir, würden uns unsere Alliierten abnehmen, und für die Ungarn und Rumänen wollten wir die Russen um Transportmöglichkeiten angehen.

Auf diese Weise gelang es, die Sache zu einem befriedigenden Abschluss zu bringen, ohne dass die freundschaftlichen Beziehungen im Kontrollrat gestört wurden – die stets gut gewesen waren.

Der Winter 1945/46

Am Jahresende dachte ich über die Fortschritte nach, die wir in der englischen Zone gemacht hatten und was noch fehlte. Die «Winterschlacht» war in vollem Gange, doch ich rechnete damit, dass wir sie gewinnen würden. Die Kontrollkommission war gut zusammengestellt und tüchtig an der Arbeit. Es schien alles gut vorwärts zu gehen. Zum mindesten hatten wir einen guten Anfang gemacht. Die Gefahr war jetzt, dass wir uns auf unseren Lorbeeren ausruhten, denn es gab noch viel zu tun. Ich sah stürmisches Wetter voraus.

Während wir systematisch mit unseren Massnahmen für den Wiederaufbau Deutschlands fortfuhren, war in der englischen Zone alles ruhig geblieben. Die Deutschen waren mit ihren eigenen Schwierigkeiten beschäftigt, d.h., sie kümmerten sich vor allem darum, etwas zu essen und eine warme Stube zu haben. Doch ich fürchtete, dass unsere Schwierigkeiten mit ihnen noch kommen würden. Wenn wir sie heil durch diesen Winter bringen konnten, würden sie das Jahr 1946 zwar zunächst mit anderen Augen betrachten. Aber dann würden sie mit ansehen müssen, wie man ihre Fabriken demontierte und ihre Kohle ausser Landes schickte. Sie würden merken, dass sie selbst keinen Nutzen von der Erholung ihres Landes haben sollten. Unsere Industrie- und Wirtschaftspolitik musste mit den Jahren unweigerlich zu einer starken Ausweitung der Arbeitslosigkeit führen. Wir hatten bereits eine grosse Anzahl führender deutscher Männer aus ihren Stellungen entfernt, weil sie Nazis waren, darunter zahlreiche enorm befähigte Leute und ausgezeichnete Organisatoren; diese Leute hatten jetzt nichts zu tun und konnten sehr wohl zu einem Unruheherd wer-

den. Wir hatten etwa 2'000'000 Soldaten in die Zone entlassen, und eine weitere halbe Million würde ihnen folgen. All das war fruchtbarer Boden genug, auf den böswillige Menschen den Samen der Unzufriedenheit und des Aufruhrs streuen konnten.

Durch alle diese Überlegungen kam ich zu dem Schluss, dass wir die Stärke unserer Streitkräfte in Deutschland keinesfalls zu rasch verringern durften. Wir mussten stets genügend Truppen haben, um die Polizei bei der Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung zu unterstützen und der Zivilregierung zu helfen, wenn es den Anschein hatte, als wollten ihren Händen die Zügel entgleiten.

Es gab so viel Anlass zur Sorge, und so vieles konnte noch schiefgehen, dass ich mir klar wurde, wir durften den sicheren Boden nicht verlassen, auf dem wir standen. In Whitehall neigte man dazu, alles recht schnell voranzutreiben. Ich stand auf dem Standpunkt, allzu schnelles Vorgehen könne uns unangenehme Rückschläge bringen. Das galt zum Beispiel auch für die Gewerkschaften. Ich war, wie oben schon erwähnt, der Ansicht, sie sollten stetig, aber langsam wachsen. Wenn wir ihnen zu viel Kopfdünger gaben, konnten sie leicht zu einem lästigen Unkraut werden und uns in Schwierigkeiten bringen. Doch meine sozialistischen Gebieter in Whitehall waren anderer Ansicht. Sie sagten, sie verstünden mehr von Politik und Gewerkschaften als ich – womit sie zweifellos recht hatten. Aber noch war ich verantwortlich für die Entwicklung der Dinge. Ich blieb daher fest und lehnte es ab, meine Methoden zu ändern. Als ich im Mai 1946 Deutschland verließ, setzte allerdings, soweit ich davon erfuhr, ein etwas schnelleres Tempo ein.

DIE LETZTEN MONATE IN DEUTSCHLAND

Am 26. Januar 1946 bekam ich offiziell Nachricht, dass meine Ernennung zum Chef des Generalstabes beabsichtigt sei und ich am 26. Juni den Posten übernehmen sollte. Selbstverständlich war es eine hohe Ehre für mich, die militärische Leitung der ganzen englischen Armee übernehmen zu dürfen. Damals in Sandhurst hatte ich – und auch sonst wohl niemand – kaum gedacht, dass ich es jemals so weit bringen würde. Jetzt fragte ich mich, wie ich wohl mit meinen neuen politischen Gebietern auskommen würde.

Mit Attlee und Bevin hatte ich schon zu tun gehabt und dabei Vertrauen zu ihnen gefasst, aber bei anderen Persönlichkeiten der sozialistischen Hierarchie war ich mir nicht so sicher.

Bald nach dem Regierungswechsel besuchten zwei sozialistische Parlamentsmitglieder – darunter ein parlamentarischer Staatssekretär – die englischen Streitkräfte in Deutschland und waren eine Nacht über bei mir in meinem Hauptquartier zu Gast. Am andern Morgen fuhren sie zu einer Reihe Heeresseinheiten weiter. Ich hatte mich einverstanden erklärt, dass sie, wenn sie es wünschten, Ansprachen an die versammelten Offiziere und Mannschaften halten konnten. Am nächsten Tage wurde mir jedoch gemeldet, dass sie gleich bei der ersten Einheit die Offiziere gebeten hatten, den Saal zu verlassen, um zu den Soldaten allein sprechen zu können – und so war es denn auch gekommen. Ich war sehr ärgerlich darüber und erliess sofort einen Befehl an alle englischen Einheiten in Deutschland, durch den ich so etwas verbot. Ich war verantwortlich für die Disziplin der mir unterstellten Streitkräfte und nicht gewillt, sie mir durch umherziehende Parlamentsmitglieder untergraben zu lassen. Den zwei beteiligten

Abgeordneten liess ich sagen, ich hätte nichts dagegen, dass sie zu den Soldaten sprächen, aber nur im Beisein ihrer Offiziere. Dann hörte ich noch, dass einer der beiden den Burschen des Generals, bei dem er übernachtete, gefragt hatte, was er von seinem General hielte. Der Bursche hatte richtigerweise von dieser Unterhaltung Meldung gemacht.

Diese Vorfälle beunruhigten mich, denn ich wusste, wie wichtig gute Beziehungen zwischen Wehrmachtbefehlshabern und führenden Politikern waren. Mein Verhältnis zu den Mitgliedern der konservativen Regierung war stets sehr freundschaftlich gewesen. Im Januar hatte ich Churchill ein Exemplar meines Buches *El-Alamein to the River Sangro* geschickt. Auch wenn er nicht mehr unser politischer Vorgesetzter war, sollte er doch merken, wie sehr wir ihn alle verehrten. Hier seine Antwort:

28, Hyde Park Gate London
S.W. 7 den 8. Januar 1946

«Mein lieber Monty,

für die Übersendung der Schilderung Ihres Feldzuges von El-Alamein bis zum Sangro bin ich Ihnen zu aufrichtigem Dank verbunden und tief bewegt durch die allzu freundlichen und schmeichelhaften Erwähnungen meiner Person darin. Das ist wirklich eine grossherzige Huldigung eines berühmten Feldherrn gegenüber seinem alten Regierungschef. Tatsächlich waren ja meine Beziehungen zu Ihnen, zu Alexander und überhaupt allen hohen Befehlshabern der drei Wehrmachtsteile trotz der stürmischen Zeiten damals höchst freundschaftlicher und vertrauter Art. Wie ganz anders war das doch im vorigen Kriege, als die «Zivilisten» und die «Generäle» ständig miteinander rauften! Ich bin stolz darauf, dass Sie meinen, der Verteidigungsminister habe Ihnen die Erfüllung Ihrer schweren Aufgabe etwas erleichtert.

Ich hoffe, dass Ihr Autogrammbuch, in das ich mich so oft eingetragen habe, eines Tages faksimiliert und einem grösseren Kreise zugänglich gemacht wird. Denn darin ist der ruhmreiche Vormarsch der 8. Armee und der englischen Rheinarmee Meilenstein für Meilenstein abgesteckt, und fast alle Prophezeiungen des Regierungschefs sind durch das Schwert des Befehlshabers erfüllt worden.

Ich denke noch oft und gern an unseren gemeinsamen Tag am Rhein, wo ein paar Granaten in unserer Nähe krepitierten.

Mit allen guten Wünschen stets Ihr freundschaftlich ergebener

gez. *Winston S. Churchill*»

Das Problem in Deutschland im Februar 1946

Da ich Deutschland in wenigen Monaten verlassen sollte, wandte ich meine ganze Aufmerksamkeit den beiden Dingen zu, die nach meiner Auffassung die Grundlage der ganzen Sache bildeten – **dem Problem des deutschen Menschen und dem Aufbau einer Regierung in der englischen Zone**, die diesem Problem gewachsen war.

Meiner Meinung nach gehörte es zu unseren wichtigsten Aufgaben in Deutschland, das Denken und die Lebensauffassung der deutschen Menschen zu ändern. In den letzten dreizehn Jahren hatten sie sich die Köpfe mit nationalistischen und diktatorischen Ideen vollstopfen lassen; das Ansehen der Familie, der Einfluss der Kirche waren herabgesetzt und die Macht des Staates übermässig gesteigert worden. Gleichzeitig war es aber eine Zeit der Vollbeschäftigung und eines hohen Lebensstandards gewesen. Jetzt gab es nichts als Elend. Es bestand daher die Gefahr, dass die Menschen sehr bald wieder anfangen, sich nach dem alten Regime zurückzusehnen. Nach meinen Informationen war ein grosser Teil von ihnen, wahrscheinlich sechzig Prozent, noch immer durch und durch Nazis. Die Abneigung der Leute in der Zone gegen die Engländer nahm zu, und vor Kurzem war bereits eine umstürzlerische Organisation aufgedeckt worden. Tatsächlich war es infolge der Lebensmittelknappheit für die zwanzig Millionen Deutschen in der englischen Zone eine harte Zeit. Zweifellos waren Konflikte mit ihnen zu erwarten; irgendwie musste man daher versuchen, sie zum Guten zu beeinflussen, damit die Unruhestifter nicht die Oberhand gewannen. Wie sollte man das tun?

Mir schien, man könnte diese Menschenmassen für unseren Zweck in drei Kategorien teilen: einmal die Kinder. Mit ihnen sollte es nicht schwer sein, fertig zu werden, wenn auch natürlich, wenn die Eltern Nazis waren, immer die Gefahr eines schlechten häuslichen Einflusses bestand. Dann kamen die jungen Männer und Frauen im Alter von

etwa 18 bis 25 Jahren. Bei ihnen war die Sache schon schwieriger. Wahrscheinlich war diese Altersgruppe die Krux des ganzen Problems, denn sie war im Dunstkreis des Nationalsozialismus aufgewachsen – in der Schule und in der Hitlerjugend hatte man ihnen seine Lehren beigebracht, viele waren auch in der SS gewesen. Und schliesslich waren da die älteren Leute – unter ihnen gab es viele, die wir wahrscheinlich auf unsere Seite ziehen konnten.

Der beste Weg, um Einfluss auf alle diese Gruppen zu nehmen, führte meines Erachtens über die Wirtschaft. Sie war wahrscheinlich überhaupt die Grundlage einer allgemeinen Lösung des Problems. Wir mussten den Deutschen Hoffnung auf eine bessere Zukunft geben; doch es musste ihnen klargemacht werden, dass sie diese nur durch eigene Arbeit erreichen konnten. Das hiess, wir mussten den Stand der Industrialisierung so festsetzen, dass ein angemessener Lebensstandard bei einem Mindestmass von Arbeitslosigkeit gewährleistet war. Geschah das nicht, so würden die Deutschen immer nur zurückschauend vergleichen und bereit sein, jedem «Führer», der irgendwo auftauchte, zu folgen.

Hatten wir die Deutschen auf dieser Grundlage an die Arbeit gebracht, so mussten wir das politische Problem anpacken. Praktisch hiess das **Dezentralisierung der Regierung und der Verwaltung**.

Ich war der Meinung, wir sollten den Deutschen die Berührung mit der Aussenwelt erleichtern, damit sie eine andere Ideologie als die der Nazis kennenlernen konnten. Aus psychologischen Gründen mussten wir ihnen ferner sagen, wann die Entnazifizierung abgeschlossen sein werde.

Schliesslich war da noch das Erziehungsproblem. Den Kindern, die noch zur Schule gingen, mussten wir gute Schulbücher in die Hand geben sowie für vertrauenswürdige, zuverlässige Lehrer und anständige Gebäude sorgen. Zurzeit lagen in vielen Schulen noch unsere Truppen; sie mussten wir sofort den Deutschen zurückgeben. Von der Altersgruppe zwischen 18 und 25 besuchte ein kleiner Teil die Universität. Doch die weitaus meisten konnten die damit verbundenen Vorteile nicht wahrnehmen; für sie musste für gute Kinos, Zeitungen, Bücher usw. gesorgt werden, alles kontrolliert und betrieben von den Deutschen selbst. Ich dachte auch daran, dass man ausgewählte Angehörige dieser Altersgruppe vielleicht nach England schicken könnte, damit sie dort eine andere Einstellung zum Leben

kennenlernten, von der sie bisher noch nichts wussten, denn sie waren noch Kinder gewesen, als Hitler an die Macht kam, und der Nationalsozialismus war der Glaube, in dem sie aufgewachsen waren.

Der Aufbau einer Regierung für die englische Zone

Ich hatte schon früher befohlen, dass die Korpskommandeure ihre Aufgaben auf dem Gebiet der Zivilverwaltung endgültig am 15. April 1946 abgeben sollten. Die Phase drei meiner im Dezember erlassenen Anweisung würde dann abgeschlossen sein. Jetzt mussten neue Anweisungen erlassen werden, um mit der Durchführung der Phase vier beginnen zu können. Zu diesem Zweck setzte ich am 25. März ein Memorandum in Umlauf.

Darin wies ich darauf hin, dass die «Winterschlacht» gewonnen war. Epidemien waren nicht ausgebrochen, und der Gesundheitszustand der deutschen Bevölkerung war im Allgemeinen befriedigend. Doch die Zukunftsaussichten waren jetzt schlechter denn je zuvor. Zurzeit überschattete die Ernährungslage alles andere, aber bald würde es noch schlimmer werden: Die Senkung des deutschen Wirtschaftsniveaus würde zu Arbeitslosigkeit und Elend führen; der Flüchtlingsstrom hatte erst begonnen; alle Vorräte an Konsumgütern waren aufgebraucht. Die Militärregierung konnte dagegen nichts machen, teils wegen der schnellen Demobilisierung, teils wegen der drastischen Kürzung ihres Personaletats. Daher mussten die Deutschen selbst dem Problem zu Leibe gehen, allerdings mit unserer Unterstützung, besonders durch Lebensmittelimporte. **Um meinen Plan durchzuführen, mussten wir deutsche Verwaltungsbehörden aufbauen, die mit energischen Männern unseres Vertrauens besetzt waren.** Die wichtigste dieser Behörden war der Beratende Zonenrat, den ich berufen hatte. Er sollte mich in allen Landesfragen beraten, und sein Rat sollte, wenn irgend möglich, befolgt werden. Diese Grundsätze galten auch für andere amtliche Stellen, die allmählich geschaffen wurden und schliesslich die vollziehende Gewalt übernehmen sollten. **Mit anderen Worten, die Deutschen mussten jetzt mit der Verantwortung für ihre eigenen Probleme betraut werden; wir würden ihnen dabei helfen, aber indirekt mit der Überwachung ihrer Tätigkeit fortfahren müssen.**

Meine Denkschrift für die englische Regierung

Am 2. Mai 1946 sollte ich Deutschland verlassen, um im Juni meine neuen Pflichten im Kriegsministerium zu übernehmen. Vorher wollte ich aber noch eine Denkschrift über die Lage in Deutschland, wie ich sie sah, für die englische Regierung verfassen.

Meine Tätigkeit in Deutschland seit Kriegsende hatte mich zu der Überzeugung gebracht, dass ein geeintes Deutschland zur Zeit nicht möglich war, und ich hatte ernste Zweifel, ob es ohne Krieg überhaupt möglich sein würde. Doch die Westalliierten hatten halb Deutschland in der Hand und mussten sich weiter um die Einigung des Ganzen bemühen.

Unser nächstes Ziel musste sein, die Westdeutschen in die Gemeinschaft der westlichen Völker zu bringen und den Wohlstand in ihrem Lande so zu fördern, dass die Ostdeutschen von Neid erfüllt wurden, wenn sie es mit ihrer eigenen elenden Lage verglichen. Aber wenn wir das erreichen wollten, mussten wir das stachelige Problem mit beiden Händen fest anpacken. Mutige Entschlüsse würden nötig sein – und zwar unverzüglich.

An meinem letzten Tage in Deutschland brachte ich meine Denkschrift zu Papier. Am 2. Mai nahm ich sie dann nach England mit und übergab sie persönlich dem Premierminister. Dies war ihr Inhalt:

- «1. Ehe ich Deutschland morgen verlasse, habe ich nachstehend eine kurze Schilderung der Lage zu Papier gebracht, wie ich sie beurteile. Sie ist leider nicht erfreulich, ich möchte sogar das allgemeine Bild als ausgesprochen düster, ja bedrohlich bezeichnen. Im Augenblick überschattet die Ernährungskrise alles andere, sie ist aber keineswegs der einzige Umstand, der die Lage so kritisch macht.
2. Unsere Wirtschaft ist krank. Kohle ist so knapp, dass nur die Grundindustrien arbeiten können; alle anderen liegen still. Nur sehr wenige Verbrauchsgüter werden hergestellt, und in den Läden gibt es nichts für die Leute zu kaufen. **Wir haben ein Abkommen über den künftigen Stand der deutschen Wirtschaft geschlossen; bald werden der Abbau und die Demontage eines grossen Teils der deutschen Industrie beginnen; das wird zu weit-**

verbreiteter Arbeitslosigkeit und zu Kummer und Not unter der deutschen Bevölkerung der englischen Zone führen.

Der gegenwärtige Stand der Erzeugung ist so, dass die Ausfuhr nicht ausreicht, um die nötige Einfuhr zu bezahlen.

3. Eine kranke Wirtschaft besagt, dass wir auch keine gesunde Währung haben können. Mit Reichsmark kann man nur noch wenig kaufen. Um etwas zu essen zu bekommen, wenden sich die Leute daher einer Art Tauschhandel zu. Die Mark verliert für sie allmählich jeden Wert. Unter diesen Umständen kann die Industrie nicht in Gang gebracht werden, da der Anreiz fehlt. Das heisst, wir stehen am Anfang einer Inflation.
4. In meiner Denkschrift vom Februar 1946, betitelt ‚Das Problem in Deutschland‘, habe ich mich mit der Frage befasst, wie wir die grosse Masse von Menschen in Deutschland leiten sollten. Ich habe darin gesagt, dass wir einen endgültigen, der Wirklichkeit entsprechenden Plan ausarbeiten müssten mit dem Ziel, im Denken der Deutschen eine Änderung zustandezubringen. Ich habe ferner festgestellt, dass der beste Weg, um Einfluss auf sie zu gewinnen, über die Wirtschaft führt. Ich habe gesagt, dass die Deutschen erfahren müssen, wie die Zukunft ihres Landes aussehen wird; dass man ihnen einen vernünftigen Lebensstandard geben muss; dass wir ihnen wieder Hoffnung auf eine Zukunft geben müssen, in der es sich lohnt, zu leben.

Ich habe erklärt, wenn wir das nicht täten, würden wir in Deutschland Misserfolg haben. Wir haben es nicht getan, und darum besteht meiner Meinung nach jetzt die grosse Gefahr, dass wir tatsächlich Misserfolg haben. Damit meine ich die Gefahr, dass die Deutschen in der englischen Zone, wenn ihre Lage sich nicht bessert, anfangen werden, nach Osten zu blicken. Wenn das eintritt, werden wir wirklich vor einem Misserfolg stehen, der eine sehr ernste Bedrohung für das englische Empire darstellt. In diesem Zusammenhang sei erwähnt, dass viel kommunistisches Propagandamaterial durch den Eisernen Vorhang in den Westen gelangt.

5. Wenn wir Erfolg haben wollen, müssen wir eine gesunde Wirtschaft haben, ein ausgeglichenes Budget und eine zentrale Finanzkontrolle. Wir müssen Verbrauchsgüter produzieren. Die Finanzierung der Reparationskosten muss von ganz Deutschland gemeinsam getragen werden. Jetzt lasten diese schwer auf der

englischen Zone, die am meisten Industrie hat.

Ich glaube noch immer, dass die richtige Lösung des Problems in meiner Denkschrift vom 1. Februar enthalten ist. Aber ehe wir Fortschritte mit dem Plan machen, der darin erläutert wird, müssen erträgliche wirtschaftliche Verhältnisse hergestellt werden – zurzeit gibt es sie jedenfalls noch nicht.

6. Trotz der traurigen Wirtschaftslage sind gute Fortschritte mit der Bildung von politischen Parteien und Gewerkschaften gemacht worden. Wir müssen uns jedoch darüber klar sein, dass darin gewisse Gefahrenquellen liegen. Zweifellos würde in einem zufriedenen Deutschland eine starke sozialdemokratische Partei von grossem Wert sein, da sie zu Frieden und Sicherheit in Westeuropa beitragen würde. Doch wenn die Deutschen unzufrieden werden und grössere Feindseligkeiten gegen die Besatzungsmacht ausbrechen, dann haben sie in den politischen und Gewerkschaftsorganisationen eine Stütze, die sie zur Durchführung ihrer schädlichen Absichten benützen könnten. Diese Seite des Problems muss in den nächsten Jahren sorgfältig beobachtet werden, wobei vor allem die aus der russischen Zone kommende Propaganda scharf im Auge behalten werden muss.

Die wichtigsten Massnahmen zur Lösung des Problems

7. Wir müssen uns entscheiden, was es heisst, ein neues Deutschland aufzubauen. Seine Ostgrenze wurde in Potsdam vereinbart. Die Festlegung seiner Westgrenze steht jedoch noch aus; dieses Problem lässt sich kurz mit den Namen Saar-, Ruhrgebiet und Rheinland umreissen. Wir müssen aber dem deutschen Volk endlich sagen, was zu seinem Lande gehören soll und was nicht.
8. Den Menschen, die in diesem Deutschland wohnen, müssen wir einen erträglichen Lebensstandard geben und die Hoffnung auf eine lebenswerte Zukunft. Ein solcher Lebensstandard lässt sich auch mit der vereinbarten Industrieleistung erreichen, aber nur unter bestimmten Bedingungen. Die wichtigste ist, dass Deutschland als wirtschaftliches Ganzes behandelt wird. Das geschieht



*Die deutsche Abordnung erfährt die Kapitulationsbedingungen.
Lüneburger Heide, 4. Mai 1945*

Die Champs-Elysees bei meinem Besuch in Paris am 25. Mai 1945





In meinem Heim, Isington Mill



zurzeit nicht, einmal weil die Franzosen dagegen sind und zweitens wegen der Haltung der Russen. Ich bin nicht sicher, ob die Russen überhaupt jemals Deutschland als wirtschaftliches Ganzes behandeln werden, so wie wir das verstehen. Ja, ich bin sogar überzeugt, dass sie es nicht tun werden, es sei denn, wir setzen sie zusammen mit den anderen Alliierten unter starken Druck.

9. Das ganze Land liegt so im Argen, dass es nur in Ordnung kommen kann, wenn wir die Deutschen selbst darauf ansetzen. Der Beratende Zonenrat betätigt sich schon in diesem Sinne, aber das genügt nicht. Das können nur zentrale Verwaltungsbehörden tun. Sie fehlen uns noch. Um sie einzurichten, müssen wir uns des Einverständnisses der Franzosen versichern. Dann müssen wir sorgfältig darauf achten, dass sie wirklich unter Viermächtekontrolle stehen und dass weder ihr Aufbau noch ihre Tätigkeit es zulassen, dass eine Macht mehr Einfluss ausüben kann als die andere.

10. **Wir müssen uns entscheiden, ob wir die Deutschen ausreichend ernähren oder verhungern lassen wollen.** Die zweite Möglichkeit fällt grundsätzlich aus, denn wenn wir das wollen, erübrigt sich alles andere, was wir tun.

Zurzeit sieht es nicht so aus, als ob wir die jetzige Tagesration von 1'042 Kalorien erhöhen könnten. Das heisst aber praktisch, dass wir sie verhungern lassen, wenn auch allmählich. Trotz der schwierigen Welternährungslage müssen wir so bald wie möglich wieder auf einen angemessenen Verpflegungssatz in der englischen Zone kommen. Der jetzigen Verschiedenheit der Zuteilungssätze zwischen unserer und den anderen Zonen muss durch Vereinbarung gleicher Sätze ein Ende gemacht werden.

Schlussfolgerung

11. Ich sehe die vier Punkte unter Ziffer 7 bis 10 als die vier Grundpfeiler an, auf denen wir aus den Trümmern des alten das neue Deutschland errichten müssen. Der wichtigste ist der vierte, der Ernährungs-Pfeiler. Wenn er zerbricht, fallen auch die anderen in sich zusammen.

12. Bisher steht noch keiner der vier Pfeiler. Darum können wir nicht vorwärtskommen.

13. Wir müssen also zunächst einmal die vier Pfeiler errichten. Vor allem aber müssen wir den deutschen Menschen sagen, was aus ihnen und ihrem Lande werden soll. Wenn wir das beides nicht tun, werden wir mit grosser Wahrscheinlichkeit Schiffbruch erleiden. Dieser wird sich dadurch ankündigen, dass die Einstellung der Bevölkerung uns gegenüber zunehmend feindseliger wird und sie schliesslich den Blick nach Osten wendet. [Ein Deutschland, das sich dem Osten zuwendet, wäre aber eine Bedrohung der Sicherheit des englischen Empire.](#)
14. Auf der anderen Seite könnte ein zufriedenes Deutschland mit einem vernünftigen politischen Aufbau eine grosse Stütze für die Sicherheit Englands und für den Frieden der Welt werden.»

VORSPIEL ZU WHITEHALL

In meiner Abschiedsansprache an die Offiziere der englischen Rheinarmee gab ich meinem Bedauern Ausdruck, dass ich in meiner neuen Stellung nicht mehr Gelegenheit zur unmittelbaren Führung englischer Soldaten haben würde. Auf der anderen Seite sei ich als Chef des Generalstabs künftig verantwortlich für die Organisation der Armee und das Wohl aller ihrer Offiziere und Soldaten.

Meine Arbeit im Kriegsministerium sollte erst in etwa sieben Wochen beginnen. Während dieser Zeit wollte ich darüber nachdenken, wie ich meine neuen Aufgaben anpacken wollte, und versuchen, mich darauf vorzubereiten. Von Deutschland aus hatte ich die politische und militärische Entwicklung in England mit Interesse verfolgt. Die Politiker schienen alle ihre Gedanken auf die Schaffung eines Wohlfahrtsstaates und auf eine vollständige Umgestaltung der Industrie mit dem Ziel ihrer Verstaatlichung zu konzentrieren. All das – einschliesslich der Heraufsetzung des schulpflichtigen Alters! – sollte gleichzeitig und so schnell wie nur möglich durchgeführt werden. Die Zustände in der übrigen Welt, die englischen Verpflichtungen in Übersee und die erforderliche langfristige Vorausplanung für die Streitkräfte waren darüber offenbar völlig in den Hintergrund geraten. Ich hatte mich darüber aufgeregt, dass die Beratung dieser wichtigen Fragen durch die bevorzugte Behandlung der inneren Probleme zwangsläufig auf die lange Bank geschoben wurde. Es schien mir daher wichtig, mir über meine eigenen Absichten klarzuwerden, die richtige Methode zu überlegen, kurz, meinen Weg vorzubereiten, damit ich darauf nicht noch Zeit verwenden musste, wenn ich am 26.

Juni mein Amt als Chef des Generalstabs antrat. Es durfte nicht dazu kommen, dass sich die englische Armee wie nach dem ersten Weltkrieg ohne Methode und ohne Anweisung ziellos treiben liess.

Zurückblickend glaube ich, dass der Grund für alles, was ich in meinen zweieinhalb Jahren im Kriegsministerium erreichen konnte, während der ersten sechs Monate gelegt wurde. Es war eine Zeit harter Arbeit, die entscheidende Fortschritte brachte – freilich, durch meine Art, die Probleme direkt und ohne viele Umschweife anzupacken, schuf ich mir viele Feinde. Ich beabsichtige daher, diese ersten sechs Monate ganz eingehend zu behandeln und danach nur bestimmte wichtige Punkte in chronologischer Reihenfolge herauszugreifen, um ein abgerundetes Bild von der ganzen Zeit bis zu meinem Ausscheiden aus dem Kriegsministerium im Oktober 1948 zu geben.

Nach meiner Heimkehr aus Deutschland nahm ich zunächst Wohnung in Hindhead im Hause meiner Freunde, des Ehepaars Reynolds. Sie hatten während des ganzen Krieges Elternstelle an meinem Sohn David vertreten, der jetzt siebzehn Jahre alt und noch in Winchester war. Da ich keinen anderen Ort hatte, wo ich hingehen konnte, luden sie mich ein, bei ihnen zu bleiben, bis ich für David und mich anderswo ein Heim schaffen konnte. Ich hatte meine Wohnwagen aus Deutschland mitgebracht und stellte sie auf ihrem Grundstück auf. Eigentlich sollten diese Wochen mein Urlaub sein, doch wurde ich mir sehr bald darüber klar, dass ich mir keine Ruhe gönnen konnte, es gab zu viel Arbeit, die erledigt werden musste. Und so arbeitete ich Tag für Tag von morgens bis abends in meinem Bürowagen.

Einige Dinge waren sehr wichtig und dringend, und soviel ich wusste, beschäftigte sich bisher noch niemand damit. Es bestand die ernste Gefahr, dass die Armee sich einfach treiben liess und sich dem zufälligen Verlauf der Dinge anpasste. Das aber war durchaus nicht in meinem Sinne. Der erste Punkt, den ich anpackte, war daher die Organisation der englischen Nachkriegsarmee, um sie für die nächsten zehn bis fünfzehn Jahre auf eine gesunde Grundlage zu stellen. Es war lebensnotwendig, einen langfristigen Plan aufzustellen. So machte ich mich denn an eine Abhandlung mit dem Titel «Das Problem der Nachkriegsarmee», die ich an dem Tage meines Dienstantritts als Chef des Generalstabs dem Armeerat zur Genehmigung vorlegen wollte. Ich schilderte darin auch, wie die Lebensbedingungen

der Offiziere und Mannschaften den heutigen Verhältnissen angepasst und eine schlagkräftige Armee mit hoher Kampfmoral geschaffen werden sollen, in der jeder stolz darauf war, ihr anzugehören. Ich wollte das nicht nur durch Massnahmen innerhalb des Kriegsministeriums erreichen, sondern auch die Hilfe der Presse in Anspruch nehmen und mich selbst bei den offiziellen Reden dafür einsetzen, die ich gelegentlich zu halten hatte.

Ferner war es nötig, eine allgemeine taktische Anweisung für die Armee aufzustellen, die mit Abänderungen im Einzelnen je nach den örtlichen Gelände- und Klimaverhältnissen auf alle Kriegsschauplätze anwendbar war. Das würde natürlich einige Zeit erfordern. Ich hatte vor, diese Aufgabe durch Abhaltung von Kriegsspielen auf der Kriegsakademie in Camberley zu lösen, an denen alle Generäle in der Heimat und in Übersee teilnehmen und zu denen auch die Generalstabschefs der Dominien-Armeen aufgefordert werden sollten. Das erste war jedoch, die Zustimmung der anderen Wehrmachtsteile zu den Hauptprinzipien des Krieges unter neuzeitlichen Verhältnissen einzuholen; ich skizzierte daher diese Prinzipien, wie ich sie sah, und liess mir vom Ersten Seelord (John Cunningham) und dem Generalstabschef der Luftwaffe (Tedder) ihr Einverständnis dazu geben. Dann begann ich mit der Ausarbeitung des ersten Kriegsspieles des Kriegsministeriums, das ich im August, sechs Wochen nach meinem Dienstantritt, abhalten wollte. Die Aufgabe dieses Kriegsspieles lautete:

«Auf Grund der Hauptprinzipien des modernen Krieges sind Anlage und Durchführung offensiver Landoperationen zu untersuchen und in grossen Umrissen eine taktische Anweisung für die Armee aufzustellen.»

Schliesslich strebte ich an, die Armee fest in meine Hand zu bekommen: Ich wollte der Oberbefehlshaber werden, von dem alle Befehlshaber Rat und Anweisung erwarteten. Damit musste ich natürlich warten, bis ich die Geschäfte übernommen hatte. Aber dann wollte ich alle drei Monate im Kriegsministerium Besprechungen mit den Armeebefehlshabern in der Heimat abhalten. Dabei wollte ich ihnen einen allgemeinen Überblick über die Weltlage geben und meine Hauptpläne und Anweisungen für die Zukunft bekanntgeben. Die Befehlshaber konnten ihre Probleme zur Sprache bringen, und das Kriegsministerium würde, wo es nötig war, Entscheidungen treffen. Im Allgemeinen wollte ich jeweils zwei Monate in England und

anschliessend einen Monat auf Reisen nach Übersee sein. In diesem Sinne machte ich bereits Reisepläne bis Ende 1947. Die Reisen sollten mich in alle Teile des englischen Empire führen, zum Teil nach Orten, wo noch nie ein im Amt befindlicher Generalstabschef gewesen war.

Alle diese Überlegungen betrafen jedoch nur meine Pflichten als militärische Spitze der englischen Armee, aber nicht die als Mitglied des Ausschusses der Stabschefs. In dieser Eigenschaft, darüber war ich mir klar, würde ich alsbald nach Übernahme der Geschäfte in Whitehall über Probleme in allen Teilen dieser unruhigen Welt ein Urteil abgeben und bei Entscheidungen mitwirken müssen. Ich konnte mich jedoch nur mit der nötigen Sachkenntnis äussern, wenn ich die Verhältnisse in den betreffenden Ländern aus eigenem Augenschein kannte. Ich kam daher zu dem Schluss, dass ich vor Beginn meiner Arbeit in Whitehall wenigstens den Mittelmeerländern, in denen englische Truppen stationiert waren – Malta, Ägypten, Palästina, Griechenland und Italien – einen Besuch abstatten sollte. Das würde es mir ermöglichen, die Atmosphäre in mich aufzunehmen, in der die Probleme dieser Länder entstanden, und mit den Männern zu sprechen, die sich mit ihnen herumschlugen; ich würde dann als Generalstabschef besser in der Lage sein, bei den Sitzungen der Stabschefs oder des Kabinetts Ratschläge zu geben. Daher steigerte ich das Arbeitstempo in meinem Bürowagen in Hindhead noch mehr, so dass es mir gelang, rechtzeitig fertigzuwerden, um die geplante Reise am 9. Juni antreten zu können.

Ursprünglich hatte ich vorgesehen, am 22. wieder zurück zu sein. Doch als ich in Kairo eintraf, fand ich dort ein Telegramm vom Vizekönig von Indien vor, meinem alten Freund Archie Wavell, der mich bat, ihn in Delhi zu besuchen, um mit ihm und Auchinleck, der militärischer Befehlshaber in Indien war, dringende Angelegenheiten zu besprechen. Ich nahm die Einladung an und konnte daher in London erst wieder am Abend des 26. Juni zurück sein – am gleichen Tage, an dem ich morgens schon mein Amt als Chef des Generalstabs hätte antreten sollen. Die Reise war als Vorbereitung auf die vielfachen schwierigen Aufgaben, die es zu bewältigen gab, von unschätzbarem Wert. Aber sie war auch sehr anstrengend, und ich betrat nicht gerade sehr frisch am 27. Juni das Kriegsministerium.

Als ich im Juni 1946 dort eintraf, waren die Vertragsverhandlungen, die schon seit einiger Zeit im Gange waren, zu einem vorübergehenden Stillstand gelangt. Ich kannte den Nahen Osten gut genug, um zu wissen, dass wir im Kriege oder bei drohender Kriegsgefahr ähnliche Vorrechte brauchen würden, wie wir sie nach dem noch bestehenden anglo-ägyptischen Vertrag genossen hatten. Im Frieden mussten wir den Suez-Kanal und alle anderen Einrichtungen benützen können, die wir im Rahmen des Empire für unseren Verkehr mit Indien, Australien und dem Fernen Osten brauchten; ferner mussten wir unsere Stützpunkteinrichtungen so unterhalten können, dass unsere Truppen sie im Kriege benutzen konnten, und das Recht haben, Streitkräfte in strategisch wichtigen Gebieten zu stationieren und in und durch den Nahen Osten zu befördern.

Doch die englische Delegation, die damals in Ägypten war, hatte berichtet, dass jeder Versuch, auf der Erfüllung all unserer Forderungen zu bestehen, zu ernstern Unruhen führen und bei Anwendung von Gewalt unsererseits schliesslich vor den Sicherheitsrat der Vereinten Nationen kommen würde. Als – anscheinend – einzige Alternative hatte sie empfohlen, wir sollten vorschlagen, alle englischen Streitkräfte von ägyptischem Boden abzuziehen und dann weiterzuverhandeln mit dem Ziel, auf anderer Basis zu befriedigenden Vereinbarungen zu kommen. Man war der Ansicht, diese Alternative sei das kleinere von zwei Übeln. Ein entsprechendes Angebot war daher inzwischen erfolgt, doch hatte es nicht zu dem gewünschten Ergebnis geführt: Die Ägypter liessen keinerlei Dankbarkeit erkennen, noch zeigten sie sich geneigt, uns in irgendeiner Weise auf halbem Wege entgegenzukommen.

Kurz ehe ich meine Reise antreten wollte, waren die Verhandlungen zum Stillstand gekommen. Aussenminister Bevin wollte jedoch den Ball wieder zum Rollen bringen und bat mich am 8. Juni zu einer Besprechung nach London. Er sagte mir, wir müssten grundsätzlich fest auf unseren Hauptforderungen beharren, bat mich aber, die Sache zu untersuchen und wenn möglich etwas «Pfeffer» hinter die Räumung der grossen Städte im Delta zu setzen. Durch diesen Beweis der Aufrichtigkeit unserer Absichten hoffte er die Ägypter dazu zu bringen, dass sie unseren Forderungen wenigstens etwas entgegenkamen.

Mit dieser Weisung traf ich am 10. Juni in Ägypten ein, nachdem ich den Abend zuvor auf Malta verbracht hatte. Ich hatte lange Gespräche mit unserem Botschafter Sir Ronald Campbell, mit dem Befehlshaber Nahost, General Sir Bernard Paget sowie mit dem König von Ägypten und seinem Premierminister Sidky Pascha. Mit den beiden Ägyptern sprach ich sehr unverblümt. Ich sagte ihnen, wir wünschten mit ihnen lediglich zu einer klaren Verständigung darüber zu kommen, dass im Falle eines Krieges den Belangen Ägyptens am besten gedient sei, wenn englische Streitkräfte mit ägyptischen zusammen für die Unversehrbarkeit Ägyptens und der arabischen Staaten im Nahen Osten einträten. Daraus folge, dass schon im Frieden ausreichende Stützpunkte für die englischen Streitkräfte unterhalten werden müssten, deren Einrichtungen ihren Bedürfnissen entsprächen. Andernfalls würden beide Länder zu Beginn eines solchen Krieges eine Reihe von Katastrophen erleben, von denen sie sich vielleicht nie wieder erholten. Der Stützpunkt müsse in Ägypten liegen. Welche Einrichtungen die englischen Truppen im Einzelnen brauchten, das könne man zunächst der sorgfältigen Prüfung durch die Wehrmachtsbeauftragten der beiden Delegationen überlassen, und die Erörterungen darüber sollten sehr intensiv weitergehen. Bisher sei jedoch dabei nichts herausgekommen, weil die ägyptischen Wehrmachtsbeauftragten keine klaren Anweisungen von ihren politischen Führern bekämen.

Ich wies den König und Sidky Pascha in allem Ernst immer wieder darauf hin, dass beide Seiten in einer Atmosphäre gegenseitigen Vertrauens an das Problem herangehen müssten. Die Ägypter sollten doch einsehen, dass der englische Wunsch nach Aufrechterhaltung eines Stützpunktes in Ägypten in Friedenszeiten genau das sei, was sie selbst sich am meisten wünschen mussten, und je mehr dieser Stützpunkt örtlich begrenzt sei und je mehr seine Unterhaltung in anderen arabischen Staaten Interesse und Beifall finde, desto besser sei es für alle Beteiligten. Die gegebenen Hüter des Stützpunktes seien die Ägypter, da er in ihrem Lande liegen solle; doch würden wir es gern sehen, wenn auch Engländer daran beteiligt würden, damit schon beim Auftreten einer Gefahr alles vorbereitet werden könne für den Fall, dass der Krieg wirklich ausbreche.

Der König war offenbar an der ganzen Sache uninteressiert; er wiederholte nur immer, Ägypten leide seit vierzig Jahren unter der englischen Misswirtschaft! Ich verlor daher weiter keine Zeit mehr

mit ihm. Sidky Pascha zeigte viel mehr Verständnis. Er stimmte meiner Darstellung des Problems zu und versprach seine Mitarbeit. Ich sagte ihm darauf, wir wollten die grossen Städte im Delta so bald wie möglich räumen; wir würden sofort damit beginnen und hofften, vielleicht in zwei oder drei Monaten damit fertig zu sein. Die vollständige Räumung der Kanalzone werde sich dagegen unter Umständen bis zu fünf Jahren in die Länge ziehen, da sie ganz von der Entwicklung der internationalen Lage abhinge.

Die englischen Truppenbefehlshaber liess ich nicht darüber im Zweifel, dass die Räumung der Deltastädte bis zur Kanalzone eine sehr wichtige und dringende Aufgabe sei, die sofort mit allem Ernst angegangen werden müsse. Wenn ich am 26. Juni mein Amt als Chef des Generalstabs anträte, erwartete ich, bereits von erheblichen Fortschritten zu hören.

Ich berichtete Whitehall über das Ergebnis meiner Besprechungen in Ägypten.

Durch meine Besuche auf Malta und in Ägypten kam ich zu dem Schluss, dass wir auch ohne eine Besetzung Ägyptens das östliche Mittelmeer noch beherrschen und im Kriegsfall unsere lebenswichtigen Belange schützen könnten, vorausgesetzt, dass wir die folgenden Mindestforderungen erfüllen konnten:

- a) Irgendein Abkommen, dass wir nach Wunsch Streitkräfte in Libyen stationieren konnten. Dort boten sich insbesondere gute Flugplätze. Mit Malta in unserem Besitz und Luft- und Landstreitkräften in Libyen hielten wir das Mittelmeer und Nordafrika fest in der Hand.
- b) Vorgeschobene Luft- und Landstreitkräfte auf Zypern und – auf Grund einer noch zu treffenden Vereinbarung – Luftstreitkräfte in Transjordanien.
- c) Die volle Aufrechterhaltung unserer militärischen Vorrechte in Palästina.
- d) Das Recht, sobald ein Krieg drohte, nach Ägypten zurückzukehren, wo die Ägypter bereits in Friedenszeiten einen gewissen Kern von Stützpunktanlagen für uns unterhielten.
- e) Schliesslich mussten wir – für den Fall von Schwierigkeiten mit den Ägyptern – im Sudan stark bleiben. Je schwächer unsere Position in Ägypten wurde, desto stärker musste sie im Sudan werden, um stets in der Lage zu sein, den Nil, das Herzblut Ägyptens, zu beherrschen.

Vor meiner Abreise aus Ägypten hielt ich noch eine Ansprache

an rund tausend dazu versammelte englische Offiziere, die zum Nah-Ost-Kommando gehörten. Ich schilderte ihnen kurz die Massnahmen, die ich vorhatte, um für Offiziere und Mannschaften den Dienst in der Armee anziehender zu gestalten und sie zu einer schlagkräftigen Waffe für die kommende Generation zu machen.

Palästina

Mein nächstes Reiseziel war Palästina. Seit Monaten war hier die Lage immer schlechter geworden, und bewaffnete jüdische Untergrundorganisationen wie der Irgun und die Sternbande verübten die scheusslichsten Terrorakte. Kurz vor meinem Besuch hatte ein anglo-amerikanisches Komitee seinen Bericht veröffentlicht, in dem es unter anderem die sofortige Einwanderungserlaubnis für 100'000 Juden empfahl. Diese Empfehlung hatte, wenn auch über sie noch beraten wurde, zu einem vorübergehenden Nachlassen des Terrors geführt, doch gab es bereits wieder Anzeichen dafür, dass die Juden ungeduldig wurden und auf eine baldige Entscheidung dieses für sie günstigen Vorschlages drängten; es sah also so aus, als würde die Ruhe nicht mehr lange anhalten.

Ich war von dem, was ich sah und hörte, sehr beunruhigt. Palästina brauchte natürlich eine baldige politische Entscheidung, doch interessierte mich diese im Augenblick nicht so sehr wie die Frage, was die Armee tun konnte, um die Zivilgewalt bei der Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung zu unterstützen. In dieser Beziehung sah es schlimm aus. Der Hohe Kommissar konnte sich anscheinend nicht entschliessen, was er tun sollte. Überhaupt waren Unentschlossenheit und Zaudern auf der ganzen Linie festzustellen, angefangen von Whitehall. Eine feste Hand musste her und Entscheidungen treffen. In einer Zeit, wo alles erkennen liess, dass der Topf bald überkochen würde, war die Polizeitruppe von Palästina fünfzig Prozent unter Sollstärke; ihre Moral war schlecht, und allgemein schätzte man ihre Leistungsfähigkeit – allerdings nicht durch eigene Schuld – sehr gering ein. Das alles hatte zu einem Zustand geführt, in dem die englische Herrschaft nur noch dem Namen nach bestand; die wahren Herrscher schienen mir die Juden zu sein, deren unausgesprochene Losung lautete: «Ihr traut euch ja doch nicht, uns etwas zu tun!»

Ich liess den kommandierenden General in Palästina, Generalleutnant Sir Evelyn Barker, nicht im Unklaren, dass es so nicht weitergehen konnte. Der Entschluss, das Ansehen Englands wiederherzustellen, sagte ich, sei zwar Sache der Politiker, aber wir müssten darauf drängen. Wenn es zum Kampf gegen die Juden käme, so würde das, vom Standpunkt der Armee aus gesehen, ein Kampf gegen einen fanatischen, verschlagenen Feind werden, der mit Verschleppung, Mord und Sabotage arbeitete; Frauen würden mit den Männern zusammen gegen uns kämpfen, und niemand würde wissen, wer Freund oder Feind war. All das verlangte eine drastische Änderung des persönlichen Lebens der Soldaten in Palästina; der Umgang mit der Bevölkerung müsste aufhören, alle erdenklichen Vorsichtsmassnahmen müssten getroffen werden, und jeder müsste über die Aufgabe belehrt werden, die vor ihm lag. Ich wollte verlangen, dass der Polizei und der Armee feste und ganz klare Anweisungen gegeben wurden, und würde dann die Truppe bei der Erfüllung ihrer schwierigen Aufgabe voll unterstützen. An Whitehall schickte ich vor meiner Abreise ein Telegramm, in dem ich meine Ansicht sehr eindringlich zum Ausdruck brachte.

Wie in Kairo hielt ich zuletzt eine Ansprache an eine grosse Versammlung von Offizieren im Lager bei Sarafand, in der ich ihnen sagte, wie ich die Dinge sah und was ich in Zukunft beabsichtigte.

Transjordanien

Ehe ich nach Indien weiterflog, besuchte ich noch Amman, wo König Abdullah, ein alter Bekannter von mir, mich zum Lunch eingeladen hatte. Man bereitete mir in Amman einen überaus herzlichen Empfang, der mich nach der etwas kühlen Atmosphäre in Kairo und Jerusalem sehr angenehm berührte. Der König erklärte, er werde seinen ganzen Einfluss für die Förderung des Ansehens Englands unter den arabischen Staaten einsetzen. Für die englischen Belange im Nahen Osten, sagte er, sei ein den Arabern günstiger Beschluss über Palästina sehr wichtig. Ich erwiderte, als Soldat möchte ich mich dazu nicht äussern, da dies Sache der Politiker sei, doch würde ich seine Worte an den Premierminister weitergeben, was ich auch tat.

Basra

Auf dem Wege nach Indien blieb ich einen Abend und eine Nacht in Basra. Die Hauptsorge hier war die beunruhigende Entwicklung der Dinge in Persien, besonders auf den südpersischen Ölfeldern. Die Tudeh-Partei hatte, von den Russen beeinflusst und unterstützt, in der neuerdings als unabhängig erklärten Provinz Aserbaidshān eine eigene Regierung gebildet und war bemüht, die russische Politik im ganzen übrigen Persien zu fördern; dazu gehörten auch ihre Versuche, die englischen Beteiligungen an den Ölfeldern zu behindern. Ich besprach die Lage mit dem Kommandeur der englischen Truppen im Irak; er hatte die Aufgabe, Leben und Interessen der Engländer und Inder in Abadan und auf den rund 250 km nördlich und nordöstlich von Abadan gelegenen fünf Hauptölfeldern zu schützen.

Für diese beiden Aufgaben, sagte er, hätte er zu wenig Truppen, er brauche dafür noch eine weitere Infanteriebrigade. Ich war einverstanden und berichtete entsprechend nach London; die Brigade empfahl ich nach Schuaiba zu legen mit Lufttransportmöglichkeit für ein Bataillon. Da das Klima in dieser Gegend jedoch für junge englische Soldaten auf die Dauer nicht das richtige ist, beschloss ich, den Vizekönig von Indien zu bitten, eine indische Brigade hinzuschicken, zumal die Ölfelder für Indien ebenso wichtig waren wie für England. Das wurde mir dann auch zugestanden, und die Brigade wurde im August 1946 eingeschifft.

Indien

Die wichtigeren militärischen Aufgaben in Indien hingen ganz von den künftigen politischen Entscheidungen ab. Wavell sagte mir, er sei überzeugt, dass wir das Land über kurz oder lang den Indern übergeben müssten. Die Jugend ginge nicht mehr in den Staatsdienst, und unter diesen Umständen könnten wir die Verwaltung nicht mehr lange weiterführen. Er wollte, dass die Übergabe allmählich erfolgte und im Süden damit angefangen würde; die englische Regierung wollte jedoch, dass es schnell geschehe. Zurzeit sei die Kabinettsmission in Delhi. Ich interessierte mich in erster Linie für die militärischen Rückwirkungen, ganz gleich, welcher Plan schliesslich angenommen würde. Wenn die Entwicklung zu Unruhen unter der Be-

völkerung führte, würden unsere Soldaten den Schutz von Leben und Eigentum der Engländer übernehmen müssen. Dabei würde die Haltung der indischen Armee von grösster Bedeutung sein.

Ausser meinen langen Unterhaltungen mit dem Vizekönig und Auchinleck hatte ich auch eine Aussprache mit dem inzwischen verstorbenen Maulana Azad, dem Führer der Kongresspartei, und mit Mr. Jinnah von der Moslem-Liga. Mr. Gandhi sprach mir schriftlich sein Bedauern aus, dass er nicht nach Delhi kommen konnte, weil er an einer Sitzung des Höheren Kongressausschusses teilnahm.

Während ich mich mit Maulana Azad unterhielt, hörte ich zufällig, wie er zu seinem Dolmetscher etwas über englische Truppen sagte. Der Maulana wusste nicht, dass ich Hindustani konnte – ich hatte 1910 in Peschawar eine Prüfung in dieser Sprache abgelegt. Ich fragte ihn nun sofort, ob er auch die allgemein verbreitete Forderung nach Abzug der englischen Truppen aus Indien unterstütze. Er bejahte es. Daraufhin gab ich meiner Freude darüber Ausdruck und fragte ihn unter Hinweis auf den grossen Bedarf an englischen Soldaten in allen Weltteilen, ob er ihrer sofortigen Zurückziehung zustimmen würde; wenn ja, wollte ich sofort damit anfangen. Azad war entsetzt. «Nein, nein», rief er. «Vorerst noch nicht. Das hat noch gute Weile.» Im selben Sinne antwortete er mir auf meine Bitte, er möge mir englische Offiziere aus der indischen Armee freigeben.

Jinnah versicherte mir bei unserer Unterredung, er werde es niemals zulassen, dass Hindus über Moslems herrschten. Er hielt eine Zusammenarbeit beider für unmöglich. Und als ich ihn fragte, warum das so sein müsse, erwiderte er: «Wie können die beiden zusammen existieren? Der Hindu vergöttert die Kuh, ich esse sie.» Darüber hinaus erklärte Jinnah, ein Bürgerkrieg sei unvermeidlich, wenn die englischen Truppen zurückgezogen würden.

Diese Unterhaltungen waren für mich sehr wertvoll, nicht nur als Hinweis auf die künftige Entwicklung, sondern auch weil sie zeigten, dass trotz aller Reden vor der Öffentlichkeit die politischen Führer beider Parteien sich darüber einig waren, dass die englischen Truppen vorerst weiter in Indien bleiben sollten.

Ich selbst war etwas unruhig bei dem Gedanken, wie man die englischen Soldaten in Indien behandeln würde, wenn erst einmal eine rein indische Regierung die Zügel in die Hand nahm.

Ich hatte den Eindruck, dass Auchinleck sich nur für die indische Armee interessierte und kaum an das Wohl der englischen Soldaten in Indien dachte. Ich beschloss daher mit ausdrücklicher Zustimmung von Wavell, dafür zu sorgen, dass ein «Höherer General der englischen Truppen» beim Hauptquartier in Delhi ernannt und sofort herausgeschickt wurde. Der Vorschlag wurde in London genehmigt, und ich ernannte Generalmajor Whistler dazu; er war ein ausgezeichnete Infanterieführer, der im Kriege unter mir Dienst getan hatte, und erwies sich als der richtige Mann.

All diese Besprechungen in Delhi erledigte ich notgedrungen in zwei Tagen. Sie gaben mir jedoch ein klares Bild von der Lage in Indien. Die Ausdehnung meiner Reise hatte sich daher gelohnt.

Zwischenlandung in Palästina und auf Zypern

Mein Rückflug nach England war ursprünglich über Athen und Neapel geplant. Ich hatte mich jedoch entschlossen, ihn auf dem Flugplatz von Lydda in Palästina für eine Stunde zu unterbrechen, um dort noch einmal mit General Barker zu sprechen. Auch General Paget hatte ich gebeten, dorthin zu kommen. Ich unterstrich bei unserer Besprechung noch einmal, dass wir bei der Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung keine Schwäche zeigen durften, besonders was die Verbrechen der Terroristen betraf. General Barker, dessen Aufgabe es war, die von Militärgerichten über Juden verhängten Todesstrafen zu bestätigen, sagte ich, er dürfe sich von der Erfüllung dieser Pflicht auch nicht durch die Drohungen abschrecken lassen, dass man fünf englische Offiziere, die vor ein paar Tagen gewaltsam verschleppt worden waren, ermorden werde. Das stärkte merklich seine Entschlusskraft. Ich sicherte Barker, der etwas darunter litt, dass er bei den Regierungsbehörden so gar keine Unterstützung fand, bei der Durchführung seiner schwierigen Aufgabe vollste Rückendeckung meinerseits zu.

Dann ging es weiter nach Athen mit einer kurzen Zwischenlandung auf Zypern zum Tanken. Über die Lage auf der Insel schrieb ich in mein Tagebuch: «Die Atmosphäre auf Zypern war erfreulich friedlich und ruhig. Es gibt dort – bisher wenigstens – keine Probleme, die den gleichmässigen Tagesablauf stören.»

Griechenland

Die Lage in Griechenland wurde mir von unserem Botschafter Sir Clifford Norton und dem kommandierenden General Crawford erläutert: Der Kampf zwischen «Rechts» und «Links», sagten sie, würde allmählich ein ernstes Problem. Die von linksstehenden Elementen während der letzten Wahlen verübten Greuelthaten hätten bei der Mehrheit des griechischen Volkes grosse Erbitterung ausgelöst. Wären die englischen Truppen nicht dagewesen, so wäre es der von den Russen unterstützten kommunistischen Minderheit des Volkes vielleicht gelungen, durch Terror- und Waffengewalt an die Macht zu kommen. Zur Zeit sei die Polizei trotz Unterstützung durch griechische Truppen nicht in der Lage, Recht und Ordnung aufrechtzuerhalten. Englische Zivil- und Militärsachverständige in Griechenland befürchteten daher, dass auswärtige Mächte, sei es Jugoslawien, Bulgarien oder Russland, dies eines Tages zum Anlass nehmen könnten, in Griechenland einzugreifen.

Was die Stärke der englischen Truppen in Griechenland betraf, so, sagte man mir, müsse diese neben anderem danach bemessen werden, dass sie unter Umständen einen Staatsstreich verhindern müssten, der vom Ausland her mit Waffengewalt unterstützt werde. Ich wies jedoch darauf hin, unsere Politik in Griechenland müsse davon ausgehen, dass für die Aufrechterhaltung gesetzmässiger und geordneter Verhältnisse in erster Linie die Griechen selbst verantwortlich seien. Unsere Mannschaftersatzlage gestatte es uns nicht, englische Truppen auf unbegrenzte Zeit in Griechenland zu belassen. Ihre dringendste Aufgabe sei daher, bei der Ausbildung der griechischen Armee Hilfestellung zu leisten, um diese in möglichst kurzer Zeit in die Lage zu versetzen, der inneren Lage ihres Landes selbst Herr zu werden. Ein Angriff von aussen her sei nicht wahrscheinlich, solange nicht schwere, auf andere Weise nicht zu meisternde Unruhen im Innern ausbrächen.

Ehe ich Griechenland schon nach zwei Tagen wieder verliess, besichtigte ich einen Teil der griechischen Armee in Paradeaufstellung. Die Soldaten machten einen frischen, gesunden und begeisterten Eindruck, der im schroffen Gegensatz zu der Trägheit und Interesslosigkeit der meist allzu beleibten höheren Offiziere stand. Am Abend machte ich beim Dinner eine scherzhafte Bemerkung darüber zu dem

griechischen Oberbefehlshaber und empfahl ihm, obligatorische Leibesübungen für die höheren Dienstgrade der Armee einzuführen.

Nach der Besichtigung, bei der mir der Kriegsminister die goldene Tapferkeitsmedaille überreichte, hielt ich eine Ansprache an die versammelten höheren Offiziere. Ich betonte darin die Notwendigkeit einer hohen Moral und Manneszucht der Truppe und der Heranbildung tüchtiger Führer. Ich stellte ferner den Grundsatz auf, dass eine Armee über der Politik stehen und der jeweiligen Regierung gegenüber loyal sein müsse. Der Soldat, sagte ich, lege seinen Treueid dem Staate ab, und es stehe ihm nicht frei, seine Verpflichtung zu wechseln, wenn er politisch anderer Meinung sei. Dabei verschwieg ich, dass bei der griechischen Armee von dieser Treue gegenüber der jeweiligen Regierung bisher nicht viel zu merken gewesen war.

Schliesslich hielt ich auch in Athen eine Ansprache an eine grosse Anzahl englischer Offiziere, wobei ich etwa dieselben Themen behandelte wie in Kairo und Palästina. Das über dem Durchschnitt stehende Aussehen und das Auftretender englischen Truppen in Griechenland hatten mir sehr gefallen; es war ein Beweis für ihre hohe Moral und zugleich ein gutes Vorbild für die Griechen.

Italien

Die Ausdehnung meiner Reise bis nach Indien liess mir für Italien nur achtzehn Stunden, wenn ich am 26. Juni wieder in England sein wollte, um mein neues Amt rechtzeitig anzutreten. Nach der Landung in Neapel fuhren wir nach Caserta und machten uns sofort an die Arbeit. In Italien machte man sich grosse Sorge, Jugoslawien könne eines Tages in Venezia Giulia einfallen. Diese Möglichkeit wurde von alliierten Heeres-, Marine- und Luftwaffenvertretern hervorgehoben, die alle die Schwäche ihrer Streitkräfte betonten. Ebenso wie in Griechenland machte man mir von den örtlichen Verhältnissen ein viel ernsteres Bild, als gerechtfertigt war; man sah den russischen Nervenkrieg nicht als Bluff an, sondern als ein Anzeichen dafür, dass jeden Augenblick Feindseligkeiten ausbrechen konnten.

Ich erklärte, ein Grenzkrieg mit Jugoslawien würde unweigerlich zu einem neuen Weltkrieg führen, das wisse man auf der anderen Seite sehr gut. Wenn man uns zwang, um Venezia Giulia zu kämpfen, sei es Pflicht der Westalliierten, dafür zu sorgen, dass unsere Streit-

kräfte in der Lage waren, dem Feind unter vorteilhaften Bedingungen entgegenzutreten; das sei gegenwärtig nicht der Fall. Ich versprach jedoch die Angelegenheit ständig im Auge zu behalten und die Genehmigung zur Räumung von Pola herbeizuführen – eine Verpflichtung, die vom militärischen Standpunkt aus unannehmbar war. Mir schien, unsere Aufgaben in Österreich und Italien hingen eng miteinander zusammen; ich stimmte daher dem Vorschlag zu, die englischen Truppen in Österreich zu verringern und dadurch Kräfte für Venezia Giulia freizumachen. Schliesslich fasste ich meine Ansicht dahin zusammen, dass zwar weitere kleinere Grenzplänkeleien und Terrorakte zum Schaden des Westens stattfinden würden, dass Tito aber kaum mit so grosser Unterstützung von russischer Seite redmen könne, um einen *Coup* gegen Venezia Giulia zu unternehmen oder auch nur zu versuchen. Nach meiner Meinung bestehe zurzeit keine Kriegsgefahr.

Als Tito dann später mit Russland «gebrochen» hatte, lud er mich zu einem privaten Besuch in Jugoslawien ein; diesen Besuch habe ich alljährlich wiederholt, wir wurden dadurch sehr gute Freunde – und sind es heute noch.

Am Morgen des 26. Juni verliess ich Italien und traf im Laufe des Tages wieder in London ein – etwas abgespannt zwar, aber mit dem Bewusstsein, dass ich jetzt viel besser in der Lage war, Ratschläge für die Behandlung unserer auswärtigen Probleme zu geben, als bei meiner Abreise aus Deutschland Anfang Mai. Ich hatte selbst gesehen, dass unsere höheren Befehlshaber in Übersee sich mit vielen schwierigen Problemen herumschlagen mussten, und zwar meist mit völlig unzureichenden Streitkräften. Überall hatte ich mich bemüht, Zuversicht einzuflössen, sowie meine Hilfe bei der Lösung der Probleme und meine Unterstützung in unangenehmen Lagen zugesagt.

ANFANGSERFOLGE IN WHITEHALL

Ich hatte bisher noch nie im Kriegsministerium Dienst getan und wusste herzlich wenig über seinen Aufbau und die hier üblichen Geschäftsmethoden. Sehr bald sollte ich jedoch einen Begriff von der Riesenarbeit bekommen, die dieses Ministerium im Kriege geleistet hatte, und als ich es im Jahre 1948 verliess, war ich schon längst zu der Überzeugung gekommen, dass man es ohne weiteres als das beste Ministerium in Whitehall bezeichnen konnte. Von irgendjemand wurde ich einmal gefragt, welches dann das schlechteste sei, und ohne mich eine Sekunde lang zu besinnen, hatte ich erwidert: das Kolonialministerium.

Als erstes sollte ich jetzt wohl etwas über die drei Minister sagen, denen ich nacheinander unterstand. Der erste war Jack Lawson, jetzt Lord Lawson und Statthalter von Durham. Ich hätte mir keinen netteren Chef wünschen können. In seiner Jugend war er Bergmann gewesen, und sein Buch darüber, *A Man's Life*, gehört zu den Besten dieser Art, die ich gelesen habe. Im Herbst 1946 musste Lawson aus Gesundheitsgründen zurücktreten, und sein Nachfolger wurde Fred Bellenger. Auch mit ihm liess sich gut arbeiten. Er war vielleicht noch klüger als Lawson, aber oft hatte ich den Eindruck, dass er im Kabinett nicht sehr beliebt war. Der Premierminister kanzelte ihn manchmal gehörig ab, und das hatte seine Rückwirkungen auf das Kriegsministerium. Doch wir hatten ihn gern, und er schlug unsere Schlachten im Parlament mit erheblichem Erfolg, wenigstens zu Anfang.

Der dritte war Emanuel Shinwell. Ich möchte ihn den besten von den dreien nennen, ohne damit die beiden andern herabsetzen zu wollen. Shinwell hatte eine schnelle Auffassungsgabe, einen klaren Kopf

und das Herz auf dem rechten Fleck. Er begriff sehr schnell und traf ebenso schnell seine Entscheidung. Sobald man ihn von der Richtigkeit eines Vorschlags überzeugt hatte, setzte er sich im Kabinett und Parlament voll dafür ein.

Wir beide wurden gute Freunde. Ich sagte immer zu ihm, wenn er vom Montag bis zum Freitag auf seinem Ministersessel sitze, sei er ganz ausgezeichnet – ein politischer Boss, wie wir ihn uns nicht besser wünschen könnten; aber wenn er übers Wochenende zu seiner Wählerschaft führe und politische Reden hielte, verlöre er doch sehr an Gesicht. Er revanchierte sich dann gewöhnlich mit der Bemerkung, bei mir sei es genauso, worauf ich erwiderte: «Mag sein, aber ich habe noch nie eine politische Rede gehalten!»

Im Grossen und Ganzen hatte ich also Glück mit meinen Ministern. Dasselbe traf auch auf ihre parlamentarischen Sekretäre zu – mit einer Ausnahme! Dieser eine hatte eine Reise nach Übersee vor und hatte die Stirn, dem Generaladjutanten schriftlichen Befehl zu geben, er solle ihm die Reise vorbereiten, wobei er ihm noch dazu die erstaunlichsten Anweisungen gab, wie er behandelt zu werden wünschte. Hier einige Stellen aus seinem Brief:

«Ich kündige hiermit im Voraus an, dass ich von Zeit zu Zeit Ansprachen an Soldaten in Abwesenheit der Offiziere halten werde.

Lunchen möchte ich zuweilen mit Offizieren, zuweilen mit Unteroffizieren oder Mannschaften.

Ich wünsche keine Ehrenwache, kein besonderes Gepränge und keine Festmähler. Dies ist als ein Befehl anzusehen, dessen Befolgung ich erwarte.

Im Allgemeinen wird es mir erwünscht sein, so früh wie möglich den kommandierenden General kennenzulernen.

Ich werde Beschwerden aller Dienstgrade über alle militärischen Dinge entgegennehmen.

Ich wünsche, dass die höheren Dienststellen sich darauf vorbereiten, ins Einzelne gehende Fragen zu beantworten.»

Die Folge dieses Befehls war ein Riesenkrach! Der Generaladjutant ging sofort zum Minister und kündigte sein Abschiedsgesuch an, wenn der Brief nicht zurückgenommen würde. Dann platzte er wutschnaubend in mein Zimmer herein. Zuerst war ich natürlich auch sehr aufgebracht, aber dann musste ich lachen. Der Brief war zu albern, als dass man sich ernstlich darüber erzürnen konnte. Er zeugte

entweder von völliger Unwissenheit oder von ungeheurer Überheblichkeit, und es schien mir menschenfreundlicher zu sein, das erstere anzunehmen. Ich sprach selbst mit dem Minister und erklärte ihm, dass, ganz abgesehen von anderen Einwendungen in diesem Fall, kein Aussenstehender jemals die Erlaubnis bekommen werde, Ansprachen an Truppenkörper in erzwungener Abwesenheit ihrer Offiziere zu halten. Der Brief wurde zurückgenommen. Dann bat mich der parlamentarische Sekretär, ihm einen Generalstabsoffizier als Begleiter zuzuteilen; ausserdem wollte er von mir eine kurze Einführung in die strategischen Fragen der Gebiete haben, die er besuchen wollte. Ich lehnte beide Bitten ab. Um seine Stellung klarzustellen, teilte ich schliesslich den Befehlshabern in Übersee mit, dass er lediglich befugt sei, sich um alle mit den Lebensbedingungen und dem Wohlergehen der Soldaten zusammenhängenden Dinge zu kümmern, jedoch in keiner Weise etwa der «Vorgesetzte» der Befehlshaber sei. Er sei Zivilist und unternehme seine Reise lediglich als ziviles Mitglied des ArmeeRates. Auch sei er keinesfalls der richtige Mann, um strategische oder operative Fragen mit ihm zu besprechen. Ich glaube, der wahre Grund zu dem ganzen Trubel war, dass der parlamentarische Sekretär einmal Brigadeadjutant bei einem der Generäle im Kriegsministerium gewesen war und jetzt meinte, die Zeit sei gekommen, wo er den Generälen Befehle geben könnte.

Dessenungeachtet war ich entschlossen, zwischen Zivilisten und Militärs im Kriegsministerium keine Verstimmung aufkommen zu lassen. Da ich wusste, dass die Zivilisten etwas Angst vor mir hatten, gab ich mir grosse Mühe, ihnen die Scheu zu nehmen. Insbesondere schloss ich Freundschaft mit dem ständigen Unterstaatssekretär Sir Eric Speed, der jeden Montag zum Lunch zu mir in meine Wohnung kam, wobei wir dann unsere Probleme besprachen und Pläne zu ihrer Lösung schmiedeten. Doch auch den andern Mitgliedern des Ministeriums suchte ich menschlich näherzukommen. Wenn wir die Dienstauffassung in der ganzen Armee fördern wollten, musste das Kriegsministerium selbst den Ton angeben. Darum machte ich es mir zur Gewohnheit, in einem nahen Kino, das ich zu diesem Zweck mietete, Ansprachen an Generalstabsoffiziere und Zivilisten zu halten. Ich skizzierte meine Pläne für die Armee im Allgemeinen, schilderte ihnen die Massnahmen, die unternommen wurden, um die Verhält-

nisse zu bessern, und forderte sie auf, sich voll einzusetzen und als geschlossene «Mannschaft» hinter mich zu stellen. Jeder müsse es als eine Ehre ansehen, sagte ich, im Kriegsministerium Dienst zu tun, und schlug die Einführung eines besonderen Abzeichens vor, das für das gesamte militärische Personal des Ministeriums obligatorisch und den Zivilisten freigestellt sein sollte. Dieses Abzeichen wird seitdem von allen getragen.

Bei einer dieser Gelegenheiten schilderte ich die unbefriedigende Lage der unverheirateten Offiziere, die sich bei ihrer Kommandierung zum Kriegsministerium selbst um Unterkunft und Verpflegung kümmern mussten. Abgesehen von der Schwierigkeit, eine passende Wohnung zu finden, führten diese Offiziere ein einsames Leben, sobald die tägliche Bürozeit zu Ende war. Wir packten das Problem energisch an und erreichten es, dass die frühere Militärakademie in Woolwich als Kasino für zweihundertfünfzig Offiziere eingerichtet wurde.

Diese Aussprachen im Rahmen des Kriegsministeriums waren bisher nicht üblich gewesen. Sie brachten uns den grossen Gewinn, dass jedermann wusste, was vor sich ging. Allgemein fand man meine Vorschläge für sehr gut; nur einige meinten: «Das klingt alles sehr schön, aber wir wollen erst einmal abwarten!» Für diese Zweifler war die schnelle Verbesserung in der Lage der unverheirateten Offiziere eine gute Lehre. Wenn ich von einer Reise nach Übersee zurückkam, erzählte ich meinen Zuhörern von den örtlichen Schwierigkeiten, die ich vorgefunden, von den Entscheidungen, die ich getroffen hatte, und sagte ihnen, was nun von Seiten des Kriegsministeriums noch geschehen müsse.

Um auch die Verhältnisse ausserhalb des Kriegsministeriums zu verbessern, ernannte ich ein besonderes Komitee unter Generalmajor Macmillan, das die Lebensbedingungen der Soldaten in den Kasernen untersuchen und Vorschläge machen sollte, was daran geändert und wie es zeitgemässer gestaltet werden konnte; auch um die Bedürfnisse der jungen Offiziere sollte es sich kümmern. Ich hielt alle diese menschlichen Probleme für enorm wichtig und packte sie daher als erste an, als ich ins Kriegsministerium kam.

Bei der ersten Sitzung des Armeerates, an der ich teilnahm, legte ich meine Abhandlung über «Das Problem der Nachkriegsarmee» vor, die ich nach meiner Rückkehr aus Deutschland in Hindhead verfasst hatte. Zu ihrer Einführung sagte ich, ich hätte versucht, die

Hauptprobleme der Nachkriegsarmee in einem Schriftstück zusammenzufassen. Nach meiner Ansicht sei eine solche Zusammenstellung für Planungszwecke erforderlich, damit alle auf ein gemeinsames Ziel hinarbeiten könnten. Ich sei mir darüber klar, dass eine Anzahl Punkte bereits in Angriff genommen seien und dass andere eingehendere Untersuchungen und Besprechungen erforderten. Doch bäte ich den Armeerat um seine grundsätzliche Zustimmung zu meinen Ausführungen, damit sie innerhalb des Kriegsministeriums als Planungsunterlage benützt werden könnten. Die wichtigsten der in dem Schriftstück behandelten Punkte waren folgende:

- a) Die Notwendigkeit einer Übereinkunft über die Grösse und Gliederung der Armeer.
- b) Die Wichtigkeit einer zufriedenen Armeer und die Massnahmen, die dazu nötig sind.
- c) Reguläre und Territorialarmee müssen zusammen ein ausgeglichenes Ganzes bilden, das bei Ausbruch eines Krieges schnell handeln kann. Spezialeinheiten, die im Rahmen der Höchststärke der Armeer zu grosse Personalansprüche stellen, müssen bei der Territorialarmee vorgesehen werden.
- d) Die Notwendigkeit einer engen Verbindung mit den Armeen der Dominien.
- e) Die Grösse und Gliederung der regulären Armeer im Einzelnen; Besatzungstruppen zur Aufrechterhaltung der inneren Sicherheit im ganzen Empire mit strategischen Reserven in England und im Nahen Osten.
- f) Grösse, Gliederung und Aufgabe der Territorialarmee.
- g) Die Bedeutung der wissenschaftlichen Forschung und Waffenentwicklung; die Armeer muss in der Lage sein, mit Siegeszuversicht gegen jeden Feind ins Feld zu rücken.
- h) Der Begriff des modernen Krieges; aus den Lehren der Vergangenheit müssen klare Grundsätze entwickelt und in der ganzen Armeer gelehrt werden.
- i) Erziehung der Truppe zu selbständigem und realistischem Denken im Einklang mit neuzeitlichen Kampfbedingungen und unter allen Wetterverhältnissen – nicht nur im Sommer, wie es vor dem Kriege üblich war.
- k) Kriegsschulen zur allumfassenden Ausbildung der Offiziere, nicht nur in der eigenen Waffengattung, sondern in einem weiteren Rahmen einschliesslich Zusammenwirken aller Waffen, Organisation und Nachschubwesen.

- l) Führungsausbildung für höhere Offiziere und Heranbildung von höheren Befehlshabern.
- m) Moral: Die Notwendigkeit eines eingehenden Studiums dieser Frage und der Unterweisung, wie eine hohe Moral erreicht wird.
- n) Die Bedeutung einer engen Zusammenarbeit mit der Luftwaffe.

Der Abhandlung beigelegt war ferner eine Denkschrift über den Aufbau von Stäben, in der ich dringend die Einführung eines Chefs des Stabes bei allen höheren Stäben forderte. Das in der englischen Armee bestehende System, sagte ich, überliesse die Verantwortung für die Gleichschaltung der Arbeit des Stabes dem Befehlshaber; die Erfahrungen des zweiten Weltkrieges hätten mich jedoch zu der Überzeugung gebracht, dass dieses System überholt sei. Ein Befehlshaber müsse den Kopf frei haben, um sich mit dem Wesentlichen seiner Probleme und höchstens noch mit den wirklich lebenswichtigen Einzelheiten zu beschäftigen. Bei unserem System bliebe der volle Erfolg oft aus, weil die höheren Befehlshaber sich viel zu sehr mit Einzelheiten abgeben müssten und darüber die grosse Linie aus dem Auge verlören. Einzelheiten aber seien Aufgabe des Stabes, und ein Chef des Stabes sei notwendig, um dem Befehlshaber Zeit für ruhige Überlegung zu schaffen. Dieser Änderung des Stabssystemes widersetzen sich jedoch im Kriegsministerium nicht nur die Zivilisten, sondern auch ein grosser Teil der Generäle, so dass ich mich schliesslich genötigt sah, zu erklären, wenn mein Vorschlag, den ich in Krieg und Frieden für lebenswichtig hielt, nicht durchgeführt würde, müsste ich mein Amt als Chef des Generalstabs niederlegen und der Premierminister einen andern mit der Verantwortung betrauen. Das machte den Einwänden ein Ende, und die Änderung wurde eingeführt; doch es dauerte mehrere Monate, bis ich soweit war.

Ich war erst wenige Wochen im Kriegsministerium, als ich feststellte, dass zwischen den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung und dem Beginn der Produktion zu einem bestimmten Zeitpunkt kein klares Verhältnis bestand; zwischen beiden war ein nie endenwollendes Tauziehen im Gange. Ich war mir klar, dass es zwecklos war, die Zivilisten um Unterlagen zu bitten. Ich studierte daher selbst alle einschlägigen Berichte und setzte nach eingehender Überlegung fest, dass die reguläre Armee in fünf Jahren (bis 1951)

soweit ausgerüstet sein müsse, dass sie mit etwa auftretenden kleineren Friedensstörungen fertig werden konnte. Reguläre und Territorialarmee müssten als Ganzes in fünfzehn Jahren (bis 1961) hinsichtlich Ausrüstung, Mannschaftsbestand, Munition, Reserve usw. in der Lage sein, einen grossen Krieg zu führen, und auf diesem Stande erhalten werden. Im Kriegsministerium atmete alles erleichtert auf, dass endlich eine klare Entscheidung in dieser Angelegenheit vorlag. Ich informierte selbstverständlich davon den Premierminister, den Kriegsminister und das Komitee der Stabschefs, bekam aber von keiner Seite eine Rückäusserung. Später informierte ich auch General Eisenhower und die Stabschefs der Dominionarmeen über diese Termine; alle waren damit einverstanden. Damit war der erste Schritt zum Neuaufbau der Armee getan.

Ich stellte ferner fest, dass in ministeriellen und militärischen Kreisen von Whitehall keine Klarheit darüber herrschte, wie wir einen grossen Krieg führen wollten. In einem Bericht über die Verteidigung des Empire, der noch aus der Zeit stammte, als ich noch nicht Mitglied des Komitees der Stabschefs war, war der Nahe Osten als unser «Hauptversorgungsgebiet» bezeichnet worden. Premierminister Attlee hatte dieser Behauptung nicht zugestimmt und wandte sich bei meiner ersten Besprechung mit ihm dagegen. Ich schlug daher meinen beiden Kollegen vor, wir Stabschefs sollten eine Denkschrift über die Strategie des Westens in einem grossen Kriege verfassen und sie dem Premierminister vorlegen. Doch sie wollten nicht; sie sagten, es lägen noch nicht genügend Erfahrungen über die Wirkung der künftigen Waffen vor, und im Übrigen hätten ihre Stäbe keine Zeit. Dann würde ich die Denkschrift im Kriegsministerium verfassen lassen, sagte ich, in einer Woche etwa könne sie fertig sein. Entsprechend meiner Gepflogenheit gab ich meinem Stabe den Rahmen für die Arbeit, indem ich folgende Richtlinien zu Papier brachte:

- a) Wir müssen die Widerstandskraft der europäischen Staaten zu erhöhen trachten, die als Verbündete für uns in Frage kommen, und einen starken westlichen Block schaffen, um die Völker, Landesgebiete und die Kultur der westlichen Welt gegen einen Angriff von Osten her zu schützen. Wir selbst müssen uns darauf vorbereiten, an der Seite unserer Verbündeten auf dem Festland Europas zu kämpfen – mit allem, was das an Folgen nach sich zieht.

- b) Wir müssen uns die unbehinderte Benutzung der Meere sichern. Insbesondere müssen wir um die nordafrikanische Küste kämpfen, um unsere Verkehrswege durch das Mittelmeer offenzuhalten.
- c) Wir müssen um den Nahen Osten kämpfen, der zusammen mit England und Nordafrika uns die Luftstützpunkte liefern wird, um eine vernichtende Luftoffensive gegen das Gebiet jedes Gegners aus dem Osten zu starten. Die Armee muss im Nahen Osten ein Korpshauptquartier unterhalten, das zur Verfügung steht, um überall, wo ein Notstand ausbricht, sofort einzugreifen. Nach einer Woche war die Denkschrift fertig, und ich schickte

Durchschläge an den Ersten Seelord und den Chef des Generalstabs der Luftwaffe. Obwohl sie beide nur mit dem ersten Punkt nicht einverstanden waren, lehnten sie es ab, die Arbeit als Denkschrift der Stabschefs zur Vorlage beim Premierminister anzunehmen. Das war der Anfang meines Kampfes in Whitehall um eine einheitliche strategische Konzeption, nach der sich alle bei ihrer Arbeit richten konnten; gleichzeitig war es der Beginn mancher Reibungen im Komitee der Stabschefs.

Ich setzte mich weiter ständig dafür ein, dass die Stabschefs ein Memorandum im oben ausgeführten Sinne abgaben. Aber meine Kollegen wollten die Notwendigkeit nicht einsehen, dass wir im Falle eines Krieges zusammen mit unseren Alliierten auf dem Festland kämpfen sollten. Mit Punkt zwei und drei waren sie dagegen einverstanden. Ja, als im Januar 1947 der Premierminister erklärte, es sei nicht nötig, den Nahen Osten zu halten, und ich sie fragte, ob sie bereit seien, lieber zurückzutreten, als dieses Gebiet freizugeben, stimmten sie mir aus voller Überzeugung zu. Attlee wurde davon vertraulich in Kenntnis gesetzt, und wir hörten nichts mehr darüber. Schliesslich wurde die strategische Konzeption, für die sich das Kriegsministerium schon im Juli eingesetzt hatte, als endgültig angenommen.

Ein weiterer Punkt der Uneinigkeit im Komitee der Stabschefs betraf das Verfahren bei der künftigen Planung. Ich vertrat die Ansicht, die Stabschefs sollten dem gemeinsamen Planungsstab zugleich mit dem Auftrag, bestimmte Probleme zu untersuchen, in grossen Umrissen Richtlinien für die Durchführung geben. Doch meine beiden Kollegen hielten es für richtiger, die Planer unvoreingenommen an ihre Aufgabe herangehen zu lassen. Ich wandte ein, wenn grosse Probleme

me zur Behandlung kämen, bei denen es sich vielleicht um den Einsatz grosser Heere oder Flotten handelte, sei es widersinnig, von jüngeren Offizieren zu verlangen, sie sollten ihre Arbeit ohne Anleitung beginnen; es sei unsere Pflicht, ihnen wenigstens in grossen Zügen die Richtung anzugeben, in der die Lösung des Problemes lag. Doch meine Argumente verfrühen nicht, und infolgedessen bekam der gemeinsame Planungsstab offiziell niemals eine Anleitung. Ich liess meine Kollegen jedoch nicht im Unklaren darüber, dass die Armeevertreter im Planungsstab, solange ich Chef des Generalstabs war, bei allen gemeinsamen Planungsaufgaben Kenntnis von meiner Ansicht über die gerade behandelten Themen bekommen würden. Da die Planer der andern Wehrmachtsteile die Meinung ihrer Chefs nicht erfuhren, gab in der Regel die Ansicht des Kriegsministeriums der Diskussion die Richtung, die wir haben wollten!

Noch einen Punkt muss ich erwähnen, in dem ich anderer Meinung war als meine Kollegen. Auf beiden Seiten des Atlantiks bestand schon seit einiger Zeit eine gewisse Unruhe über die Frage, wohin unsere Schwierigkeiten mit den Russen uns schliesslich führen würden, und Anfang August 1946 wurde es für jeden Einsichtigen klar, dass Engländer und Amerikaner guttun würden, gemeinsame Überlegungen anzustellen. Man hatte sich schon verschiedentlich mit den Amerikanern darüber unterhalten, aber stets nur auf niederer Ebene, und Endgültiges war dabei noch nicht herausgekommen. Meine Kollegen im Komitee der Stabschefs waren der Ansicht, wir sollten uns zunächst nur einen kurzfristigen Überblick verschaffen und erst danach an die langfristigen Weltprobleme herangehen. Das war auch der amerikanische Standpunkt, soweit er den Gesprächen auf niederer Ebene zu entnehmen war. Ich war anderer Ansicht. Ich vertrat den Standpunkt, es sei unvernünftig, örtliche Operationen in Venezia Giulia, Deutschland oder sonstwo ins Auge zu fassen, es sei denn im Rahmen unserer strategischen Konzeption für einen möglichen dritten Weltkrieg, örtliche Kämpfe könnten leicht einen grossen Krieg auslösen, darum müssten unsere örtlichen Pläne auch in den grösseren Rahmen passen. Nach langem Hin und Her brachte ich schliesslich den Ersten Seelord dazu, dass er sich der Ansicht des Kriegsministeriums anschloss, und da zog auch der Chef des Generalstabs der Luftwaffe seinen Einspruch zurück.

Das möge genügen, um ein Bild von meiner Tätigkeit im Kriegs-

ministerium und im Komitee der Stabschefs bis zum 19. August 1946 zu geben. An diesem Tage schiffte ich mich nämlich in Liverpool zu einem Besuch in Kanada und den Vereinigten Staaten ein. Ich folgte dabei Einladungen von Mr. Mackenzie King, dem kanadischen Premierminister, im Namen seiner Regierung, und von General Eisenhower. Der ursprüngliche Zweck dieser Einladungen war, mir Gelegenheit zu geben, die beiden Länder kennenzulernen, deren Armeen mir während des Krieges zu wiederholten Malen unterstanden hatten; aber natürlich gab es in beiden Fällen noch wichtigere Dinge, die ich erledigen wollte. Schliesslich ermöglichten es mir dann glückliche Umstände, viel weiter zu gehen, als ich vorgehabt hatte, und eine Entwicklung einzuleiten, die bei Beginn meiner Reise noch niemand für möglich gehalten hatte.

Meine Reise durch Kanada führte mich nicht nur nach der Landeshauptstadt Ottawa, sondern auch nach den einzelnen Provinzhauptstädten. Ich lernte alle Provinzgouverneure, Stadträte und Kriegsteilnehmerverbände kennen, dazu viele prominente Kanadier, die keine amtliche Stellung bekleideten. Ich musste so vielen Leuten die Hand schütteln und lernte so viel von ihnen über kanadische Wesensart, dass ich kaum Zeit fand, alles in Ruhe in mich aufzunehmen und mir die nächsten Schritte zu überlegen. Zum Glück sah das Programm jedoch zwei Rasttage im *Jasper National Park* in den *Rocky Mountains* vor, wo wir am 5. September eintrafen. Dort fand ich die nötige Zeit, um über die Zukunft nachzudenken. In Ottawa hatte ich die Standardisierung von Waffen, Ausrüstung und operativen Methoden zwischen England, Kanada und den Vereinigten Staaten besprochen. Ich hatte den Stabschefs in London darüber berichtet und vorgeschlagen, jetzt Besprechungen auf höchster Ebene einzuleiten, um die ganze Angelegenheit voranzutreiben. Zum Schluss hatte ich angefragt, ob Whitehall etwas dagegen hätte, wenn ich die Sache auch in Washington zur Sprache brächte. Bei Ankunft in *Jasper* erhielt ich ein Telegramm, das mir die Erlaubnis brachte, in der vorgeschlagenen Richtung weiterzugehen. Doch meine Gedanken in *Jasper* gingen schon erheblich über die blosse Standardisierung hinaus. In meinem Kopf reifte der Gedanke, dass für England, Kanada und die Vereinigten Staaten die Zeit zur Zusammenarbeit in allen Verteidigungsfragen gekommen sei; die Besprechungen sollten sich daher nicht nur auf Standardisierungsfragen beschränken, sondern das ganze Gebiet

enger Zusammenarbeit und gemeinsamen Vorgehens im Falle eines Krieges umfassen. Sicher würde es mir Zeit ersparen und mir bei meinem Besuch in Washington helfen, wenn ich das Einverständnis des kanadischen Premierministers gleich mitnehmen konnte. Ich fragte daher an, ob ich meine Reise nach den Staaten in Ottawa für ein paar Stunden unterbrechen dürfe, um noch einmal mit Mr. Mackenzie King zu sprechen, und so geschah es. Er stimmte meinen Anregungen in jeder Beziehung zu und ermächtigte mich, den Präsidenten der Vereinigten Staaten entsprechend zu unterrichten. Ich meldete das Ergebnis dieser Besprechung den Stabschefs in London und fragte mich, was man wohl in Whitehall zu meinem Vorgehen sagen werde.

Ich wurde gebeten, vor meiner Abreise aus Kanada über den Rundfunk zu dem ganzen kanadischen Volk zu sprechen. Ich erklärte mich sofort bereit und schrieb meine Rede angesichts der *Rocky Mountains* in *Jasper* nieder. Seit dieser ersten Reise habe ich Kanada häufig besucht, und ich denke noch oft an meine Rundfunkansprache an das kanadische Volk zurück, die ich im September 1946 hielt. Hier die Worte, die ich damals sagte:

«Es fällt mir nicht leicht, meinen Empfindungen beim Abschied von Kanada Ausdruck zu geben. Ich habe Ihr Land von Küste zu Küste durchmessen, von den Inseln bis BritischKolumbien. Meine Absicht dabei war, wie ich bereits in Halifax sagte, all die Männer in ihrer heimischen Umgebung wiederzusehen, die mit mir auf den Schlachtfeldern Europas gekämpft haben, etwas vom Leben ihres Volkes kennenzulernen und dahinterzukommen, was eigentlich der ‚Geist Kanadas‘ ist.

Ich glaube, dass mir das mindestens teilweise gelungen ist. Ich habe eine grosse Anzahl meiner alten Waffenkameraden wiedergesehen; ich habe in allen Provinzen mit den Leuten gesprochen und ich habe einen – wenn auch vielleicht nur unvollkommenen – Eindruck vom Leben des Volkes bekommen. Zu mehr reichte die Zeit nicht. Aber den ‚Geist Kanadas‘ habe ich auf meinen Fahrten überall vergebens gesucht. Doch hier, während eines Rasttages in Ihren herrlich schönen *Rocky Mountains*, habe ich mir alles, was ich gesehen und erlebt habe, wieder ins Gedächtnis zurückgerufen, und da glaube ich doch, dass ich den gesuchten Geist wenigstens flüchtig zu sehen bekommen habe.

Ich habe ein grosses, wundervolles Land gesehen, ein Land, das in seinem Boden alles birgt, was der Mensch sich wünschen kann; ein tüchtiges Land, gemacht zum Leben und Gedeihen tüchtiger Menschen. Und ich erkannte, dass dieses Land ein starkes, freiheitsliebendes Volk hervorbringt, ein Volk mit Unternehmungsgeist und vielseitiger Begabung – ein gesund empfindendes, ein mutiges, charakterfestes Volk.

Der kanadische Sohn, aus zweierlei gutem Blut, französischem und englischem stammend, ist zu voller Manneskraft herangewachsen; ein würdiger Sohn ist jetzt zum gleichberechtigten Partner geworden, dessen Rat in der alten Heimat gesucht und beachtet wird, und dessen starker Arm stets bereit ist, das Schwert zu erheben für die Sache der Freiheit.

Doch wie wenige Menschen leben in diesem Land mit seinen unbegrenzten Möglichkeiten! Ich sehe in der Ferne ein grosses Volk von fünfzig Millionen und mehr; ein männliches Volk auf idealem Boden, das dank seiner Kraft in Frieden und Sicherheit lebt. Dieses grosse Volk, durch enge Bande des Blutes und gemeinsamen Kampfes der Alten und der Neuen Welt verbunden, scheint mir die Brücke zwischen beiden zu bilden.

Sie werden vielleicht sagen, das alles sei nur ein Wunschbild, der Traum eines alten Soldaten, der einen Tag lang in den *Rocky Mountains* der Ruhe pflegt. Aber wir Soldaten suchen jedes Problem auf die einfachste Form zu bringen und alles Komplizierte zu vermeiden.

Zweimal in einer Generation haben wir an einem grossen Weltkrieg teilgenommen. Beide Male zogen wir mutig und entschlossen in den Kampf und fochten in voller Hingabe an die gute Sache, bis der Sieg erreicht war; beide Male hat unsere Jugend bereitwillig ihr Leben geopfert, damit unsere Länder weiterleben; beide Male war es schwierig, die Ernte des Sieges einzubringen. Wir wollen das alles nicht noch ein drittes Mal erleben. Unsere jungen Männer starben auf den Schlachtfeldern des ersten und zweiten Weltkrieges, damit die jetzige Jugend zu Bürgern freier Länder in einer friedlichen Welt heranwachsen kann.

Wir wollen Frieden!

Kann es eine bessere Garantie für den Frieden geben als die Zusammenarbeit der englisch sprechenden Völker, alle verbunden durch dieselbe Sprache, dasselbe Recht, dieselbe religiöse Duldsamkeit, dieselbe Liebe zur Demokratie und zur Freiheit der Menschheit? Die-

se Partnerschaft ist ein starker Schild gegen die Übel, die wir zusammen bekämpft und besiegt haben. Aber nur allzu leicht könnten diese Übel ihr Haupt wieder erheben, wenn nicht ein Bund freier und freiheitsliebender Völker darüber wachte, der sich im Rahmen der Vereinten Nationen leicht mit jedem friedliebenden Volk verbinden könnte.

In dieser Idee scheint mir der ‚Geist Kanadas‘ zu wurzeln, er will die Brücke zwischen der Alten und Neuen Welt sein – eine kostbare Brücke aus purem Gold!

Bei meiner Abreise aus Kanada möchte ich seinem Premierminister und seiner Regierung herzlich Dank sagen für ihre Einladung und dem kanadischen Volk für die wundervolle Aufnahme, die ich überall gefunden habe. Ich werde meinen ersten Besuch in Kanada nie vergessen.»

Am 10. September traf ich in den Vereinigten Staaten ein. Hier war ich Gast von General Eisenhower und der amerikanischen Armee. Während meines Aufenthaltes sollte ich die wichtigsten militärischen Einrichtungen kennenlernen; ausserdem war genügend Zeit vorgesehen für Besprechungen mit dem Präsidenten und den amerikanischen Stabschefs.

Bei Ankunft in Washington wurde mir ein Telegramm übergeben, das die Antwort enthielt auf meinen Bericht über meine Aussprache mit Mackenzie King. Ich wurde dringend ersucht, mich bei meiner Unterhaltung mit den amerikanischen Stabschefs zurückzuhalten und keinesfalls dem Präsidenten der Vereinigten Staaten gegenüber meine Ideen zu erwähnen; angeblich wusste noch kein Minister, was gespielt wurde. Diese Antwort war wohl als Dämpfer für meine Aktivität gedacht; ich liess mich aber dadurch nicht von meinem Vorsatz abschrecken.

Sobald ich mit Eisenhower bei ihm zu Hause – wo ich wohnen sollte – allein war, brachte ich das Gespräch auf die Sache und erzählte ihm von meiner Aussprache mit Mackenzie King. Eisenhower stimmte mir zu, dass die Zeit für die sorgsame Untersuchung und Planung eines gemeinsamen Vorgehens gekommen war, nicht nur hinsichtlich der Standardisierung von Waffen, Ausrüstung usw., sondern aller Verteidigungs- und Bereitschaftsmöglichkeiten. Er sagte, im Gegensatz zu der Nachricht, die den englischen Stabschefs vorlag, seien in Washington der Armee- und der Marineminister vollständig im Bilde über alles, was bereits unter der Hand besprochen worden

war, und er hielt es für hohe Zeit, dass die Staatschefs eingeweiht würden. Er wollte nicht selbst damit an den Präsidenten herantreten, drängte mich aber, es zu tun, wenn ich ihn am nächsten Tage im Weissen Haus besuchte. Und dazu war ich auch fest entschlossen – trotz der kalten Dusche aus London.

Der Präsident empfing mich am nächsten Vormittag. Als wir allein waren, begann ich die Unterhaltung, indem ich sagte, Eisenhower und ich hielten den Augenblick; für gekommen, in Erörterungen über das gesamte Gebiet der Verteidigung einzutreten. Da ich sofort merkte, dass ich auf sehr empfänglichem Boden stand, blieb ich beim Thema und berichtete dem Präsidenten von Mackenzie Kings Billigung. Abschliessend sagte ich, wenn die Staatschefs nur ihre Zustimmung geben wollten, würden die militärischen Stäbe sofort mit der Durchführung anfangen. Die Antwort des Präsidenten kam ohne Zögern: «Bei mir ist die Sache okay», sagte er. «Machen Sie nur so weiter!»

Ich war Präsident Truman bei Beginn der Potsdamer Konferenz vorgestellt worden, hatte aber nicht länger mit ihm gesprochen. Jetzt war ich sehr von ihm angetan. Er machte einen hellwachen, energischen Eindruck und hatte die Gabe, sich rasch entscheiden zu können. Nach unserer Unterhaltung gingen wir hinaus in den Rosengarten, wo die Fotografen warteten. Er erzählte mir von dem Weissen Haus und meinte, es sei reparaturbedürftig und sollte umgebaut werden. Vielleicht, sagte ich, müsste ich mich entschuldigen, dass englische Truppen es seinerzeit in Brand gesteckt hätten, doch er erwiderte lachend: «Kein Grund dafür. Von mir aus können sie es gleich wieder anstecken.»

Vom Weissen Haus fuhr ich direkt zu Eisenhower und erzählte ihm von meiner Unterredung mit dem Präsidenten. Er war sehr froh und gab sofort die nötigen Anordnungen für mein Zusammenkommen mit den amerikanischen Stabschefs.

Er musste vorsichtig sein und hatte daher vorgesehen, es als rein gesellschaftliche Veranstaltung an Bord der *Sequoia* aufzuziehen, auf der wir langsam den Potomac hinabfahren und dabei einen Blick auf Washingtons Haus auf dem *Mount Vernon* werfen sollten. Ich berichtete über all das den Stabschefs in London und bat sie, es dem Premierminister zu «verpassen». Als Antwort bekam ich wieder eine «kalte Dusche», aus der hervorging, dass sie in London Angst hatten und der ernstlichen Bereitschaft der Amerikaner, sich mit uns an ei-

nen Tisch zu setzen und all diese Fragen zu erörtern, noch nicht recht trauten. Dann kam ein zweites Kabel vom Premierminister selbst; er erkenne vollkommen, telegraphierte er, die Bedeutung und den potentiellen Wert der vorgebrachten Punkte und habe auch keine Bedenken gegen weitere informatorische Besprechungen über Verfahrensmethoden, er bitte mich aber, keine spezifizierten Verpflichtungen irgendwelcher Art einzugehen. Ich erwiderte sofort, ich verstehe die Lage vollkommen, und da ich einen Privatbesuch mache, hätte ich ja keinerlei Verhandlungsvollmacht.

Am nächsten Tage, dem 16. September, gingen wir an Bord der *Sequoia*. Die amerikanischen Stabschefs waren vertreten durch Admiral Leahy, der in seiner Eigenschaft als Chef des Stabes des Präsidenten da war, General Eisenhower, Admiral Nimitz und General Spaatz. Wir kamen überein, dass die Verhandlungen so bald wie möglich beginnen und das gesamte Gebiet strategischer Überlegungen für einen dritten Weltkrieg sowie die Fragen der Standardisierung und eines gemeinsamen Vorgehens umfassen sollten. Es wurde ferner vereinbart, dass die erste Besprechung möglichst in Washington stattfinden und dass ein kanadischer Planungsstab daran teilnehmen sollte.

Ich fragte die amerikanischen Stabschefs, welchen Wert sie dem Öl des Nahen Ostens beimessen; ihre einmütige Antwort lautete: unentbehrlich. Das Interessanteste bei der Besprechung war, wie bereitwillig die amerikanischen Stabschefs vom ersten Augenblick an auf die Sache eingingen und wie hoch sie die direkte Inangriffnahme des Problems schätzten. Sie erklärten einstimmig, sie hätten schon lange auf diesen Vorschlag gewartet und gehofft.

Noch am selben Abend berichtete ich dem Komitee der Stabschefs in London über das Ergebnis der Besprechung und bat um Unterrichtung des Premierministers. Alle weiteren Massnahmen, sagte ich, müssten jetzt von ihnen ausgehen. Ich glaubte – trotz der kalten Dusche von Whitehall! –, das Meine getan zu haben. Ich wies ferner darauf hin, dass unser Planungsstab von den Stabschefs in London mit ganz klaren, genau festgelegten Weisungen über die im Fall eines Krieges vom Westen zu ergreifenden strategischen und militärpolitischen Massnahmen versehen werden müsste, ehe er nach den USA abreiste. Es wäre zwecklos, ihn ohne solche Weisungen drüben ankommen zu lassen, und würde von vornherein einen schlechten Ein-

druck machen. Ich hielt es für klug, schon jetzt auf diesen Punkt hinzuweisen, da ich wusste, dass die anderen beiden Mitglieder des Komitees in dieser Hinsicht anderer Meinung waren als ich.

So endete meine Reise mit einem grossen Erfolg – grösser als alles, was ich in meinen kühnsten Träumen erwartet hatte. Es war noch klar gestellt worden, dass sowohl der Präsident als auch die amerikanischen Stabschefs dem Weiterbestehen der Organisation der Vereinigten Stabschefs ohne Einschränkung zustimmten. Obwohl ich nur als privater Besucher auftreten konnte, hatte ich es fertiggebracht, enorm viel für die englischen Stabschefs zu erreichen. Aus den vielen hin- und hergegangenen Telegrammen war klar zu ersehen, dass ich mitten auf die politische Bühne getreten war, und im Komitee der Stabschefs, im Kriegsministerium, im Aussenministerium und in Downing Street Nr. 10 hatte man mit Sorge verfolgt, was ich tat und was ich als nächstes tun würde. Tatsächlich konnten sie, die in England sassen, nicht mit derselben Begeisterung und Aufmerksamkeit an die Dinge herangehen, wie ich sie in Kanada und Amerika vorfand. Sie hatten sich so lange erfolglos in zähen Verhandlungen mit den Amerikanern herumgeschlagen müssen und waren daher nicht darauf gefasst, dass jetzt die Amerikaner plötzlich ungeduldig fragten, wann endlich die Engländer die wahre Lage erkennen und offen das Thema einer gemeinsamen Verteidigung anschnneiden würden.

Jedenfalls hatte ich es in wenigen Tagen erreicht, dass die Regierungschefs und die Stabschefs von Kanada, Amerika und England ihre Einwilligung zu militärischen Verhandlungen auf breiter Grundlage gaben. Dies sollte jetzt zu einer Vereinheitlichung der Verteidigungspolitik und Planung des englischen Empire und der Vereinigten Staaten führen, *ehe* ein neuer Krieg ausbrach. Ja, vielleicht würde dieser Zusammenschluss den Krieg überhaupt verhindern.

Am Nachmittag des 19. September flog ich von Washington nach London zurück. Während mich das Flugzeug gen Osten trug, fragte ich mich, wie man mich wohl in Whitehall empfangen würde. Ich rechnete nicht damit, dass man den roten Teppich ausrollte – aber vielleicht wenigstens eine kleine Matte.

ÜBERSEEREISEN 1947

Während des Krieges hatten mir Truppenkontingente aus Kanada, Australien, Neuseeland, Südafrika Süd-Rhodesien, Indien und zahlreichen Kolonien unterstanden. Nach Kriegsende luden mich nun die Regierungen dieser Länder ein, sie zu besuchen. Ich freute mich darüber sehr, denn dadurch bekam ich die Möglichkeit, meine alten Waffenkameraden in ihrer heimatlichen Umgebung wiederzusehen und gleichzeitig mit den Generalstabschefs militärische Probleme zu besprechen. Dass meine Kollegen im Komitee der Stabschefs ebenso erfreut darüber waren, wage ich kaum anzunehmen – sie hatten wahrscheinlich Sorge, was ich wieder anstellen würde. Doch die Regierung genehmigte die Besuche, und ich schmiedete Reisepläne.

Doch vorher musste ich noch rasch eine dringende Sache erledigen: die Beschaffung einer Wohnung für David und mich. Denn bei Reynolds' konnten wir nicht länger bleiben, ohne das Gefühl zu haben, ihre Freundlichkeit auszunützen. Für meine Zeit im Kriegsministerium hatte ich mir eine Wohnung in Westminster Garden gemietet. Aber obwohl ich in London geboren bin, liebe ich das Land und alles, was dazu gehört. Schliesslich fand ich, was ich haben wollte, nach gebührender Erkundung in Hampshire: Isington Mill, eine alte Mühle am Flüsschen Wey. Nachdem ich festgestellt hatte, dass das Gebäude noch gut erhalten war, kaufte ich die Mühle, die Wiese, auf der sie stand, und ein paar Felder auf beiden Seiten. Das Haus war noch nie bewohnt worden; im Inneren waren noch überall die alten Mühleneinrichtungen. Die Hauptanschlüsse für Wasser, Gas und elektrischen Strom lagen ein bisschen weit ab – das Elektrizitätsnetz war etwa ein-

einhalb Kilometer entfernt. Die Aussenmauern waren zwar noch intakt, doch waren einige Reparaturen nötig, und im Innern mussten Wohnräume erst geschaffen werden. Doch ich liess mich dadurch nicht abschrecken. Einer meiner Freunde sagte: «Du bist verrückt!» Und wenn man sich die Sache bei Licht besah, hatte er vielleicht nicht ganz unrecht. Aber ich hatte einen guten Architekten, Robert Bostock, und einen tüchtigen Baumeister, Mardon Ball aus Farnham, und wir einigten uns darauf, dass ich – noch! – nicht verrückt war.

Aber wie sollte ich die Bauerlaubnis bekommen? Das war das grosse Problem – denn in den ersten Nachkriegsjahren waren Baumaterialien und Handwerker äusserst knapp, und jedes Bauvorhaben wurde vom Gesundheitsminister (Mr. Aneurin Bevan) streng überwacht.

Ich beantragte die Bauerlaubnis beim Landratsamt in Alton, das für die Mühle zuständig war. Mein Gesuch ging weiter an die Regierung in Reading und – wurde abgelehnt. Da schrieb ich direkt an Mr. Bevan und bat ihn, sich meiner Sache anzunehmen. Er war sehr entgegenkommend, meinte aber, er käme dadurch mit gesetzlichen Bestimmungen in Konflikt; wenn er sich einschalte und die örtliche Behörde bat, in meinem Falle den Antrag ausnahmsweise zu genehmigen, so würde das sofort bekanntwerden und überall hämische Kommentare hervorrufen, womit weder ihm noch mir gedient sei. Er riet mir, abzuwarten, bis die Materialknappheit nicht mehr gar so arg war.

Schliesslich wandte ich mich an den Premierminister und erklärte ihm, ich wollte nichts weiter haben als die Erlaubnis, mir und meinem Sohn mit meinen Ersparnissen ein Dach überm Kopf zu schaffen, und das Baumaterial dazu, für das ich die Erlaubnis brauchte, sei kaum der Rede wert. Wenn ich die Erlaubnis nicht bekäme, bliebe mir nichts weiter übrig, als meine Wohnwagen aus dem Kriege auf der Wiese neben dem Mühlbach aufzustellen und wie ein Zigeuner darin zu hausen. Dazu wollte man es anscheinend doch wohl nicht kommen lassen – und so bekam ich meine Erlaubnis.

Die Fotografie von Isington Mill und der Wiese dahinter zeigt, was wir fertiggebracht haben. Die Inneneinrichtung verdankt viel von ihrer Eigenart den schönen Hölzern, die ich von verschiedenen Verbänden in Australien und Tasmanien geschenkt bekam, die alle von dem verstorbenen Mr. Chifley geleitet wurden, der damals Premierminister des Commonwealth war. Der Fussboden ist überall tasmanische

Eiche, und die Treppen, Türen und Einbauschränke sind Bergesche aus Victoria. Die australische Regierung schenkte mir ausserdem die Scheune, in der jetzt meine Wohnwagen aus dem Kriege stehen, nur das Dach besteht aus Zederschindeln, einem Geschenk der kanadischen Regierung. Australien und Neuseeland schenkten mir schliesslich, als sie erfuhren, dass ich kein Mobiliar für mein Haus besass, auch noch verschiedene Möbelstücke. Während ich also bei der damaligen englischen Regierung nur mit Mühe erreichte, dass ich mir für mein eigenes Geld wieder ein Heim schaffen konnte, nachdem mein ganzer Hausrat im Kriege durch einen Bombenangriff vernichtet worden war, taten die Regierungen der Dominien alles nur Mögliche, um mir zu helfen, als sie von meiner Bedrängnis erfuhren.

Im Folgenden will ich nun in chronologischer Reihenfolge meine wichtigsten Überseereisen schildern – ausgenommen die Besuche in Kanada und den Vereinigten Staaten, die ich schon im vorigen Kapitel behandelt habe.

Moskau *vom 6. bis 30. Januar 1947*

Auf der Potsdamer Konferenz hatte ich Marschall Stalin kennengelernt, und er hatte mich eingeladen, ihn gelegentlich in Moskau zu besuchen. Der Premierminister (Churchill) war einverstanden. Als ich dann im Mai 1946 Deutschland verliess, sagte mir General Sokolowsky, Stalin hätte schon gefragt, wann ich käme. Ich unterrichtete davon das Aussenministerium, das mir jedoch erst am 25. September antwortete, die Beziehungen zwischen England und der Sowjetunion hätten sich so verschlechtert, dass man Zweifel hege, ob die Einladung noch gültig sei.

Mit Billigung des Premierministers (Attlee) und des Aussenministers (Mr. Ernest Bevin) beschloss ich jedoch, die Sache nicht einfach fallenzulassen. Vielleicht konnte ich zu einer Besserung des Verhältnisses beitragen, wenn es mir gelang, eine neue Einladung nach Moskau zu bekommen. Ich warf also meine Angel aus, indem ich Marschall Wassiliewsky, dem russischen Generalstabschef, ein Exemplar meines Buches *Normandy to the Baltic* übersandte. Die Einladung liess denn auch nicht lange auf sich warten, und der Premierminister

war einverstanden, dass ich sie annahm; er war der Meinung, dass «ich vielleicht viel tun könnte, die Wolke des Misstrauens zu zerstreuen, in die sich die Russen hüllten». Ausserdem erhielt ich von der Regierung die Genehmigung, die sowjetischen Marschälle zu einem Gegenbesuch nach England einzuladen.

In einem Flugzeug der englischen Luftwaffe traf ich am 6. Januar 1947 in Moskau ein. An der Spitze eines wenig schönen Gewimmels von Marschällen, Fotografen und Zeitungsleuten eilte Marschall Wassiliewsky auf das Flugzeug zu, so dass ich einige Mühe hatte, mich bis zur Ehrenwache durchzudrängen. Der Flugplatz war mit englischen und sowjetischen Fahnen geschmückt, und alles verlief in einer Atmosphäre herzlicher Freundschaft. Noch am selben Abend hatte ich ein langes Gespräch mit Marschall Wassiliewsky über das Programm für meinen Aufenthalt in Moskau. Ich äusserte den Wunsch, besonders folgende Einrichtungen zu besuchen: die Woroschilow-Militärakademie, die Stalin-Akademie für motorisierte Truppen und die Frunse-Militärakademie. Das wurde genehmigt.

Jeden Tag fand ein grosser Lunch und am Abend ein feierliches Bankett statt; das war jedesmal eine riesige Angelegenheit mit mindestens zwölf Gängen. An einem Abend waren wir Gäste der Roten Armee im Bolschoi-Theater, wo wir ein prachtvoll inszeniertes Ballett, Romeo und Julia, sahen. Die Ulanowa, die Primaballerina Russlands, entfaltete die ganze Grazie ihrer wundervollen Tanzkunst, und der Abend verlief äusserst erfreulich.

Ich fand das lange Tafeln und die schweren Gerichte ziemlich qualvoll; doch dann merkte ich, dass man davon nichts zu essen brauchte, wenn man nicht wollte. Andererseits musste man sich jeden Gang servieren lassen, denn hätte man gedankt, wäre das als Beleidigung angesehen worden; nach einer Weile wurde dann der Teller wieder weggenommen, ganz gleich, ob man etwas davon gegessen hatte oder nicht. Ebenso war es mit den Gläsern; jeder Gast hatte vor sich eine ganze Reihe davon stehen, alle gefüllt mit verschiedenfarbigen Weinen und Schnäpsen. Doch brauchte man davon nichts zu trinken. Ich beobachtete, dass die höheren russischen Offiziere sich niemals ein Getränk mischten, sie blieben den ganzen Abend bei einer Sorte Rotwein, Weisswein oder Wodka. Ich selbst bat stets um Mineralwasser, worüber niemand ein Wort verlor.

In meinen Reden bei diesen Festmählern pflegte ich die russische

Armee wegen ihrer grossen Erfolge zu rühmen und das Volk wegen seines stoischen Ertragens so mannigfaltiger Bedrängnis und Not. Nationen, sagte ich, die so lange Jahre Seite an Seite gegen ihre Angreifer gekämpft hätten, dürften nicht gegeneinander gereizt werden, wenn Missverständnisse auftauchten und die Gestaltung der Vorbedingungen für eine lange Friedenszeit dadurch verzögert würde. Die Soldaten unserer beiden Nationen müssten die Bande gegenseitigen Vertrauens, die auf dem Schlachtfeld geknüpft worden seien, zwischen sich pflegen, denn dadurch könnten sie den Staatsmännern helfen, ihr Misstrauen zu überwinden, und auf diese Weise zur Entwicklung freundschaftlicher Beziehungen beitragen.

An einem Morgen sollte eine Besichtigung des Kremls stattfinden. Man fuhr uns zuerst draussen herum, um den grossen Mörser zu betrachten, aus dem niemals eine der danebenliegenden vierzig Zentner schweren Kugeln abgeschossen worden war, und die grösste Glocke der Welt zu bewundern, die beim Guss zersprang und niemals geläutet wurde. Es war ein bitterkalter Tag, und das herrschende Schneetreiben machte den Aufenthalt im Freien nicht angenehmer; ich fragte daher, ob wir nicht das Innere der ehrwürdigen alten Kathedralen besichtigen könnten. Unser Führer erklärte jedoch, es fänden gerade Ausbesserungsarbeiten statt – die übliche Ausflucht gegenüber allen Besuchern. Ich erwiderte, ich besichtigte mit besonderer Vorliebe Dinge, wenn sie repariert würden, weil man dann einen viel besseren Eindruck bekäme, als wenn alles heil sei! Die anwesenden russischen Beamten tauschten verlegene Blicke, aber schliesslich wurde meine Bitte erfüllt; wir besichtigten nicht nur alle drei Kathedralen, sondern auch den alten und den neuen Palast und das Museum – alles in allem ein sehr interessanter Vormittag.

Den Höhepunkt meines Aufenthalts in Moskau bildete jedoch mein Besuch bei Stalin, der am letzten Tage, dem 10. Januar, um 5 Uhr nachmittags in seinem Arbeitszimmer im Kreml stattfand.

Als Auftakt überreichte ich Stalin eine Kiste Whisky und je ein Exemplar meiner beiden Bücher *Alamein to the River Sangro* und *Normandy to the Baltic*. Er dankte mir sehr herzlich, dann sagte er mit einem Augenblinzeln: «Sie bringen mir da diese schönen Geschenke, was wollen Sie denn jetzt von mir haben?» Ich erwiderte, ich wollte nichts Materielles, aber ich möchte ihn um seine Hilfe bitten in einer

Sache, die ich ihm noch erläutern würde.

Als wir dann allein waren – nur sein und mein Dolmetscher blieben im Zimmer sagte ich, die englische und die amerikanische Armee hätten sich während des Krieges eng aneinander angeschlossen, um auf diese Weise am schnellsten und besten zum Erfolg zu kommen; eine hätte der anderen Ausbildungsmittel und Waffen benutzt, und beide Armeen hätten einander so wundervoll ergänzt, dass eine enge Waffenkameradschaft zwischen ihnen entstanden sei. Stalin sagte, er verstünde das vollkommen; es sei schliesslich auch ganz natürlich, da unsere Soldaten dieselbe Sprache sprächen.

Als der Krieg dann zu Ende war, fuhr ich fort, hätten wir automatisch unsere engen Beziehungen zur amerikanischen Armee aufrechterhalten. Im Kriege seien aufrichtige Freundschaften zwischen unseren Offizieren entstanden, angefangen von Eisenhower und mir über alle Dienstgrade bis zum einfachen Soldaten an der Front. Meiner Ansicht nach sei das nur zu begrüßen.

Nach dem Kriege hätten wir Soldaten etwas dazu geneigt, uns auszuruhen und es den Politikern zu überlassen, sich um einen guten Frieden abzumühen, ja wir verspotteten sie sogar, dass sie auf den verschiedenen Friedenskonferenzen nicht schneller vorwärts kamen. Ich hielt das für falsch; wir Soldaten hätten den Krieg ja nicht allein gewonnen, wir hätten ihn nach den Weisungen unserer politischen Gebieter geführt. Der Krieg sei von den grossen Nationalmannschaften gewonnen worden, bestehend aus Soldaten *und* Politikern, und geleitet von den Regierungschefs. Wir Soldaten könnten aber sehr wohl auch zu einem guten Frieden beitragen, aber nicht durch politische Betätigung. Wir müssten unseren Politikern helfen, indem wir freundschaftliche Beziehungen zwischen unseren Armeen herstellten; wir könnten dadurch zum gegenseitigen Einvernehmen und Vertrauen beitragen und auf diese Weise Misstrauen und Argwohn beiseitigen. Stalin sagte, er teile vollkommen meine Ansicht.

Aus diesem Grunde, sagte ich, sei ich nach Russland gekommen, um freundschaftliche Fühlung mit der sowjetischen Armee aufzunehmen. Hier sei ich mit der grössten Herzlichkeit aufgenommen worden. Wir hätten uns über alle militärischen Fragen offen ausgesprochen und das ganze Gebiet der Heeres-Organisation und der Land-

kriegführung eingehend erörtert. Man hätte mir alles gesagt, was ich wissen wollte, und ich hätte alles zu sehen bekommen, was ich zu sehen wünschte, sogar den neuen russischen Panzer, den man bisher noch keinem Ausländer gezeigt hatte. Und vor allem hätte ich alle Marschälle der Sowjetunion kennengelernt und viele Freundschaften geschlossen. Ich wollte ihm das ausdrücklich berichten und danken, dass er mir die Gelegenheit dazu gegeben hätte. Stalin sagte, er wisse das alles bereits, da seine Leute es ihm schon gemeldet hätten, und es sei an ihm, mir für mein Entgegenkommen zu danken.

Doch, sagte ich darauf, das sei noch nicht alles, was ich hier erreichen wolle. Eine enge Verbindung und wirkliche Kameradschaft zwischen unseren Armeen sei nicht so leicht herzustellen, da wir so weit voneinander entfernt wohnten und verschiedene Sprachen sprächen. Beide Seiten müssten sich daher wirklich anstrengen. Wir Engländer wollten das tun. Die russische Armee müsse es aber auch tun, und dazu wolle ich seine Hilfe erbitten. Die russische Armee solle jetzt die englische besuchen.

Ich hätte Marschall Wassiliewsky eingeladen, im Juni nach England zu kommen und Marschall Konjew (den Oberbefehlshaber der Landarmee) und Marschall Rybaltko (den Befehlshaber der Panzertruppen) mitzubringen. Ich wolle ihnen unsere Schulen und Einrichtungen zeigen. Stalin sagte, er habe diesen Besuch schon genehmigt.

Der nächste Schritt, fuhr ich fort, sei nun ein Austausch von Offizieren unserer verschiedenen Militärschulen. Die Sprachschwierigkeiten würden allerdings ein Hindernis für eine grössere Anzahl von Austauschoffizieren sein. Aber wir müssten einen Anfang machen, auch wenn zunächst nur ein oder zwei Offiziere entsandt werden könnten. Mit der Zeit würden es dann ganz von selbst mehr werden, sobald das Interesse geweckt und das Vertrauen hergestellt sei. Was er dazu meine?

Stalin sagte, er sei an meinem Plan sehr interessiert. Aber seiner Ansicht nach sei es noch zu früh für einen Austausch von Offizieren. Man würde ihn in politischen Kreisen missverstehen und die Weltpresse würde ihn als Kriegshetzer hinstellen. Ich würde ihm wohl da sicher recht geben?

Ich erwiderte, ich verstünde zwar seinen Standpunkt, sei aber anderer Ansicht. Ich selbst täte immer, was ich für richtig hielte, und kümmerte mich nicht im Geringsten darum, was andere Leute dach-

ten oder sagten. Wir Engländer seien so daran gewöhnt, in der Presse verschiedener Länder verleumdet und beschimpft zu werden, dass wir es schon als normal betrachteten und nichts mehr darauf gäben. Die Hauptsache sei, dass man in allen Dingen offen und ehrlich sei, vor niemand etwas zu verbergen habe und mit ruhigem Gewissen seinen Weg gehe.

Stalin sagte, er habe gehört, dass wir mit den Amerikanern streng geheime Militärbesprechungen über Kriegführung und Ausbildung abhielten und dass bereits eine endgültige Abmachung über die Standardisierung von Waffen und Ausrüstung bestehe. Er verstehe nicht, wie das der Fall sein könne, wenn wir nicht ein klar umrissenes Militärbündnis oder Abkommen mit den Vereinigten Staaten hätten. Er möchte nicht missverstanden werden, er habe absolut nichts gegen ein solches Bündnis, vorausgesetzt, dass es sich nicht gegen die Sowjet-Union richte. Er nehme aber an, dass ein solches Bündnis oder Abkommen bestehe. Ob ich ihm über diese Sache etwas sagen wolle?

Er habe das Wort «Standardisierung» gebraucht, sagte ich; ich möchte mich daher zuerst dazu äussern. Während des Krieges hätten englische Offiziere amerikanische Schulen besucht und umgekehrt; sie hätten dabei hier wie dort gewisse Waffen- und Ausrüstungstypen kennen und schätzen gelernt. Ja, in der ersten Kriegszeit, als Russland noch neutral war, hätten wir uns sogar eine ganze Menge Waffen und anderes Material von den Amerikanern borgen müssen, da wir bei Dünkirchen so viel verloren hatten. Für die Landung in der Normandie sei die Artillerie von drei meiner Divisionen vollständig mit amerikanischen Geschützen ausgerüstet worden; umgekehrt hätten die Amerikaner in der Ardennenschlacht im Dezember 1944 einen grossen Teil ihrer Ausrüstung verloren, und da hätte ich ihnen mit englischem Material ausgeholfen, darunter einer ganzen Anzahl Feldgeschütze. Auf diese Weise hätten wir diese und jene Typen amerikanischer Waffen, Funkgeräte und dergleichen kennen und schätzen gelernt. Daher hätten wir uns, als nach Kriegsende die Neu-Ausrüstung unserer Armee akut wurde, dazu entschlossen, bestimmte Typen von den Amerikanern zu übernehmen, um sie in unseren eigenen Fabriken herzustellen und, wo erforderlich, abändern zu lassen, damit sie zu unseren Verfahren und Methoden passten. Das sei alles, was über die Frage der Standardisierung zu sagen sei. Leider habe die Presse be-

stimmter Nationen die Frage aufgegriffen und in der ganzen Welt breitgetreten, als ob irgendetwas Finsteres dahintersteckte. Das sei durchaus nicht der Fall; es sei alles nur eine natürliche Folge der engen Zusammenarbeit im Kriege. Ich würde mich sehr freuen, wenn eine ähnliche Verabredung mit der Sowjetarmee bestünde, dass jeder des anderen Ausrüstung untersuchen und das ihm passend Erscheinende für seine Armee übernehmen könne. Sei dies jetzt klar? Und sehe er jetzt ein, dass es keinen irgendwie böswilligen Plan für eine Standardisierung von Kriegsmaterial gebe?

Stalin sagte, es sei jetzt klar, und er sei froh, dass ich es ihm erklärt hätte.

Dann wandte ich mich der Frage des angeblichen Bündnisses zu. Jedes Militärbündnis zwischen zwei Ländern, sagte ich, sei immer eine politische Angelegenheit und könne nicht von Soldaten abgeschlossen werden. Ich sei die militärische Spitze der englischen Armee, und es sei völlig unmöglich, dass irgendein Militärbündnis zwischen England und Amerika ohne mein Wissen geschlossen würde. Ich versicherte ihm, dass zwischen England und Amerika oder zwischen England und irgendeinem anderen Land kein Militärbündnis, kein Militärabkommen und kein böswilliger Plan für die Standardisierung von Waffen und Kriegsmaterial existiere. Ich hoffe, sagte ich, dass er mir glaube.

Stalin sah mir sehr ernst gerade in die Augen und sagte: «Ich glaube Ihnen unbedingt.» Dann wandte er sich zu seinem Dolmetscher und wiederholte: «Sag dem Feldmarschall, dass ich ihm glaube.»

Ich fragte ihn, ob ich in dieser Hinsicht noch eine weitere Frage an ihn richten dürfe. Er habe vorhin erklärt, *er* habe nichts gegen ein Bündnis zwischen England und Amerika, vorausgesetzt, dass es sich nicht gegen Russland richte. Ich würde jetzt gern wissen: «Würde er gern ein Militärbündnis zwischen England und Russland haben?»

Er erwiderte ohne zu zögern: «Ja, sehr gern. Ich halte es sogar für notwendig.»

Meines Wissens, sagte ich darauf, bestünde doch bereits ein Vertrag oder ein Abkommen zwischen unseren beiden Ländern, das im Jahre 1942 unterzeichnet worden sei, und ich sei stets der Meinung gewesen, dass es noch in Kraft sei.

Er wolle mir erklären, sagte er, wie es darum bestellt sei. Der Vertrag bestehe aus zwei Teilen. Teil I sehe gegenseitige Unterstützung

und gemeinsames Vorgehen im Kriege gegen Deutschland vor. Da dieser Krieg vorbei sei, habe der Teil I des Vertrages keine Gültigkeit mehr.

Teil II sei ein Nichtangriffspakt mit gegenseitiger Unterstützung auf die Dauer von zwanzig Jahren nach Ende des Krieges gegen Deutschland oder bis zur Gründung und Arbeitsaufnahme einer Weltorganisation oder eines Völkerbundes. Nun seien inzwischen die Vereinten Nationen gegründet worden und arbeiteten bereits, infolgedessen schwebte der Teil II und damit der ganze Vertrag in der Luft. Andererseits sei jedoch im Vertrage selbst vorgesehen, dass er nur erlöschen solle, wenn ein diesbezügliches Abkommen unterschrieben würde. Dieses Abkommen sei jedoch bisher nicht unterschrieben worden; die Lage sei also nicht klar.

Ich dankte ihm für seine Erklärung und fragte ihn, ob ich ihn richtig verstanden habe, dass ich dem englischen Premierminister von ihm bestellen solle, er (Stalin) würde gern einen neuen Vertrag und ein richtiges Militärbündnis mit England haben?

Er trage Bedenken, erwiderte er, mir einen Auftrag dieser Art zu geben, da er befürchte, man würde irgendein heimtückisches Manöver dahinter vermuten und ihn entsprechend schlechtmachen.

Ich selbst würde auch Bedenken haben, sagte ich, einen derartigen Auftrag anzunehmen, da ich kein akkreditierter Vertreter meiner Regierung sei. Ich sei lediglich als Soldat hier; der richtige Mann für diesen Auftrag sei wohl der englische Botschafter in Moskau.

Stalin stimmte mir bei, fügte aber hinzu, er habe nichts dagegen, wenn ich rein privat meinen Bekannten erzählen würde, er (Stalin) würde ein Militärbündnis mit England begrüßen und hielte es sogar für dringend notwendig. Er wiederholte diesen Satz zweimal; offenbar legte er grossen Wert darauf, dass ich ihn richtig verstand. Ich erzählte ihm dann, dass Marschall Wassiliewsky mich gefragt habe, warum eigentlich die Organisation der Vereinigten Stabschefs weiterbestehen bleibe. Ich hätte ihm die Gründe auseinandergesetzt, und er habe diese Erklärung als befriedigend bezeichnet. Tatsächlich seien diese Gründe absolut einleuchtend. Während des Krieges hätten die gemeinsamen Bemühungen Englands und Amerikas engste Zusammenarbeit und Führung erfordert; wir hätten ein alliiertes Haupt-

quartier in Südostasien, im Mittelmeer und in Nordwesteuropa eingerichtet. Die internationalen Probleme seien so gross gewesen, dass auch die Organisation der Vereinten Stabschefs, die sie zu behandeln hatte, ganz natürlich grösser geworden sei. Selbst heute, im Jahre 1947, hätten wir noch immer ein alliiertes Hauptquartier in Italien und englische Streitkräfte unter amerikanischem Oberbefehl in Japan. Noch immer seien ferner als Folgeerscheinungen des Krieges eine Menge gemeinsamer Aufgaben zu erledigen, und auch zwischen Engländern und Amerikanern selbst seien noch eine ganze Anzahl Fragen abzuwickeln. All dies sei Sache der Vereinten Stabschefs.

Wir unterhielten uns bereits über eine Stunde, und Stalin sah nach der Uhr. Ich sollte schon um acht Uhr wieder bei ihm zum Dinner sein. Ich bat ihn, mir noch eine Frage zu gestatten. Während des Krieges hatten einige englische Soldaten und Zivilisten im Nachschubdienst russische Frauen geheiratet. Sie wollten gern ihre Frauen nach England holen, aber Russland verweigere ihnen die Ausreise. Im Ganzen waren es jetzt nur noch sieben Soldaten. Ich fragte ihn, ob er sich, wenn ich ihm die Namensliste dieser sieben übergäbe, der Sache annehmen und gegebenenfalls helfen würde? «Gewiss», sagte Stalin und versicherte mir, dass er sich persönlich darum kümmern und tun würde, was er könne.

Ich überreichte ihm die Liste und stand auf, um mich zu verabschieden. Wir trennten uns mit Freundschaftsbeteuerungen. Stalin sah gesund aus und war geistig ganz auf der Höhe. Ich hatte das Gefühl, wenn man über seine eigene Sache nicht genau Bescheid wusste, konnte man bei ihm leicht den Kürzeren ziehen.

Um acht Uhr abends fand im Kreml mir zu Ehren ein grosses Festmahl statt. Zu den etwa dreissig Teilnehmern gehörten: Generalissimo Stalin, Molotow und Wyschinski, Bulganin und Woroschilow vom Politbüro, Marschall Wassiliewski und etwa sieben weitere Marschälle der Sowjetunion, eine Anzahl russischer Generäle, der englische Botschafter und Mr. (später Sir) Frank Roberts, die drei Waffenattachés der englischen Botschaft.

Die Unterhaltung war zu Anfang sehr gehemmt. Es war deutlich zu erkennen, dass die Marschälle, Minister – einschliesslich Molotow

und Wyschinski – und Generäle in grösster Furcht vor Stalin lebten und in seiner Gegenwart den Mund nicht aufzumachen wagten.

Ich sass rechts von Stalin, Molotow ihm gegenüber mit dem englischen Botschafter zur Rechten. Bulganin sass links von Molotow und neben ihm Wyschinski. In der etwas frostigen Atmosphäre am Tisch hatte ich das Empfinden, ich müsste hier das «Feuer eröffnen» und die Leute ein bisschen zum Lachen bringen. Sie hatten alle Angst vor Stalin und waren daher nervös. Es war mir klar, irgendetwas musste geschehen. Ich beschloss daher, Molotow etwas «aufzuziehen». Ich fragte ihn, wie es sich in New York lebe und was er dort den ganzen Tag mache. Und da er nicht recht darauf einging, sagte ich, wahrscheinlich überlege er sich am Vormittag, wie er seine Gegner überflügeln könne, am Nachmittag beginne er dann mit seinen Umgehungsmanövern, und am Abend ginge er tanzen und trinken. Da sehe man's mal wieder, dass die Politiker zu wenig arbeiteten! Das seien ja schlimme Aussichten für die Moskauer Konferenz in diesem Jahre. Nichts würde erreicht werden, höchstens ein Beschluss, noch weitere Konferenzen abzuhalten. Ob er mir nicht schon das Programm der Konferenzen in den nächsten Jahren angeben könne?

Stalin amüsierte sich köstlich. Er beteiligte sich mit Feuereifer an dem Wortgefecht und ergriff meine Partei. Dabei sprach er immer von «wir Soldaten» im Gegensatz zu «ihr Politiker». Offenbar wollte er gern als Soldat angesehen werden. Jedenfalls machte es ihm grossen Spass, den Politikern eins auszuwischen. Ich stachelte ihn noch auf und sagte dabei schreckliche Dinge über die Politiker, die sie mir hoffentlich vergeben werden. Stalin forderte mich auf, zu ihm zu kommen; wir beide zusammen, sagte er, würden alle Zivilpolitiker in die Pfanne hauen. Ich erwiderte, ich sei nur Soldat, doch er meinte, er begrüsse die heutige Tendenz in der Welt, Soldaten zu Leitern der Staatsgeschäfte, Botschaftern usw. zu machen, und gab sich hocheifrig, dass General Marshall amerikanischer Aussenminister geworden war. Soldaten mit langjähriger Erfahrung, meinte er, gäben sehr gute Politiker ab, weil sie viel schneller «schalteten» als Zivilisten. Ich erklärte lachend, ich würde ihm meine Ansicht darüber nur unter vier Augen sagen, er dürfe aber mit niemandem darüber sprechen.

So verbrachten wir einen sehr vergnügten Abend. Offizielle Reden

wurden nicht gehalten. Die Toaste – es waren etwa sieben – brachte alle Molotow aus, auch den auf den englischen König. Er hielt jedoch keine Reden dabei, sondern stand nur auf, hob sein Glas und sagte, wir wollten jetzt auf das Wohl von diesem oder jenem trinken.

Nach dem Essen gingen wir in ein Nebenzimmer, wo wir an kleinen Tischen den Kaffee nahmen. Ich fragte Stalin, ob ich ein paar Worte sagen dürfe; er bat um Ruhe. England, sagte ich, habe in den ersten Kriegsjahren schwere Zeiten durchgemacht und hätte eine Weile lang allein gegen die vereinigte Macht Deutschlands und Italiens kämpfen müssen. Doch wir hätten das Glück gehabt, dass es den Deutschen nicht gelang, nach England überzusetzen, und auf diese Weise unsere Heimat von der Zerstörung durch die Faschistenhorden verschont blieb.

Nicht so Russland. Während England und Amerika noch mit dem Aufbau ihrer Streitkräfte beschäftigt waren, überfluteten und verheerten die deutschen Armeen das Heimatland der Russen, was zu furchtbaren Zerstörungen und grossen Menschenverlusten führte. England und Amerika konnten in der ersten Zeit Russland nur auf dem Seewege Kriegsmaschinen schicken, aber sonst kaum Unterstützung leisten. Russland musste daher die volle Wucht des deutschen Ansturmes fast allein tragen. Wir Engländer, sagte ich, würden niemals vergessen, was Russland damals erlitten habe – mehr als jedes andere Volk. Dann rühmte ich die grossen Erfolge der russischen Armee. Abschliessend wies ich auf die Notwendigkeit freundschaftlicher Beziehungen zwischen dieser und unserer Armee in Friedenszeiten hin und dankte dem Generalissimo und seinen Marschällen für die herzliche Aufnahme, die sie mir in Moskau bereitet hätten. Als militärische Spitze der englischen Armee, sagte ich, reichte ich der Sowjetarmee und ihrem Generalissimo die Freundschaftshand. Dann ging ich mit ausgestreckter Hand auf Stalin zu, und wir tauschten einen herzlichen Händedruck.

Am Vormittag hatte mir Marschall Wassiliewsky im Namen der Sowjetarmee die Paradeuniform eines Marschalls der Sowjetunion überreicht. Nach meiner Rede sagte ich nun zu Stalin, ich möchte gern diese Uniform anlegen und als russischer Marschall den Generalissimo begrüßen. Er war hochofrenet und sagte, wir müssten uns so zusammen fotografieren lassen – was denn auch geschah. Dann fragte mich Stalin, was ich jetzt unternehmen möchte, etwas Musik

hören, einen Film in seinem Privatokino sehen oder in ein Theater in der Stadt gehen? Ich erwiderte, am liebsten würde ich nach Hause gehen und mich schlafen legen – es sei schon zehn Uhr vorbei und ich müsste morgen früh zeitig auf dem Flugplatz sein, um meinen Rückflug nach London anzutreten. «Gut», sagte Stalin, «also gehen wir alle zu Bett.» Wahrscheinlich war es das erste Mal in der russischen Geschichte, dass ein offizielles Dinner im Kreml schon kurz nach zehn Uhr abends zu Ende ging.

Es hatte mich sehr interessiert, Stalin als Mensch näher kennenzulernen. Er hatte ausgesprochenen Sinn für Humor, war ein aufmerksamer Gastgeber und sehr höflich zu seinen Gästen.

Im Trinken und Essen war er sehr enthaltsam; man hatte den Eindruck, dass er eine Diät befolgte. Dafür rauchte *er* allerdings eine Zigarette nach der anderen. Sein Aussehen entsprach seinem Alter – 68 oder 70 Jahre, glaube ich –, doch schien er mir irgendwie eingeschrumpft und magerer geworden zu sein, seit ich ihn im Juli 1945 in Potsdam gesehen hatte, und nicht mehr so fest auf den Beinen zu stehen. Beim Essen sprach er von sich aus wenig, taute aber auf, wenn man ihn anzuregen verstand. Er sprach ausser Russisch keine europäische Sprache, doch verlief die Unterhaltung mühelos, da jeder von uns seinen eigenen Dolmetscher hatte.

Von allem, was ich sah und hörte, bekam ich den Eindruck, dass Russland auf sehr schwachen Füßen stand. Der Einfall der Deutschen hatte ungeheure Schäden angerichtet. In Weissrussland waren Minsk und Smolensk sowie fast alle Städte und Dörfer im nordwestlichen Teil des Landes zerstört. In der Ukraine hatten heftige Kämpfe stattgefunden, und die Verheerungen in Odessa, Kiew, Charkow, im Donbecken und im Dnjeprgebiet waren furchtbar; dort waren etwa sechzig Prozent des russischen Industriepotentials vernichtet worden. Lebensmittel waren knapp; die Ernte war 1946 schlecht ausgefallen. Die Wohnverhältnisse waren furchtbar. Moskau war eine graue, düstere Stadt; es war für eine Bevölkerung von 800'000 Menschen gebaut, Anfang Januar 1947 aber hatte es rund sieben Millionen Einwohner; die Menschen sahen niedergeschlagen und armselig aus. Es war jedoch nicht nur Kriegsmüdigkeit; man erzählte mir, das ganze Volk sei erschöpft. Russland sei am Ende seiner Kräfte.

Alles in allem genommen, kam ich zu der Ansicht, dass die Russen in ihrem derzeitigen Zustand nicht in der Lage waren, einen Welt-

krieg gegen einen starken Block verbündeter Nationen durchzustehen. Sie brauchten zunächst eine lange Friedenszeit, um sich wieder zu erholen, und sie wussten das sicher selbst sehr gut. Ich nahm daher an, dass sie in der nächsten Zeit sorgfältig darauf achten würden, den Bogen nicht zu überspannen und womöglich durch eine unüberlegte Politik in einen neuen Krieg hineinzugeraten, der über ihre Kräfte ging. Meiner Schätzung nach würde es fünfzehn bis zwanzig Jahre dauern, bis Russland wieder soweit war, einen grossen Krieg mit guten Erfolgsaussichten zu führen. In der Zwischenzeit würde es, um zu erreichen, was es wollte, so weit gehen wie nur möglich, bei nur schwachem Widerstand also wahrscheinlich bis kurz vor die Eröffnung von Feindseligkeiten. Gegenüber einem starken Gegner – oder einem, der es verstand, sich durch robustes Auftreten den Anschein der Stärke zu geben – würde es dagegen aus Angst vor einem Krieg, den es sich nicht leisten konnte, sehr schnell klein begeben. In fünfzehn bis zwanzig Jahren würde das freilich anders sein – dann würde Russland sich erholt haben und in der Lage sein, mit der Faust auf den Tisch zu schlagen und – wenn es in seiner Absicht lag – zu kämpfen um das, was es haben wollte.

In diesem Sinne berichtete ich der englischen Regierung und den Stabschefs.

Mein Besuch in Australien und Neuseeland

Am 21. Juni 1947 flog ich von London ab, um auf Einladung der Regierungen von Australien und Neuseeland diese Länder zu besuchen. Auf der Konferenz der Premierminister der Dominionen im Jahre 1946 hatten beide Staaten erklärt, sie wünschten grössere Verantwortung für die Verteidigungsfragen im Pazifik zu übernehmen. Durch meine Stellung bekamen natürlich meine Berichte von dieser Reise für Whitehall eine gewisse Bedeutung, daher beschloss ich, mich auf die Gespräche über diese Fragen mit den beiden Dominion-Regierungen sorgfältig vorzubereiten. Ich wusste recht gut, dass sowohl Tedder als auch Cunningham diese Überseereisen, bei denen ich wichtige Fragen mit Regierungen besprach, nicht gern sahen, weil ich dabei nach ihrer Ansicht als eine Art Sonderbotschafter auftrat. Keinesfalls wollten sie zulassen, dass ich das Komitee der Stabschefs «vertrat», sondern wiesen jedesmal ausdrücklich darauf hin, dass ich die Reise

nur als militärische Spitze der Armee und als «Mitglied» des Komitees der Stabschefs unternahm. Doch das war mir gerade sehr lieb, denn es liess mir mehr Freiheit, meine persönlichen Ansichten über alle möglichen Dinge zu äussern – oft zum grossen Ärger meiner beiden Kollegen in London, besonders wenn sie dann oft feststellen mussten, dass meine Ansicht, die sie meistens nicht teilten, letzten Endes obsiegte.

In Delhi vom 23. bis 25. Juni 1947

Ich hatte auf dem Wege nach Australien einen kurzen Aufenthalt in Delhi verabredet. Dazu bestimmten mich zwei Gründe: Einmal wollte ich das Programm für den Abzug der englischen Truppen aus Indien festlegen und zweitens ein grundsätzliches Abkommen erreichen, dass Gurkha-Einheiten weiter in der englischen Armee bleiben konnten, nachdem Indien unabhängig geworden war.

Am 23. Juni traf ich gegen Mittag in Delhi ein und begann noch am selben Nachmittag meine Besprechungen mit Nehru und Jinnah. Der Teilungsplan war damals schon angenommen worden.

Bei meinem ersten Verhandlungspunkt gab es keine Schwierigkeiten: sowohl Nehru als auch Jinnah waren damit einverstanden, dass der Abtransport der englischen Truppen am 15. August – dem Tage der Machtübergabe – beginnen und bis Ende Februar 1948 beendet sein sollte.

Den zweiten Punkt besprach ich nur mit Nehru. Er erhob zunächst mancherlei Einwände, und erst am Abend des nächsten Tages gelang es mir endgültig, seine Zustimmung zu erreichen.

Die beiden Führer der grossen Parteien, der Hindus und der Moslems, interessierten mich als Persönlichkeiten sehr. Nehru lernte ich erst bei dieser Gelegenheit kennen. Er war ruhig und wusste, was er wollte, hatte einen ausgesprochenen Sinn für Humor, und es war leicht, mit ihm zu verhandeln. Wir schieden als gute Freunde; man musste ihn gern haben. Jinnah war ganz anders. Er befand sich dauernd in einem Zustand der Hochspannung; er äusserte offen seinen unversöhnlichen Hass gegen die Hindus und erklärte, er wolle mit ihnen nichts zu tun haben. Mit grösstem Argwohn betrachtete er jeden Vorschlag, etwas mit der Indischen Union zu teilen, und war ent-

schlossen, nur ein völlig unabhängiges Pakistan zu akzeptieren. Gegen Auchinleck hegte er grösstes Misstrauen und sprach mit Abneigung von Mountbatten, dem Vizekönig, den Nehru, wie er sagte, «in der Tasche» hatte.

Am 24. Juni schrieb ich in mein Tagebuch: «Die plötzliche Teilung Indiens in Pakistan und die Indische Union wirft eine Menge schwierigster Fragen auf, die befriedigend nur gelöst werden können, wenn die beiden neuen Dominien aufs Engste zusammenarbeiten. Tun sie das nicht, so wird ein furchtbares Durcheinander mit viel Blutvergiessen die Folge sein.

Diese Prophezeiung sollte in schrecklichster Weise in Erfüllung gehen.

In Singapore vom 26. bis 29. Juni 1947

Am 25. Juni flog ich von Delhi ab und über Ceylon, wo ich die Nacht verbrachte, nach Singapore. Dort löste ich einen ganzen Wirbel von Unannehmlichkeiten aus, weil ich die Ansicht aussprach, dass der Marinebefehlshaber im Fernen Osten nicht allein in Hongkong bleiben, sondern sein Hauptquartier an Land zusammen mit seinem Kollegen vom Heer und von der Luftwaffe in Singapore haben sollte. Ich berichtete über meine Ansicht dienstlich an die Stabschefs in London, und die Marineleute in Singapore berichteten gleichzeitig über meine Äusserung an die Admiralität. Der Erste Seelord war darüber sehr aufgebracht, und ich bekam Mitteilung, dass die Marineoffiziere in den Londoner Klubs kaum noch mit Heeresoffizieren sprächen. In Singapore selbst putzte die Frau des Marinebefehlshabers den Generalstabsoffizier, der mich begleitete, Oberstleutnant George Cole, auf dem Achterdeck des Flaggschiffs mit lauter Stimme herunter. Nun, trotz des Sturmes hielt ich meinen Kurs durch, wenn ich mich auch nicht gerade behaglich dabei fühlte, und verlangte, dass die Frage des Standortes des Marinehauptquartieres dem Premierminister zur Entscheidung vorgelegt würde. Letzten Endes setzte meine Ansicht sich durch, und das Hauptquartier des Marinebefehlshabers im Fernen Osten kam nach Singapore. Auf alle Fälle war ich froh, am 30. Juni von Singapore wegzukommen. Als mein Flugzeug startete, soll der Marinebefehlshaber gesagt haben: «Na, hoffentlich lässt sich dieser Kerl hier nicht wieder sehen. Der Ärger, den er angestiftet hat, reicht uns für eine Weile.»

In Australien vom 30. Juni bis 16. Juli 1947

Noch am 30. Juni erreichten wir Port Darwin und flogen am nächsten Tage nach Canberra weiter. Unter uns lag jetzt das Heimatland der prächtigen Australier, die als Soldaten bei El-Alamein so wacker gefochten hatten, und ich freute mich schon sehr auf das Wiedersehen mit ihnen. Ich besuchte während meines Aufenthaltes alle Staaten und natürlich auch Tasmanien, wo ich meine Kindheit verlebt hatte. In Hobart, der Hauptstadt der Insel, wurde ich einer Anzahl älterer Damen vorgestellt, die alle behaupteten, mein Kinderfräulein gewesen zu sein, und sich noch daran erinnerten, was für Schwierigkeiten ich immer beim Baden gemacht hatte. Ich hatte keine Ahnung, dass ich so viele Kinderfräuleins gehabt und so oft gebadet hatte.

In meiner Erwiderungsansprache auf die Begrüssung in Hobart sagte ich, wie sehr ich mich freue, die Stadt wiederzusehen, selbst den Bahnhof hätte ich noch genauso in Erinnerung. Diese Bemerkung rief stürmisches Gelächter hervor und wurde sogleich von allen Lokalzeitungen aufgenommen. Der Bahnhof war nämlich trotz wiederholter Vorstellungen, ihn zu modernisieren, tatsächlich noch genau derselbe, den ich vor fünfzig Jahren gekannt hatte.

Wohin ich in Australien kam, überall waren die Ortsgruppen des Kriegsteilnehmerverbandes versammelt, um mich zu begrüßen. Das war für mich eine grosse Freude, da so viele alte Waffenkameraden von mir unter ihnen waren.

Mit den Mitgliedern der australischen Regierung hatte ich lange Besprechungen und schloss dabei viele Freundschaften. Besonders gern mochte ich Sir William McKell, den Generalgouverneur, und Mr. Chifley, den Premierminister. Unsere Besprechungen drehten sich vor allem um zwei Themen, einmal: Wie weit wollte Australien die Verantwortung für die Verteidigungsaufgaben zur Sicherung der pazifischen Gewässer auf sich nehmen? In London war man bei meiner Abreise der Meinung gewesen, Australien sei bereit, sofort die volle Verantwortung für alle strategischen Belange im Pazifik zu übernehmen. Aber sehr bald stellte ich fest, dass diese Annahme irrig war. Australien wollte sich zunächst einmal eine brauchbare Organisation schaffen, um mit dieser dann allmählich seinen Verantwortungsbereich aufzubauen. Ich hielt diese Absicht der Australier für richtig und berichtete Whitehall entsprechend.

Der zweite Punkt betraf die Vertretung der englischen Wehrmachtsbelange in Australien. Hier war ich vollkommen anderer Ansicht als meine beiden Kollegen im Komitee der Stabschefs, und die ständigen Auseinandersetzungen darüber hatten mir schon viel Ärger bereitet. Nach der bisherigen Organisation hatte jeder der drei Stabschefs einen besonderen Vertreter in Australien; dieser erhielt seine Anweisungen von seinem Ministerium in Whitehall. So hatten z.B. die Admiralität und das Luftministerium durch ihre Vertreter die Marine und die Luftwaffe Australiens bezüglich der australischen Bordfliegerei nach ganz verschiedenen Gesichtspunkten unterrichtet. Die Australier wünschten daher, dass diese Organisation geändert würde: Das Komitee der englischen Stabschefs sollte künftig nur einen gemeinsamen Vertreter in Australien haben mit einem Stab aus Angehörigen der drei Wehrmachtsteile. Ausserdem sollte dieser gemeinsame Vertreter nicht mehr Mitglied des Komitees der australischen Stabschefs sein, wie es bisher die drei Vertreter waren, und an den Sitzungen des Komitees sollte er nur teilnehmen, wenn englische Belange erörtert wurden. Ich stimmte diesem Standpunkt aus ganzem Herzen zu und sagte es nicht nur den Australiern, sondern berichtete in diesem Sinne auch nach London. Als Antwort bekam ich ein Telegramm, der Erste Seelord und der Chef des Generalstabs der Luftwaffe seien damit nicht einverstanden und hätten den Verteidigungsminister – A.V. Alexander, jetzt Lord Alexander of Hillsborough – um Entscheidung gebeten. Die Frage wurde schliesslich dem Wunsch der Australier entsprechend geregelt – was natürlich das einzig Richtige war.

In Neuseeland, vom 16. bis 31. Juli

Am 16. Juli flog ich in Australien ab und traf noch am selben Tage in Neuseeland ein. Ich besuchte alle grösseren Städte auf den beiden Hauptinseln. Wie in Australien konnte ich auch hier manches Wiedersehen mit Waffenkameraden feiern, die mit mir in der afrikanischen Wüste und in Italien gekämpft hatten. Es waren ausgezeichnete Soldaten gewesen, und meine Wiedersehensfreude war daher gross.

Die militärischen Besprechungen drehten sich in erster Linie um die Beteiligung Neuseelands an der Verteidigungsorganisation des Commonwealth im pazifischen Raum. Der Premierminister legte

grossen Wert auf eine möglichst enge Zusammenarbeit mit Australien und sprach sich für eine gemeinsame Verteidigungsorganisation aus; allerdings, sagte er, müsse die neuseeländische Regierung bei der Durchführung der Massnahmen massgeblich mitsprechen können und der Zusammenschluss mit Australien auf der Basis der Gleichheit erfolgen. Da Australien ohne weiteres darauf einging, wurde schliesslich eine gemeinsame Organisation geschaffen.

Eindrücke in Australien und Neuseeland

Ich muss darauf verzichten, meine Empfindungen während meines Aufenthaltes in den beiden Dominien zu schildern. Überall wurde ich mit so aufrichtiger Zuneigung und warmer Herzlichkeit aufgenommen, dass mir die richtigen Worte dafür fehlen. Ich weiss, dass dies nicht mir persönlich galt, sondern der Tapferkeit und Pflichttreue der Männer, die ich geführt hatte. Überall trat auch die grosse Anhänglichkeit beider Dominien gegenüber dem Mutterland zutage und ihr Wille, ihm über die wirtschaftlichen Schwierigkeiten hinwegzuhelfen, in denen es sich damals befand. Damit verbunden war der aufrichtige Wunsch nach grösserem Verständnis und engerer Verbundenheit in der Zukunft. Alle bekundeten ihre unbedingte Treue und Ergebenheit gegenüber der Krone. Angesichts dieser Einstellung war es für mich manchmal fast peinlich, wenn ich daran dachte, wie wenig diese Dominien und ihre Probleme drüben in Whitehall gekannt, gewürdigt und verstanden wurden.

Im Übrigen war meine Reise eine Hetze von einer Stadt zur nächsten, von einem Empfang zum anderen. In den vier Wochen hielt ich einige achtzig Reden, meist aus dem Stegreif. Es war wirklich fast so, wie ich einmal in Sidney sagte: «Mehr Reden pro Festmahl in Australien als Einwohner je Quadratmeile.»

Ich wurde überschüttet mit Geschenken, angefangen von neunhundert Quadratmetern tasmanischer Eiche als Fussbodenbelag für Isington Mill – geschenkt von der Aktiengesellschaft Kilndried in Tasmanien – bis zu einer wundervoll geschnitzten Standlampe, die mir die Maoris von Neuseeland überreichten. Ausserdem bekam ich Bumerangs, Tintenfässer, Spazierstöcke, wollene Schlaf- und Reisedecken, Schreibtische, eine ganze Esszimmereinrichtung, Kommoden, Maori-Schnitzereien, Lebensmittelpakete, Schuhe, Socken und

sogar rosa-wollenes Unterzeug. Aber höher noch als all das schätzte ich den rührend guten Willen und die Herzlichkeit der Geber. Die Spitzen von Staat und Wirtschaft hatte ich ebenso kennengelernt und mir zu Freunden gemacht wie den Mann auf der Strasse. Soviel ich erfahren habe, hat kein Misston meinen Besuch in den beiden Ländern getrübt. Ja, Mr. Chifley beglückwünschte mich geradezu, dass ich kein abfälliges Wort über Einstellung und Verhalten der Australier geäußert habe, wie einige Besucher aus Wehrmatskreisen es vor mir getan hätten. Ich werde meinen Aufenthalt in Australien und Neuseeland nie vergessen!

Auf Grund einer Einladung von General MacArthur hatte ich eigentlich vorgehabt, meinen Heimflug in Japan zu unterbrechen, um seine Ansichten über die dortige Lage zu hören. Doch als ich in Neuseeland war, wurde ich durch immer ernster klingende Nachrichten aus London beunruhigt – über die Mannschaftersatzlage, die Wirtschaftskrise, die beabsichtigte Verringerung der Streitkräfte und die schwankende Haltung der Regierung in den Fragen des Nahen Ostens, insbesondere Palästinas. Hinzu kam, dass mein Vertreter als Generalstabschef des Heeres, General Simpson, allein dem ganzen Grimm des Ersten Seelords und des Chefs des Generalstabs der Luftwaffe wegen der von mir in Singapore und Australien gemachten Vorschläge ausgesetzt war. Ich befürchtete, dass all dies sich auf die Armee nachteilig auswirken könnte, wenn ich nicht zur Stelle war, und beschloss daher zu meinem eigenen Bedauern, auf dem schnellsten Wege nach England zurückzukehren und den Besuch in Japan abzusagen. Ich verließ Neuseeland am 31. Juli, blieb zwei Tage in Sidney, wo noch einige zweifelhafte Punkte zu klären waren, hatte in Singapore und Ägypten Besprediungen mit den dortigen Armeebefehlshabern und war am Abend des 8. August wieder in London.

In Afrika vom 13. November bis zum 18. Dezember 1947

Mitte November verließ ich London zu einer Reise durch Afrika, auf der ich folgende Länder besuchte: FranzösischMarokko, Gambia, die Goldküste, Nigeria, Belgisch-Kongo, die Südafrikanische Union, Süd-Rhodesien, Kenya, Abessinien, den Sudan und Ägypten.

Unterwegs sprach ich mit Menschen aus allen Schichten und Berufen. Eine Unmenge militärischer Angelegenheiten wurde an mich herangetragen, und sehr oft wurde ich um Entscheidung oder Verhaltensmassregeln gebeten. Man kann Afrika nicht bereisen, ohne von den enormen Entwicklungsmöglichkeiten beeindruckt zu werden, die sich in Britisch-Afrika bieten. Würde man auch nur einen Teil verwirklichen, brauchte England nicht mehr in Sorge zu sein, wie es seinen Lebensstandard aufrechterhalten und im ständig schärfer werdenden Konkurrenzkampf der Völker bestehen kann. Doch offenbar gab es noch keinen «grossen Plan» für die Entwicklung von Britisch-Afrika und demzufolge auch keine Einzelpläne für die Kolonien. Die Zahl der dafür zuständigen Behörden war so gross, dass alle Ansätze dazu zusammenhangloses Stückwerk waren. Es gab eine Menge Komitees und zahllose Besprechungen, aber kein zielbewusstes, von einer zentralen Stelle geleitetes Vorgehen. Da der «grosse Plan» fehlte, kam die Entwicklung nicht vorwärts.

Dabei besass Britisch-Afrika das meiste, was wir so dringend brauchten: Mineralien, Rohmaterialien aller Art und Arbeitskräfte in unbeschränkter Menge. Nahrungsmittel hätte es in jedem gewünschten Ausmass hervorbringen können. Mechanische Kraft war billig herzustellen, da die Kohlenlager anscheinend unbegrenzt und die Abbaubedingungen günstig waren; auch Wasserkraft war reichlich vorhanden. Zu alledem waren noch günstige Verkehrsbedingungen nötig; Strassen- und Eisenbahnbauten mussten so durchgeführt werden, dass sie sowohl dem wirtschaftlichen als auch dem strategischen Bedürfnis entsprachen.

Am vordringlichsten erschienen mir zwei Dinge: Einmal so schnell wie möglich das nötige Kapital sicherzustellen, um die erforderlichen Maschinen, Führungs- und Arbeitskräfte bereitstellen zu können, und zweitens die verschiedenen Länder Britisch-Afrikas – notfalls auch ohne Beteiligung der Commonwealth-Mitglieder – so zusammenzubringen, dass die noch bestehenden Schranken fielen. Massgebend sollten die wirtschaftliche Notwendigkeit und der gesunde Menschenverstand sein. Afrika war Einflussgebiet der Westmächte. Noch hatte keine fremde Macht, die als Feind in Frage kam, auf dem Boden dieses Erdteiles Fuss gefasst. Sollte es einmal zu einer Auseinandersetzung zwischen Ost und West kommen, würde Afrika auf der Seite des Westens stehen; die Entwicklung seiner Kräfte war daher eine wichtige und dringende Aufgabe.

In meinem Bericht an die Regierung wies ich auf alle diese Dinge hin. Eine langfristige Planung, sagte ich, sei erforderlich, ausgehend von dem «grossen Plan», der mir vorschwebte; einzelne Erschliessungs- und Erweiterungsmassnahmen auf kurze Sicht, die sofortigen Gewinn versprachen, seien zwecklos. Die Erschliessung von Britisch-Afrika müsse ein Teil unseres Wirtschaftsprogramms werden. Ich sei mir klar, dass die Schwierigkeiten unermesslich gross seien und mancher sagen würde, was ich verlange, sei unmöglich, dazu könne ich nur sagen, dass 1944 viele Leute dasselbe auch von der Landung in der Normandie behauptet hätten.

Zunächst sandte ich nur dem Premierminister und dem Aussenminister einen Durchschlag meines Berichtes und fragte gleichzeitig bei Mr. Attlee an, ob er wünsche, dass ich noch weitere Exemplare verschicke, und gegebenenfalls an wen. Er erwiderte mir schon nach wenigen Tagen, er bäte mich, dem Kolonialminister, Mr. Arthur Creech Jones, sowie einigen anderen Kabinettsministern einen Durchschlag zu senden. Mir war von vornherein klar, dass der Kolonialminister die schärfsten Einwände gegen den Bericht erheben würde, weil er sich über den Vorwurf ärgerte, die Beamten der Kolonialregierung liessen es an Schwung und Energie fehlen, und dass er der Aufstellung eines «grossen Planes» für Britisch-Afrika alle nur möglichen Schwierigkeiten in den Weg legen würde.

Da ich das voraussah, hatte ich einen entsprechenden Absatz eingefügt, in dem ich sagte: «Ungeheurer ‚Schwung‘ wird nötig sein, um den ‚grossen Plan‘ aufzustellen, ja, um überhaupt damit anzufangen. Viele Leute werden sagen, das sei unmöglich; sie müssen rücksichtslos aus ihrer Stellung entfernt werden. Das ‚Meckern‘ wird ungeheure Ausmasse annehmen; es muss im Keim erstickt werden!»

Das Meckern des Kolonialministers war denn auch bald zu vernehmen. Es hatte die Gestalt einer achtzehneitigen Denkschrift, in der er mir in fast allen Punkten widersprach. Er erklärte, in der Kolonialverwaltung fehle es weder an einem Plan noch an «Schwung»; es gebe vielmehr bereits einen sehr guten Plan. Zum Schluss behauptete er, ich hätte die wirtschaftlichen Möglichkeiten Afrikas stark übertrieben.

Meine Erwiderung begann und endete mit Dankesworten für die grosse Arbeit und Mühe, die er sich gemacht hätte, doch weiss ich nicht recht, ob der Schuss «Rizinusöl» in der Mitte nicht doch durch-

schmeckte: «Ich habe Ihre Denkschrift mit grösstem Interesse gelesen und bin hochofreguet, daraus zu ersehen, dass bereits eine klare, wohlüberlegte Gesamtplanung sowie regionale Einzelpläne für die Erschliessung von Afrika vorhanden sind. Obwohl ich fast den ganzen Erdteil bereist habe, muss ich gestehen, dass ich selbst nichts dergleichen bemerkt habe. Aber vielleicht bin ich dafür zu dumm! Abschliessend beziehe ich mich auf die Schlussfolgerungen auf Seite 10 meines Berichtes, an denen ich weiterhin festhalte. Offensichtlich sind wir über die ganze Angelegenheit grundlegend verschiedener Ansicht. Die Zeit wird lehren, wer von uns beiden recht hat.»

Besonders genossen habe ich den Aufenthalt in Südafrika, wo ich Gast von Feldmarschall Smuts und seiner Regierung war. Ich bewunderte diesen überragenden Mann und unterhielt mich oft mit ihm über Verteidigungsfragen. Vor meiner Abreise brachte ich einige Grundgedanken zu Papier, die meiner Ansicht nach die Stellung Südafrikas in einem neuen Weltkrieg Umrissen, und holte mir die Zustimmung von Smuts dazu ein. Sie lauteten:

1. Die Bedrohung irgendeines Teiles des afrikanischen Kontinentes durch eine feindliche Macht schliesst die Möglichkeit einer Gefährdung der Sicherheit der Südafrikanischen Union ein.
2. Südafrika ist daher unmittelbar daran interessiert, die Vorherrschaft jeder unter Umständen feindlichen Macht zu verhindern. Sollte eine solche Vorherrschaft versucht werden und dies zum Kriege führen, so würde sich Südafrika unweigerlich gezwungen sehen, so zu handeln, dass die Gefahr möglichst weit von seinen Grenzen entfernt bleibt.
3. Unter diesen Umständen würde die Union
 - a) sich aktiv an der Öffnung und Offenhaltung der für ihre Sicherheit wichtigen Verkehrswege und an der Bekämpfung von Ubooten beteiligen, welche die Schifffahrt an ihren Küsten gefährden, sowie ganz allgemein dabei helfen, die Seewege im Südatlantik und im Indischen Ozean offenzuhalten;
 - b) ein Hauptnachschiebgebiet für die Kämpfe werden und eine starke Munitionsindustrie aufbauen.
4. Der Aufbau von Streitkräften im Frieden soll den allgemeinen wirtschaftlichen Möglichkeiten des Landes angepasst und so ge-

staltet werden, wie es am besten dem weiteren Ausbau in Kriegszeit für die oben skizzierten strategischen Ziele entspricht.»

Ich beendete meine Afrikareise mit einer Besichtigung der englischen Truppen in der Sueskanalzone. Dort bekam ich die Nachricht, dass David die Waffenschule des Kgl. Panzerkorps in Bovington als Kursusbester absolviert und das «Ehrenkoppel» verliehen bekommen hatte. Daraufhin entschloss ich mich, die Erledigung meiner Dienstgeschäfte in Ägypten so zu beschleunigen, dass ich noch rechtzeitig in England eintreffen konnte, um den Vorbeimarsch beim Schlussappell selbst abzunehmen und meinem Sohn das Ehrenkoppel umzulegen. David sollte bei dieser Gelegenheit auch sein Reserveoffizierspatent erhalten. Er hatte, soviel ich wusste, niemals die Absicht, Berufsoffizier zu werden. Nach Beendigung seiner Militärdienstzeit sollte er im Oktober 1948 nach Cambridge gehen, um Diplomingenieur zu werden. Am 18. Dezember 1947 traf ich wieder in England ein und hatte die grosse Freude, beim Schlussappell am 20. Dezember meinem Sohn das Ehrenkoppel zu überreichen.

Auf meiner Reise durch Afrika hatte ich einen fast vollkommenen Kreis beschrieben. Die dabei gesammelten Erfahrungen waren von grösstem Wert für mich. Überall, wohin ich kam – ob nach Französisch-Marokko, Britisch-Afrika, dem Belgischen Kongo oder Abessinien – bereitete mir die einheimische Bevölkerung einen begeisterten Empfang. Sie schienen wie besessen darauf zu sein, einen Mann zu sehen, dessen Namen sie zwar gut kannten, den sie aber bisher nur auf Bildern oder bestenfalls im Kino gesehen hatten. Jetzt sahen sie ihn, wie er lebte und lebte – hoffentlich waren sie nicht zu sehr enttäuscht.

In Nigeria erzählte man mir, es sei das erstmal, dass ein Chef des Generalstabs oder auch nur ein Mitglied des Armeerates jemals englische oder afrikanische Truppen in BritischWestafrika besuchte.

Wie von den früheren Reisen kam ich reich beladen mit Geschenken zurück; umso mehr, als ich am 17. November an der Goldküste, dem heutigen Ghana, meinen Geburtstag gefeiert hatte.

STURMWOLKEN ÜBER PALÄSTINA

Zu dem Bericht über meine Zeit als Chef des Generalstabs gehört auch eine Schilderung der Schwierigkeiten, in die ich durch die Behandlung des Palästina-Problems geriet. Ich hatte das Land, wie schon früher erwähnt, bereits im Juni 1946 besucht, ehe ich meine Pflichten in Whitehall übernahm, und war damals sehr beunruhigt gewesen über das, was ich sah und hörte. Bei der weiteren Schilderung der dortigen Ereignisse bis zum Abzug der englischen Streitkräfte im Sommer 1948 werde ich mich auf die militärische Seite beschränken: den Einsatz der Truppen zur Unterstützung der Zivilgewalt. Palästina brauchte dringend eine politische Entscheidung. Wie diese hätte sein sollen, war nicht meine Sadie. Aber durch die Unentschlossenheit in Whitehall und das Fehlen eines klaren politischen Zieles kamen zahlreiche junge Soldaten der englischen Armee ums Leben. Dagegen wehrte ich mich. Man kann aus der Art, wie die damalige Labour-Regierung das Problem anfasste, viel lernen – vor allem wie man es nicht machen soll.

Seit meinem letzten Aufenthalt im östlichen Mittelmeer war Dempsey anstelle von Paget Befehlshaber Nah-Ost geworden; Kommandeur der Truppen in Palästina war noch Barker. Die Lage dort hatte sich weiter verschlechtert. Nach verschiedenen abscheulichen Gewalttaten hatte Ende Juni 1946 die Armee energisch zugepackt und eine Anzahl führender Männer der *Haganah*¹ und der *Jewish Agency*² verhaftet und eingesperrt.

1 Bewaffnete jüdische Organisation, aus der das Gros der israelischen Armee hervorging.

2 Jüdische Interessenvertretung, die am 15. Mai 1948 die erste Regierung Israels bildete.

Im Juli war sie dann nach der Sprengung des Hotels «König David» in Jerusalem gegen den *Irgun* in Tel-Aviv selbst vorgegangen und hatte weitere Verdächtige festgenommen. Das hatte die Spannung noch vergrössert: Die Soldaten gingen nur noch bewaffnet auf die Strasse, und scharfe Vorsichtsmassnahmen waren getroffen worden, um Menschen und Gebäude vor Terrorakten zu schützen.

Gegen Ende Oktober 1946 kam der Kolonialminister Creech Jones auf den Gedanken, durch Freilassung der verhafteten Terroristenführer und Verzicht auf weitere Durchsuchungen nach Waffen die Atmosphäre zu verbessern; ja, es wurde sogar behauptet, in diesem Falle würde die *Jewish Agency* die Terrororganisationen öffentlich brandmarken und alle rechtlich denkenden Juden zum Kampf gegen sie aufrufen. Die in Haft befindlichen Terroristenführer wurden also entlassen; die Suche nach Waffen wurde eingestellt und sollte nur nach etwaigen neuen Terrorakten wieder aufgenommen werden. Diese Nachgiebigkeit der Labour-Regierung hatte zur Folge, dass die Möglichkeiten unserer Truppen, in Palästina gesetzmässige und geordnete Verhältnisse aufrechtzuerhalten, immer mehr eingeschränkt wurden. Dabei wurden englische Soldaten und englisches Personal der Palästina-Polizei weiter getötet und verwundet.

Ich geriet über diesen Zustand in ehrlichen Zorn. Ich wollte am 26. November 1946 nach Palästina fliegen, suchte aber noch vor meiner Abreise den Premierminister auf und schenkte ihm reinen Wein über die dortigen Verhältnisse ein. Seit dem 1. Oktober, sagte ich, seien 76 Soldaten und 23 Polizisten getötet oder verwundet worden. Mord und Sabotage nähmen ständig zu; der Eisenbahnverkehr sei zum Erliegen gekommen. Die Polizeitruppe in Palästina habe nur fünfzig Prozent ihres Sollbestandes und brauche dringend 3'000 neue Leute. Seit der kürzlichen Entlassung der verhafteten Terroristenführer hätten die Terrorakte nicht abgenommen, wie der Kolonialminister vorausgesagt hatte, sondern allgemein zugenommen. Die Lage verschlechtere sich zusehends. Wir unterhielten in Palästina eine Riesenarmee von 100'000 Mann; täglich verliere sie durchschnittlich zwei Mann, dürfe sich aber nicht gegen ihre Angreifer wehren. Die Armee werde missbraucht, ein grosser Teil von ihr nur zum Wachdienst verwendet. Die einzige Art und Weise, wie die Armee den Terrorismus vernichten könne, sei ein offensives Vorgehen gegen

ihn, doch das werde ihr nicht erlaubt. Wir überliessen die Initiative einfach den Terroristen. Der Kolonialminister sei anscheinend der Ansicht, das mache nichts aus. Er behauptete dauernd, die *Jewish Agency* hätte wirklich den Wunsch, dem Terror ein Ende zu machen. Aber den Erfolg sehe man ja! Abschliessend sagte ich, wenn wir nicht gewillt seien, in Palästina wieder geordnete Verhältnisse herzustellen, sei es besser, das Land zu verlassen. Ich könne es jedenfalls nicht verantworten, dass junge englische Burschen ihr Leben nutzlos verlören. Diese Erklärung löste einen Riesenkrach aus; der Premierminister forderte das Kolonialministerium zur umgehenden Vorlage eines eingehenden Berichtes darüber auf.

Am nächsten Morgen flog ich nach Palästina ab. Hoher Kommissar war damals General Sir Alan Cunningham, den Auchinleck 1941 als Führer der 8. Armee im Wüstenfeldzug abgelöst hatte. Am 29. November hatten Cunningham, Dempsey und ich in Jerusalem eine Besprechung über die allgemeine Lage. Die mannigfachen politischen Umstände, die mit dem Einsatz der Armee zusammenhingen, wurden nicht erörtert. Aber selbst Cunningham musste vom militärischen Standpunkt aus zugeben, dass die Verwendung der Truppe nicht richtig sei und die Armee wegen der ihr auferlegten Beschränkungen die Polizei bei der Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung nicht wirksam unterstützen könne. Je länger ich in Palästina war, desto weniger gefiel mir die Lage. Dem Hohen Kommissar standen nicht unerhebliche Truppen und Polizeikräfte zur Verfügung, aber weder die einen noch die anderen setzte er richtig ein – mit dem Erfolg, dass alle Bemühungen vergebens waren. Ausserdem entsprach die Polizei in keiner Weise der Vorstellung, die ich von Polizisten hatte. Im Gegensatz zu dem gutmütigen, nachsichtigen «Bobby» in England, der ohne eine Waffe seine Dienstpflichten erfüllt, war die Polizeitruppe in Palästina bis an die Zähne bewaffnet, und ein grosser Teil von ihr bestand aus motorisierten Kolonnen mit Panzerwagen. Mit anderen Worten, sie war eine schlechte Nachbildung der Armee, und die Polizisten spielten die Rolle schlecht ausgebildeter Soldaten. Sie war nicht als normale Polizei, aber auch nicht als normale Armee zu gebrauchen. Infolgedessen floss sie der Bevölkerung weder Achtung noch Vertrauen ein, zumal viele Einwohner Palästinas auf Grund ihrer Erfahrungen in Zentraleuropa ein Vorurteil gegen jede Polizei hatten.

Auch der Hohe Kommissar war offenbar der Ansicht, sofern wir nichts gegen den Terror unternähmen, würden die *Jewish Agency* und die *Haganah* ihn unterdrücken. Er war überzeugt, dass wir durch offensives Vorgehen die Zügellosigkeit nicht beseitigen konnten, und wenn wir es versuchten, dadurch nur die Juden verärgern und die Sache noch schlimmer machen würden. Mit andern Worten, er konnte Palästina nur noch mit stillschweigender Duldung der Juden regieren. In diesem Falle, erklärte ich, sollten wir das Land lieber so schnell als möglich verlassen.

Während meines Aufenthaltes erlebte ich selber in Jerusalem ein gutes Beispiel dafür, wie die Lage wirklich war. Eines Abends wurde um 18.30 Uhr eine Polizeistation von bewaffneten Juden angegriffen, die vorher einige Strassen vermint hatten, um die Umgebung abzusperren. Der Angriff wurde abgeschlagen, Soldaten kamen und beseitigten die Minen; dann ging das Leben normal weiter. Am nächsten Morgen fand eine Besprechung statt, um zu entscheiden, ob das Stadtviertel, in dem der Angriff stattgefunden hatte, durchsucht werden sollte. Das einzig Richtige in diesem Falle wäre gewesen, innerhalb zehn Minuten wären motorisierte Truppenkolonnen auf dem Schauplatz erschienen und hätten die Strassen ringsum abgesperrt, dann wäre kaum einer der Terroristen entkommen. Doch der einzige schnelle Entschluss, der an diesem Abend in Jerusalem gefasst wurde, war die Absage der Abendgesellschaft im Gouverneurpalais, weil die Gäste wegen der Minen auf den Strassen nicht hinkommen konnten!

Ich berichtete Whitehall telegraphisch über meine Auffassung der Lage und schloss mit den Worten: «Die Aufgabe, mit illegalen, bewaffneten Organisationen fertigzuwerden, wird in Palästina in einer Weise angefasst, die jede Spur von Schneid und Entschlusskraft vermissen lässt, vollständig unvernünftig ist und nie zum Erfolg führen kann.»

Damit hatte ich den Verantwortlichen den Fehdehandschuh hingeworfen, und alles war auf einen scharfen Gang zwischen Kolonial- und Kriegsministerium gefasst. Der Premierminister beschloss jedoch, den Streit durch einen Schiedsspruch zu schlichten, und forderte beide Ministerien auf, einen gemeinsamen Bericht über die Lage vorzulegen mit besonderer Berücksichtigung des Einsatzes von Armee und Polizei.

Ein gemeinsamer Bericht war praktisch unmöglich, da die beiden

Ministerien sich in keinem Punkte einig waren. So enthielt schliesslich der erste Teil des Berichtes die Ansichten des Kolonialministeriums und der zweite die des Kriegsministeriums, die in krassem Widerspruch zueinander standen. Der Bericht sollte am 1. Januar 1947 zur Erörterung kommen. Doch am 29. Dezember wurden ein Offizier und drei Unteroffiziere von den Juden überfallen, verschleppt und ausgepeitscht als Vergeltung dafür, dass wir einen jugendlichen Terroristen verprügelt hatten. Dieser Vorfall erregte in der Öffentlichkeit grosse Entrüstung, die sich auch der Sitzung am 1. Januar mitteilte. Der Premierminister nahm scharf für mich Partei, und der Kolonialminister erlitt eine schmachvolle Niederlage. Das Ende war, dass das Kolonialministerium Weisung erhielt, nach Rücksprache mit dem Kriegsministerium eine neue Direktive für den Hohen Kommissar zu entwerfen. Doch wer beschreibt mein Erstaunen: Als wir das Sitzungszimmer verliessen, trat der Kolonialminister an mich heran und bat mich, die neue Direktive aufzusetzen, was ich denn auch tat. Sie lautete wie folgt:

1. Die Regierung Sr. Majestät hat entschieden, dass weitere Anstrengungen zu unternehmen sind, um Gesetzesübertretungen und Terrorakten ein Ende zu machen.
2. Sie hat ferner entschieden, dass sofort alle nur möglichen Massnahmen zu ergreifen sind, um die Ruhe und Ordnung in Palästina wiederherzustellen und aufrechtzuerhalten, wobei Sie, soweit das nötig ist, die zu Ihrer Verfügung stehenden Truppen und Polizeikräfte einzusetzen haben.
3. Dabei kommen selbstverständlich Vergeltungsmassnahmen nicht in Frage, durch die Unschuldige schwer getroffen würden. Ausserdem sollen Polizei und Truppen sich bemühen, offensiv gegen Gesetzesübertreter vorzugehen und sicherzustellen, dass die Initiative bei den Streitkräften der Krone liegt.
4. Alle Massnahmen, die Sie zur Durchführung der in Absatz 2 und 3 skizzierten Methode ergreifen, werden bei der Regierung Sr. Majestät vollen Rückhalt finden.»

Die Direktive wurde genehmigt und an den Hohen Kommissar gesandt.

Der nächste grössere Zwischenfall war die Verschleppung eines ehemaligen Offiziers der englischen Armee und eines englischen

Richters. Der Hohe Kommissar gab daraufhin bekannt, wenn diese beiden englischen Staatsangehörigen nicht binnen vierundzwanzig Stunden zurückgebracht würden, werde er den Ausnahmezustand über das betreffende Gebiet verhängen. Das brachte mich auf die Palme! Ich schrieb an den Kolonialminister, solche Ankündigungen ermöglichten es lediglich dem Feind, seine Gegenwehr vorzubereiten, und wies erneut darauf hin, dass gerade Massnahmen dieser Art uns in die jetzige missliche Lage gebracht hatten.

Am 31. Januar schickte ich ein scharfes Telegramm im gleichen Sinne an Dempsey, in dem ich besonders unterstrich, dass die neue Direktive allein keinen Sinn hätte, wenn sie nicht richtig ausgeführt würde. In Palästina sei festes Auftreten dringend vonnöten, doch davon hätte ich, solange ich Chef des Generalstabs sei, noch nichts gemerkt. Ich schloss mit den Worten, wir müssten versuchen, den Leuten in Palästina und Whitehall einen starken Willen und den festen Entschluss einzupflanzen, Beleidigungen der englischen Herrschaft durch eine Verbrecherbande nicht länger zu dulden. Ich würde es in London versuchen, und er müsste, was er konnte, in seinem Bereich tun.

Dabei machte ich jedoch einen grossen taktischen Fehler – ich schickte einen Durchschlag des Telegrammes an den Kolonialminister, und sehr bald erhielt auch der Premierminister davon Kenntnis. Wie ich erfuhr, war er sehr ärgerlich darüber, und ich rechnete schon mit meiner Ablösung. Doch Mr. Attlee war sehr anständig in dieser Sache. Er liess mich am nächsten Morgen kommen und sagte mir, wenn meine Ansichten allgemein bekannt würden, so könne das die Regierung in eine sehr peinliche Lage bringen und bei der Palästina-Debatte im Unterhaus, die demnächst stattfinden sollte, zu einer kritischen Situation führen. Er wäre mir daher zu Dank verbunden, wenn ich das Telegramm für den Fall, dass noch andere Leute als Dempsey es gelesen hätten, zurückziehen wollte. Ich erfüllte seinen Wunsch natürlich sofort und benachrichtigte Dempsey, er solle das Telegramm als ungültig ansehen und alle Durchschläge vernichten. Inzwischen war es jedoch mit ziemlicher Sicherheit schon einer ganzen Menge Menschen zu Augen gekommen!

Da ich nicht wusste, wohin die Politik der Regierung uns noch führen würde, befahl ich, Angehörigen von Offizieren und Soldaten die Einreise nach Palästina fortan zu versagen. Am Tage darauf er-

liess der Hohe Kommissar eine noch drastischere Verfügung, in der er den sofortigen Abtransport aller englischen Frauen und Kinder sowie aller nicht benötigten männlichen Zivilisten aus Palästina anordnete. Das hiess soviel wie: Klar Schiff zum Gefecht!

Die Kämpfe in Palästina hatten inzwischen einen gewissen Höhepunkt erreicht, fast täglich begingen die verschiedenen Untergrundorganisationen Attentate auf Personen und Gebäude. Eine dieser Organisationen, die sich «Sternbande» nannte, schickte sogar einen Trupp nach Europa, dem es gelang, einen Sprengstoffanschlag auf die englische Botschaft in Rom zu verüben.

Da man damit rechnete, dass die Juden auch gegen mich ein Attentat vorhatten, bezog ein Polizist vor der Tür meiner Wohnung in Westminster Garden Nr. 7 Posten, und sooft ich nach Hindhead fuhr, um ein Wochenende bei Reynolds zu verbringen, kam ein Polizist von Haslemere herüber, um das Haus zu bewachen. Ich fand diesen polizeilichen Schutz eigentlich überflüssig. Aber eines Tages hörte mein Adjutant, als er in meinem Dienstzimmer den Telefonhörer abnahm, am andern Ende des Drahtes eine Stimme sagen: «Ist dort das Kriegsministerium? Hier spricht die Sternbande.»

Er erwiderte: «Schön. Was kann ich für Sie tun?»

Die Stimme sagte: «Heute Nacht kriegt der Feldmarschall eine Bombe.»

Mein Adjutant: «Vielen Dank. Ich werde ihm Bescheid sagen.»

Die Stimme: «Soll das ein Witz sein?»

Mein Adjutant: «Durchaus nicht. Ich dachte, Sie wollten einen machen.»

Die Stimme: «So? Na, dann kriegen Sie auch eine Bombe!»

Damit endete das Gespräch.

Doch weder in dieser noch in einer der folgenden Nächte explodierte eine Bombe – vielleicht hatte ich das dem Polizisten zu danken!

Im Februar 1947 beschloss die Regierung, die Palästina-Frage vor die Vereinten Nationen zu bringen, jedoch ohne jede Empfehlung ihrerseits, was geschehen solle. Die UN ernannten einen Untersuchungsausschuss, der der Generalversammlung bis zum 1. September berichten und Vorschläge zur Lösung des Problemes machen sollte. Gleichzeitig ergriff Russland die Partei der Juden und drängte auf Be-

endigung des englischen Mandates. Man hätte erwarten sollen, die Behandlung der Frage durch die Vereinten Nationen würde mindestens vorübergehend zu einem Nachlassen der Terrorakte führen, doch das war nicht der Fall. Die Regierung war indessen jetzt zu einer festen Haltung verpflichtet, und es sah vorerst nicht so aus, als ob sie davon abgehen wolle.

Nun erhob sich die Frage, wie man gesetzmässige und geordnete Verhältnisse während der nächsten sechs Monate aufrechterhalten könne, und von einigen Seiten wurde der Vorschlag gemacht, über das ganze Land den Ausnahmezustand zu verhängen. Ich war dagegen. Das würde nur das Wirtschaftsleben lähmen, erklärte ich, und zur Arbeitslosigkeit führen; es würde Juden und Araber gleich schwer belasten und ganz allgemein das Land schädigen. Der Hohe Kommissar besitze schon nach den jetzigen Bestimmungen sehr grosse Machtbefugnisse, die vollauf genügten – wenn er den Mut hätte, davon Gebrauch zu machen. Daher wurde im März 1947 beschlossen, das Land nicht unter Kriegerrecht zu stellen.

Der Sommer 1947 war für unsere Leute in Palästina eine schwere Zeit, und allmählich wurde es immer deutlicher erkennbar, dass ohne Rücksicht darauf, wie die Vereinten Nationen es aufnehmen würden, die Regierung entschlossen war, das Mandat niederzulegen und bis zum 1. April 1948 alle englischen Truppen aus Palästina zurückzuziehen. Doch tatsächlich stimmte die Generalversammlung der UNO schon Ende November 1947 für eine Aufteilung Palästinas zwischen Juden und Arabern und setzte eine Kommission zur Festlegung der Grenzen ein. Daraufhin beschloss die Regierung im Dezember, das Mandat schon am 15. Mai 1948 niederzulegen und den Abzug der Truppen bis zum darauffolgenden 1. August zu beenden. Dieses Datum wurde später in 1. Juli geändert.

Vom Dezember 1947 an wurde die Lage in Palästina zusehends schlechter. Die Juden suchten sich, solange das Mandat noch bestand, so viele taktische Vorteile zu sichern wie nur möglich. Die Araber jedoch gingen – mit Ausnahme ihrer sogenannten Befreiungsarmee – nicht sofort zu Feindseligkeiten über; sie verbrachten vielmehr die Zeit damit, ihre regulären Streitkräfte zu sammeln, versuchten vergeblich, zu einer Einigung über einen gemeinsamen Oberbefehl in dem bevorstehenden Kampf zu kommen, und ergingen sich in den

schrecklichsten Drohungen an die Adresse der Juden, was ihnen alles nach dem 15. Mai passieren würde. Mitte März waren dann bereits erbitterte Kämpfe zwischen Arabern und Juden im Gange. Der Hohe Kommissar wurde nervös und bat, die Beendigung des Mandates auf Ende April vorzuverlegen. Whitehall begann zu schwanken, aber schliesslich gelang es uns, die Regierung zu bestimmen, dass sie am ursprünglichen Datum, dem 15. Mai, festhielt.

Die Kämpfe zwischen Juden und Arabern hatten seltsamerweise den englischen Truppen in Palästina eine Erleichterung gebracht, da sie nicht mehr die Zielscheibe der Juden waren. Wir hatten auf einmal keine Verluste mehr. Die Truppen waren jetzt eigentlich nur noch Zuschauer und schritten nur ein, wenn eine Seite zu unterliegen drohte. Ein gutes Beispiel dafür war ihr Eingreifen in Jaffa Ende April 1948. In der Stadt fanden heftige Kämpfe statt, und die Berichte besagten, dass es den Arabern schlecht erging. Jaffa war der einzige arabische Hafen, und die Regierung ersuchte mich, dafür zu sorgen, dass er nicht vor dem 15. Mai den Besitzer wechselte. Ich gab die erforderlichen Befehle und fügte hinzu, wenn die Juden Jaffa nähmen, müssten unsere Truppen es wiedererobern und den Arabern zurückgeben. Der Befehlshaber schickte am 28. April Truppen und Panzer nach Jaffa, die, von Spitfires unterstützt, die Juden vertrieben und einen Waffenstillstand in der Stadt zustandebrachten. Wir verloren dabei einen Mann.

Die drei Hauptgebiete, die wir bis zum 15. Mai besetzt halten wollten, waren Jerusalem, Jaffa und Haifa. Die letzten Truppen sollten sich in Haifa einschiffen.

Ich muss jetzt noch die Geschichte von meinem «Krach» mit Ernie Bevin erzählen. Ich hatte vor diesem wirklich bedeutenden Mann grosse Hochachtung, bewunderte ihn und hatte ihn persönlich sehr gerne. Trotzdem kam es zwischen uns, als die Sache in Palästina bereits zu Ende ging, zu einer scharfen Auseinandersetzung.

Am 22. April 1948 waren wir im Laufe des Tages von einer wahren Flut von Presseberichten über heftige Kämpfe in Haifa überschwemmt worden, wo die Juden, wie es hiess, ein Gemetzel unter den Arabern anrichteten. Als ich um 7.30 Uhr abends gerade meine Wohnung verliess, um zum *Mansion House* zu fahren, wo ich eine Rede über Nachwuchsfragen der Armee halten sollte, kam ein Bote

vom Premierminister, der mir bestellte, ich möchte sofort nach Downing Street Nr. 10 kommen. Dort traf ich bereits Ernie Bevin und den Verteidigungsminister (Alexander) an. Der Premierminister fragte mich, ob ich die Zeitungsberichte über die Kämpfe in Haifa schon gelesen hätte. Ich bejahte, fügte aber hinzu, dass ich nicht alles glaube, was in den Zeitungen stehe; ich verliesse mich lieber auf die Meldungen der Generäle, und bisher hätte ich noch keine bekommen. Darauf wurde Ernie sehr erregt; 23'000 Araber, sagte er, seien ermordet worden, und die Lage sei katastrophal; er wollte von mir wissen, was ich dagegen zu tun gedächte. Ich erklärte, da das Kriegsministerium noch keine Meldung darüber habe, halte ich es für sicher, dass die Berichte aus Haifa stark übertrieben seien. Das Einzige, was ich tun könnte, sei, dafür zu sorgen, dass wir eine einwandfreie Meldung bekämen; solange sei jede Unterhaltung darüber zwecklos. Dann ging ich ins Kriegsministerium und setzte den Apparat in Bewegung, um die erforderlichen Meldungen zu bekommen. Im *Mansion House* kam ich natürlich etwas zu spät.

Am nächsten Morgen um 9 Uhr ging ich wieder nach Downing Street Nr. 10. Ernie Bevin war noch erregter als am Abend zuvor. Die Armee, sagte er, hätte diesen Unfug in Haifa verhindern müssen; dieses Blutbad unter den Arabern hätte ihn in eine unmögliche Lage gegenüber allen arabischen Staaten gebracht. Ich erwiderte, alle bisher eingegangenen Meldungen liessen erkennen, dass die ganze Sache stark übertrieben war und dass die Truppen die Lage jederzeit völlig beherrscht hatten. Da legte Ernie erst richtig los und schloss seine Vorwürfe mit den Worten, «die Armee habe ihn im Stich gelassen». Jetzt wurde ich ärgerlich und sagte, er müsse diese Beleidigung zurücknehmen.

Ich berichtete den Vorfall sofort meinen Kollegen im Komitee der Stabschefs, unterrichtete den Kriegsminister davon und schickte ein Telegramm an den Befehlshaber Nah-Ost. Einige Tage darauf suchte ich den Verteidigungsminister auf und fragte ihn, ob der Aussenminister seine Beleidigung der Armee schon zurückgenommen hätte; ich verlange keine Entschuldigung, sagte ich, ich wolle nur wissen, ob er seine Behauptung aufrechterhielte. Mr. Alexander wollte zunächst die ganze Sache geringschätzig als Bagatelle abtun; ausserdem, sagte er, sei gar kein Grund vorhanden, sich aufzuregen, da die

Bemerkung ja nicht in der Öffentlichkeit gefallen sei. Ich erwiderte jedoch, die ganze Armee wisse inzwischen darüber Bescheid. Das gab ihm offenbar einen Schock, und ärgerlich sagte er, ich hätte das nicht weiterverbreiten sollen. Doch ich liess nicht locker. Die Armee, sagte ich, hätte Mr. Bevins Erklärung noch nicht vergessen, dass er sein Ansehen als Politiker aufs Spiel setze für eine erfolgreiche Lösung des Palästinaproblems. Er habe es konsequent abgelehnt, auf die Armee zu hören, er habe sich vom Kolonialminister und dem Hohen Kommissar zur weichen Tour verleiten lassen und aus der ganzen Sache einen Saustall gemacht. Wenn er jetzt versuche, die Armee zum Sündenbock zu machen, so liesse ich mir das nicht gefallen. Entweder der Aussenminister stünde zu seiner Behauptung oder nicht. Er, Alexander, müsse das feststellen. Wenn sie mich rausschmeissen wollten – von mir aus, okay. Dann könne ich wenigstens im *House of Lords* einmal richtig auspacken, wie die Regierung, seit ich Generalstabschef sei, die Lage in Palästina ausser Rand und Band gebracht habe – ich freue mich schon auf diese Gelegenheit . . .

Das schlug wie eine Bombe ein. Ohne ein weiteres Wort verliess ich das Zimmer.

Ich beschloss, den Druck aufrechtzuerhalten, und schickte am nächsten Morgen, dem 3. Mai, an Mr. Alexander einen kurzen Brief folgenden Inhalts:

«Am 23. vorigen Monats hat der Aussenminister Mr. Bevin erklärt, ‚die Armee habe ihn in Palästina im Stich gelassen‘. Da Sie in diesem Augenblick zugegen waren, werden Sie sich des Vorfalls sicher erinnern, auch wenn Sie keine Anstalten trafen, die Erklärung zurückzuweisen.

Wollen Sie, bitte, bei Mr. Bevin feststellen, ob er seine Erklärung noch immer aufrechterhält oder nicht, und mir darüber Bescheid geben.»

Am 7. Mai wurde ich gebeten, um 17.15 Uhr in Nr. 10 an einer Sitzung mit dem Premierminister, dem Aussenminister und dem Verteidigungsminister teilzunehmen. Pünktlich erschien ich zu der Sitzung und fand dort noch einen vierten Herrn vor: den Schriftführer des Kabinetts, Sir Norman Brook – mit Schreibblock und Bleistift!

Attlee eröffnete die Sitzung und erteilte Mr. Bevin das Wort. Ernie war wieder ganz der alte, voller Humor und zum Scherzen aufgelegt – so wie ich meinen guten Freund kannte. Er sagte, es sei für ihn ein ganz neues Erlebnis, im Sitzungszimmer des Kabinetts durch den Ka-

kao gezogen zu werden; er habe nichts gegen die Soldaten, die alle in schwierigen Lagen ihr Bestes hergäben. Da unterbrach ihn Attlee und sagte, im Sitzungszimmer des Kabinetts sei manches gesagt worden, was im Vergleich zu dem eigentlichen Verhandlungsthema recht belanglos sei. Er sei überzeugt, dass mein Zorn, den eine in der Hitze des Augenblicks gemachte, bedauerliche Äusserung erregt habe, ebenso schnell vergessen sein werde wie diese Äusserung. Da rief Ernie im reinsten Londoner Akzent dazwischen: «Hört, hört!», und wir alle mussten lachen. Damit war das Eis gebrochen, und den Rest glättete Attlee mit wundervoll weicher Hand – man konnte einfach Ernie nicht lange böse sein.

Aber noch war die Sache nicht ganz zu Ende. Plötzlich stand Alexander auf, zog den Brief aus der Tasche, den ich ihm am 3. Mai geschrieben hatte, las ihn in drohendem Ton vor und fragte mich, was ich mit dem Satz meinte, «auch wenn Sie keine Anstalten trafen, die Erklärung zurückzuweisen». Ich erwiderte ihm, ich meinte genau das, was ich geschrieben hätte.

Doch der Premierminister war die Sache jetzt leid und sprach über ein anderes Thema. Ich möchte nur wissen, was Sir Norman Brook über diese Sitzung auf seinen Block geschrieben hat!

Am 15. Mai 1948 gaben wir das Mandat über Palästina an die Vereinten Nationen zurück, und am 1. Juli fuhren unsere letzten Truppen von Haifa ab.

Unser mehr oder weniger erzwungener Weggang aus Palästina schwächte unsere gesamte strategische Stellung im Nahen Osten und die der westlichen Welt im Allgemeinen im Kampf zwischen Ost und West. Inzwischen hatten wir Indien verloren, nachdem dieser Subkontinent geteilt worden war, und wir waren auf bestem Wege, auch aus Ägypten vertrieben zu werden. Eine feste Stellung im Sudan und in Libyen war für uns jetzt mehr denn je von Bedeutung, und das brachte ich den Ministern immer wieder nachdrücklich zum Bewusstsein.

ICH MACHE MICH IN WHITEHALL UNBELIEBT

Am meisten Aufregung und Ärger brachten mir als Chef des Generalstabs die Kämpfe mit der Regierung, um die Armee vor dem Niedergang zu bewahren. Dabei drehte es sich fast immer um zwei Dinge: Mannschaftsbedarf und Geld.

Der Kampf um die allgemeine Wehrpflicht

Schon bald nach Übernahme der Geschäfte in Whitehall wurde ich mir darüber klar, dass drastische Massnahmen erforderlich waren, wenn wir die immer ernster werdende Frage des Mannschaftsersatzes der Armee lösen wollten, die durch die überstürzten Entlassungen nach Kriegsende entstanden war. Das Einzige, was wirklich Erfolg versprach, war die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht auch in Friedenszeiten.

Als der Krieg zu Ende war, hatte die Regierung gehofft, dass unsere Verpflichtungen sich bald vermindern würden; doch vorerst sah es nicht danach aus. In Venezia Giulia und Griechenland würden wir wahrscheinlich noch einige Zeit bleiben müssen. In Palästina nahm die innere Unruhe immer mehr zu. Ägypten war infolge der Verzögerungen bei den Vertragsverhandlungen auf dem Siedepunkt angelangt. Auf den Ölfeldern am Persischen Golf drohten ernste Schwierigkeiten. In Indien war mit innerem Hader und Streit zu rechnen. Fürwahr, ein ungemütlicher Friede, der die Welt nicht zur Ruhe kommen liess. Die Freiwilligenwerbung erbrachte nicht so viele Männer, wie wir brauchten, denn der Dienst in der Armee ist nicht sehr beliebt, schon gar nicht unmittelbar nach einem Kriege.

Nach meiner Rückkehr aus Amerika im September 1946 kam ich daher zu dem Schluss, dass eine Auseinandersetzung mit der Regierung über die gesamte Mannschaftsfrage unvermeidlich war – die Hauptpunkte dabei waren allgemeine Wehrpflicht, Verpflichtung zu Reserveübungen und die künftige Entlassungsquote. Meine Kollegen im Komitee der Stabschefs waren an diesen Fragen nicht sonderlich interessiert. Die Marine konnte mit den kurzdienenden Wehrpflichtigen nicht viel anfangen; der Erste Seelord bezeichnete die allgemeine Wehrpflicht sogar als «Mühlstein am Halse der Streitkräfte». Doch ich liess mich dadurch nicht abhalten, und im Oktober 1946 legte ich dem Komitee der Stabschefs einen umfassenden Bericht vor über die Notwendigkeit der allgemeinen Wehrpflicht in Friedenszeiten für die Armee. Nach langem Hin und Her wurde mein Bericht der Regierung zugeleitet mit einem Begleitschreiben, in dem darauf hingewiesen wurde, dass der Grundsatz der Dienstverpflichtung, der in dem Bericht nur für die Armee gefordert wurde, gleichermassen für alle drei Wehrmachtsteile galt.

Ehe die Regierung jedoch der allgemeinen Wehrpflicht zustimmte, gab es noch etliche recht stürmische Sitzungen. Am schärfsten dagegen wandte sich Stafford Cripps. Bei einer Sitzung erklärte er den Bericht des Kriegsministeriums als schnell hingeworfen und nicht genügend durchdacht. Ich ging zum Gegenangriff vor, und mit Unterstützung des Premierministers, mit dem ich über das Thema wiederholt unter vier Augen gesprochen hatte, gelang es mir, ihn in die Flucht zu schlagen. Bald darauf riet mir der Kriegsminister (Mr. Bellenger), die Behandlung von Ministern lieber ihm zu überlassen, da er, wie er sagte, sie besser zu nehmen verstehe und es unklug sei, sich Feinde zu machen. Ich erklärte ihm jedoch, ich würde es niemals zulassen, dass irgendjemand mit unberechtigten Vorwürfen gegen das Kriegsministerium durchkomme.

In Regierungskreisen war man sich damals klar, dass wir um die allgemeine Wehrpflicht auch in Friedenszeiten nicht herumkommen würden, wenn wir unseren Verpflichtungen nachkommen wollten. Aber niemand hatte viel dafür übrig, und die meisten Minister – Attlee und Bevin stets ausgenommen – wären froh gewesen, wenn sie einen Vorwand gefunden hätten, die Entscheidung hinauszuschieben. Doch damit hatten sie kein Glück. Das Kabinett nahm also die Vorlage an, und am 6. November 1946 wurde das Vorhaben in der

Thronrede anlässlich der Vertagung des Parlaments bis zur nächsten Sitzungsperiode bekanntgegeben. Es hatte uns sechs Wochen schwerer Kämpfe gekostet, die notwendige Zustimmung der Regierung zu bekommen. Doch damit waren wir, wie wir gleich sehen werden, noch keineswegs über den Berg.

Anfang März 1947 leitete die Regierung den Gesetzentwurf über die allgemeine Wehrpflicht in Friedenszeiten dem Parlament zu. Da der blosse Gedanke einer zwangsweisen Aushebung von alters her in England Widerstreben hervorruft, war es nicht zu verwundern, dass die Vorlage im Parlament auf eine beträchtliche Opposition stiess, besonders auf den Bänken der Labour-Partei. Die Regierung sah sich also vor Meinungsverschiedenheiten innerhalb ihrer eigenen Partei. Der Verteidigungsminister (Mr. Alexander) bekam daher kalte Füsse und berief kurz vor der zweiten Lesung eilig eine Sitzung der Stabschefs im Unterhaus ein, um sie zu fragen, ob sie sich damit einverstanden erklären würden, die Dauer der aktiven Dienstzeit von achtzehn auf zwölf Monate herabzusetzen. In diesem Fall, glaube er, werde aller Widerstand gegen den Gesetzentwurf verschwinden. Ich erwiderte, ich könne es nicht verstehen, warum die Regierung wegen ein paar Widerspenstigen gleich so nervös werde; sie verfüge doch immer noch über eine grosse Mehrheit, und im Übrigen würden schon die Konservativen dafür sorgen, dass das Gesetz durchkäme. Das mochte er aber gar nicht gern hören.

Alle drei Stabschefs liessen keinen Zweifel darüber, dass wir achtzehn Monate brauchten. Ich sagte, wenn die Zeit auf ein Jahr herabgesetzt würde, müssten wir die Armee verkleinern. Das könne aber nur unter der Bedingung geschehen, dass alle unsere Verpflichtungen im Ausland spätestens bis Januar 1949 liquidiert würden. Unter dieser Voraussetzung könne die Armee sich mit der Herabsetzung auf ein Jahr einverstanden erklären. Wenn dies aber nicht eintreffe oder womöglich neue Verpflichtungen eingegangen würden, müssten wir wieder an die Regierung herantreten und verlangen, dass die Dienstzeit auf achtzehn Monate oder vielleicht sogar auf zwei Jahre festgesetzt werde. Mr. Alexander stimmte diesem Kompromiss zu. Um sicher zu gehen, schrieb ich ihm einen Brief, in dem ich ihn um eine schriftliche Bestätigung bat, dass die Regierung die Vorbedingung für eine zwölfmonatige Dienstzeit ganz klar verstanden hatte. Diese schriftliche Bestätigung bekam ich.

Das Gesetz über die allgemeine Wehrpflicht wurde vom Parlament verabschiedet und erhielt im Juli die königliche Genehmigung. Es sollte am 1. Januar 1949 in Kraft treten. Von diesem Tage an sollten alle eingezogenen Männer ein Jahr aktiv dienen und danach sechs Jahre in der Reserve mit der Verpflichtung zu Übungen. Für die im Lauf des Jahres 1948 eingezogenen Rekruten war eine Dienstzeit vorgesehen, die je nach dem Eintrittsdatum zwischen zwei Jahren und einem Jahre lag. Dieser Regelung hatte das Kriegsministerium unter der Bedingung zugestimmt, dass unsere Verpflichtungen im Ausland bis dahin abgewickelt waren, dass keine neuen eingegangen wurden, dass kein Feind zu bekämpfen war und keine Einheit unserer Feldarmee ständig auf mobilem Fuss gehalten zu werdenbrauchte – mit anderen Worten, unter uneingeschränkten Friedensbedingungen.

Doch leider brachte schon der Winter 1947/48 ernste Verwicklungen internationaler Art, die in der am 24. Juni 1948 beginnenden Blockade von West-Berlin durch die Russen ihren Höhepunkt erreichten. Es war jetzt klar, dass auf Jahre hinaus mit einem «uneingeschränkten Frieden» nicht zu rechnen war; zum mindesten war während des nächsten Jahres ein Ringen um die Macht zu erwarten. Wie stand es nun mit der Frage unseres Mannschaftsbedarfes?

Die Regierung beantwortete diese Frage mit dem Vorschlag, alle Entlassungen aus dem Militärdienst während der nächsten sechs Monate einzustellen. Ich erklärte, das würde zu unmöglichen Verhältnissen führen. Es wäre unlogisch, dieses Gebot zu erlassen und gleichzeitig Vorbereitungen für die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht am 1. Januar 1949 zu treffen. Es würde sich dann die unhaltbare Situation ergeben, dass ein Mann, der am 31. Dezember 1948 eingezogen wurde, verpflichtet war, bis zu zwei Jahren zu dienen, während die einen Tag später – am 1. Januar 1949 – Eingezogenen nur ein Jahr zu dienen brauchten. Die einzige praktisch mögliche Lösung des Armeeproblems sei, die Entlassungen mit einem zweijährigen Wehrpflichtzyklus im aktiven Dienst zu verbinden, bis wir klarer sähen. Ich sagte zum Premierminister, die Armee brauche vor allem stetige Verhältnisse. Ihr Mannschaftsbedarf könne nur *ganz* gedeckt werden durch Einführung der zweijährigen allgemeinen Wehrpflicht vom 1. Januar 1949 an; daher müsse die Regierung das Wehrdienstgesetz entsprechend abändern.

Es war mir klar, dass wir die Regierung niemals dazu bringen würden, einer zweijährigen Dienstzeit der Wehrpflichtigen bei der Truppe zuzustimmen. Aber vielleicht konnten wir uns auf achtzehn Monate einigen – eine Forderung, die unanfechtbar war. Aber das war auch das Äusserste – und darum wollten wir kämpfen. Am 19. Oktober rief ich die militärischen Mitglieder des Armee-Rates zusammen und fragte sie, ob sie bereit seien, wenn ich es als erster tat, geschlossen zurückzutreten, falls die Regierung sich nicht zu mindestens achtzehn Monaten aktiver Dienstzeit bei der Truppe entschliesse. Alle erklärten sich dazu bereit, und ich unterrichtete den Kriegsminister (Shinwell) davon. Er war etwas erschrocken; denn jetzt musste er dem Premierminister sagen, dass er drauf und dran war, seinen Armee-Rat zu verlieren. Dabei drängte die Zeit, denn in wenig mehr als zwei Monaten sollte das Wehrpflichtgesetz – das nur ein Jahr bei der Truppe vorsah – in Kraft treten.

Ein Mitglied meines Stabes wettete voreilig mit mir um eine halbe Krone, die Regierung werde bis zum 1. November eine Entscheidung treffen. An diesem Tage sollte ich nämlich aus dem Kriegsministerium ausscheiden, um die Leitung des Westverteidigungsstabes zu übernehmen. Ich war der Meinung, das Kabinett werde abwarten, bis ich weg war, um dann bei einem Jahr zu bleiben, da es wusste, dass die Admiralität und das Luftministerium kaum Einwände erheben würden. So kam es auch – und ich gewann meine Wette. Die Entscheidung wurde erst Ende November getroffen. Doch in der Zwischenzeit hatte ich meinen Nachfolger (Bill Slim) in alle Einzelheiten eingeweiht, und er erreichte die achtzehn Monate. Ob er dazu auch mit seinem Rücktritt drohen musste, ist mir nicht bekannt.

Letzten Endes muss man aber den Mut der Labour-Regierung anerkennen, dass sie gegen eine starke Opposition innerhalb ihrer eigenen Partei die allgemeine Wehrpflicht in Friedenszeiten eingeführt hat. Das hatten wir in erster Linie Attlee und Bevin zu verdanken.

Die gefährliche Lage der englischen Streitkräfte

Die Diskussionen über die Gesamtstärke der Streitkräfte erreichten im Sommer 1947 allmählich einen Stand, der ernste Auswirkungen befürchten liess. Darum hatte ich, wie auf Seite 518 ausgeführt,

meinen Besuch in Japan abgesagt und war von Neuseeland so schnell wie möglich nach Hause zurückgekehrt.

Anfang August 1947 gab der Verteidigungsminister bekannt, dass der Premierminister eine sofortige Prüfung der Frage wünsche, ob und wie weit es möglich sei, die Gesamtstärke der drei Wehrmachtsteile zu verringern. Die Verteidigungsausgaben, sagte er, müssten im Ganzen auf 600 Millionen Pfund herabgesetzt werden. Dabei blieb es zunächst. Dann kam eine Drohung, durch willkürliche Abstriche den Etat der Marine auf 160, den der Armee auf 270 und den der Luftwaffe auf 170 Millionen Pfund zu kürzen. Das Kriegsministerium verwahrte sich energisch gegen dieses Verfahren willkürlicher Abstriche; ich erklärte, wir würden uns mit dieser Art einer Herabsetzung der Gesamtausgaben keinesfalls zufriedengeben. Daraufhin wies der Verteidigungsminister uns an, bei der Aufstellung des Etats davon auszugehen, dass für die drei Wehrmachtsteile insgesamt höchstens 600 Millionen Pfund jährlich zur Verfügung stünden; die daraus entstehenden grossen Risiken müssten in Kauf genommen werden. Daraufhin legten die drei Stabschefs unter scharfem Protest ihre Vorschläge vor, die für die Armee folgende Höchststärken vorsehen:

1. April 1948: 529'000 1. April 1949: 339'000.

Das brachte drastische Einschränkungen mit sich, als da waren: Starke Zusammenlegungen bei allen Waffen – z.B. bei der Infanterie Herabsetzung der Bataillone von 113 auf 72, von denen nur 24 sofort einsatzbereit waren; starke Abstriche bei der Produktion neuer Waffen pp.; Abstriche bei den Instandhaltungskosten usw. Das ging so weit, dass wir keine einzige Panzerdivision mit langdienendem Personal mehr behielten.

So sehr das Kriegsministerium sich auch bemühte, es gelang ihm nicht, die Regierung davon abzuhalten, diese Zahlen ihren Bewilligungen zugrunde zu legen.

Am 27. Oktober fand im Unterhaus eine interessante Debatte statt, bei der am Schluss Mr. Alexander die Reihenfolge bekanntgab, in der die Wehrmachtsteile mit Mitteln bedacht werden sollten. Er sagte: «Angeichts der Lage, in der wir uns befinden, bin ich der Ansicht, dass unbestritten an erster Stelle die Forschung und Entwicklung neuer Waffen und Geräte stehen muss. An zweiter Stelle müssen wir uns, wie die Dinge heute liegen, den Aufbau der Luftwaffe und ihre

Schlagkraft erhalten. An dritter Stelle steht die Aufrechterhaltung unserer Überseeverbindungen und daher eine Flotte, die so stark ist, wie wir das unter den gegenwärtigen Umständen erreichen können. *Und für die Armee werden wir dann alles tun, was wir können.*»

Ich war jetzt wirklich sehr beunruhigt. Der kalte Krieg wurde zusehends heisser, und die Hauptlast dabei hatte die Armee zu tragen. Die Marine und die Luftwaffe wurden normalerweise fast ausschliesslich in einem «heissen Krieg» verwendet, und wenn wir den kalten Krieg gewannen, würde es vielleicht gar keinen heissen Krieg geben und sie würden überhaupt nicht zum Einsatz kommen. Aber Mr. Alexander stellte die Armee an die letzte Stelle: «. . . für die Armee werden wir dann alles tun, was wir können!»

Die Lage war jetzt so ernst, dass ich beschloss, die englische Armee vollkommen umzubilden mit dem Ziel, eine einzige nationale Armee zu schaffen. Die reguläre und die Territorialarmee sollten beide aus langdienenden Soldaten und Wehrpflichtigen bestehen mit einem gewissen Prozentsatz Freiwilliger in der Territorialarmee. Was in der aktiven Armee fehlte, musste bei der Mobilmachung die Territorialarmee stellen. Ein völlig neuer Plan musste aufgestellt werden, nach dem beide Armeen zusammen eine ausgeglichene nationale Armee bildeten.

Mr. Shinwell war im Oktober 1947 bei der Umbildung der Regierung in das Kriegsministerium gekommen, und der Vorschlag dieses neuen Armeeaufbaues war ziemlich der erste, den ich ihm machte. Er erklärte sich sofort einverstanden, dass wir in diesem Sinne weiterarbeiteten.

Anfang Januar 1948 liess der Verteidigungsminister ein kurzes Schreiben umlaufen, in dem er um unser Einverständnis bat, dass er die 600 Millionen Pfund, die nach dem Verteidigungsetat für 1949/50 insgesamt zur Verfügung standen, nach der Vorrangliste verteilte, die er bereits am 27. Oktober 1947 im Parlament bekanntgegeben hatte.

Ich wandte mich energisch gegen diese Vorrangliste und verlangte, dass das Wort «Vorrang» in diesem Zusammenhang nicht gebraucht wurde, weil es eine Diskriminierung eines Wehrmachtsteiles gegenüber dem anderen in sich schloss. Damit kam ich durch. Am 14. Januar wurde ich jedoch kurzerhand vom Verteidigungsministerium unterrichtet, dass der Anteil der Armee an den 600 Millionen Pfund wie folgt festgesetzt sei:

Geldmittel:	222'000'000 Pfund
Langdienende Soldaten:	185'000 (einschl. weibl. Personal)
Wehrpflichtige:	105'000

Nach diesen Zahlen mussten wir den Plan für die Armee im Jahre 1949/50 und in den folgenden Jahren aufstellen, doch wurde die Zahl 185'000 auf unseren Einspruch hin auf 200'000 erhöht.

Schon in der Zeit zwischen August 1947 und Februar 1948 hatte ich ständig erklärt, dass es unmöglich sei, mit den zugeteilten Geldbeträgen und Mannschaftszahlen eine Armee aufzustellen, die unseren derzeitigen Verpflichtungen entsprach. Wir näherten uns dem Punkt, wo wir nicht mehr in der Lage sein würden, einen einigermaßen ansehnlichen und leistungsfähigen Kampfverband zusammenzustellen, wenn die Ereignisse das erforderten. Die Armee verschlechterte sich ständig; am 1. Januar 1950 würde über ein Drittel der Mannschaften in der aktiven Armee erst achtzehn Jahre alt sein und weniger als ein Jahr Dienstzeit haben. Das aber sei völlig untragbar.

Während der ersten Monate des Jahres 1948 wurde dann die internationale Lage allmählich, aber stetig immer schlechter, bis schliesslich, wie bereits erwähnt, am 24. Juni die Blockade von Berlin durch die Russen anfang. Bei einer Sitzung beim Verteidigungsminister am 7. Juli stellte ich ihm plötzlich die Frage: «Ist die Regierung gewillt, es wegen Berlin zum Krieg kommen zu lassen?»

Er wurde durch diese Frage völlig überrascht und sagte zunächst gar nichts. Anscheinend fand *er es* unverzeihlich von mir, dass ich von ihm eine Entscheidung verlangte. Ich wies jedoch in aller Ruhe darauf hin, wenn die Antwort auf meine Frage «ja» laute, so müsse die Regierung sich darüber klar sein, dass die Armee in keiner Weise kriegsbereit sei. Wenn man an Krieg denke, müsse man sofort gewisse Massnahmen treffen, sonst würden wir gleich zu Anfang der Kämpfe eine Reihe schwerer Niederlagen erleiden. Ich erhielt jedoch keine Antwort auf meine Frage, weder in diesem Augenblick noch später.

Vor lauter Streit und Ärger konnte ich den Verteidigungsminister schon nicht mehr sehen. In meinen Augen war er ein hinterhältiger Mensch, der sich nie festlegte und nie eine Entscheidung traf. Ich bin überzeugt, meine Abneigung beruhte auf Gegenseitigkeit, aber we-

nigstens konnte er mir nicht vorwerfen, dass ich mit meiner Meinung zurückhielt oder mich nie auf einen bestimmten Kurs festlegte. Nach einer Konferenz am 15. Juli 1948, bei der ich mich wieder einmal besonders über ihn geärgert hatte, sagte ich zu dem Ersten Seelord und dem Chef des Generalstabs der Luftwaffe, Alexander sei eine «Flasche» und forderte sie auf, sich mir anzuschliessen, um gemeinsam an den Premierminister heranzutreten und ihn um Alexanders Ablösung zu bitten. Zu meinem grössten Erstaunen erklärten sie sich sofort dazu bereit! Wir verabredeten also, uns alle drei am Dienstag, dem 20. Juli, um 12 Uhr mittags im Büro von Tedder, der unser Vorsitzender war, zu treffen, um unsere Taktik beim Herantreten an den Premierminister zu vereinbaren.

Im Laufe der Jahre habe ich gelernt, dass bei solchen Dingen – wie übrigens auch im Kriege – die Wahl des Zeitpunktes und eine richtige Taktik sehr wichtig sind. Die Sache war beschlossen, und die Tage vergingen ohne irgendein Anzeichen, dass meine Kollegen etwa kalte Füsse bekommen hätten. Dienstag, der 20. Juli, kam, es wurde 10 Uhr, es schlug 11, der Zeiger rückte auf 11.30 Uhr – alles schien in Ordnung zu gehen. Da läutete um 11.40 Uhr Tedder an und sagte, er habe die Sache noch einmal eingehend mit dem Ersten Seelord besprochen; sie gäben zu, dass keiner von uns dreien auch nur das geringste Vertrauen zu dem Verteidigungsminister hätte, aber sie seien beide der Ansicht, dass das von mir angeregte Vorgehen verfassungswidrig sei und die Stellung des Komitees der Stabschefs untergraben werde. Sie könnten sich daher nicht daran beteiligen. Da ich somit allein dastand, musste ich die Sache fallenlassen. Ich habe mich später oft gefragt, ob Mr. Alexander wohl wusste, was vorging.

Als nächstes verfasste ich einen Bericht über die Lage in Westeuropa und die Aufgaben, die sich für die englische Armee daraus ergaben. Der Bericht liess keinen Zweifel darüber, dass die Armee sich in schlechter Verfassung befand und völlig unfertig und unvorbereitet auf einen Krieg war. Bei den anderen Wehrmachtsteilen sah es nur wenig besser aus. Die Lage war also meiner Ansicht nach sehr ernst. Ich schlug daher den beiden anderen Stabschefs vor, wir sollten gemeinsam die Regierung unterrichten, dass der Zustand der Streitkräfte, die in einem Kriegsfall England verteidigen sollten, uns mit

«schwerer Sorge» erfülle, und wenn nicht sofort Schritte unternommen würden, um die Sache in Ordnung zu bringen, sähen wir, falls es zum Kriege kommen sollte, die schlimmsten Katastrophen voraus. Diese Erklärung verursachte natürlich riesige Aufregung. Aber bald stellte sich heraus, dass die Minister nicht geneigt waren, etwas zu tun, was als Herausforderung angesehen werden konnte. Sie kamen jedoch überein, Schritte zu unternehmen, um die Streitkräfte für den Fall eines Krieges so stark zu machen und so gut auszurüsten wie nur möglich, sofern dies ohne Werbung in der Öffentlichkeit und ohne stärkere Auswirkungen auf die Wirtschaft des Landes geschehen könne. Damit war uns jedoch nicht geholfen; denn ohne Werbung und ohne Aufwand von Geld und Material war praktisch nichts zu machen.

Trotzdem betrieb ich die Sache emsig weiter und suchte überall Verständnis für die Dringlichkeit der Verteidigungsfragen zu wecken. Das ärgerte den Verteidigungsminister, und eines Tages äusserte er sich gegenüber Mr. Shinwell sehr abfällig über mich; ich sei ein ausserordentlich schwieriger Mensch, sagte er, und fragte ihn, ob er sich nicht schon nach einem Nachfolger für mich umgesehen habe!

Am 10. September 1948 hatten die Stabschefs einen regelrechten Krach mit dem Verteidigungsminister. Ausnahmsweise war diesmal Tedder der Angreifer, der bei solchen Gelegenheiten in der Regel alles andere als kampflustig war. Ich sprang ihm sofort bei, und zusammen machten wir Mr. Alexander fertig. Das kam so.

Mr. Alexander beabsichtigte, mit uns eine Erklärung über die Entlassungen aus der Wehrmacht zu besprechen, die er am 14. September im Parlament abgeben wollte. Tedder verlangte, in der Erklärung solle auch auf die Notwendigkeit hingewiesen werden, die Anwerbung langdienender Soldaten mit allen Mitteln zu unterstützen; denn je mehr Langdienende in den einzelnen Wehrmachtsteilen seien, desto höher sei deren Kampfkraft; ausserdem brauchten wir sie als Techniker, Handwerker usw. Doch Mr. Alexander erwiderte ihm, er sei aus politischen Gründen nicht bereit, dies zu tun.

Da brauste Tedder auf und sagte, die Regierung habe in dieser schwierigen Frage den Wehrmachtsteilen noch nie geholfen; sie habe das Volk noch niemals darauf hingewiesen, wie wichtig es sei, dass möglichst viele Soldaten sich zu einer langen Dienstzeit verpflichteten. Das brachte nun wieder den Minister auf die Palme. Noch nie-

mals in der englischen Geschichte, erklärte er, habe eine Regierung so viel für die Wehrmacht getan wie die jetzige Labour-Regierung, und als Beispiel dafür wies er besonders auf zwei Punkte hin: einmal die neue Besoldungsregelung, die als Grosstat begrüsst worden sei, und zweitens die allgemeine Wehrpflicht.

Jetzt mischte ich mich ein und sagte, wenn in der Armee die Sprache auf die Besoldungsregelung käme, finge alle Welt an zu schimpfen. Die verheirateten Offiziere hätten ihre Kriegszulagen inzwischen aufgezehrt und gerieten jetzt in Schulden. Die Erklärung im Parlament, das verheiratete Personal erhalte freie Wohnung oder stattdessen eine angemessene Entschädigung, habe in der Armee grosse Enttäuschung ausgelöst, weil sie nicht stimme, denn die Entschädigung reiche nicht aus, um auch nur eine einigermaßen anständige Wohnung zu bezahlen. Die Besoldung der Wehrmacht sei mit den steigenden Preisen nicht mitgegangen, wie dies in den Zivilberufen geschehen sei. Alles in allem sähe die Armee die Besoldungsregelung nicht nur als eine Grosstat an, sondern als aufgelegten Blödsinn. Was die allgemeine Wehrpflicht angehe, so sei ja bekannt, wie wir zu kämpfen gehabt hätten, bis wir sie endlich erreichten; noch im letzten Augenblick sei die Regierung weich in den Knien geworden. Abschliessend erklärte ich, ich teile vollkommen die Ansicht des Stabschefs der Luftwaffe, dass man die Anwerbung langdienender Soldaten unterstützen und die Gründe dafür angeben müsse. Ich könne nicht verstehen, warum der Minister sich weigere, dies in seine Erklärung vor dem Parlament aufzunehmen. Habe die Regierung etwa Angst davor?

Mr. Alexander wurde nun richtig wütend. Die Regierung habe überhaupt keine Angst, erklärte er. Das Schlimme sei, dass wir aus jedem Maulwurfshügel einen Berg machten. Diesen Stoss parierte Tedder elegant, indem er sagte, der Herr Minister behandle den Maulwurfshügel in seiner Erklärung, erkenne aber den Berg nicht, der dahinter stehe. Das Allerwichtigste sei heutzutage, dafür zu sorgen, dass der Prozentsatz der Langdienenden in den Wehrmachtsteilen höher werde, aber davon solle in der Erklärung nichts gesagt werden. Ich freute mich diebisch über diese Abfuhr – hoffentlich hat man es mir nicht angemerkt! – und ergriff erneut Tedders Partei. Ich sei vollkommen Tedders Ansicht, sagte ich. Ich sei jetzt vierzig Jahre in der Armee, hätte es aber noch nie erlebt, dass sie so heruntergewirtschaftet

worden wäre. Sie könne ja nicht einmal mehr ihren dringendsten Verpflichtungen nachkommen. Wir wären so tief gesunken, dass es tiefer kaum mehr ginge.

Das brachte Mr. Alexander so aus der Fassung, dass er eine Weile lang nicht sprechen konnte. Dann sagte er, es seien hier Dinge behauptet worden, die an anderer Stelle noch einmal zur Sprache kommen würden. Ich entgegnete ihm, ich würde meine Behauptungen mit Vergnügen an jeder Stelle und in jeder Gesellschaft wiederholen – wenn er es gern sehe, auch im *House of Lords*.

Der Erste Seelord (Lord Fraser) sagte praktisch gar nichts. Er hatte seinen Posten in der Admiralität erst eben angetreten, und dies war, glaube ich, die erste Sitzung des Komitees der Stabschefs, an der er teilnahm. Er machte nur grosse, erstaunte Augen – was man ihm nicht verdenken kann!

In Whitehall erzählte man sich allgemein, der Minister habe sich beklagt, dass die Stabschefs ihn hinterrücks überfallen hätten. Ich warnte meine Leute im Kriegsministerium vor Heckenschützen, möglicherweise müssten sie auch darauf gefasst sein, offene Angriffe Zurückschlagen zu müssen. Wenn ich etwas in Whitehall gelernt hatte, so war es dies, dass die Stabschefs nach so einer Sturm bö sofort ihre Haltung rechtfertigen mussten. Das konnte nur dadurch geschehen, dass wir offizielle Berichte über den Zustand der Kriegsmarine, der Armee und der Luftwaffe einreichten und über die Umstände, die ihnen am meisten schaden. Das geschah am 21. September. Einige Missstände waren allen drei Wehrmachtsteilen gemeinsam; sie alle mussten abgestellt oder mindestens gebessert werden, wenn die Streitkräfte in die Lage versetzt werden sollten, allen ihren Verpflichtungen – den gegenwärtigen und den vorhersehbaren – nachzukommen. Diese Missstände waren:

- a) der Mangel an Rekruten, die sich zu einer langen Dienstzeit verpflichteten, besonders in der Armee und bei der Luftwaffe;
- b) die nachteilige Wirkung der kurzen Dienstzeit nach dem Gesetz über die allgemeine Wehrpflicht von 1947;
- c) die Besoldungs- und sonstigen Verhältnisse der Wehrmichtsangehörigen, die nicht den derzeitigen Lebenskosten entsprachen. Das wirke auf die Dienstfreudigkeit und den Geist der Truppen zurück und behindere jede Verbesserung bei den Freiwilligenmeldungen;

d) die mangelnde Ausgeglichenheit und das Fehlen fast aller Reserven an Kriegsmaterial.

Der Bericht des Kriegsministeriums wies nach, dass die Armee mit der festgesetzten Kopfstärke und den zugeteilten finanziellen und materiellen Mitteln ihren Verpflichtungen nicht nachkommen konnte.

Der Bericht der Stabschefs endete mit der Feststellung, dass der gegenwärtige Zustand der Streitkräfte Anlass zu «ernstester Beunruhigung» gab. Ich glaube nicht, dass sich schon jemals eine englische Regierung zweimal im Laufe von zwei Monaten von ihren militärischen Beratern hat sagen lassen müssen, dass der Zustand der Streitkräfte Anlass zu «schwerer Sorge» und zu «ernstester Beunruhigung» gab, wie dies am 29. Juli und 21. September 1948 der Fall war.

Als der Verteidigungsminister unseren Bericht mit uns besprach, sagte ich ihm in sehr deutlichen Ausdrücken, dass wir ihm bei einem Etat von 600 Millionen Pfund keine Vorschläge für drei ausgeglichene Wehrmachtsteile machen könnten. Ich sagte ihm, das sei «einfach nicht drin». Die Regierung schiene zu glauben, für 600 Millionen Pfund könne man sich schliesslich eine ganze Menge kaufen. Aber so einfach sei die Sache nicht. Wir brauchten «Sicherheit»! Das bedeute Bereitsein, und in unserer Zeit sei Bereitsein nötiger als je zuvor. Um sie zu erreichen, müsse unser Mannschaftersatz-, Kriegsmaterialherstellungs- und Mobilmachungsplan so aufgestellt werden, dass die Nation den grossen Anforderungen eines Krieges gewachsen sei und, wenn Not am Mann war, schnell zupacken könne. Das koste natürlich eine Menge Geld, aber Sicherheit sei noch niemals billig erkaufte worden.

Zweifellos verfehlten all diese unverblühten Meinungsäusserungen nicht ihre Wirkung; auf alle Fälle hatten wir mindestens eine erhebliche Beunruhigung der Regierungskreise erreicht. Am 28. September hielt Mr. Alexander im Unterhaus eine Rede, in der er bekanntgab, dass angesichts der internationalen Lage Vorkehrungen getroffen wurden, um «den ganzen Fragenkomplex des Mannschaftersatzes und der Materialausrüstung der drei Wehrmachtsteile im Hinblick auf die veränderten Umstände einer Revision zu unterziehen».

Schliesslich und endlich sah es so aus, als ob unser mühsames Ringen mit der Regierung in den letzten zwei Jahren sich bezahlt machen

würde. Aber es sollte nicht sein! Eine ganze Reihe von Besprechungen – Katzbalgereien ist wohl der richtigere Ausdruck – begann jetzt über praktisch alles und jedes, was mit dem Aufbau und Umfang der Streitkräfte zusammenhing. Das Gezänk dauerte den ganzen Oktober über an, und als ich am 31. dieses Monats aus dem Kriegsministerium ausschied, war es noch mit derselben, wenn nicht noch grösseren Lautstärke im Gange – die Entscheidung stand jedoch immer noch aus.

Verteidigungsorganisation in Whitehall

Als ich im Juni 1946 in das Kriegsministerium kam, stellte ich sehr bald fest, dass das Komitee der Stabschefs als Ganzes nicht mehr der leistungsfähige Apparat von früher war. Der Weggang von General Ismay, Sir Ian Jacobs und einiger hervorragender Mitglieder des Stabes hatte die Tüchtigkeit des Sekretariates sehr vermindert. Anfangs dachte ich sogar daran, meine Kollegen um ihr Einverständnis zu bitten, dass wir Sir Ian Jacobs ersuchten, zurückzukommen und die Zügel wieder zu ergreifen, aber dann unterliess ich es, weil ich mir klar war, dass sie es doch nicht geben und höchstens irgendwelche Hintergedanken bei mir vermuten würden. Zu dieser geringen Leistungsfähigkeit des Apparates kamen andere Umstände hinzu, die die Arbeit nicht gerade erleichterten.

Einmal erwies sich Mr. Alexander, obschon er lange Zeit Erster Lord der Admiralität gewesen war, aus nicht ersichtlichen Gründen als völlig unfähig, seine Stellung als Verteidigungsminister auszufüllen. Nach unserer Ansicht war er ihr einfach nicht gewachsen. Im Parlament machte er bei der Debatte über die allgemeine Wehrpflicht eine ausgesprochen schlechte Figur, und niemals liess er erkennen, dass er die Probleme der Empire-Verteidigung begriff oder sich klar darüber war, wie er sie anpacken sollte.

Zweitens bestand unter den Stabschefs selbst keine Einigkeit und kein gegenseitiges Vertrauen. Das war zum grossen Teil meine Schuld. Vor und während meiner Amtszeit machte ich weite Reisen, suchte die Orte auf, wo Schwierigkeiten entstanden, deckte Fehler auf und wies meinen Stellvertreter im Kriegsministerium telegraphisch an, die Sache sofort in Whitehall zur Sprache zu bringen. Das war nicht nach dem Geschmack meiner Kollegen. Sie waren es zu-

frieden, den Dingen ihren Lauf zu lassen, und beschäftigten sich nur mit den Problemen, die ihnen vom Sekretariat des Verteidigungsministeriums vorgelegt wurden, um sie dann an den Gemeinsamen Planungsstab zur Prüfung und Berichterstattung weiterzugeben. Da dieser aus den Leitern der Planungsabteilungen der drei Wehrmachtsministerien bestand, enthielten seine Empfehlungen in der Regel Kompromisslösungen. Dieses Verfahren gab dem Gemeinsamen Planungsstab eine Zuständigkeit, die ihm nicht zukam und die er niemals haben konnte. Manchmal wurden die Planer gebeten, Probleme zu klären, über die sich die Stabschefs selbst nicht einigen konnten!

Mein Inneres bäumte sich gegen diese Art der Geschäftsführung auf, und leider habe ich dem wohl allzu offen Ausdruck gegeben. Meine Kollegen kamen selten mit eigenen Ideen heraus; sie warteten darauf, dass das Sekretariat sie ihnen eingab. Sie ärgerten sich daher, wenn ich wieder mit etwas Neuem kam, und ihr Ärger wurde nicht dadurch beschwichtigt, dass meine Vorschläge letzten Endes oft gebilligt und durchgeführt wurden. Ich verlangte, dass alle Sachen, die ich für wirklich wichtig hielt, dem Premierminister zur Entscheidung vorgelegt wurden; und nicht selten entsprach die Entscheidung meiner Empfehlung. Beispiele dafür sind die Auseinandersetzungen, die im Fernen Osten über die Frage des Standortes für das Hauptquartier des Marinebefehlshabers entstanden, und die Frage der englischen Wehrmachtsvertretung in Australien, die beide in Kapitel 28 erwähnt worden sind. In beiden Fällen entschied Mr. Attlee – zum Ärger meiner Kollegen – zugunsten meines Vorschlages.

Tatsächlich erinnere ich mich nur eines Falles, über den im Komitee der Stabschefs volle Einmütigkeit bestand; das war im Juli 1948, als ich ihnen den Vorschlag machte, den Premierminister um einen anderen Verteidigungsminister zu bitten. Aber daraus wurde nichts, da meinen beiden Kollegen, als es soweit war, das Herz in die Hose fiel. In allen anderen Fällen kam es nur zu einem Kompromiss, und ich halte das nicht einmal für verwunderlich; denn Geld und Leute waren nach dem Kriege knapp, und jedes Wehrmachtsministerium neigte dazu, nur um die eigenen Belange zu kämpfen.

Zurückblickend möchte ich daher vier Gründe für die geringe Leistung und die mangelnde Eintracht im Komitee der Stabschefs angeben:

- a) ein unzureichender Verteidigungsminister;
- b) ein minderwertiges Sekretariat im Ministerium;
- c) nicht zusammenpassende Temperamente bei den drei Stabschefs;
- d) die Neigung jedes Wehrmachtsministeriums, nur seine eigenen Interessen zu verfolgen.

Die Überlegungen brachten mich zwangsweise zu dem Schluss, dass die Kompromisswirtschaft, die jedem Führungskomitee anhaftet, nicht die richtige Art war, unsere Verteidigungsangelegenheiten zu regeln. Im Kriege funktionierte das System, teils weil Churchill Verteidigungsminister war, teils weil von 1942 an die Stabschefs in der Person von Alanbrooke eine überragende Persönlichkeit als Vorsitzenden des Komitees besaßen. Aber Churchill und Alanbrooke waren nicht mehr da. Und der nächste Minister war unfähig, sich jemals zudem einen oder dem anderen Weg zu entschliessen. Wir hätten uns schliesslich mit jeder Entscheidung abfinden müssen, aber wir bekamen überhaupt keine. Doch man darf auch nicht ungerecht gegen Mr. Alexander sein: Er bekam nur selten einen klaren und einmütigen Rat von den Stabschefs. Verteidigungsminister in Friedenszeiten hätte ein geschickter Politiker sein müssen, der in der Lage war, die politische Seite der Wehrmachtsangelegenheiten in die Hand zu nehmen. Aber von einem solchen Mann konnte man nicht erwarten, dass er von den militärischen Problemen genug verstand, um auf diesem Gebiet Führer und Wegweiser zu sein, die Bemühungen gleichzuschalten und die grossen Verfahrensfragen zu entscheiden, mit denen seine Stabschefs sich herumschlügen. Für eine Kompromisslösung waren einige Fragen zu schwerwiegend. Der Minister musste von einem höheren, nationalen Standpunkt aus die richtige Antwort geben können, und er konnte diese Antwort nur von einem unabhängigen militärischen Berater mit grosser Erfahrung bekommen. So wenigstens sah ich die Dinge damals.

Im März 1948 kam ich zu dem Schluss, dass die Lage so ernst war, dass sie einen weiteren Aufschub nicht gestattete, und entwarf eine Denkschrift, in der ich empfahl, ein Ministerausschuss solle unsere Verteidigungsorganisation in Whitehall überprüfen. Je einen Durchschlag davon schickte ich unter der Hand dem Premierminister und dem Verteidigungsminister und bat sie um ihr Einverständnis, dass

ich die Denkschrift dem Komitee der Stabschefs vorlege; da sie aller Voraussicht nach in Whitehall einiges Aufsehen erregen würde, wollte ich dadurch vermeiden, dass die Regierung überrascht wurde. Mr. Attlee teilte mir noch am selben Tage sein Einverständnis mit.

Die Denkschrift trug das Datum des 16. März 1948 und hatte folgenden Wortlaut:

- «1. Ich erlaube mir, Ihnen nachstehende Gesichtspunkte über das Komitee der Stabschefs und die Organisation unsere Verteidigungssysteme zu unterbreiten.
2. Das Komitee der Stabschefs wurde im Jahre 1924 als Unterausschuss des Empire-Verteidigungskomitees geschaffen mit dem Zweck, das Kabinett als Ganzes und seine einzelnen Mitglieder zu beraten.

Etwas zehn Jahre danach hatte es sich als nützliches Instrument für die gegenseitige Konsultation der Wehrmachtsteile auf höchster Ebene erwiesen, und zwar sowohl in Notzeiten als auch bei Tagesfragen von geringerer Bedeutung. Doch die Haupthoffnungen, die man auf dieses Komitee gesetzt hatte, hatte es augenscheinlich enttäuscht.

Lord Trenchard schrieb darüber im Jahre 1935: . . . es ist wenig geschehen, um die wichtigeren Fragen der Verteidigungspolitik zu erforschen, und noch weniger, um sie zu entscheiden. Lord Hailsham hat es als Sprecher der Regierung als einen Vorteil des Komitees der Stabschefs bezeichnet, dass die Regierung «fast in allen Fällen einen einmütigen Bericht von den Spitzen der drei Wehrmachtsteile erhält» und dass «das Auftreten erheblicher Meinungsverschiedenheiten über strategische Fragen sehr unwahrscheinlich» sei. Ich fürchte, unter dem Druck und aus mancherlei anderen Gründen ist diese Einmütigkeit allzuoft dadurch zustande gekommen, dass man stillschweigend übereinkam, wichtige Meinungsverschiedenheiten auszuklammern, Themen zu vermeiden, bei denen Meinungsverschiedenheiten auftreten konnten, und den Rahmen der Komiteeberichte auf Fragen zu beschränken, über die auf der Basis des «do ut des» ein Einverständnis erreicht werden konnte. Bei der Überprüfung der Verteidigungspolitik durch hohe Militärs kommt es aber nicht darauf an, dass die Regierung einmütige Berichte bekommt, sondern darauf, dass es eine Stelle gibt, welche die Verteidigungsbelange

unbehindert durch interministerielle Kompromisse überprüft. Wir wollen die offene Diskussion fördern, aber nicht Meinungsverschiedenheiten von der Bildfläche verschwinden lassen.

3. Als Abhilfe schlug Lord Trenchard damals vor, einen Minister zum hauptamtlichen Vorsitzenden des Empire-Verteidigungskomitees zu machen, der bei den Sitzungen des Unterausschusses der Stabschefs normalerweise den Vorsitz führen sollte. Dieser Minister sollte für das Empire-Verteidigungskomitee einen «Ständigen Sekretär» und einen besonderen Stab bekommen, der überwiegend aus vielversprechenden Offizieren aller drei Wehrmachtsteile bestand. Diese Vorschläge wurden jedoch, soviel mir bekannt ist, nicht angenommen, obwohl man es später für notwendig hielt, einen besonderen Minister zur Zusammenfassung aller Verteidigungsbelange zu ernennen, der berechtigt war, von Zeit zu Zeit den Unterausschuss der Stabschefs zu einer Sitzung einzuberufen.
4. Das Ministerium zur Zusammenfassung aller Verteidigungsbelange bestand auch während des Krieges weiter bis zum April 1940, als Mr. Churchill, der damals Erster Lord der Admiralität war, eine Sonderstellung erhielt, die ihn ermächtigte, dem Komitee der Stabschefs Belehrungen und Anweisungen zu geben, und es zu diesem Zweck jederzeit zu einer Sitzung einzuberufen. Das änderte sich, nachdem Mr. Churchill Premierminister geworden war; denn er wurde gleichzeitig auch Verteidigungsminister, und in dieser Eigenschaft führte er den Vorsitz im Verteidigungskomitee, an dessen Sitzungen sowohl die Wehrachtsminister als auch die Stabschefs regelmässig teilnahmen. Im Kriege führte der Verteidigungsminister auch den Vorsitz bei den Sitzungen des Komitees der Stabschefs und hatte in diesem Komitee einen eigenen Sonderbeauftragten.
5. Fraglos arbeitete diese von Mr. Churchill im Kriege eingeführte Organisation gut, und die strategischen und operativen Fragen wurden auf höchster Ebene schnell entschieden, ohne dass die Stabschefs jemals dazu geneigt hätten, grundsätzliche Divergenzen zu unterdrücken.

Das Weissbuch vom Oktober 1946 erkennt das ausdrücklich an, weist aber gleichzeitig auf die Mängel des Systems hin, die in Friedenszeiten und bis zum April 1940 zutage traten. Das Ziel des Weissbuches von 1946 war, in Friedenszeiten eine Organisa-

tion zu schaffen, die eine vereinheitlichte Verteidigungspolitik sicherstellte, und zu diesem Zweck empfahl es die Schaffung eines Verteidigungsministers, dessen Beziehungen zu den Stabschefs etwa dieselben sein sollten wie die von Mr. Churchill 1940 festgesetzten.

6. Es erhebt sich nun die Frage, ob die 1946 empfohlenen und dann durchgeführten Einrichtungen bezüglich ihrer Hauptaufgabe, eine vereinheitlichte Verteidigungspolitik sicherzustellen, Erfolg gehabt haben. Ich stehe nicht an, zu erklären, dass dies nicht der Fall ist. Die Gründe seien nachstehend untersucht.
7. Ich beginne mit der allgemein bekannten Tatsache, dass Friedens- und Kriegsverhältnisse sehr verschieden sind, selbst wenn der Friede in Wirklichkeit ein ‚kalter Krieg‘ sein mag. In Friedenszeiten müssen die Wehrmachtsteile immer damit rechnen, dass ihre Mannschafts-, Geld- und Materialanforderungen stark beschnitten werden. Und wenn es auch vielleicht eine Binsenwahrheit ist, dass ein gewisses Mindestmass an Verteidigungsausgaben an erster Stelle im Etat eines Landes erscheinen sollte, so wird es nur ganz selten vorkommen, dass die drei Wehrmachtsteile alles oder auch nur den grössten Teil von dem bekommen, was jeder Einzelne von ihnen als sein unerlässliches Mindestmass ansieht. Das wird besonders dann der Fall sein, wenn das betreffende Volk nicht genügend Rohmaterialien, Arbeitskräfte und ausländische Hilfsquellen hat, um seinen Lebensstandard aufrechtzuerhalten. In Kriegszeiten fällt diese Einschränkung viel weniger ins Gewicht, weil dann die Verteidigungsansprüche den Vorrang vor allen anderen Bedürfnissen haben müssen und auch haben, abgesehen von dem Mindestbedarf an Nahrungsmitteln und Bekleidung zur Aufrechterhaltung des Lebens, der Gesundheit und Leistungsfähigkeit der Zivilbevölkerung. Englands eigene Mittel werden niemals dazu ausreichen, einen Krieg so ungestüm und so rücksichtslos zu führen, wie wir es gern möchten. Doch in den beiden letzten Kriegen erhielten wir dank dem grossen Entgegenkommen und den ungeheuren Produktionsmöglichkeiten der Vereinigten Staaten so reichlich Unterstützung, dass zu Anfang kaum eine militärische Forderung als ungerechtfertigt abgelehnt wurde, wenn es auch später in der Pra-

xis notwendig wurde, einigen Ansprüchen den Vorrang vor anderen zu geben. Unter diesen Umständen konnten die Stabschefs leicht Einmütigkeit erzielen, indem sie sich gegenseitig ihre Forderungen bewilligten; höchstens werden sie noch darüber diskutiert haben, wer zuerst beliefert werden sollte.

8. In einer Zeit, wo es von Anfang an Beschränkungen gibt, kommen ganz andere Überlegungen zur Geltung.

Die drei Stabschefs sind nicht nur Berater des Kabinetts in militärpolitischen und strategischen Fragen; jeder von ihnen hat ausserdem über die gegenwärtigen und künftigen Belange seines eigenen Wehrmachtsteiles zu wachen und bis zu einem gewissen Grade auch über die berechtigten Interessen jedes seiner Angehörigen. Verständlicherweise kämpft daher jeder für seine Sache und will nirgends Zugeständnisse machen.

Einer der drei Stabschefs ist Vorsitzender des Komitees – ein wenig beneidenswerter Posten. Man verlangt von ihm, dass er unparteiisch ist, doch das ist kaum menschenmöglich, da er seine eigenen Verpflichtungen hat und daher geneigt ist, auf die andern beiden zu drücken.

9. Und so kommen wir schliesslich zu dem Zustand, den Lord Trenchard 1789 geschildert hat. Meiner Ansicht nach passen seine Ausführungen Wort für Wort auf die heutigen Verhältnisse.
10. Trotzdem glaube ich nicht, dass Lord Trenchards Vorschlag, einen Minister zum hauptamtlichen Vorsitzenden des Komitees der Stabschefs zu machen, Abhilfe bringen würde.

Ich bin vielmehr der Ansicht, dass man dem Verteidigungsminister einen Chef des Stabes geben sollte. Seine Ernennung wäre ein grosser Schritt vorwärts zu unserem Ziel.

Der Chef des Stabes des Verteidigungsministers sollte ex officio der ständige Vorsitzende des Komitees der Stabschefs sein.

11. Um eine einheitliche, logisch zusammenhängende Verteidigungspolitik zu führen, braucht der Verteidigungsminister die Vorschläge der Stabschefs, die er nach eingehender Prüfung dem Kabinett zur Annahme empfiehlt. Was er bisher im Allgemeinen von ihnen bekommt, kann man jedoch kaum als Vorschläge zur Verteidigungspolitik bezeichnen – aus dem einfachen Grunde, weil die Ansichten der drei Stabschefs so voneinander abwei-

chen, dass sie den Ausweg gefunden haben, entweder überhaupt nichts zu berichten oder aber ein Geschreibsel ohne Saft und Kraft abzuliefern, mit dem man nichts anfangen kann.

Es würde schon einiges gewonnen, wenn die Stabschefs dem Minister eine Zusammenstellung der Punkte geben würden, in denen sie voneinander abweichen, aber das genügt nicht. Der Verteidigungsminister muss aus den Diskussionen der Stabschefs einen zusammenhängenden, praktisch brauchbaren Plan aufstellen können, den er den militärischen Laien, die darüber entscheiden sollen, leicht erklären kann. Hat er einen Chef des Stabes, der gleichzeitig Vorsitzender des Komitees der Stabschefs ist, so kann er auf alle Fälle zweierlei bekommen:

1. Eine unparteiische Darstellung der einander widersprechenden Ansichten;
 2. einen durchführbaren Plan, der die Beschränkung der Mittel in Betracht zieht, vernünftig und ausgeglichen ist und den Empfehlungen der drei einzelnen Wehrmachtsteile am wenigsten Gewalt antut.
12. Ich bin mir darüber klar, dass ein idealer Chef des Stabes für den Verteidigungsminister nicht leicht zu finden sein wird. Aber das beeinträchtigt in keiner Weise das Prinzip. Wir müssen uns zuerst grundsätzlich entscheiden, ob wir die Stellung brauchen und daher schaffen wollen; den Mann dafür können wir dann später suchen. Damit er seine Aufgabe erfüllen kann, muss es ein Mann mit reicher, praktischer Kriegserfahrung sein, der höhere Führerstellungen bekleidet hat und neuen Ideen zugänglich ist.
13. Nach meiner Ansicht müssen wir allmählich anfangen, Fortschritte im Aufbau einer ausgeglichenen Wehrmacht zu machen. Seit dem Ende des zweiten Weltkrieges sind fast drei Jahre vergangen; bisher haben wir aber keine Fortschritte, sondern eher einen Rückschritt gemacht.
14. Jeder Wehrmachtsteil hat im eigenen Rahmen Einrichtungen getroffen, die eine Spezialisierung ermöglichen, wo sie nötig ist, und doch die Einheitlichkeit im Grossen sicherstellen. Für die drei Wehrmachtsteile gemeinsam haben wir jedoch noch keine solche Einrichtung geschaffen. Die Spezialisierung ist zwar da, aber es fehlt an Verbindung in den höheren Rängen, die allein zu dem strategischen Überblick führen kann, den wir anstreben. Während

des zweiten Weltkrieges hatten wir vorübergehend solche Möglichkeiten, als die Obersten Befehlshaber geschaffen wurden; aber das ist vorbei, und heute sind wir wieder, wo immer es um die Entscheidung von gemeinsamen Fragen aller drei Wehrmachtsteile geht, bei unserm Triumvirat von Spezialisten. Unsere Organisation ähnelt einem Schlachtschiff, das von einem Komitee geführt wird, bestehend aus dem Artillerieoffizier, dem Major der Marineinfanterie und dem Leitenden Ingenieur; jedem untersteht ein Drittel der Besatzung, und jeder trägt eine andere Uniform.

15. Es gibt mehrere Gründe dafür, dass diesem Zustand ein Ende gemacht werden muss:

Einmal sind die Aufgaben der drei Wehrmachtsteile längst nicht mehr so unterschiedlich wie früher; die Marine fliegt, die Luftwaffe kämpft gegen feindliche Landtruppen und transportiert unsere eigenen; bei einer Landung arbeiten alle drei Wehrmachtsteile zusammen.

Zweitens: Der Fortschritt der wissenschaftlichen Forschung hat Begriffe und Waffen hervorgebracht, die nicht mehr recht in das Bild von drei getrennten Wehrmachtsteilen passen; sie führen mit der Zeit dazu, die Kriegsführungsmethoden zu vereinheitlichen, und es ist heute wichtiger denn je, dass vorurteilslose Köpfe die Anwendungsmöglichkeiten wissenschaftlicher Forschungsergebnisse auf die Kriegsführung untersuchen.

Und drittens: Unser Volk ist arm geworden. Wir können uns daher den Luxus einer Doppel- und Dreifachbesetzung und die Vergeudung, die darin liegt, dass man die Forderungen der drei Wehrmachtsteile einfach addiert, nicht mehr leisten.

Schlussfolgerungen

16. Wir brauchen eine vereinheitlichte Verteidigungspolitik – bei der heutigen Organisation haben wir keine Hoffnung, sie je zu erreichen.
17. Wir müssen Fortschritte im Aufbau einer ausgeglichenen Wehrmacht machen; bisher ist in dieser Hinsicht noch nichts geschehen.
18. Wir brauchen eine leistungsfähige Organisation der Führung in Friedenszeiten, die es uns ermöglicht, den Anforderungen gerecht

zu werden und unser volles Kriegspotential zur Geltung zu bringen, sobald der Kriegsfall eintritt.

19. Ich empfehle, dass das ganze Problem so bald wie möglich von einem Ministerausschuss geprüft wird.»

Ich hatte die Denkschrift bei mehreren Sitzungen mit meinen Kollegen erörtert. Um nun meine Behauptung zu unterstützen, dass das Komitee der Stabschefs in den wichtigsten Fragen nur wenig zum Fortschritt beigetragen hatte, brachte ich eine Erklärung zu Papier, in der ich die Richtigkeit anhand amtlicher Dokumente bewies. Dabei beschränkte ich mich auf vier Punkte: 1. allgemeine strategische Fragen, 2. die langfristige Planung ausgeglichener Streitkräfte im Frieden, 3. Pläne für die Vermehrung der Streitkräfte bei Kriegsausbruch und 4. Die Führungsorganisation in Übersee.

Dann wartete ich auf die erwarteten Einwände gegen meine Denkschrift – die denn auch nicht lange auf sich warten liessen.

Es stellte sich jedoch sofort heraus, dass alle Diskussionen im Komitee der Stabschefs nichts an der Verschiedenheit der Ansichten über diese Frage ändern konnten. Ich stand mit meinem Wunsch, die Verteidigungsorganisation zu überprüfen, allein. Die beiden anderen Stabschefs und der höhere Generalstabsoffizier beim Verteidigungsminister – General Hollis von der Marineinfanterie – erhoben energisch Einspruch gegen jede Überprüfung oder Änderung der Organisation. Schliesslich einigten wir uns darauf, dass der Generalstabschef der Luftwaffe als unser Vorsitzender die Sache dem Verteidigungsminister zur Entscheidung vorlegen sollte, was er am 14. April 1948 tat.

Fünf Tage darauf ging die Antwort des Ministers ein. Er verschanzte sich hinter dem Votum der Mehrheit, bestehend aus dem Ersten Seelord und dem Generalstabschef der Luftwaffe, und lehnte den Vorschlag ab. Damit war die Sache erledigt – aber wenigstens hatte er sich einmal zu einer Entscheidung aufgerafft! Ich enthielt mich jeder weiteren Äusserung. So endete mein Versuch, zu einer vernünftigen Verteidigungsorganisation in Whitehall zu kommen. Immerhin hatte ich die Frage einmal zur Sprache gebracht und dafür gesorgt, dass die ablehnende Entscheidung aktenkundig wurde.

Die bisherige Organisation blieb also weiterbestehen. In Whitehall herrschte allgemein die Ansicht, dass sie auch ohne Änderung funktionieren würde, wenn nur der Verteidigungsminister besser wä-

re. Es blieb uns daher nur übrig zu hoffen, bald einen wirklich tüchtigen Ersatz zu bekommen.

Im Jahre 1955 machte die Regierung Eden einen Anlauf zur Verbesserung der Verteidigungsorganisation, doch erhielt damals der Verteidigungsminister weder die erforderliche Entscheidungsvollmacht noch bekam er einen Chef des Stabes. Erst 1957 wurde die Sache energisch angepackt. Im Januar dieses Jahres gab die Regierung Macmillan dem neuen Verteidigungsminister (Duncan Sandys) eine klare Weisung zugleich mit den nötigen Vollmachten. Seine Hauptaufgabe war, unter Berücksichtigung der strategischen Notwendigkeiten eine neue Verteidigungspolitik festzulegen, die eine erhebliche Verringerung der Ausgaben und des Mannschaftsbedarfs gewährleistete, und einen entsprechenden Plan für die Neugestaltung und Neugliederung der Streitkräfte zu entwerfen. Er wurde ermächtigt, über alle Fragen Entscheidungen zu treffen, die Grösse, Form, Gliederung und Verteilung der Streitkräfte, ihre Ausrüstung – einschliesslich Forschung und Entwicklung –, ihre Versorgung, Bezahlung und Dienstbedingungen betrafen. Er erhielt ferner Entscheidungsvollmacht für alle Fragen der Verwaltung und Stellenbewilligung, was nach seiner Ansicht besonders wichtig war. Ausserdem mussten alle Vorschläge und Anträge der drei Wehrmachtsminister und des Versorgungsministers an den Premierminister, das Verteidigungskomitee und das Kabinett, soweit sie innerhalb des Aufgabenbereichs des Verteidigungsministers lagen, ihm eingereicht werden. Schliesslich bekam der Verteidigungsminister einen Chef des Stabes, der gleichzeitig Vorsitzender des Komitees der Stabschefs sein sollte.

ANFÄNGE EINER GEMEINSAMEN VERTEIDIGUNG EUROPAS

Als ich im Juli 1946 in das Kriegsministerium kam, stellte ich fest, dass es dort keine klare Vorstellung davon gab, wie Englands strategischer Plan in einem grossen Kriege aussehen sollte, und meine Kollegen im Komitee der Stabschefs hielten es nicht für angezeigt, gerade jetzt einen Bericht darüber einzureichen. Ich war anderer Ansicht, und eine längere Diskussion entspann sich darüber. Schliesslich verfasste dann das Kriegsministerium eine Denkschrift über die strategischen Erfordernisse, die ich am 25. Juli den Stabschefs vorlegte (siehe Seite 485). Der Hauptpunkt dieser Denkschrift betraf die Notwendigkeit, die Widerstandskraft der als Verbündete für uns in Frage kommenden Völker Europas zu erhöhen und auf diese Weise einen starken westlichen Block zu schaffen, um uns alle vor einem Angriff von Osten her zu schützen. Wir selbst, hiess es darin weiter, müssten uns darauf vorbereiten, an der Seite unserer Verbündeten auf dem Festland Europas zu kämpfen – mit allem, was das an Folgen nach sich zog.

Soviel ich weiss, war dies der erste Versuch, führende Kreise Englands zu der Einsicht zu bringen, dass wir in einem kommenden Kriege wieder auf dem Festland Europas kämpfen mussten. Es gelang mir jedoch nicht, meine beiden Kollegen von der Richtigkeit dieses Gedankens zu überzeugen, und da ich in Whitehall ein «Neuling» war, bestand ich damals (im Juli 1946) nicht darauf, zumal andere Dinge mich voll in Anspruch nahmen.

Im Dezember 1947 waren die Aussenminister der Besatzungsmächte in Deutschland zu einer Konferenz in London zusammengetreten; dabei kamen sie zu der Erkenntnis, dass mit den Russen kein Einvernehmen zu erreichen sei. Als ich von meiner Afrikareise zu-

rückkam, liess mich einen Tag vor Weihnachten Ernie Bevin kommen und unterrichtete mich davon, dass er dem französischen Aussenminister (M. Bidault) gesagt habe, es sei an der Zeit, mit der Bildung eines Bündnisses oder wenigstens eines Zusammenschlusses der Staaten Westeuropas zu beginnen und, wenn möglich, auch die Vereinigten Staaten zum Beitritt zu bewegen. England und Frankreich, setzte er hinzu, müssten sich jedoch zunächst über die militärisch-strategischen Fragen einigen, und zu diesem Zweck sollten Besprechungen der beiderseitigen Generalstäbe stattfinden. Er habe vor, englischerseits auch mit den Amerikanern solche Besprechungen einzuleiten, aber erst, wenn wir uns selbst klarer über die Dinge wären und das Problem der Verteidigung Westeuropas mit den Franzosen besprochen hätten.

Daraufhin wurde durch Vermittlung des Aussenministeriums General Revers, der Generalstabschef der französischen Armee, nach London eingeladen, und ich erörterte in langen Besprechungen mit ihm das ganze Problem. Inzwischen verfolgte Bevin den Plan einer «Westunion» energisch weiter. Seine Absicht war folgende:

- a) Zunächst die Beneluxstaaten – Belgien, die Niederlande und Luxemburg – an das englisch-französische Bündnisabkommen von 1947 anzuschliessen und aus allen zusammen eine «Westunion» zu bilden;
- b) dann zu überlegen, wie man daraus ein grösseres Bündnis mit den anderen nicht-kommunistischen Ländern, besonders Skandinavien und Italien, machen konnte.

Dann trat er an General Marshall heran, den Aussenminister der Regierung Truman, der den Gedanken eines politischen und wirtschaftlichen Zusammenschlusses der westeuropäischen und Mittelmeerländer nach den angedeuteten Grundsätzen wärmstens begrüsst. Dadurch ermutigt, ging Mr. Bevin dazu über, durch private Gespräche mit den Amerikanern zu klären, ob sie unter Umständen bereit wären, sich einem grösseren Bündnis anzuschliessen. Doch das lehnten sie ab; sie trauten sich im Augenblick nicht, die Frage militärischer Verpflichtungen in Europa im Kongress zur Sprache zu bringen.

Meine Ansicht über alle diese Dinge war, ehe wir mit anderen Leuten sprächen, müssten wir uns erst einmal selbst über unsere eigenen

strategischen Pläne im Fall eines Krieges in Europa klar werden, der sich leicht zu einem Weltkrieg ausweiten konnte. Im Komitee der Stabschefs schlug ich vor, wir sollten eine gemeinsame Denkschrift darüber verfassen; ich sei gern bereit, sagte ich, mit einem Bericht, der die Ansichten des Kriegsministeriums wiedergebe, den Anfang zu machen. Doch das wollten meine beiden Kollegen nicht; die gemeinsamen Planer, sagten sie, seien schon dabei, eine Denkschrift darüber für die Stabschefs auszuarbeiten, und die müssten wir zunächst abwarten. Als sie dann einging, stellte sich heraus, dass die Planer drei Möglichkeiten der Kriegführung in Europa untersucht hatten:

1. eine reine Luftkriegführung,
2. eine kontinentale Kriegführung,
3. eine halb-kontinentale Kriegführung, bei der zunächst nur Spanien und Portugal gehalten und Europa dann durch eine von den Pyrenäen ausgehende Offensive befreit werden sollte.

Die zweite Möglichkeit, eine Kriegführung auf dem Kontinent, wurde mit ein paar Zeilen abgelehnt, so dass nur noch die Wahl blieb zwischen einer reinen Luftkriegführung und der Befreiungsstrategie.

Ich war ausser mir und erklärte, dass ich mich mit der Schlussfolgerung des Berichtes keinesfalls einverstanden erklären könne. Was solle das heissen: «Das Beste scheint mir eine Luftkriegführung zu sein»? Und dann diese Pyrenäenstrategie! Wir mussten Westeuropa verteidigen, aber nicht befreien. Wenn wir zuliessen, dass Europa vom Osten her überrannt wurde, dann würde nicht mehr viel zu befreien übrigbleiben. Die Denkschrift zeige nur erneut, sagte ich, wie zwecklos es sei, die gemeinsamen Planer Denkschriften ausarbeiten zu lassen, ohne dass die Stabschefs ihnen vorher die richtige Anleitung gäben. Ich würde bis morgen selbst eine Denkschrift verfassen, die meine Ansicht enthalte. Darin erklärte ich:

«Wir müssen uns darüber klar sein, dass die Völker der Westunion einen Angriff soweit östlich wie irgend möglich zum Stehen bringen müssen. Und wir dürfen keinen Zweifel darüber entstehen lassen, dass England seinen vollen Anteil an dieser Kriegführung übernehmen und sich mit seiner ganzen Kraft zu Lande, zu Wasser und in der Luft an den Kämpfen beteiligen wird.

Wenn dieser Grundsatz unserer Strategie nicht von England mit ganzem Herzen befolgt wird, können wir nicht hoffen, dass die Westunion lange lebt. Dadurch aber würde England in grösste Gefahr geraten!»

Ich erörterte meine Denkschrift am 2. Februar 1948 mit meinen beiden Kollegen. Sie waren, wie ich nicht anders erwartet hatte, anderer Meinung. Beide wandten sich strikt dagegen, dass wir uns auf einen Landfeldzug in Mitteleuropa einliessen, und begründeten ihre Ansicht damit, dass das militärisch und wirtschaftlich unmöglich, und weiter, dass es sinnlos sei, unsere strategischen Pläne zu erörtern, solange wir nicht wussten, was die Amerikaner vorhatten. Ich erwiderte, wir seien bereits zweimal in den Krieg gezogen, ohne zu wissen, was die Amerikaner machen wollten, und beide Male seien sie dann in den Krieg mit eingetreten. Vielleicht würden sie es auch ein drittes Mal tun. Jedenfalls müssten wir unsere Pflicht tun, ganz gleich, was die Amerikaner täten.

Wir trennten uns in Uneinigkeit, aber vorher erzwang ich noch einen Beschluss, dass meine Denkschrift dem Premierminister vorgelegt werden sollte.

Die Besprechung mit ihm fand am 4. Februar statt. Ich erklärte, es würde ausserordentlich schwer sein, eine brauchbare Westunion zustandezubringen, wenn wir ihr für den Fall eines Krieges nicht unsere Unterstützung zu Lande zusichern konnten. Der Premierminister sprach sich energisch gegen jede Verpflichtung aus, unsere Armee auf dem Festland einzusetzen. Ich erwiderte ihm, wir hätten ja schon eine Armee dort, die englische Rheinarmee. Sollten wir sie etwa bei einem Angriff der Russen zurückziehen – vielleicht gar noch über Dünkirchen unseligen Angedenkens? So etwas sei überhaupt nicht auszudenken! Jetzt wurde Attlee auch von Ernie Bevin angegriffen und seltsamerweise auch von Alexander, die mich beide, jeder auf seine Weise, unterstützten. Wir einigten uns schliesslich darauf, die möglichen Folgen der von mir vorgeschlagenen Strategie, insbesondere auch ihre Rückwirkungen auf Grösse und Gliederung unserer Streitkräfte, eingehend zu prüfen. Auf alle Fälle hatte ich die Pyrenäen-Strategen ausgeschaltet!

Dann begann ein eifriges Planen, das bis in den April hinein dauerte. Ich machte weiter Propaganda für meine Idee und suchte die Menschen für die Westunion zu gewinnen. Ich war überzeugt, dass wir unbedingt um Westeuropa kämpfen mussten, ganz gleich, ob die-

ser Notfall noch 1948 eintrat oder erst zehn oder zwanzig Jahre später. Aber über die Art und Weise, wie wir diesen Feldzug führen wollten, mussten wir uns möglichst bald klar werden.

Ich argumentierte folgendermassen: Frankreich und die Beneluxstaaten hatten zurzeit nur geringen militärischen Wert; ihre Streitkräfte, besonders ihre Landtruppen, mussten nach neuzeitlichen Gesichtspunkten neu gestaltet und mit dem inneren Feuer des Widerstands gegen jeden Angriff erfüllt werden. Das war nur möglich, wenn die Regierungen der in der Westunion zusammengeschlossenen Staaten mit gutem Beispiel vorangingen und die Parole ausgaben, jeder russischen Aggression mit aller Kraft und allen verfügbaren Mitteln Widerstand zu leisten. Mit der Zeit würde die militärische Kraft der Westmächte wachsen. Vorbedingung dafür war jedoch der unerschütterliche, tätige Wille, jeder russischen Bedrohung Westeuropas zu widerstehen, sonst könne die Westunion gleich wieder «die Bude zumachen».

Natürlich, sagte ich, brauchten wir dabei die Hilfe Amerikas; aber solange die Amerikaner nicht überzeugt seien, dass auch wir uns voll einsetzen würden, könnten wir nicht mit ihrer Hilfe rechnen – und verdienten sie auch gar nicht.

Mein Hauptargument war, wenn Frankreich und die Beneluxstaaten den Verdacht schöpften, dass wir im Kriegsfall unsere Truppen aus Deutschland zurückziehen wollten, dann brauchten wir uns keine Hoffnungen zu machen, dass wir sie jemals dazu bringen könnten, ihr Teil zur Verteidigung beizutragen. Diese Länder seien im Kriege von den Deutschen besetzt worden und bemühten sich jetzt um ihren Wiederaufbau. Sie brauchten vor allem eine Führung voller Schwung und Begeisterung, und diese Führung müsse England ihnen bieten. Hielten wir uns zurück, so würden Frankreich, die Beneluxstaaten und Westdeutschland alle miteinander dem zunehmenden kommunistischen Druck aus dem Osten zum Opfer fallen – und dann hätten wir den Frieden endgültig verloren.

Was ich tat, war im Grunde genau das, wozu mich Smuts bei unserem Lunch in London im Mai 1944 gedrängt hatte (siehe Seite 265). Doch ich glaube nicht, dass ich dabei an seine Worte dachte. Ich tat es einfach, weil es ganz offensichtlich das einzig richtige Vorgehen war. Es trug schliesslich gute Frucht. Am 10. Mai 1948 erreichte ich bei einer Besprechung mit dem Verteidigungsminister seine Zustim-

mung, dass «im Kriegsfall ein Feldzug in Westeuropa dringend notwendig» sei. Das war ein grosser Triumph für mich.

Die Lage in Europa wurde während der ersten Hälfte des Jahres 1948 zusehends schlechter. Nach hartem, monatelangem Ringen hatte ich das Einverständnis der Regierung erzielt, dass wir auf dem Festland kämpfen würden, wenn die Notwendigkeit dazu sich ergab. Aber nun fehlte noch etwas: der richtige Aufbau einer leistungsfähigen Führungsorganisation für alle beteiligten Streitkräfte. Die harte Wirklichkeit des Krieges verlangte gebieterisch eine solche Organisation, wenn wir nicht von vornherein Katastrophen erleben wollten. Sie sollte uns auch bei der Lösung anderer Probleme helfen, bei der Weckung des richtigen Kampfgeistes, der Schaffung nationaler Organisationen zum Aufbau der erforderlichen Streitkräfte u.a. m. Doch noch viele weitere Fragen mussten geklärt werden, z.B.:

Wer sollte die Landarmeen in Europa führen?

Wer sollte die Entscheidung über die Gruppierung der Armeen unter Berücksichtigung der verschiedenen Geländeverhältnisse entscheiden?

Wer, worauf sich der linke oder rechte Flügel stützen sollte, oder wo die Front stark sein musste und wo man ein Risiko in Kauf nehmen konnte?

Wer würde entscheiden, wie stark die Reserven für einen Gegenangriff sein sollten?

Wer würde die Armeen des Westens zu einer starken Waffe zusammenschweissen?

Noch fehlte für alle diese Aufgaben der richtige Mann.

Am 1. Juni besprach ich diese Punkte mit meinen beiden Kollegen, fand aber wenig Widerhall. Der Erste Seelord hielt die Sache nicht für so dringend und meinte, etwas Ähnliches wie die frühere COS-SAC-Organisation würde wohl genügen. Ich fragte ihn, wie er sich das dächte. Wie sollte ein Komitee aus Generalstabsoffizieren verschiedener Nationen mit dem Sitz in London auch nur im Geringsten imstande sein, zu der Lösung der Probleme beizutragen? Schliesslich wurde die Sache den gemeinsamen Planern zur Beratung überwiesen! Die Zeit verging, und wir kamen nicht weiter.

Da begannen am 24. Juni die Russen mit der Blockade von West-Berlin. Das hatte unmittelbare Rückwirkungen auf London. Am 28. Juni empfahl das Komitee der Stabschefs der Regierung als wirksamste Massnahme, um sowohl die Russen als auch die westeuropäi-

schen Länder von unserer Entschlossenheit zu überzeugen, die Ernennung eines Obersten Befehlshabers der verbündeten Streitkräfte der Westunion. Doch bei einer Sitzung, die bald darauf noch am selben Tage stattfand, erklärte der Erste Seelord, der Vorschlag, einen Obersten Befehlshaber zu schaffen, sei weiter nichts als eine politische Geste in Verbindung mit der Berliner Krise, die, wie er sagte, bereits Anzeichen eines Abflauens zeige, und setzte sich erneut für eine Art COSSAC ein. Gegen Ende der Sitzung war die Stimmung daher ziemlich ungemütlich!

Nach der Sitzung sprach ich jedoch den Chef des Generalstabs der Luftwaffe (Tedder), der ein alter Kriegskamerad von mir war, noch einmal auf die Sache an, und er gab mir zu, dass die Schaffung einer richtigen Führungsorganisation allmählich dringlich wurde. Doch erst nach einigen weiteren Sitzungen erklärte sich die Regierung einverstanden mit der Schaffung

- a) eines Verteidigungsausschusses der Westunion, bestehend aus den Verteidigungsministern der beteiligten Länder,
- b) eines Komitees der Stabschefs der Westunion,
- c) einer Führungsorganisation, über deren endgültige Form noch entschieden werden sollte.

So war eine weitere «Schlacht in Whitehall» gewonnen worden, aber nur infolge des offenen Vorgehens der Russen in Berlin!

Ausserdem waren noch einige «Restarbeiten» zu erledigen. Am 1. September sagte ich zu den beiden anderen Stabschefs, es sei dringend nötig, dass *ein* Mann die militärischen Angelegenheiten der Westunion fest in die Hand nehme. Vor allem handele es sich darum, bei den Festlandvölkern den Kampfgeist und die Entschlossenheit zu wecken, ihr Land zu verteidigen, und zweitens, die Organisation zu schaffen, die die erforderlichen Truppen aufstellen sollte. Zu meinem Erstaunen machte jetzt plötzlich der Chef des Generalstabs der Luftwaffe Schwierigkeiten. Er war der Meinung, wir brauchten lediglich einen Befehlshaber für die Land- und einen für die Luftstreitkräfte, die alles Nötige veranlassen würden; ein Oberbefehlshaber, der ihre Tätigkeit leiten und überwachen solle, war seines Erachtens überflüssig. Doch da ergriff der Erste Seelord (Sir John Cunningham) meine Partei, der bisher praktisch alle meine Vorschläge abgelehnt hatte: Er

ging Anker auf, rampte Tedder und «versenkte» ihn! Es war seine letzte «Heldentat», denn am 1. Oktober wollte er in Pension gehen. Jedenfalls war ich ihm sehr dankbar.

Damit war die letzte Hürde übersprungen. Am 20. September bekam ich Bescheid, ich solle um 12.45 Uhr zum Verteidigungsminister kommen. Die Stunde war etwas ungewöhnlich, und im Kriegsministerium machte man sich schon allerlei Gedanken, was wohl der Grund für diese «Vorladung» sei. Die einen glaubten, der Verteidigungsminister wolle mir «eine Zigarre verpassen» wegen meines Verhaltens bei der Sitzung am 10. September, bei der ich erneut auf den gefährlichen Zustand der Armee hingewiesen hatte. Andere meinten, der Minister hätte von meinem Versuch, ihn abzusetzen, erfahren, den ich an früherer Stelle geschildert habe.

Doch alle diese Propheten wurden Lügen gestraft: Mr. Alexander bot mir den Vorsitz im Komitee der Befehlshaber der Westunion an!

Am nächsten Tage erschien der Minister zu der Sitzung des Komitees der Stabschefs und sagte uns, mit Einverständnis des Premierministers, des Aussenministers, des Schatzkanzlers und des Präsidenten des Staatsrates beabsichtige er, die Ernennung eines Vorsitzenden des Komitees der Befehlshaber der Westunion vorzuschlagen. Er habe vor, mich für diesen Posten namhaft zu machen.

Ich erwiderte, wenn es der einstimmige Wunsch der Regierung, meiner Kollegen im Komitee der Stabschefs und der anderen Regierungen der Westunion sei, dass ich den Posten übernehmen sollte, so nähme ich ihn an – tatsächlich blieb mir gar nichts anderes übrig. Ich machte jedoch zur Bedingung, dass ich weiter englischer Offizier blieb und in der Rangliste weitergeführt wurde. Das Kriegsministerium hätte vierzig Jahre lang für mich gesorgt, und ich wolle meine persönlichen Angelegenheiten nicht von einer internationalen Organisation geregelt wissen. Das wurde mir zugestanden. In der darauffolgenden Diskussion kam dann die Frage eines Obersten Befehlshabers zur Sprache, falls es zum Kriege komme. Ich erklärte dazu, wenn dieser Fall während meiner Amtszeit als Vorsitzender eintreten sollte, würde ich alsbald zurücktreten. Denn in einem künftigen Weltkrieg müsse der Oberste Befehlshaber in Europa ein Amerikaner sein, und es würde meine Situation erleichtern, wenn es von vornherein fest-

stand, dass ich niemals für diesen höchsten Posten vorgesehen war. Auch das wurde mir zugestanden.

Am 27. September wurde meine Ernennung von den Verteidigungsministern der fünf Staaten der Westunion, die in Paris tagten, einstimmig gebilligt. Die Presse veröffentlichte sie am 3. Oktober.

So hatten wir schliesslich doch erreicht, worum ich monatelang gekämpft hatte – die Entscheidung, dass die englische Armee im Falle eines Krieges auf dem Festland Europas kämpfen werde, und einige feste Abmachungen hinsichtlich der Organisation der Führung. Ich stand jetzt vor der Aufgabe, die Einzelheiten zu organisieren.

Ich bin überzeugt, dass Alexander sich sehr darum bemüht hat, dass ich den Posten bekam. Als Generalstabschef muss ich ihm oft schrecklich lästig gewesen sein. Ausserdienstlich waren wir nach wie vor gute Freunde, aber in Verteidigungsangelegenheiten konnte ich nun einmal nicht mit ihm auskommen – wahrscheinlich war ich daran schuld.

Im Übrigen gab es eine Menge Leute, die froh waren, mich gehen zu sehen. Zurückblickend denke ich oft, dass Whitehall der «Kriegsschauplatz» war, auf dem ich mich am wenigsten wohlfühlte. Denn die Art Kämpfe, die dort geführt wurden, lagen mir nicht. Ich habe nie Bedenken getragen, anderen Leuten höllisch lästig zu fallen, wenn dadurch der gewünschte Erfolg erreicht wurde. Ob mir das in diesem Falle in ausreichendem Masse gelungen ist, weiss ich nicht. Zwar konnte ich es durchsetzen, dass in einigen grundsätzlichen Fragen Übereinkommen erzielt wurde, aber erst nach schrecklichen Kämpfen. Und letzten Endes war ich durch all das persönlich ziemlich unbeliebt geworden, als ich Whitehall verliess, um mich im internationalen Rahmen militärisch zu betätigen.

DIE EINHEIT DES WESTENS

Den Abschluss meiner Lebenserinnerungen soll eine Darlegung meiner Ansichten über die Zukunft bilden – eine Art politisch-militärisches Testament. Ich möchte bei meinem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst in aller Deutlichkeit auseinandersetzen, welche Möglichkeiten ich für die Aufrechterhaltung von Frieden und Sicherheit in den kommenden Jahren sehe. Die Überschrift des Kapitels weist schon auf das Ziel hin, das wir erreichen müssen, wenn die verbündeten Länder des Westens blühen und gedeihen sollen. Noch haben wir freilich einen langen Weg bis dahin zurückzulegen.

Um die Nachkriegsversuche, in Westeuropa zur Einheit und Zusammenarbeit zu kommen, richtig verstehen zu können, müssen wir bis zum Jahre 1945 zurückgehen. Als der Krieg mit Deutschland im Mai dieses Jahres zu Ende war, ging in Europa zunächst jede Nation ihren eigenen Weg. Aber bald wurden einige Verträge geschlossen, die die ersten Schritte zur kollektiven Sicherheit in Europa darstellten. Der erste war das Bündnisabkommen zwischen Frankreich und England, das im März 1947 in Dünkirchen geschlossen wurde und sich ausdrücklich gegen eine neuerliche Aggression Deutschlands richtete. Der letzte und wichtigste aber war der Nordatlantikpakt vom April 1949. Im Frühjahr 1945 ging es vielen Staaten Europas wirtschaftlich schlecht, und bald stellte es sich heraus, dass sie Hilfe von ausserhalb brauchten. Dabei war Eile geboten, denn der russische Kommunismus fing an, sich nach Westen auszubreiten, wo fruchtbarer Boden für diese heimtückische Krankheit vorhanden war.

Das erkannte man auch in den Vereinigten Staaten, und am 5. Juni 1947 hielt in der Harvard-Universität General Marshall seine berühmte Rede über die «Europahilfe» – die von da an «Marshallhilfe» hiess. Ernest Bevin ergriff dieses Angebot mit beiden Händen und brachte im darauffolgenden Juli eine Konferenz in Paris zustande, um die Einzelheiten festzulegen. Auf dieser Konferenz erklärten die Russen, sie wollten keine Marshallhilfe haben, weder für sich noch für ihre Satellitenstaaten, obwohl General Marshall ausdrücklich gesagt hatte, dass alle Länder Europas sie bekommen konnten, und einige Satelliten sie anfangs sehr begrüsst hatten. Das war ein deutlicher Hinweis darauf, dass die Russen eine Genesung Europas nicht wünschten. Sie fürchteten sie, der Ausbreitung des Kommunismus hinderlich sein; ein zerstückeltes, aus vielen Wunden blutendes Europa war ihnen daher lieber. Ich sehe diese Julitage 1947 als eines der wichtigsten Daten der Nachkriegszeit an, weil damals die Russen unmissverständlich ihre wahren Absichten zeigten.

Trotz dieser Ablehnung durch die Russen erhielt die Marshallhilfe am 3. April 1948 Rechtsgültigkeit, und im Juni desselben Jahres wurde unter Averell Harriman eine Kommission gebildet, um den Plan praktisch durchzuführen. Die freien Völker Europas schulden den Vereinigten Staaten für diese freiwillige Hilfe, die so viel zu ihrer Gesundung beigetragen hat, grossen Dank. Der Plan sollte beim wirtschaftlichen Aufbau Unterstützung leisten und war daher nur für eine begrenzte Anzahl Jahre vorgesehen. Der Name «Marshallhilfe» ist heute verschwunden, doch der Plan wird unter der Bezeichnung «Auslandshilfe» weiter durchgeführt.

Der Kalte Krieg, der schon seit einiger Zeit bestand, verschärfte sich durch die russische Ablehnung der Marshallhilfe noch mehr. Die Drohung aus dem Osten löste bei einer Anzahl Völker Europas ernste Sorgen aus und liess sie die Notwendigkeit eines Zusammenschlusses erkennen, wenn sie sich dieser Drohung gegenüber halten wollten. Als erste derartige Organisation wurde Benelux gegründet, ein Zusammenschluss Belgiens, der Niederlande und Luxemburgs, der ursprünglich nur wirtschaftlichen Zielen dienen sollte. Doch bald erwies sich ein grösserer Zusammenschluss als notwendig: England und Frankreich taten sich am 17. März 1948 in Brüssel mit den BeneluxStaaten zur *Westunion* zusammen. Auch die Ziele dieses Ver-

trages waren zunächst auf wirtschaftliche Massnahmen, auf die Förderung demokratischer Grundsätze und dergleichen beschränkt.

Bald nach der Unterzeichnung des Brüsseler Vertrages begannen die Russen mit der Blockade von West-Berlin, die schliesslich nur durch die «Luftbrücke», diese enorme Leistung der amerikanischen Luftwaffe, vereitelt wurde. Die Unruhe und Spannung in der westlichen Welt wurden dadurch immer grösser. Pläne für die Verteidigung des Westens wurden geschmiedet, und die Verteidigungsminister und Generalstabschefs der fünf Staaten der Westunion traten zusammen, um über Mannschafts- und Ausrüstungsprobleme zu beraten. Im September 1948 wurde dann beschlossen, eine Verteidigungsorganisation der Westunion zu schaffen, die Pläne für die gemeinsame Abwehr eines Angriffs ausarbeiten sollte. Ich wurde zum Vorsitzenden des Komitees der Land-, See- und Luftbefehlshaber der Westunion ernannt. Wir richteten unser gemeinsames Hauptquartier bei Fontainebleau ein – die Abkürzung dafür war UNIFORCE.

Inzwischen waren auf der anderen Seite des Atlantiks Gespräche über eine gemeinsame, auf Gegenseitigkeit beruhende Verteidigungsorganisation gepflogen worden, die den Brüsseler Vertrag einschliessen und ersetzen sollte. Man war sich in den Vereinigten Staaten und in Kanada darüber klar, wenn man wirkliche Sicherheit erreichen wollte, mussten sie beide selbst und noch verschiedene andere Staaten dieser Organisation beitreten, denn um Europa helfen zu können, musste vor allem der Verkehr über den Atlantischen Ozean gesichert werden. Vorbereitende Gespräche darüber hatten bereits im Juli 1948, kurz nach Beginn der Blockade von West-Berlin, in Washington begonnen und wurden während des ganzen Jahres fortgesetzt. Schliesslich wurde am 4. April 1949 der *Nordatlantikpakt* von zwölf Staaten unterzeichnet, die sich dadurch zu einem Defensivbündnis zusammenschlossen, um Frieden und Sicherheit unter den Völkern aufrechtzuerhalten und im Gebiet des Nordatlantiks für Stetigkeit und Wohlfahrt zu sorgen. Das Bündnis wurde NORTH ATLANTIC TREATY ORGANIZATION getauft, abgekürzt NATO.

Je weiter die Planung fortschritt, desto handgreiflicher wurde es, dass die militärische Organisation der Westunion in die der NATO eingegliedert werden musste, was dann auch geschah. Am 2. April 1951 übernahm General Eisenhower die operative Führung der NA-

TO-Streitkräfte. Am 18. Februar 1952 schlossen sich auch Griechenland und die Türkei dem Defensivbündnis an. Als letzte trat im Mai 1955 die deutsche Bundesrepublik der NATO bei, so dass ihr jetzt im Ganzen fünfzehn Staaten angehören.

Wir müssen uns jetzt noch einmal in die erste Zeit der Westunion zurückversetzen, als die westeuropäischen Nationen den Entschluss gefasst hatten, in Verteidigungsfragen eng zusammenzuarbeiten. Sie stellten nämlich sehr bald fest, dass dies erhebliche Schwierigkeiten mit sich brachte. So grosse Schwierigkeiten, dass ich mich manchmal fragte, ob es überhaupt möglich sein werde.

Bald nach meiner Ernennung zum Vorsitzenden des Befehlshaber-Komitees übersiedelte ich nach Frankreich in die Nähe von Fontainebleau. Meine Kollegen und ich bereisten ganz Westeuropa, um die Möglichkeiten an Ort und Stelle zu untersuchen. Wir schmiedeten Pläne, um den Westen gegen einen Angriff zu verteidigen. Aber keiner dieser Pläne kam zur Ausführung, weil die Nationen nicht bereit waren, die erforderlichen Truppen – mit der richtigen Ausbildung, einer vernünftigen Führung und einem verlässlichen Nachrichtennetz – zu stellen. Hinzu kam noch, dass es wirkliche Einigkeit noch gar nicht gab, denn keine Nation war gewillt, zum Nutzen der Gemeinschaft auch nur auf eines ihrer Souveränitätsrechte zu verzichten.

Der Akzent lag auf dem wirtschaftlichen Wiederaufbau. Man begriff nicht, dass wirtschaftliche Stärke ohne militärische Stärke wertlos ist; beide sind notwendig und müssen im richtigen Gleichgewicht zueinander stehen. Ganz besonders, wenn man es mit dem kommunistischen Block zu tun hat, muss hinter der Politik die militärische Stärke stehen. Jedenfalls erkannte ich sehr schnell, wie schwierig es war, zu wirtschaftlicher Verschmelzung und militärischer Stärke zu gelangen, obwohl der politische Zusammenschluss beschlossen und unterschrieben war. Es mochte ja sehr schön für die Aussenminister sein, am runden Tisch zu sitzen, einen Vertrag zu unterzeichnen und danach beim Festmahl Reden über Freundschaft und Einigkeit zu halten. Aber wenn sie dann zurückkamen, merkten sie erst, dass es etwas ganz anderes war, ihre Regierung dazu zu bekommen, dass sie auch wirklich etwas dafür tat.

Die Völker auf dem Festland Europas hatten ein ausserordentlich starkes Nationalgefühl; man musste schon unter ihnen wohnen wie ich, um das richtig zu erkennen. Ihre Länder waren alle von den Deutschen besetzt gewesen, und ihre Streitkräfte hatten sich aufgelöst. Als der Krieg zu Ende war, hatten sie dann angefangen, ihre Streitkräfte aus den Überbleibseln wieder aufzubauen; in vielen Fällen hatten ihre höheren Offiziere den Krieg über entweder in London oder in einem deutschen Gefangenenlager gesessen. Sie hatten zum Teil keine Ahnung, wie man Truppen für den modernen Krieg ausbildet. Nur wenige Generäle hatten je etwas von neuzeitlicher Kriegführung miterlebt. Und wir verlangten jetzt von den Völkern, sie sollten ihre Mannschafts-, Waffenherstellungs- und Mobilmachungsangelegenheiten so organisieren, dass sie im Kriegsfall den Anforderungen gewachsen waren und schnell zupacken konnten.

Das erforderte eine klare Übersicht über die Bedürfnisse der Streitkräfte. Hinzu kam, dass ihr Aufbau mit den finanziellen Möglichkeiten abgestimmt werden musste. Am sparsamsten wäre es gewesen, wenn man sich innerhalb des Bündnisses über bestimmte Dinge geeinigt hätte; aber jede Nation wollte alles haben. Man begriff nicht – und begreift es auch heute zum Teil noch nicht dass ein Bündnis wenig Wert hat, wenn jede Nation auf allen Gebieten autark sein will. Dann fehlte es wieder an Geld. Die Nationen wollten vor allem anderen Frieden haben. Immer wieder musste ich die Regierungen darauf hinweisen, dass der Friede nur gesichert sei, wenn man militärische Stärke besass, und diese koste nun einmal Geld. Das möge bedauerlich sein, aber es sei nun einmal so. Der Friede sei übrigens gar nicht das wichtigste; er sei sozusagen ein Nebenprodukt. Die Hauptsache seien Freiheit und Recht – Freiheit im Namen des Gesetzes, wo jeder das Recht habe, sein eigenes Leben zu führen. Eine Nation, die darauf hinarbeite und bereit sei, die Gefahr eines Krieges in Kauf zu nehmen, um die westliche Kultur und Zivilisation zu verteidigen, würde auch Frieden haben.

Die Premierminister in Westeuropa hatten mich, glaube ich, damals herzlich satt. Denn immer wieder hämmerte ich ihnen die praktischen Erfordernisse ihrer Aufgabe, ihr Volk und Land gegen einen Angriff zu verteidigen, von Neuem ein. Ich erlebte viele Enttäuschungen in dieser Zeit. Man musste den Nationalismus abstreifen und auch

an die anderen denken, doch die wenigsten konnten das. Ich sagte ihnen immer, obwohl ich geborener Engländer sei, hielt ich es für meine Pflicht, für Frankreich und die anderen Völker auf dem Festland Europas zu kämpfen und gegebenenfalls zu sterben – genauso wie für England.

Nach einigen Monaten kam ich zu dem Schluss, dass wir drastische Massnahmen treffen mussten, wenn überhaupt so etwas wie eine Verteidigungsfront in Westeuropa Zustandekommen sollte. Eigentlich hätten wir auch Westdeutschland mit einschliessen müssen. Doch bei den verfügbaren Streitkräften war das unmöglich; es war schon fraglich, ob wir auch nur die Rheinlinie würden halten können. Ich suchte daher im Januar 1949 Ernest Bevin auf und bat ihn, die nötigen Schritte zu unternehmen, um Westdeutschland in die Westunion und später in die Nordatlantiktaktorganisation aufzunehmen, über die damals noch verhandelt wurde. Bevin fiel zunächst aus allen Wolken. Doch ich erklärte ihm, die Länder der Westunion hätten weder Menschen noch Mittel genug, um die erforderlichen Streitkräfte aufzustellen, sonst liefen sie Gefahr, sich wirtschaftlich und finanziell zugrunde zu richten. Unsere Pläne bauten sich auf dem Einsatz konventioneller Waffen auf, und wir brauchten starke Streitkräfte, wenn wir es mit den Russen aufnehmen wollten. Ohne die Deutschen könnten wir niemals hoffen, diese Streitkräfte zu bekommen. Im November 1949 war ich in den Vereinigten Staaten und predigte das gleiche den dortigen Stabschefs, Präsident Truman und General Eisenhower, der damals Präsident der Columbia-Universität war. Mein Hauptargument war, dass die vorhandenen und in den nächsten Jahren hinzukommenden Streitkräfte völlig unzureichend seien, um mit einiger Aussicht auf Erfolg im «Vorfeld» Krieg zu führen und dadurch auch ganz Westdeutschland zu verteidigen, das schliesslich ein wesentlicher Bestandteil von Westeuropa sei.

Der zähe Kampf um die politische und militärische Eingliederung Westdeutschlands – der heutigen Bundesrepublik – in das westliche Lager ist allgemein bekannt. Im Juni 1950 brachte der Ausbruch des Krieges in Korea eine Beschleunigung. Ich schrieb damals in einem amtlichen Bericht an die Regierungen der Westunion: «So wie die Lage heute ist und in vorausschaubarer Zukunft sein wird, würde ein

Angriff der Russen zu einem entsetzlichen, unvorstellbaren Durcheinander in Westeuropa führen.»

Auf Grund dieser Feststellung fand im September 1950 eine Aussprache über die Teilnahme der Deutschen an der Verteidigung des Westens im NATO-Rat statt, gegen die jedoch die Franzosen alsbald schärfsten Einspruch erhoben. Ich brauche wohl dem Leser nicht noch besonders den Vorschlag der Regierung Pleven ins Gedächtnis zurückzurufen, der die Bildung einer «europäischen Armee» vorsah, in der eine «vollkommene Verschmelzung der menschlichen und materiellen Bestandteile» erfolgen sollte. So ein Gedanke war natürlich praktisch undurchführbar. Trotzdem stritten sich die NATO-Regierungen fast vier Jahre lang ständig um diese Sache, bis der Streit endlich mit der Ablehnung des Planes durch die französische Nationalversammlung am 3. August 1954 sein Ende fand. Die Deutsche Bundesrepublik wurde schliesslich am 9. Mai 1955 als in jeder Hinsicht vollberechtigtes Mitglied in die NATO aufgenommen – über sechs Jahre, nachdem ich im Januar 1949 mit meinem Vorschlag an Mr. Bevin herangetreten war. Es war ein langer, beschwerlicher Kampf!

Dann gab es noch ein anderes schwieriges Problem, das England betraf:

Ich war erst wenige Monate in meiner Stellung, da merkte ich, dass politische und militärische Kreise in Kontinentaleuropa von grösstem Argwohn gegen die Engländer erfüllt waren. Dafür gab es drei Hauptgründe:

1. England lehnte es ab, sich für den Kriegsfall auf eine bestimmte Beteiligung am Landkrieg festzulegen. Minister sprachen in ihren Reden gern davon, dass Marine und Luftwaffe den Hauptbeitrag Englands leisten würden. Das machte auf dem Festland keinen guten Eindruck.
2. In Diskussionen über die Verteidigung sprachen englische Delegationen ständig von der grossen Bedeutung «der Sicherheit des Stützpunktes England», falls ein neuer Krieg ausbrechen sollte.
3. Die englischen Delegierten betonten immer wieder die Wichtigkeit des Nahen Ostens und so gut wie nie die Wichtigkeit Europas. Kein Mensch wusste, welchem Gebiet sie eigentlich den Vorrang gaben. Meiner Ansicht nach konnten wir den Nahen Osten verlieren und trotzdem den Krieg gewinnen; allerdings hätte man ihn

dann, um den endgültigen Sieg zu erringen, wieder zurückerobert werden müssen. Das traf im Falle Westeuropas nicht zu.

Auf dem Festland erweckte diese Haltung der Engländer den Eindruck, sie hätten am Kampf in Westeuropa nur insoweit Interesse, als er ein Schutzpolster für England bot. Daher der Argwohn gegenüber den Absichten der Engländer! Er war am stärksten in Frankreich, wo man gern Anspielungen auf Dünkirchen machte, wo die Engländer auch ihre Truppen aus Kontinentaleuropa abgezogen hätten.

Diese Einstellung beunruhigte mich so, dass ich sie bei einer Besprechung mit den englischen Stabschefs am 2. Dezember 1948 zur Sprache brachte. Die Einsatzfreudigkeit der Franzosen, sagte ich, würde sich nicht bessern, solange man sie nicht zu der Überzeugung bringen konnte, dass England mit angemessenen Landstreitkräften zur Verteidigung Westeuropas beitragen werde. Es gäbe allerdings in Deutschland bereits die Rheinarmee, doch könne man sie nach Gliederung und Zusammensetzung nicht als «angemessen» für den Kampf bezeichnen, zumal ihre Einheiten alle unter Soll-Stärke seien. Ich machte daher den Vorschlag, die Stabschefs sollten der Regierung empfehlen, die Rheinarmee im Kriegsfall sofort zu verstärken. Nur dann könne man ernstlich Widerstand leisten – andernfalls würde die Schlacht schon verloren sein, bevor sie begann.

Doch die englischen Stabschefs gingen darauf nicht ein. Falls es in naher Zukunft zum Kriege käme, meinten sie, würden auch alle Verstärkungen nichts nützen, solange die Festlandsnationen mit dem Aufbau ihrer Streitkräfte nicht fertig seien. Das musste ich zugeben. Doch die Hebung der Moral verlangte gebieterisch irgendeine Verstärkung, mochte sie auch nur «symbolisch» sein. Ich schlug ihnen daher vor, eine Infanteriebrigade nach Deutschland zu verlegen. Aber auch das wollten sie nicht.

Ich verfasste daher eine kurze Denkschrift über diese Frage und erörterte sie am 5. Januar 1949 mit den englischen Stabschefs. Ich wies auf den Argwohn der Franzosen gegen die Absichten Englands hin. Ich gäbe zu, sagte ich, dass die Verstärkung der Rheinarmee um eine Infanteriebrigade für den Ausgang der Kämpfe überhaupt nichts ausmache; aber die Zusicherung dieser Verstärkung biete die einzige Möglichkeit, unsere Alliierten auf dem Festland zu überzeugen, dass wir entschlossen seien, Schulter an Schulter mit ihnen zu kämpfen. Der Chef des Generalstabs (Feldmarschall Slim) kam mir zu Hilfe

und erreichte es, dass die Stabschefs meinen Standpunkt als richtig anerkannten und der Regierung empfahlen, im Kriegsfall die Rheinarmee um eine Infanteriebrigade zu verstärken. Doch diese Empfehlung enthielt so viele Gegen Gründe, dass es der Regierung nicht schwerfiel, den Vorschlag am 10. Januar 1949 abzulehnen. Das wurde in Westeuropa sehr schnell bekannt und hat der Sache der Einheit des Westens so geschadet, dass wir es, glaube ich, heute noch nicht ganz überwunden haben.

Wir brauchen uns über diese Haltung nicht zu wundern. Der Argwohn richtet sich gegen die Amerikaner ebenso wie gegen die Engländer. In zwei Weltkriegen haben die Völker Europas gesehen, wie die Vereinigten Staaten die ersten zwei Jahre lang den Kämpfen vom Rande her zuschauten – das möchten sie nicht noch einmal erleben.

Trotz allen Ärgers und aller Enttäuschungen, die ich oben kurz skizziert habe, konnte General Eisenhower bei seinem Eintreffen in Europa feststellen, dass die Führungsorganisation der Westunion das europäische Problem bereits eingehend untersucht und Pläne aufgestellt hatte, die als Grundlage für die weitere Arbeit dienen konnten. Angesichts der unvorstellbaren Schwierigkeiten und Widerstände hatten wir unser Möglichstes getan. Die verfügbaren Streitkräfte waren freilich noch völlig unzureichend. Immerhin hatten wir alles in allem von der militärischen Seite her ein solides Fundament gelegt.

Das Oberste Hauptquartier der alliierten Mächte in Europa – abgekürzt SHAPE – übernahm als direkter Nachfolger von UNIFORCE am 2. April 1951 die Geschäfte in Paris – mit General Eisenhower als Oberstem Befehlshaber. Ich wurde sein Stellvertreter als Oberster Befehlshaber.

Am 12. März hatte er mir bereits nachstehende Direktive zugehen lassen:

«Sie können sicher verstehen, wie sehr ich mich freue, dass die englische Regierung Sie für die Aufgaben von SHAPE zur Verfügung gestellt und Sie zu meinem Stellvertreter ernannt hat. In dieser Eigenschaft werden Sie eine höchst wichtige Rolle bei der Aufstellung einer integrierten Streitmacht zur Verteidigung Europas zu spielen haben, die unsere Aufgabe ist.

Während jeder zeitweisen Behinderung meiner Person werden Sie

Mit General Heusinger bei der Deutschen Bundeswehr





Vor der Erneickkaserne in Bonn

Mit Minister Strauss und General Heusinger



mich als Obersten Alliierten Befehlshaber in Europa mit allen Machtbefugnissen, die mir der Atlantikrat übertragen hat, vertreten. Normalerweise wird Ihre Hauptaufgabe sein, Organisation, Ausrüstung, Ausbildung und Bereitschaft der nationalen Streitkräfte zu fördern, die einmal meinem Oberbefehl unterstellt werden sollen, sowie in Zusammenarbeit mit den unterstellten Befehlshabern eine ähnliche Funktion gegenüber den Truppen auszuüben, die schon zu SHAPE gehören.

Diese Aufgaben werden es nötig machen, dass Sie in meinem Namen direkte Fühlung mit den verschiedenen Regierungen, militärischen Stäben und Behörden der zur NATO gehörenden Staaten nehmen sowie mit den wichtigsten von SHAPE gebildeten und ihm unterstellten Stäben. Ich darf Sie bitten, sich mit dem Inhalt der von der *Standing Group* mir gegebenen Anweisung bekanntzumachen, vor allem mit den Bestimmungen, die den unmittelbaren Verkehr zwischen dem Obersten Hauptquartier und den Regierungen der verschiedenen NATO-Länder regeln. Zur Unterstützung bei dieser Arbeit steht Ihnen der ganze Stab von SHAPE über seinen Chef des Stabes zur Verfügung. Etwaige Ausführungsanweisungen an unterstellte Befehlshaber sind natürlich über den Stab zu erlassen.»

Zur Erläuterung sei gesagt, dass die *Standing Group* ein kleiner, geschäftsführender Unterausschuss des Militärausschusses der NATO ist. Er tagt ständig in Washington.

Eisenhower verlangte von Anfang an von allen Generalstabsoffizieren des SHAPE, dass sie ihre Arbeit ohne Rücksicht auf ihre Zugehörigkeit zu einem bestimmten Volk oder Wehrmachtsteil verrichteten. Sie sollten sich bei ihren Entschlüssen von allen Bindungen dieser Art frei fühlen. Als Umgangssprachen im Hauptquartier galten gleichberechtigt Englisch und Französisch. In dieser Hinsicht hat Eisenhower sich jedoch nicht ganz durchgesetzt. SHAPE ist immer noch ein überwiegend englisch sprechender Stab, und ein Offizier, der nicht englisch spricht – und amerikanisch versteht – kommt nicht weit.

In Friedenszeiten ist die Hauptaufgabe von SHAPE die Herstellung der Kriegsbereitschaft. Dazu gehören die Aufstellung von aktiven und Reservestreitkräften, ihre Mobilmachung, Ausrüstung, Ausbildung, Nachschubvorkehrungen, Nachrichtenmittel und die Luftverteidigung.

Im Kriege würde SHAPE die taktische Führung den unterstellten Oberbefehlshabern überlassen und sich selbst in erster Linie der stra-

tegischen Leitung, Vorausplanung, Nachrichtenbeschaffung, Nachschub und dem Einsatz der Luft- und Fernlenkwaffe widmen.

Verhandlungssprachen sind Englisch und Französisch. Berichte und Meldungen können in beiden Sprachen abgegeben werden – Unterricht darin wird für alle Dienstgrade im Hauptquartier erteilt. Alle Arbeit erfolgt auf streng internationaler Grundlage. So ist es zum Beispiel möglich, dass ein Offizier der türkischen Luftwaffe eine Aufgabe zu bearbeiten bekommt, bei der es sich um die Verkehrswege zwischen England und Skandinavien zur Versorgung der norwegischen Armee handelt.

Ich habe in SHAPE unter vier Obersten Befehlshabern Dienst getan – wahrscheinlich bin ich der einzige Offizier, der das getan hat. Eisenhower war der erste. Im Laufe der Zeit wurde er jedoch ganz von der Wahlkampagne für die 1952 bevorstehenden Präsidentschaftswahlen in Anspruch genommen und überliess eine Menge seinem Stabschef, General Gruenther. Er konnte das unbesorgt tun, denn Al Gruenther war ein Chef des Stabes, wie man sich ihn nicht besser denken kann – äusserst tüchtig, mit schneller Auffassungsgabe und einem klaren Verstand, dazu stets erreichbar und sehr angenehm im Umgang. Damals herrschte in SHAPE eine Art Kreuzfahrergeist, der zum grossen Teil von Eisenhower selbst ausging. Unter ihm und Gruenther fand der ganze Stab Freude und Befriedigung an seiner Arbeit.

Dann nahm Eisenhower seinen Abschied aus der Armee und verliess uns: Er hatte sich entschlossen, für die Präsidentschaft zu kandidieren. Ich wusste schon vorher, dass die Republikanische Partei ihn drängte, sich als Kandidat aufstellen zu lassen, denn wir hatten uns oft und lange darüber unterhalten. Er erzählt heute gern, wie ich damals plötzlich meine Ansicht geändert hätte – was, wie er sagt, sonst nicht meine Art sei. Das kam so: Ich hatte ihm zunächst gesagt, er dürfe uns keinesfalls verlassen, denn wir könnten ihn in SHAPE nicht entbehren, und auch Europa brauche ihn. Aber dann geriet die europäische Verteidigungs- und Zusammenarbeit allmählich in Schwierigkeiten; man hatte den Eindruck, in den Kalmen zu sein, dem Gebiet der Windstillen, wo man nicht vorwärtskommt, es sei denn, dass einem eine gelegentliche Gewitterbö weiterhilft. Ich war an solche Flauten schon gewöhnt, denn ich hatte sie in den Jahren seit 1948 schon öfter erlebt. Aber dann ging ich eines Tages zu ihm und

sagte: «Ike, ich hab es mir anders überlegt. Sie müssen rüberfahren und kandidieren. Wir kommen hier nicht von der Stelle, und der einzige, der die Sache vorantreiben kann, ist der Präsident der Vereinigten Staaten. Sie können im Weissen Haus mehr für uns tun als hier.» Da ging er, aber wir mussten dafür büssen.

Am 27. Mai 1952 traf General Ridgway in Paris ein und übernahm am 30. die Geschäfte von Eisenhower. Er war ein ausgezeichnete Führer im Felde und hatte in Korea bei der 8. US-Armee in der kritischsten Zeit Hervorragendes geleistet.

Ich kannte ihn gut; er hatte mir als Divisions- und Korpskommandeur während des Feldzuges in der Normandie und in Nordwestdeutschland unterstanden. Ich war mir jedoch klar, dass er nicht der richtige Nachfolger für Eisenhower war, und hatte mich sowohl gegenüber dem NATO-Rat als auch den englischen Stabschefs gegen seine Ernennung ausgesprochen.

Ich wollte, dass Al Gruenther Eisenhowers Nachfolger werden sollte, und so dachten auch die meisten andern. Aber die englischen Stabschefs sagten, Gruenther hätte noch niemals einen Truppenverband geführt, und befürworteten Ridgway. Dieselbe Ansicht vertraten die Stabschefs der Vereinigten Staaten. Ridgway passte nicht in den Pariser Rahmen. Sein Ruf als ausgezeichnete Armeeführer im Kriege litt, weil seine ganze Art der hiesigen Aufgabe nicht entsprach. Er umgab sich mit einem rein amerikanischen persönlichen Stab; wir hatten das Empfinden, es gebe zu viele amerikanische «Augen» im Hauptquartier. Die Dienstfreudigkeit nahm ab, der Kreuzfahrergeist schwand allmählich dahin. Man hatte das schwer zu beschreibende Gefühl, als ob ein Motor allmählich zum Stehen käme.

Ridgway verliess Europa am 11. Juli 1953, und Al Gruenther wurde unser neuer Oberster Befehlshaber. Er ist menschlich ausserordentlich sympathisch, sehr beliebt und ein schneller Arbeiter. Er beseitigte sehr bald die Überamerikanisierung, die der Atmosphäre im Hauptquartier geschadet hatte. Unter ihm und seinem ausgezeichneten Chef des Stabes, General Schuyler, kehrte die frühere Dienstfreudigkeit zurück, und das Ansehen von SHAPE stieg wieder. Al Gruenther hat im SHAPE für Europa enorme Arbeit geleistet, zuerst als Chef des Stabes bei Eisenhower und Ridgway und schliesslich selbst als Oberster Befehlshaber – im Ganzen fast sechs Jahre hintereinander. Ich gewann ihn und seine Frau richtig lieb. Den Brief, den

er mir beim Ausscheiden aus SHAPE schrieb, werde ich mein Leben lang aufbewahren. Er trägt das Datum des 19. November 1956. Hier ist er:

«Lieber Monty,

es war eine kolossale Stütze für mich, Sie während der Zeit hier zu haben, in der ich Oberster Befehlshaber war. Sie haben mich nie im Stich gelassen. Ihre Redlichkeit und Charakterfestigkeit waren stets über jeden Zweifel erhaben. Sie haben enorm zu unserem guten Einvernehmen beigetragen.

Für alle diese Dinge bin ich Ihnen aufrichtig dankbar. Für die Rolle, die Sie in der NATO spielen, schuldet die ganze freie Welt Ihnen Dank.

Für Ihre Zukunft wünsche ich Ihnen allen erdenklichen Erfolg. Mögen Sie noch höher steigen – allerdings, *wie* das geschehen soll, kann ich mir nicht recht vorstellen.

Tausend Dank für alles, Monty. Meine Zeit mit Ihnen zusammen wird stets zu meinen liebsten Erinnerungen gehören.

Mit herzlichen Grüßen stets Ihr

Al»

Gruenther's Nachfolger wurde im November 1956 General Norstad, ein hervorragender Offizier der amerikanischen Luftwaffe – ein zuverlässiger Freund, unter dem weiterzuarbeiten für mich eine Freude war.

Unter Eisenhowers und seiner Nachfolger Führung waren wir militärisch allmählich stärker geworden. Ausserdem bekamen wir durch den Fortschritt der Naturwissenschaften Atomwaffen in ständig zunehmender Menge, die uns noch stärker machten. Zwei Gedankengänge begannen damals unsere strategischen Pläne zu beeinflussen:

Einmal gab uns die Atomwaffe die Möglichkeit, Zerstörungen von bisher unvorstellbarem Ausmass zu erzielen. Sie konnte zu einer so starken Offensivwaffe entwickelt werden, dass der Krieg für keine Nation mehr von Vorteil sein konnte; der Angreifer konnte vielleicht der westlichen Zivilisation ungeheuren Schaden zufügen, würde dabei aber selbst die gleichen, wenn nicht noch grössere Schäden erleiden. Hier bot sich ein ganz neuer Grundgedanke für unsere strategische Planung: die Atomwaffe als Abschreckungsmittel – die Möglichkeit zu offensivem Einsatz der Atomwaffe in Gestalt von Flugzeugbomben und Lenkgeschossen aus der Luft, von See her und auf dem

Lande, wobei es für den Gegner fast unmöglich war, die Abschussstellen durch einen Überraschungsangriff zu vernichten, vorausgesetzt, dass sie entsprechend weit verteilt waren.

Zweitens hatten die NATO-Regierungen konventionelle Streitkräfte aufgebaut, um mit ihnen einen feindlichen Angriff abzuschlagen. Wenn wir uns nur auf diese Streitkräfte verliessen, dann konnten wir – das wurde mir klar – niemals die Stärke erreichen, die der Feind gegen uns aufbringen konnte; dazu hätten wir so umfangreiche Streitkräfte gebraucht, dass die finanziellen Mittel der verbündeten Nationen überfordert worden wären. Es blieb also nichts anderes übrig, als öffentlich zu erklären, wenn man uns angriffe, würden wir alle verfügbaren Verteidigungsmittel gegen den Angreifer einsetzen einschliesslich Atomwaffen – auch wenn er selbst diese Waffen zunächst nicht gegen uns verwende. Mit Einverständnis von General Gruenther äusserte ich mich in diesem Sinne bei einem Interview, das ich am 24. Mai 1954 in Paris gab, und wiederholte die Erklärung bei einem Vortrag, den ich am 21. Oktober im Königlichen Wehrmachts-Institut in London hielt. Das führte zu den üblichen Anfragen im Unterhaus. Aber schliesslich musste der NATO-Rat genehmigen, dass wir all unseren Operationsplänen den Gedanken zugrundelegen konnten, den ich ausgesprochen hatte – wobei allerdings bestimmt wurde, dass die endgültige Entscheidung über den Einsatz von Atomwaffen den Politikern Vorbehalten bleibe. Das wird vielleicht Wehrmachtsbefehlshaber nicht ganz befriedigen. Doch wir können ja in alle möglichen Konflikte verwickelt werden bis hinunter zu sogenannten Polizeiaktionen in unentwickelten Ländern. Ein Befehlshaber soll immer nur so viel Kräfte einsetzen, wie nötig sind, um mit dem vorliegenden Problem fertig zu werden. Heute ist die allgemeine Ansicht, dass er sich vor dem Einsatz von Atomwaffen entscheiden muss, ob dieser strategisch erwünscht, taktisch vorteilhaft und politisch willkommen ist. Die politischen Führer, bei denen die Entscheidung liegt, ob Atomwaffen eingesetzt werden sollen oder nicht, müssen sich ihrerseits darüber klar sein, dass der geringste Aufschub der Genehmigung ihres Einsatzes in einem totalen Weltkrieg dazu führen kann, dass grosse zu NATO-Ländern gehörende Gebiete von feindlichen Landtruppen überrannt werden.

Im Laufe der Zeit wurde daher unser strategischer Plan allmählich ganz darauf abgestellt, die Atomwaffen sofort einzusetzen, wenn wir

angegriffen wurden. Und das ist auch heute, im Jahre 1958, unser Standpunkt. Der Übergang zu dem Entschluss, unsere Verteidigungsorganisation auf Atomwaffen aufzubauen, bedeutete eine grosse Umstellung; aber es musste sein, und ich glaube, ich habe mein Teil dazu beigetragen. Ich bin immer der Ansicht gewesen, dass die Russen von vornherein entschlossen waren, nur einen «billigen» Krieg anzufangen. Unsere Taktik wird jetzt einen Krieg für sie recht teuer machen, denn sie würden mindestens ebenso grosse Schäden und Menschenverluste erleiden wie wir. Daher werden sie uns, solange wir stark bleiben und die Möglichkeit behalten, sofort mit Atomwaffen zurückzuschlagen, meiner Ansicht nach nicht angreifen.

Die einzige Alternative zu dieser Abschreckungsstrategie wäre ein Abrüstungsvertrag gewesen, aber der war nicht zu erreichen. Jetzt haben wir das Abschreckungsmittel – und es ist wirksam, denn es hat bisher einen grossen Krieg verhindert. Aber fraglich ist, ob das Abschreckungsmittel auch zur Verteidigung brauchbar ist. Soviel ist jedenfalls sicher: In einem grossen Kriege, in dem *keine* Atomwaffen verwendet werden, ist unsere Verteidigung nicht gesichert. Ein dritter grosser Krieg braucht aber nicht unbedingt ein Atomkrieg zu sein – so ist zum Beispiel Gas im zweiten Weltkrieg nicht verwendet worden, obwohl beide Parteien umfangreiche Vorräte davon hatten. Die Schwierigkeit bei der ganzen Sache kann man mit wenigen Worten ausdrücken: Wir haben ein wirksames Abschreckungsmittel gegen den Krieg, aber keine zuverlässige Verteidigung, wenn das Abschreckungsmittel versagt und wir angegriffen werden.

Noch eins ist über das Abschreckungsmittel zu sagen. Im Laufe der Jahre ist auf dem Festland Europas das Selbstvertrauen wiederhergestellt worden, und langsam nimmt auch die Entschlossenheit zu, einem Angriff mit allen verfügbaren Mitteln Widerstand zu leisten, selbst wenn das zu Atombombenangriffen auf die grossen Städte des Westens führen sollte. Diese unerschütterliche Entschlossenheit gehört mit zu dem Fragenkomplex der Abschreckung. Allmählich wächst auch wieder das Bewusstsein, dass ein Volk nicht vor Opfern zurückschrecken darf, so gross sie auch sein mögen. Das ist gut so. Denn ein Volk, das seiner Opferbereitschaft eine Grenze setzt, die es nicht überschreiten will, wird den Kampf aufgeben, wenn es diese Grenze erreicht, und dann unweigerlich unterliegen.

All das ist trotz aller Enttäuschungen und Hindernisse in den zehn Jahren seit 1948 erreicht worden. Die Opfer finanzieller und anderer Art, die gebracht worden sind, um militärische Stärke aufzubauen, haben einen dritten Weltkrieg verhindert und haben sich daher gelohnt. Aber was sollen wir denn in den nächsten zehn Jahren machen? Und wohin führt uns unser Weg? Das ist eine Frage, vor der wir 1958 stehen. Doch mir scheint, ich sehe schon einige Leuchtfeuer blinken, die uns die Richtung weisen, in der wir die Antwort suchen sollen.

Zunächst müssen wir erkennen, dass Russland vor einem Angriff der verbündeten Westmächte ebenso grosse Angst hat wie umgekehrt. Es hat daher auch *sein* Abschreckungsmittel. Ein Teil seiner Sicherung ist der Gürtel von Satellitenstaaten an seiner Westgrenze. Jede Massnahme der Westmächte, die so ausgelegt werden könnte, dass sie den Satellitenvölkern helfen wollen, ihre Freiheit wiederzuerlangen, würde auf einen sofortigen Gegenstoss Russlands treffen. Ähnlich würden wir uns verhalten, wenn Russland auf irgendein NATO-Mitglied einen Druck ausübte. Es ist eine seltsame Lage, voller Spannung für den aufmerksamen Beobachter – diese Abschreckung gegen Abschreckung.

Zweitens ist es höchst unwahrscheinlich, dass Russland in den kommenden Jahren, soweit wir das heute beurteilen können, die Westmächte angreift, vorausgesetzt, dass wir das grosse Abschreckungsmittel nicht verkleinern, das wir geschaffen haben. Diese Einschränkung ist wichtig. Wir sind heute soweit, dass Russland sich die Kosten eines bewaffneten Angriffs auf die Westmächte überschlagen und festgestellt hat, dass er ihm wahrscheinlich zu teuer zu stehen kommen würde – mindestens bis auf weiteres. Es hat daher seine Politik neu ausgerichtet. Es geht jetzt darauf aus, die Länder Asiens gegen ihre früheren «imperialistischen» Herren aufzuputschen. Dazu gehört, dass es den Hass der Araber gegen die Juden in den Öl produzierenden und Öldurchgangsländern des Nahen Ostens schürt und ihn dann mit einem Schwung gegen die Westmächte richtet, die vor dem Hitlerkrieg in diesem Gebiet die Herrschenden waren. Auf diese Weise beabsichtigt Russland, das Gebiet der NATO zu überflügeln und ihre Ölzufuhr aus dem Nahen Osten zu bedrohen. Diese neue Politik Russlands hat im Jahre 1956 erhebliche Fortschritte gemacht: Damals gelang es ihm, das gute Einvernehmen zwischen England und Frankreich einerseits und den Vereinigten Staaten andererseits zu stö-

ren – nicht nur bezüglich der unmittelbaren Massnahmen, die man treffen sollte, um Russlands Umgebungsbewegung zuvorzukommen, sondern auch hinsichtlich der langfristigen Politik, die man gegenüber den arabischen Völkern einschlagen sollte. Dieser Erfolg der Russen wird noch weitere Folgen haben, wenn der Westen nicht erkennt, was gespielt wird, und seine Politik und Planung nicht entsprechend ändert.

Drittens müssen sich die Wehrmachtsbefehlshaber über die allgemeine Richtung klarwerden, in der sich das politische Denken des Westens im Jahre 1958 bewegt. Obwohl das Zutrauen zu unserer Fähigkeit, eine bewaffnete Aggression abzuschrecken, und die Entschlossenheit, im Falle eines Angriffs Widerstand zu leisten, in den NATO-Ländern Europas gewachsen sind, besteht nichtsdestoweniger die Ansicht, wir sollten jetzt den militärischen Aufbau der NATO überprüfen und Zusehen, ob wir nicht eine ebenso wirksame Verteidigung viel billiger bekommen können – was meiner Ansicht nach durchaus möglich ist.

Endlich ist da noch etwas anderes. Als der Krieg 1945 zu Ende ging, war die geographische und strategische Stellung des Westens gegenüber dem Ostblock gut; 1958 kann man sie nur als schlecht bezeichnen. Wir haben unsere alten Stellungen in Indochina, Indien, Palästina, Ägypten, im Sudan und grossen Gebieten Nordafrikas verloren. Der Nahe Osten ist in einem Zustand der Unruhe und Verwirrung. Der Nationalismus gewinnt überall an Einfluss. Wir haben zwar zur Regelung der Weltprobleme die Organisation der Vereinten Nationen, aber sie ist weder geeint noch organisiert – man sollte ihr eigentlich einen anderen Namen geben. Daher hängt die Zukunft der zivilisierten Welt tatsächlich von dem Bündnis des Westens ab – freilich, wenn auch das weder geeint noch richtig organisiert wird, sieht die Zukunft in der Tat recht finster aus.

Aus diesen Gründen müssen die Nationen der NATO, die weltweite Verpflichtungen und Aufgaben haben, nach sorgfältiger Prüfung der strategischen Lage der gesamten freien Welt unter sich beschliessen, welche Gebiete unter allen Umständen dem westlichen Lager erhalten werden müssen, und dann die Völker in diesen Gebieten politisch stützen. Alle Völker der NATO müssen ihren Horizont erweitern und damit aufhören, sich immer nur für die eigenen Angelegenheiten zu interessieren. Sie müssen zu verstehen suchen, welche Rückwirkungen Ereignisse ausserhalb des NATO-Bereiches haben

können, und bereit sein, sofort zu handeln, wenn diese Ereignisse ihre Sicherheit bedrohen.

Nachdem wir das Hauptziel, die Verhinderung eines Krieges, erreicht haben, ist es an der Zeit, die ganze Organisation der NATO gründlich zu überprüfen und Mängel zu beseitigen. Dabei können wir zunächst ohne Einschränkung feststellen, dass der Beitrag der NATO zur Sicherheit der freien Welt enorm gewesen ist. Daneben gibt es noch zwei regionale Organisationen, den Bagdad-Pakt und den Südostasien-Pakt (SEATO).

Von den drei Organisationen ist die NATO bei weitem die wichtigste – tatsächlich stellt sie die einzige Lösung der politischen und militärischen Probleme der freien Welt dar. Doch wir dürfen uns damit nicht zufrieden geben und etwa der Meinung sein, es gäbe an der Organisation nichts zu bessern. Es gibt hier noch eine Menge Aufgaben wie das Anstreben grösserer Leistungsfähigkeit, grösserer Sicherheit und grösserer Wirtschaftlichkeit auf allen Gebieten. Zurzeit – im Jahre 1958 – befindet sich das NATO-Schiff wieder einmal in den Kalmen. Es braucht ein paar Trommelwirbel und Hornsignale, um zu erwachen und Takelage und Decks in Ordnung zu bringen, solange die See noch ruhig ist. Geschieht das nicht, wird die NATO in wenigen Jahren seeuntüchtig werden – wie die Vereinten Nationen es schon geworden sind – und womöglich ganz verfallen.

Die Pariser Konferenz der Regierungschefs im Dezember 1957 hatte den Zweck, der unschlüssigen NATO ein neues Einheitsbewusstsein und neue Entschlossenheit einzuflössen. Sie hatte jedoch nur bescheidenen Erfolg, und viel bleibt noch zu tun. Vor allem aber müssen die Völker der NATO lernen, nach draussen zu schauen auf das, was in der Welt ausserhalb der NATO vorgeht, und nicht nur auf das, was sie vom eigenen Kirchturm aus sehen können.

Ich möchte noch auf einige praktische Methoden hinweisen, durch die man die Leistungsfähigkeit der NATO steigern könnte. Ich habe bereits gesagt, dass ein grosser Weltkrieg heute wegen des starken Abschreckungsmittels des Westens als unwahrscheinlich angesehen werden kann. Doch lokale Kampfhandlungen und Auswirkungen des kalten Krieges werden ausserhalb des Gebietes der NATO wahrscheinlich noch zunehmen. Diese lokalen Brandherde müssen ener-

gisch bekämpft werden, damit sie sich nicht zu einem Weltbrand ausweiten. Gewisse ausgewählte Nationen des NATO-Verteidigungsbündnisses könnten da durch Streitkräfte, die für solche Auseinandersetzungen besonders aufgestellt und ausgerüstet werden, viel zum Erfolg beitragen. Tatsächlich muss man bei den nationalen Beiträgen zur NATO jetzt zwei Verwendungszwecke unterscheiden: erstens die direkten Beiträge zu den Abschreckungsmassnahmen im NATO-Gebiet, um einem Weltkrieg vorzubeugen; zweitens indirekte Beiträge, um lokale Auseinandersetzungen einzudämmen und ausserhalb des NATO-Gebietes den Frieden zu erhalten. Wir sind jetzt an dem Punkt angelangt, wo diese indirekten Beiträge zunehmend wichtiger werden – vorausgesetzt allerdings, dass der NATO-Mechanismus reorganisiert und leistungsfähiger gemacht wird und dass die Abschreckungsmittel richtig organisiert und verteilt werden. Von keiner Nation auf dem Festland Europas sind allerdings neben den direkten auch indirekte Beiträge irgendwie ins Gewicht fallenden Ausmasses zu erwarten.

Der politisch-militärische Aufbau der NATO bedarf einer gründlichen Überprüfung. Zurzeit ist er ausgesprochen kopflastig, zu teuer und arbeitet nicht richtig. Der NATO-Rat tagt in permanenter Sitzung in Paris; jede Nation ist darin durch einen Botschafter vertreten. Seine militärischen Berater (die *Standing Group*, der geschäftsführende Unterausschuss des Militärausschusses der NATO) sind in Washington. Wie können zwei Organisationen eng und erfolgreich zusammenarbeiten, wenn sie 5'000 Kilometer voneinander entfernt sind? Wenn die *Standing Group* überhaupt nötig ist, müsste sie wenigstens auch in Paris sein, in der Nähe des ständigen Rates.

Für die oberste Führung eines Krieges, in den wir etwa verwickelt werden sollten, gibt es überhaupt keine Organisation.

Bei manchen kontinentalen Nationen taugen die Organisationen nichts, die für die Aufstellung der in Frieden und Krieg benötigten Streitkräfte zu sorgen haben; sie basieren zumeist noch auf dem System eines allgemeinen Volksaufgebotes, das nicht mehr zeitgemäss ist.

Einfachheit und Entschlussfreudigkeit, die beiden wichtigsten Erfordernisse im Kriege, sind aus der militärischen Organisation der NATO verschwunden. Wir bilden unsere Führer in der Kunst des Verhandeln und der gütlichen Vergleiche aus.

Die Stäbe des erweiterten Hauptquartiers sind über alle möglichen

Friedensbedürfnisse hinaus angewachsen; sie müssen rücksichtslos beschnitten werden.

Der Papierkrieg hat einen ungeheuren Umfang angenommen. Man braucht so viel Zeit zum Lesen, dass nur wenige Offiziere Zeit finden zum Nachdenken. Alle Arbeit leidet entsprechend.

Die hohen Verteidigungskosten werden nirgends ernstlich angepackt – ausgenommen in England, wo das Verteidigungsweissbuch vom April 1957 (Umriss einer künftigen Politik) und vom Februar 1958 (Englands Beitrag zu Frieden und Sicherheit) Schritte zur Gesundung darstellen.

Es gibt viele Möglichkeiten, wie man die Gesamtkosten der NATO-Länder herabsetzen kann. Eine wäre die, sobald die Deutschen mit der Aufstellung ihrer Streitkräfte fertig sind, die Zurückverlegung der Streitkräfte der andern Festlandsnationen in ihre eigenen Länder anzustreben und auf diese Weise Devisen zu sparen. Denn es kommt stets teurer, Truppen in einem anderen Lande zu unterhalten. Ich nehme bei diesem Vorschlag die Streitkräfte der Vereinigten Staaten, Englands und Kanadas aus; denn diese Nationen müssen vorerst auch weiterhin einige Streitkräfte in Deutschland unterhalten, um Vertrauen einzuflössen; doch die Grösse ihrer Kontingente ist nicht mehr so wichtig wie früher.

Dann müssen wir hinsichtlich des Überraschungsmomentes vernünftig denken. Eine vollkommene und jederzeitige Bereitschaft gegenüber einem Überraschungsangriff würde ausserordentlich hohe Verteidigungskosten verursachen; sie ist aber auch gar nicht nötig. Eine Überraschung könnte der Gegner ja nur durch den Einsatz von Flugzeugen oder Lenkgeschossen erreichen, doch das würde eine uneingeschränkte Kriegführung bedeuten – mit der Gewissheit einer vernichtenden Wiedervergeltung. Die Vorbereitungen Russlands vor Beginn seines uneingeschränkten Krieges würden vielleicht nicht so auffallend wie eine allgemeine Mobilmachung in früherem Sinne sein; immerhin müsste es doch diese oder jene Massnahme treffen, die nicht unbemerkt bleiben könnte. Ausserdem kann im Zeitalter der Lenkgeschosse keine Nation das Risiko eines allgemeinen Krieges eingehen, sofern sie nicht über ausreichende Abwehrmittel gegen diese Waffen verfügt, und bis heute ist keine Abwehrmöglichkeit gegen interkontinentale ballistische Geschosse bekannt.

Damit zusammen hängt das Problem der Mobilmachung. Eine

Mobilmachung, wie wir sie noch bei Beginn der letzten beiden Weltkriege miterlebt haben, erscheint heute angesichts der Möglichkeiten eines Atomkrieges völlig veraltet. Das Wort löst ein vollkommen falsches Bild aus – die Vorstellung tage- und wochenlanger Anstrengungen, die zum Teil sogar erst nach Monaten abgeschlossen werden können. Vielleicht sollte man daher ein ganz neues Wort dafür finden, denn im Atomzeitalter stehen nur Stunden zur Verfügung, nachdem der Rundfunk die entsprechende Warnung verbreitet hat. Die heutige «Mobilmachung» darf jedoch nicht von einem leicht verletzlichen Nachrichtennetz abhängig sein. Sie muss auf Grund eines dezentralisierten Benachrichtigungsverfahrens und überall verteilter Ausrüstungslager erfolgen. Dazu braucht man Gruppen von Männern und Frauen, die schon im Frieden genau instruiert sind, was sie zu tun haben. Die ganze Mobilmachungsfrage erfordert daher eine Neuplanung. Bisher wird jedoch diesem lebenswichtigen Teil unserer Verteidigungsmassnahmen noch viel zu wenig Beachtung geschenkt.

Ein sehr brauchbarer Weg, um die Verteidigungskosten zu verringern, wären ausgeglichene Kollektivstreitkräfte für die NATO als Ganzes statt auf nationaler oder regionaler Grundlage wie jetzt. Tatsächlich könnte die NATO nur dadurch zu brauchbaren integrierten Streitkräften kommen, die im Frieden im Rahmen unserer Mittel bleiben, aber gleichzeitig unseren Verteidigungsbedürfnissen genügen. Wenn wir Verschwendung, Durcheinander und Doppelarbeit beseitigen wollen, wird schliesslich gar nichts anderes übrigbleiben. Ein weiterer Vorteil dieser ausgeglichenen Kollektivstreitkräfte für die Nato als Ganzes läge darin, dass dadurch die Nationen angeregt würden, sich enger zusammenzuschliessen, da sie aufeinander angewiesen wären – es wäre im wahren Sinne des Wortes eine «gemeinsame» Verteidigung. Bei Durchführung dieses Planes hätte jede Nation Streitkräfte aufzustellen, wie sie am besten zu ihren geographischen Verhältnissen, ihren Nationaleigenschaften, ihrer wirtschaftlichen Lage usw. passen, was alles auf ein ausgeglichenes Ganzes hinarbeiten würde. Ich habe zum erstenmal 1949 in der Westunion die Aufmerksamkeit auf diese Notwendigkeit gelenkt, doch ist die Sache seit damals praktisch nicht weitergekommen. Die Schwierigkeit liegt in der nationalen Empfindlichkeit, die ein grosses Hindernis für jeden Fortschritt ist. Hinzu kommt, dass die Nationen auf dem Gebiet der

Verteidigung einander nicht trauen; keine will von einer anderen abhängig sein. Seit die Kriegsgefahr geringer geworden ist und die Angst allmählich verschwindet, hat der Zusammenhalt des Westens entschieden nachgelassen.

Aus meinen Ausführungen geht hervor, dass in der NATO viel Geld und Mühe vergeudet und viel unnötige Doppelarbeit geleistet wird. Die Ansichten, die man hört, sind zum grossen Teil oberflächlich oder verworren. Die allgemeine Verteidigungslage wird häufig ausser Acht gelassen. In vielen Fällen werden Verteidigungsprobleme von Aussenministern behandelt, die dafür nicht verantwortlich sind und meistens darüber kaum Bescheid wissen. Es müsste ein NATO-Verteidigungsausschuss geschaffen werden, dem nur wenige ausgesuchte Verteidigungsminister angehören; dieser sollte alle Verteidigungsprobleme behandeln und der Vollsitzung des Rates Vorschläge machen.

1956 haben die NATO-Länder zusammen über zwanzigtausend Millionen Pfund für ihre Verteidigung ausgegeben – eine Riesensumme. Wir könnten, wie oben ausgeführt, für viel weniger Geld einen ebenso leistungsfähigen Verteidigungsapparat haben, wenn wir uns für die NATO einen einfacheren Aufbau ausdächten und Verschwendung und Doppelarbeit beseitigten. Wir haben jetzt Zeit, das zu tun – zu reorganisieren, neu zu gestalten, wo notwendig, umzugruppieren, die verlorengegangene Anpassungsfähigkeit wiederzugewinnen usw. Das Ziel ist, eine Gesamtorganisation zu schaffen, die nicht so kompliziert ist wie die jetzige, weniger kostet, besser funktioniert und ebenso leistungsfähig ist. Das würde erlauben, mehr Geld für Krankenhäuser, Schulen, Strassen, für die Entwicklung der Industrie auszugeben und die Steuern herabzusetzen. Ausserdem – was sehr wichtig ist – wäre mehr Geld verfügbar für die Bekämpfung des Kalten Krieges und für Zwischenfälle ausserhalb des NATO-Gebietes. Denn jeder Zwischenfall dort kann zum Weltkrieg werden und würde dann nicht an den Grenzen des NATO-Gebietes haltmachen. Daher müssen wir dafür sorgen, dass wir stets genügend Truppen als strategische Reserve zur Verfügung haben, um sie sofort überall in der Welt einsetzen zu können. Bei dieser Reorganisation muss sichergestellt werden, dass eine Aggression immer genauso kostspielig für den Angreifer bleibt, wie sie es heute ist.

Dann ist da die Abrüstungsfrage. Im Grunde ist die einzig richtige Antwort auf das internationale Wettrüsten: Abrüstung in irgendeiner

Form. Doch es wird noch lange dauern, bis über diese Form allgemeine Einigung erzielt werden kann. Denn kein Volk will sich mit einem Plan einverstanden erklären, der von ihm verlangt, etwas aufzugeben. Russland hat viel zu verbergen, der Westen nur wenig. Ich kann mir jedenfalls heute noch nicht vorstellen, dass die Russen eines Tages umherreisenden Inspektionstrupps erlauben werden, sich frei in ihrem Lande zu bewegen.

Wir wissen nicht, was die Zukunft uns bringen wird, aber wenigstens können wir dafür sorgen, dass die Lehren der Vergangenheit bei uns nicht unbeachtet bleiben. Zweimal in meinem Leben hat ein Feind versucht, seinen Willen mit Gewalt durchzusetzen, und dadurch die Welt in einen Krieg gestürzt. Jetzt haben wir eine starke Waffe – die Atomwaffe –, die diese Art Vorgehen für einen ähnlich denkenden Selbstherrscher künftig sehr kostspielig machen würde. Es ist der Vorschlag gemacht worden, dass als erster Schritt zur allgemeinen Abrüstung die europäischen Nationen einschliesslich England kein Kernmaterial hersteilen und keine Atomwaffen besitzen sollten. Das wäre gleichbedeutend mit dem Zugeständnis, dass die Vereinigten Staaten und Russland die Welt unter sich verteilen mit Europa als Schutzpolster zwischen sich. Meiner Ansicht nach ist es lebenswichtig, dass mindestens eine westeuropäische Nation die Kernwaffe mit allen Vorrichtungen, sie einzusetzen, besitzt; bei der heutigen Lage kann diese Nation nur England sein. Keinesfalls können wir zulassen, dass England und Westeuropa zu einer Art Prügelknabe zwischen zwei Riesen werden, die allein über die neuesten Waffen verfügen. Der Vorrat Englands an Kernwaffen kann klein sein, aber haben müssen wir sie.

Es ist so wichtig, dass der Leser den ungeheuren Umschwung versteht, der im NATO-Bereich während der letzten zehn Jahre auf dem Gebiet der Verteidigung eingetreten ist, dass ich – auf die Gefahr hin, mich zu wiederholen – noch einmal die Haupttappen der Entwicklung zusammenfassen will:

1948 erbaten meine Kollegen und ich in der Verteidigungsorganisation der Westunion eine starke Beteiligung Englands an der Verteidigung Kontinentaleuropas und widmeten alle unsere Tatkraft dem Aufbau möglichst starker Streitkräfte, um einen Angriff abzuschlagen. Wir hatten damals weder Atomwaffen, um unseren Widerstand

zu versteifen, noch Einrichtungen zu deren Abschuss, um einen Angreifer abzuschrecken. Westdeutschland war entwaffnet.

Heute, 1958, besitzen wir ein Verteidigungssystem, das durch Atomwaffen verstärkt ist, und eine starke Front nuklearer Abschussbasen zur Abschreckung jeden Angriffs; ausserdem ist inzwischen (1955) die Deutsche Bundesrepublik Mitglied der NATO geworden und hat mit ihrer Wiederaufrüstung begonnen. Ein unmittelbarer Angriff auf NATO-Europa ist höchst unwahrscheinlich geworden; die Gefahren liegen jetzt anderswo.

Ich möchte sie kurz so zusammenfassen: Nachdem wir den Krieg vom NATO-Gebiet abgewendet haben, müssen wir jetzt die strategische und politische Lage in der ganzen Welt untersuchen, da unsere derzeitige Planung zum grossen Teil von unwirklichen Voraussetzungen ausgeht. Solange wir zögern, den Tatsachen ins Auge zu sehen, so lange werden wir weder zu einer leistungsfähigeren NATO kommen noch zu einer billigeren allgemeinen Verteidigungsorganisation.

Es ist wichtig, das Gesamtproblem zu begreifen. Westeuropa, einschliesslich England, ist der Mittelpunkt eines weltweiten Wirtschaftssystems. Es besitzt – abgesehen vielleicht von Kohle – keine grossen Rohstofflager und braucht grosse Lebensmitteleinfuhren, um die Bevölkerung zu ernähren. Die Produktionsstätten von Rohstoffen – besonders von Öl und Nahrungsmitteln – sind empfindlich gegen die Gefahren eines Kalten Krieges; sie müssen daher geschützt werden, ebenso wie die Stützpunkte und Verkehrswege, die ihrer Beaufsichtigung und Leitung dienen. Schützt man sie nicht, so wäre der Zusammenbruch des ganzen Wirtschaftssystems die Folge und damit letzten Endes der Verlust von Westeuropa an den internationalen Kommunismus. Russland wird Erfolge auf diesem Gebiet eher anstreben als durch eine bewaffnete Aggression gegen die NATO-Front in Europa, da diese zu seiner eigenen Vernichtung führen würde. Gleichwohl muss die Front in Europa schon im Frieden bewacht und es müssen Pläne für ihren Schutz im Kriege aufgestellt werden – aber nicht unter Ausschluss alles anderen. Hier liegt die Schwierigkeit des Problems – es gilt, innerhalb des Rahmens der vorhandenen Truppen und Geldmittel die Stärke der Streitkräfte zu bestimmen, die für die beiden konkurrierenden Aufgaben erforderlich sind, wobei man nicht vergessen darf, dass das Problem weiter wesentlich erschwert wird durch die

rivalisierenden Ansprüche des modernen Sozialismus, des Wohlfahrtsstaates und eines heiss umstrittenen Weltmarktes.

In dem Kriege, den wir in den nächsten zehn Jahren zu führen haben, wird in Europa nicht geschossen werden, da wir es durch unsere Bemühungen in den vergangenen zehn Jahren erreicht haben, die Auseinandersetzung vorerst zu vertagen. Wir stehen vielmehr jetzt vor einem Wirtschafts- und Finanzkrieg, der sich gegen die Fundamente unserer ganzen Kultur und Zivilisation und unseres Lebensstandards richtet. Verlieren wir ihn, so wird der internationale Kommunismus einen unblutigen Sieg erringen. Was nützt es, wenn wir uns durch die Vorbereitungen für einen grossen Krieg in Europa, zu dem es wahrscheinlich gar nicht kommen wird, finanziell zugrunde richten und darüber die Abwehr der Gefahren verabsäumen, die ganz woanders liegen? Für beide Fälle müssen Vorkehrungen getroffen und im richtigen Verhältnis zu den Gefahren sorgsam abgewogen werden.

Es liegt auf der Hand, dass wir ganz neue Überlegungen anstellen müssen, wenn wir ein zuverlässiges Verteidigungssystem gegen die veränderte – nunmehr zweifache – Gefahr errichten wollen. Wir werden jedoch die richtige Lösung nicht finden, wenn wir unsere Blicke starr auf die einzelnen Bäume der NATO richten; wir müssen vielmehr darauf bedacht sein, den Wald – der in diesem Falle die Welt ist – niemals aus dem Auge zu verlieren.

Unsere neuen Überlegungen müssen von folgenden Grundsätzen ausgehen. Seit uralter Zeit lehrt uns die Geschichte, dass ein Gegner, der sich auf eine Kriegführung zu Lande beschränkt – oder beschränken muss –, letzten Endes immer besiegt wird. Der zweite Weltkrieg war im Grunde ein Ringen um die Beherrschung der Ozeane und Meere – und damit der Seewege und erst als wir in diesem Ringen Sieger waren, konnten wir unsere Pläne, um den Krieg auch zu Lande zu gewinnen, durchführen. Daher hat unser strategischer Plan im Falle eines Krieges zwischen dem kommunistischen Block – unter russischer Führung – und der freien Welt davon auszugehen, dass Russland auf die Landkriegführung beschränkt wird und wir uns die unbehinderte Benutzung des See- und Luftraumes sichern müssen. Jeder andere Plan ist sinnlos.

Damit wird unsere Aufgabe zum Weltproblem. Wir haben heute ballistische Lenkgeschosse mit Reichweiten von 8'000 und mehr Ki-

lometern und Atomköpfen. Satelliten, von Menschenhand gefertigt, umkreisen die Erde. Die Atomoffensive und alle Verteidigungsprobleme müssen im weltweiten Rahmen gesehen werden. Wir müssen ein globales Frühwarnungsnetz haben und eine zentralisierte Weltplanung für die Luftverteidigung. Daher brauchen wir notwendig eine zentrale Organisation, um alle diese Massnahmen zu planen und zu leiten und die Satelliten zu kontrollieren – das aber übersteigt die Möglichkeiten des jetzigen Obersten Befehlshabers. Jeder Tag, der ohne eine solche höhere Organisation vergeht, verringert nur den Wert unseres Abschreckungsmittels.

Um diese Ziele zu erreichen, sind auch auf politischem Gebiet grössere Anstrengungen erforderlich, und das Verteidigungsproblem muss mit grösserem Einfühlungsvermögen und praktischeren Methoden angegangen werden. Die geographischen Grenzen der NATO, wie sie der Vertrag von Washington festgelegt hat, sind heute zu eng geworden. Die Tagespolitik der NATO-Länder muss in einem weltweiten Massstab betrieben werden. Die ursprüngliche Idee von 1949 muss erweitert werden. Es ist absurd anzunehmen, dass wir nördlich eines bestimmten Breitengrades Verbündete sein und gleichzeitig südlich davon unsere damit unvereinbare nationale Politik verfolgen können.

Es handelt sich heute darum, die verschiedenen Risiken richtig einzuschätzen. Das Risiko in NATO-Europa ist gering – solange wir unsere nukleare Abschreckung aufrechterhalten und keinen Zweifel darüber lassen, dass wir davon Gebrauch machen werden, um das Land, das uns angreift, zu verwüsten. Ausserhalb des Gebietes der NATO ist das Risiko ungeheuer. Wir brauchen daher einen strategischen Plan, der uns in jedem Kriege zuverlässigen Schutz gewährt.

Das sind nur die Umriss eines gewaltigen Problems. Doch die Lösung unserer Schwierigkeiten liegt in der allgemeinen Richtung, die ich angedeutet habe, und nur in dieser Richtung haben wir Aussicht, der wahren Lösung nahezukommen.

Damit will ich das Thema der kollektiven Verteidigung von Europa im Rahmen der NATO verlassen. Wir stehen den Ereignissen noch zu nahe, als dass wir schon ein Urteil darüber fällen könnten; tatsächlich erhalte ich gerade jetzt, indem ich diese Zeilen schreibe, wieder eine Nachricht von einer wichtigen Veränderung. Aber was

ich sagen kann, ist dies, und es kann nicht oft und klar genug wiederholt werden:

Das Bündnis des Westens ist aus Furcht vor einem Angriff aus dem Osten zustande gekommen; Furcht ist der Hauptbestandteil des Bindemittels, das das Bündnis zusammenhält. Kein Bündnis, das auf Furcht allein begründet ist, hat jemals lange gehalten, noch wird es lange halten – denn wenn die Furcht nachlässt, fängt das Bindemittel an zu zerfallen.

Die Nationen der freien Welt wären daher gut beraten, wenn sie ihre Reihen fester schlossen und aus vollem Herzen und ohne Hintergedanken Zusammenarbeiten würden. Wenn wir den unbarmherzigen Druck des internationalen Kommunismus überleben wollen, müssen wir aufhören, den Zusammenhalt unter den Alliierten nur mit Worten zu preisen, und müssen stattdessen in gegenseitigem Einvernehmen und selbstloser Kameradschaft zusammenstehen. Die Zusammenarbeit der Alliierten muss mehr werden als die diplomatische Phrase, die sie heute ist. Unter den Nationen der westlichen Allianz besteht noch zu wenig politische Einheit im wahren Sinne des Wortes und zuviel nationale Empfindlichkeit. Wirkliche Einheit schliesst die Bereitwilligkeit ein, Opfer für die gemeinsame Sache zu bringen. Aber welche Nation ist schon dazu bereit oder auch nur geneigt, ihre Eifersüchteleien einem internationalen Schiedsspruch zu unterwerfen? Wir brauchen ein besseres Bindemittel als die Furcht vor dem Osten, um uns alle eng miteinander zu verbinden; wirtschaftliche Vorteile würden sich meines Erachtens gut dafür eignen.

Soviel steht jedenfalls fest: Ein wichtiger Bestandteil des neuen Bindemittels muss das Zusammengehörigkeitsgefühl der englisch sprechenden Völker und ihre Entschlossenheit sein, den Völkern Kontinentaleuropas bei der Verteidigung ihrer Freiheit und der Erhaltung ihrer Lebensform zu helfen. Der feste Kern dieses Zusammengehörigkeitsgefühls muss die englisch-amerikanische Freundschaft sein – wenn der zerbräche, wäre das unser aller Ende – auch das der Vereinigten Staaten.

Unsere führenden Politiker müssen sich über die Unterschiede klar sein, die in der Auffassung der drei den kommunistischen Block umgebenden Gebiete bestehen. In Westeuropa und allgemein im ganzen NATO-Gebiet ist der Feind Russland mit seinem Streben nach Welt-herrschaft, die es durch den internationalen Kommunismus erreichen

will. Unter den arabischen Völkern des Nahen Ostens ist der Erzfeind nicht Russland, sondern Israel; die Araber wollen sich nicht gegen den Kommunismus zusammenschliessen, sondern nur gegen Israel, um eine Ausweitung des jüdischen Staates zu verhindern. Und wo im Fernen Osten die Völker eine Gefahr von aussen her fürchten, heisst diese nicht Russland, sondern China. Gegen diesen Hintergrund müssen wir das Hauptproblem sehen und dementsprechend eine vernünftige, stetige Politik verfolgen.

Die Führung in all diesen die Welt bewegenden Fragen liegt jetzt bei den Vereinigten Staaten. Das war nicht immer so. Lange Zeit haben die Engländer die Führung gehabt, und schon seit Jahrhunderten beschäftigen sie sich mit den grossen Weltproblemen. Die Vereinigten Staaten haben nur die Erfahrungen einiger Jahrzehnte. Doch die westliche Welt muss sich darüber klar sein, dass ohne die USA das Bündnis des Westens zusammenbrechen würde. Diese Feststellung mag für den einen oder anderen bitter sein – aber das sind Wahrheiten oft. Sache der Vereinigten Staaten ist es, die freie Welt von ihrer Eignung zur politischen, wirtschaftlichen und militärischen Führung zu überzeugen. Einige Amerikaner scheinen zu glauben, der Erfolg ihrer Führung hänge davon ab, wie viele Dollars sie anderen Nationen zur Verfügung stellen; doch das ist ein falscher Standpunkt. Die Geschichte wird einmal die Führung der Vereinigten Staaten nicht so sehr nach der Zahl der Dollars beurteilen, sondern nach der Leistung, dem Verständnis und Einfühlungsvermögen der Führung und der Folgerichtigkeit ihrer Aussenpolitik. Leider habe ich oft das Gefühl, dass die Aussenpolitik der Vereinigten Staaten zwiespältig ist. Im Rahmen der Vereinten Nationen scheinen sie mir eine andere Politik zu verfolgen als dort, wo es um ihre eigenen Interessen geht. Sie unterstützen die ehemaligen «Kolonialmächte» in Westeuropa, arbeiten aber in Afrika und Asien auf eine Zerstörung ihres Einflusses und ihrer Stärke hin. Diese widerspruchsvolle Politik der Vereinigten Staaten hat viel zur Schwächung der allgemeinen strategischen Lage des Westens beigetragen, über die ich schon berichtet habe. Falls sie fortgesetzt werden sollte, könnte sie zum Zerfall des westlichen Bündnisses führen.

Meine Erfahrung als internationaler Soldat lehrt mich, dass der Westen, um durchzuhalten, viel mehr gemeinsames Ziel- und Verantwortungsbewusstsein an den Tag legen muss als bisher. Er braucht

eine engere Zusammenarbeit auf viel ausgedehnteren Gebieten als der blossen Landesverteidigung. Das westliche Bündnis muss aufgebaut sein auf Einheit, Hoffnung und Mut – zusammengehalten durch die vereinte Kraft von über vierhundertfünfzig Millionen Menschen.

«Sei nur getrost und unverzagt», sprach Gott zu Josua, als er ihn an Stelle von Moses zum obersten Führer seines Volkes machte.

Die Ungarn haben der Welt gezeigt, was man allein durch Mut erreichen kann. Wenn der Westen stark *und* mutig ist, gibt es nichts, was er nicht erreichen könnte – vorausgesetzt, dass er wirklich einig ist.

Die Einigkeit des Westens ist das Einzige, was die Russen fürchten, und all ihre Pläne laufen darauf hinaus, sie zu verhindern. Daher muss die Einigkeit des Westens um jeden Preis gestärkt werden.

RÜCKBLICK

Ich bin am Ende meines Berichtes angelangt. Das Schriftstellern hat mir richtig Spass gemacht. Als Schuljunge und wohl auch noch als junger Mann, das merke ich jetzt, habe ich nur wenig richtig und nichts ganz gesehen und in der Regel nicht das Wichtige vom Unwichtigen unterscheiden können. Aber mit dem Älterwerden habe ich das allmählich gelernt. Ich glaube, im späteren Leben ist mir am meisten die Fertigkeit zustatten gekommen, ein Problem zu vereinfachen und die Hauptsachen herauszuschälen, von denen ich jeweils ausgehen musste – die Fähigkeit, mich auf das Wesentliche zu konzentrieren und die Einzelheiten meinem Stabe zu überlassen. Daneben lernte ich, dass es nützlich ist, ein regelmässiges Leben zu führen, die Geselligkeit nicht zu übertreiben und mich niemals aufzuregen. Dann brauchte ich wieder einige Zeit, bis ich lernte, dass persönliche Dinge in diesem Leben eine grosse Rolle spielen. Innerlich glücklich und zufrieden sein, seinen Dienstplichten freudig und genau nachkommen, hilfsbereit gegenüber anderen sein, das Vertrauen derer zu gewinnen, mit denen man zu tun hat – das sind, um nur ein paar zu nennen, die Dinge im Leben, auf die es ankommt.

Im ersten Kapitel habe ich geschildert, wie ich schon auf der Schule lernte, dass von den vielen Dingen, die zum Erfolg beitragen, zwei vor allen anderen wichtig sind: hart arbeiten zu können und absolute innere Sauberkeit. Heute möchte ich diesen beiden noch ein drittes hinzufügen: den Mut. Ich meine den sittlichen Mut – keine Angst zu haben, zu sagen oder zu tun, was man für richtig hält.

Wenn man grosse Verantwortung trägt, ist es nicht immer leicht,

diesen hohen Anforderungen zu entsprechen, und ich fürchte, ich habe da manches verabsäumt. Ausserdem lebte ich während des zweiten Weltkrieges lange Zeit in einer inneren Spannung, weil ich sah, dass bei der taktischen Führung manches falsch gemacht wurde und dadurch das englische Volk die Schrecken des Krieges länger ertragen musste und mehr Menschen umkamen, als es nötig gewesen wäre.

Wenn man unter einem solchen Druck steht, ist es schwer, immer ein frohes Gesicht zu machen; in der Regel ist man dann versucht, seinen Ärger an jemandem auszulassen. Dieser «Jemand» war mein persönlicher Stab, und ich fürchte, zu Zeiten hat er viel zu leiden gehabt. Mit persönlichem Stab meine ich meine Adjutanten und diejenigen, die bei mir in meinem vorgeschobenen Gefechtsstand waren – nicht den grossen Stab, an dessen Spitze Freddie de Guingand stand. Manchmal habe ich mich natürlich auch über sie selber ärgern müssen, aber im grossen Ganzen war mein persönlicher Stab grossartig. Es waren lauter junge Leute und nur ganz wenige Berufssoldaten darunter. Ich kann ihnen gar nicht genug danken dafür, dass sie so tüchtig und treu zu allen Erfolgen beitrugen, die wir zusammen errungen haben.

Ich habe schon die Gruppe von Verbindungsoffizieren erwähnt, die ich gebildet hatte, um stets über die Vorgänge an der Front auf dem Laufenden zu bleiben. Das waren zuverlässige junge Offiziere, die Initiative und Mut besaßen; sie hatten schon viele Kämpfe miterlebt, so dass sie mir genau über den Stand der Schlacht berichten konnten. Ich suchte mir jeden persönlich aus und legte dabei einen hohen Massstab an. Ihre Aufgabe brachte sie häufig in Gefahr, einige wurden verwundet, andere sind gefallen. Es war eine Schar tapferer Kämpen; sie hatten ihre eigene Messe und waren bei allen Armeen, die ich geführt habe, wohlbekannt.

Sir Winston Churchill liebte sie sehr, und seine grösste Freude war, am Abend nach dem Essen unter ihnen zu sitzen und sie von ihren Erlebnissen an der Front berichten zu hören. Gegen Ende des Krieges, im April 1945, fiel einer von ihnen, John Poston, und ein zweiter, Peter Earle, wurde verwundet; sie waren gemeinsam unterwegs gewesen, um eine Aufgabe auszuführen, die ich ihnen gegeben hatte. Der Premierminister erfuhr davon und schickte mir ein Telegramm, das mit folgenden Worten endete: «Ich teile Ihren Kummer.

Wollen Sie bitte auch Ihren tapferen Kameraden mein Mitgefühl übermitteln. Diese wundervolle Einrichtung der Verbindungsoffiziere, denen Sie schon an den Augen ablesen können, wie es steht, und deren Meldungen Ihnen ein genaues Bild von der Lage geben, wird immer bezeichnend für die überlegene Art sein, in der Sie gewaltige Armeen führen.»

Ich glaube, im Laufe der Zeit war ich einigermassen berühmt, zum mindesten allgemein bekannt geworden. Doch ich habe es an mir selbst erfahren, dass der Weg, der zum Ruhme führt, hart und steinig und der Aufstieg zum Gipfel schwer ist. Wer bis an die höchste Spitze gelangt, wird häufig missverstanden und Zielscheibe scharfer Kritik werden. Das ruft in ihm manchmal ein Gefühl der Einsamkeit hervor, das dadurch noch verstärkt wird, dass oft gerade die, mit denen er besonders gern spräche, ihm wegen seiner Stellung aus dem Wege gehen. Man kommt darüber als hoher Befehlshaber am besten hinweg, wenn man ganz in seinen Pflichten aufgeht und – ohne Rücksicht auf heimliche oder offene Kritik – sein Ziel unerschütterlich weiterverfolgt. Das habe auch ich zu tun gesucht.

Ich habe mich in meinem Leben viel mit dem militärischen Führungsproblem beschäftigt und habe stets darzulegen versucht, dass man heutzutage an diese Frage etwas anders herangehen muss als früher. Vor zweitausend Jahren war Gehorsam für die Soldaten noch etwas Selbstverständliches, weil der Vorgesetzte für sie die «Obrigkeit» war. Der «Hauptmann» im Matthäus-Evangelium wusste genau, wenn er zu einem Kriegsknecht sagte «Gehe hin!», so ging er, und zum anderen «Tue das!», so tat er es. Aber heutzutage muss diese obrigkeitliche Macht weise und feinfühlig ausgeübt werden, sonst werden die Soldaten störrisch. Als erstes muss jeder junge Offizier, der in die Armee eintritt, einen Kampf bestehen – den Kampf um die Herzen seiner Männer. Gewinnt er ihn und später noch mehrere dieser Art, so werden seine Männer für ihn durchs Feuer gehen. Verliert er ihn, wird er nie etwas Hervorragendes leisten. Ausserdem waren die Kriegsknechte des «Hauptmanns» langdienende Berufssoldaten, disziplinierte Männer, die gewohnt waren, zu gehorchen. Aber heute besteht praktisch in allen Armeen die Masse der Soldaten aus Wehrpflichtigen, die nur relativ kurze Zeit dienen. Sie müssen zum Gehorsam erst erzogen werden, und manche mögen das nicht sehr gern. Ich

habe bei englischen Soldaten, gleichgültig, ob langdienenden oder wehrpflichtigen, die Erfahrung gemacht, wenn man erst einmal ihr Vertrauen und ihre Zuneigung gewonnen hat, sind sie leicht zu führen. Tatsächlich hat der englische Soldat eine straffe Führung gern und springt sofort darauf an.

Im März 1947 sollte ich bei dem jährlichen Festessen der Ingenieursvereinigung eine Rede über «Führertum» halten – dadurch geriet ich in nicht geahnte Schwierigkeiten. Die Menschen in England hatten gerade einen äusserst beschwerlichen Winter hinter sich. Es fehlte tatsächlich an allem; wegen der Stromsperrungen mussten wir sogar in den Büros bei Kerzenbeleuchtung arbeiten, und alle Welt war wütend auf die Regierung. In meiner Rede kam ich auf das schwierige Problem zu sprechen, vor dem wir damals in England standen, und sagte, seine Lösung hänge von der Führung ab, von der Notwendigkeit, sich wie ein Mann zusammenzuschliessen, und von fleissiger Arbeit. Ich hatte die Frage aufgeworfen: «Was versteht man unter Führertum?» und hatte sie wie folgt beantwortet: «Führertum ist die Fähigkeit, Männer und Frauen zur Erreichung eines gemeinsamen Zieles um sich zu scharen, und die Persönlichkeit, die Vertrauen einflösst.» Zum Führertum gehöre ferner, sagte ich, Sauberkeit des Zieles und der starke Wille, es zu erreichen. Es sei heutzutage wichtig, in allen Schichten und Berufen Führer zu haben, die in der Lage seien, die Verhältnisse zu meistern. Ein Führer, der das nicht könne, sondern sich die «Ereignisse» über den Kopf wahren liesse, taue nichts. Ein guter Führer studiere das Problem zuerst und packe es dann mit beiden Händen an.

Die konservative Presse hatte schon lange darauf gelauert, der Labour-Regierung eins auszuwischen, und erkannte jetzt ihre Gelegenheit dazu in meiner Rede. Tatsächlich hatte sich die Regierung nicht als fähig erwiesen, die Ereignisse, die das Volk in Bedrängnis brachten, zu meistern, und es ging uns ausgesprochen schlecht. Doch als ich meine Rede zu Papier brachte, hatte ich nicht im Entferntesten daran gedacht.

In der Presse und im Parlament gab es einen furchtbaren Krach, und sehr bald wurde ich nach Nr. 10 zitiert, wo ich die übliche «Zigarre» erwartete. Aber Attlee war, als ich ihm meinen Standpunkt auseinandersetzte, sehr anständig, ganz im Gegensatz zu Alexander, der mir vorwarf, ich wolle mich zum politischen Führer des Landes machen – was natürlich Unsinn war.

Kurz nach dieser Aufregung bat mich die Wollwebereiindustrie, die alljährliche Ansprache in der Textilgesellschaft von Bradford zu halten. Das Thema sollte heissen: «Führertum»! Nach dem Klamauk wegen meiner Rede in der Londoner Ingenieursvereinigung wollte ich mir unter der Hand einen kleinen Spass machen. Ich schrieb also an Attlee und fragte ihn, ob er glaube, dass es von Wert sei, wenn ich die Ansprache hielte. Er erwiderte, er glaube zwar, dass meine Rede grosse Begeisterung auslösen werde, riete mir aber trotzdem, abzusa-gen!

Ich möchte in diesem Zusammenhang betonen, dass seit meinem ersten Zusammentreffen mit Mr. Clement Attlee (jetzt Lord Attlee) im Jahre 1943 meine Hochachtung vor seiner Charakterfestigkeit, seiner Anständigkeit und seinem Mut ständig zugenommen hat. Als er dann Premierminister und ich Chef des Generalstabs war, muss ich ihm eigentlich furchtbar lästig gefallen sein. Doch er war stets für mich zu sprechen und fand immer Zeit für eine Aussprache, wenn ich ihn um seinen Rat bat. Seine Entscheidungen traf er prompt. Er war absolut gerecht. Wenn er einen Tadel aussprach, war er sicher verdient.

Verschiedentlich musste ich Aufforderungen ablehnen, mich politisch zu betätigen. Ich glaube nicht, dass ich einen guten Politiker abgegeben hätte. Kriegführen ist schon ein ziemlich rohes, schmutziges Gewerbe. Aber nun gar erst die Politik!

Als der Krieg seinem Ende entgegenging, bekam ich eines Tages einen Brief von Margot Asquith (Lady Oxford), die mich aufforderte, der Liberalen Partei beizutreten, um sie besseren Zeiten entgegenzuführen. Ich lehnte höflich ab. Etwa zur selben Zeit bekam ich einen Brief vom Herausgeber einer bekannten Sonntagszeitung, der mich bat, eine Reihe Artikel für sein Blatt zu schreiben über die Frage, was wir alle tun sollten, wenn der Krieg zu Ende sei. Ich erwiderte ihm, dass ich seinen Wunsch leider nicht erfüllen könne, und führte dafür folgenden Grund an: «Dieses Thema fällt überhaupt nicht in mein Fach, und wenn ich über solche Fragen schriebe, könnte das den Eindruck erwecken, als ob ich beabsichtigte, Politiker zu werden. *Ich habe keinerlei Absicht, etwas Derartiges zu tun.* Ich müsste ein Narr sein, wenn ich mich auf Dinge einliesse, von denen ich nichts verstehe.»

Ein andermal versuchte Lord Addison, der 1948 Lord-Siegelbewahrer war, mich in die Politik zu ziehen. Er schrieb mir am 2. Juni

1948 und bat mich, bei der zweiten Lesung der Etatsvorlage auf die Regierungsseite der Wandelhalle des Unterhauses zu kommen. Das war im Grunde genommen eine Aufforderung von Sr. Majestät Regierung an den Chef des Generalstabs, sich aktiv an der Politik zu beteiligen. Ich schickte den Brief sofort an Mr. Attlee; der sah denn auch sofort, was gespielt wurde, und bat mich, auf die Bitte von Lord Addison hin gar nichts zu unternehmen.

Ich habe mich allen diesen Aufforderungen gegenüber bewusst zurückgehalten, weil ich es für falsch hielt, mich politisch zu betätigen, solange ich noch im aktiven Dienst war. Der Soldat legt seinen Treueid dem Staate ab, und es steht ihm nicht zu, diese Verpflichtung zu wechseln, weil er politisch anderer Ansicht ist. Ist er verabschiedet, so sieht die Sache ganz anders aus; dann kann er in dieser Beziehung tun, was er will.

Vier Männer waren es, die grossen Einfluss auf mein Leben ausgeübt haben: mein Vater in meiner Jugend, Feldmarschall Alanbrooke während eines grossen Teiles meiner Militärzeit und in den späteren Jahren Sir Winston Churchill und General Eisenhower. Über den Einfluss meines Vaters habe ich im ersten Kapitel berichtet und möchte jetzt über die drei anderen etwas sagen.

Ich lernte Alanbrooke – für mich ist er stets «Brookie» geblieben – 1926 kennen, als ich als Lehrer an die Kriegsakademie in Camberley kam, wo er bereits als Artillerielehrer war. Ich merkte sehr bald, dass er ein Mann von hervorragendem Charakter und aussergewöhnlicher Befähigung war, und es ist wohl nicht zuviel gesagt, dass meine Zuneigung zu und Hochachtung vor ihm damals ihren Anfang nahm. Er verliess die Kriegsakademie vor mir, und ich begegnete ihm nur selten, bis ich dann 1937 die 9. Infanteriebrigade in Portsmouth bekam; damals war er Chef der Ausbildungsabteilung im Kriegsministerium. Unser wirklich enges Verhältnis begann jedoch erst 1939, als ich die 3. Division in seinem Korps führte, und von da an blieben wir ständig in Fühlung, bis ich 1946 sein Nachfolger als Chef des Generalstabs wurde. Er kannte meine schwachen Seiten sehr gut und wischte mir öfters eins aus; ob das mündlich oder schriftlich geschah, nie liess er mich über seine Ansicht im geringsten Zweifel! Doch muss er wohl der Meinung gewesen sein, dass ich auch meine guten Seiten hatte, sonst hätte er mich wohl nicht so gefördert, wie er es

getan hat. Er stellte sich stets vor mich, wenn ich in Schwierigkeiten geriet, und sein Rat war stets der beste, den ich mir nur wünschen konnte. Erst nach dem Kriege erfuhr ich von den Offizieren meines Stabes, dass er ihre «strategische Reserve» gewesen sei. Wenn ich mich in einen Plan verbissen hatte, den sie für falsch hielten, war immer der letzte Trumpf, den sie ausspielten, die Frage: «Haben Sie schon den Chef des Generalstabs um seine Ansicht darüber befragt?» Wenn diese letzte Instanz zugestimmt hatte, wussten sie, dass sie mit ihrer Meinung nicht durchkamen, und gaben ihren Widerstand auf.

Brookie ist nicht leicht zu durchschauen. Gelingt es einem aber, die Mauer seiner gelassenen Zurückhaltung zu durchstossen, so findet man dahinter all die hervorragenden Eigenschaften, die man an sich selbst schmerzlich vermisst. Ich erinnere mich noch, wie aufgebracht ich war, als Eisenhower einmal von ihm sagte, er sei nicht in der Lage, die gegensätzlichen Seiten eines Problem es abzuwägen und wie General Marshall eine glasklare Entscheidung zu treffen. Nach meiner Ansicht hatte in strategischen Dingen meist Brookie recht und Marshall unrecht. Doch aller Ärger über Eisenhower, der während der Kriegszeiten zuweilen in mir aufkam, ist längst verflogen; heute empfinde ich nur uneingeschränkte Zuneigung zu diesem grossen Mann.

Meinem Dafürhalten nach haben Alanbrooke und Winston Churchill zusammen mehr für unseren Sieg im zweiten Weltkrieg getan als alle anderen. Sie ergänzten sich wundervoll. Dabei ist Brookie trotz seiner Stellung und seiner Verdienste der bescheidenste und zurückhaltendste Mensch, den ich kenne.

Und nun zu Winston Churchill. Ich habe schon geschildert, wie ich ihm in der Gegend von Brighton im Sommer 1940 – nach Dünkirchen – zum erstenmal begegnete. Es war und ist für mich ein Vorzug und eine Ehre, dass ich von da an in ein sehr enges freundschaftliches Verhältnis zu diesem wahrhaft grossen Mann treten durfte. Wir waren nicht immer gleicher Meinung; aber wahrscheinlich hat noch kein Soldat mit seinem politischen Chef stets vollständig übereingestimmt – jedenfalls nicht mit diesem. Doch gab es im zweiten Weltkrieg niemals so scharfe Auseinandersetzungen zwischen Soldaten und Politikern wie im ersten; das war Churchill zu verdanken. Hinzu kam noch, dass wir das Komitee der Stabschefs hatten, eine verfassungsmässige

Körperschaft, die dem Kriegskabinett direkt verantwortlich und eng mit ihm verbunden war. Im ersten Weltkrieg hatten wir nichts Derartiges; und man braucht nur Lord Beaverbrooks Buch *Man and Power* zu lesen, wenn man erfahren will, was für entsetzliche Streitereien und Intrigen damals zwischen «Zivilisten» und «Generälen» gang und gäbe waren.

Wie Churchills persönliche Ansicht auch niemals gewesen sein mag, ich kenne keinen Fall, wo er darauf bestanden hat, dass seine Idee durchgeführt wurde, sobald die Stabschefs sich geschlossen dagegen wandten – vorausgesetzt, dass sie fest blieben und nicht klein beigaben, wenn er sie zu «überfahren» suchte. Aber sie liessen sich nicht überfahren.

Mir ist es immer so vorgekommen, als vereinige Churchill in sich allein alle Eigenschaften, die wir Menschen überhaupt haben können. Und wie bei allen Menschen waren es keineswegs lauter gute. Von allen seinen bemerkenswerten Zügen, finde ich, trat besonders hervor sein Herrschaftsanspruch. Er musste herrschen. Fraglos hat er auch in den Kriegsjahren die Ereignisse und die Menschen, die ihn umgaben, «beherrscht», wie jeder gute Führer es tun muss; wurde er daran gehindert, musste man auf ein Unwetter gefasst sein! Im Laufe der Zeit sah ich in ihm dann nicht mehr nur meinen politischen Vorgesetzten – er wurde mein Freund. Wir nannten uns «Winston» und «Monty», und dabei ist es geblieben. Als ihm die «Fünf Häfen», deren «Lord-Schutzwart» er ehrenhalber war, sein Porträt als Geschenk überreichen wollten, wurde ich gebeten, dabei zu sein und die Rede auf ihn zu halten, da ich Ehrenbürger von Hastings – wo die Feierlichkeit stattfand – und Dover war. Meine Rede von damals bringt am besten zum Ausdruck, wie ich über Winston Churchill denke. Hier ist ihr Wortlaut:

«Mir ist die hohe Ehre zuteil geworden, den Trinkspruch auf unsern Lord-Schutzwart auszubringen. Nichts könnte mich mit grösserer Freude erfüllen. Denn im letzten Kriege war Sir Winston Churchill mein oberster Chef. Als wir uns näher kennenlernten, wurde er mein Freund. Heute steht *er* unter meinen Freunden an oberster Stelle.

Als Lord-Schutzwart ist er zugleich Vertreter der Admiralität im Bereich der Fünf Häfen. In diesem Zusammenhang möchte ich heute

daran erinnern, dass ich einmal im Kriege auf demselben Schiff wie er Dienst tat. Das war im Jahre 1945, als wir auf einem Fahrzeug der Kriegsmarine zusammen den Rhein überschritten und dabei als Strafe für diesen Leichtsinn schwer mit Granaten eingedeckt wurden – aber er war daran schuld, denn der Vorschlag, gemeinsam überzusetzen, stammte von ihm!

Die enge Verbindung zwischen den Fünf Häfen und Sir Winston Churchill, die heute einen so reizenden Ausdruck findet, ist also so wohlbegründet wie kaum etwas anderes. Denn schliesslich liegt doch nichts näher, als dass die Städte, die einst die meisten Männer und Schiffe für die Flotte des Königs gestellt haben, einen ‚ehemaligen Marineangehörigen‘ in ihren Mauern aufnehmen. In weit zurückliegenden, aber immer noch denkwürdigen Tagen haben die Fünf Häfen und ihr Lord-Schutzwart jene immerwährende Wachsamkeit ausgeübt, deren Lohn die Freiheit ist. In neueren, aber noch denkwürdigen Tagen hat der jetzige Lord-Schutzwart sich als die Verkörperung der altherkömmlichen Einsatzbereitschaft und des Pflichtgefühls der Fünf Häfen erwiesen. Ihm danken wir es vor allen anderen, dass das Bollwerk der Freiheit unversehrt blieb.

Heute ist, glaube ich, eine der Gelegenheiten, wo es richtig und angebracht ist, die englische Zurückhaltung aufzugeben und in der Sprache, deren unbestrittener Meister er ist, zu sagen, *warum* sein Bild nicht nur hier auf der Leinwand zu finden ist, sondern auch in den Herzen aller freien Menschen auf der ganzen Welt und in den Herzen vieler, die nicht so frei sind.

Vor allem, weil er ein ‚Mann‘ ist!

Jeder von uns, die wir den Vorzug hatten, an seiner Arbeit und seinen Überlegungen teilzunehmen, kann mit Mark Anton sagen: ‚Er war mein Freund, stets treu mir und gerecht.‘

Er hat sich von seinem Weg nicht dadurch abbringen lassen, dass ‚die Wahrheit, die er sprach, von Buben frech zum Narrenfang verdreht‘ wurde.

Er hat ‚begegnend Unglück und Triumphen‘ seinen Gleichmut stets gewahrt.

Er hat ‚beharrt, da alle um ihn zagen‘, er hat das ‚Vertrauen zu sich bewahrt, wo andre ihm’s versagten‘.

Wer das kann, ist nach Kiplings Definition ein ‚Mann‘.

Lassen Sie mich Ihnen auch sein eigenes Rezept für die Haltung des ‚Mannes‘ im grossen Abenteuer des Lebens ins Gedächtnis zurückerufen:

Im Kampf: Entschlossenheit,
Als Unterliegender: Trotz,
Als Sieger: Grossmut,
Im Frieden: Güte.

Wir alle wissen, dass er uns dazu nicht nur ermahnt hat – er hat es uns selbst vorgelebt.

Vielleicht kommt es dem einen oder anderen unter Ihnen seltsam vor, dass ein Soldat einen Politiker so rühmt! Die beiden Berufe haben sich tatsächlich nicht immer gut vertragen. Doch hier handelt es sich um einen Politiker, der in seiner Jugend selbst Soldat war und dann den bunten Rock freiwillig an den Nagel gehängt hat. Dafür bin ich ihm heute noch dankbar – denn hätte er es nicht getan, so hätte er womöglich bei El-Alamein gesiegt!

Aber was auch die Soldaten in ihrem Grimm über die Politiker sagen mögen, diesen einen müssen wir ausnehmen. Er hat's verdient! War er doch oft und lange Zeit derjenige Politiker, den die anderen am meisten hassten und schmähten. Sie sollen ihn sogar ‚Überläufer‘, ‚unzuverlässig‘ genannt, ja, ihm die Urteilsfähigkeit abgesprochen haben. Ach, wie kleinlaut werden sie heute sein, wie unbedeutend müssen sie sich vorkommen!

Wir Soldaten denken bei ihm an Wordsworths glücklichen Krieger – ‚was jeder Kämpfer wünschen sollt‘ zu sein‘. Ich möchte Ihnen gern ein paar Verse daraus vorlesen:

*Its, finally, the Man, who, lifled high
Conspicuous object in a nation's eye,
Or lefl unthought of in obscurity –
Who, with a toward or untoward lot,
Prosperous or adverse, to his wish or not –
Plays, in the many games of life, that one
Where what he most doth value must be won. ¹*

Mir scheint, diese Worte passen genau auf Sir Winston.

¹ *Der Mann ist's schliesslich, der, ob hochgestellt
Im Blickfeld stehet fast der ganzen Welt,
Ob er vergessen wirkt im Hintergrund –
Der, ob das Schicksal hold ihm oder nicht,
Ob, was geschieht, grad' seinem Wunsch entspricht –
Sein ganzes Können an das eine setzt,
Das er von allem stets am höchsten schätzt!*

Und was ist es wohl, das unser Schutz wart ‚am höchsten schätzt‘?

Wieder findet ein Soldat hier einen ihm verwandten Sinn in der Definition, die er selbst für Zweck und Ziel seiner Laufbahn gegeben hat: ‚Die Erhaltung der fortdauernden Grösse Englands und die historische Kontinuität unseres Insellebens.‘

Doch wir dürfen nicht nur dessen gedenken, was er getan hat, um Kriege zu gewinnen, sondern müssen uns auch seiner Bemühungen erinnern, sie zu verhindern. Daher möchte ich Ihnen die Worte ins Gedächtnis zurückrufen, die er erst vor wenigen Jahren gesagt hat: ‚Frieden ist der höchste Lohn, den ich zu erringen suche.‘ Niemand weiss besser als wir Soldaten um den ungeheuren Wert dieses Lohnes – denn niemand kennt so gut wie wir Soldaten das Ungeheuer Krieg. Und niemand weiss besser als wir Soldaten, dass ein starkes England und sein ungebrochener Mut die Hauptgaranten des Friedens sind.

Gestatten Sie mir noch ein paar Worte über unseren Lord-Schutzwart in einer anderen Eigenschaft: als Führer der Nation in Zeiten der Gefahr. Unsere politischen Führer sind keine Hitlers und Mussolinis, keine Selbstherrscher. Sie sind mächtig, aber keine Machthaber. Sie sind viel zu menschlich, als dass sie sich als Übermenschen gebärden könnten. Sie setzen sich nicht über die Gesetze hinweg. Die Macht steigt ihnen nicht zu Kopfe. Sie übernehmen die Macht in Bescheidenheit, und wenn sie zurücktreten müssen, ergeben sie sich lächelnd in das Unvermeidliche, empfinden es sogar vielleicht als eine Erleichterung. Aber wenn sie auf der Waage des Schicksals gewogen werden, werden sie nicht zu leicht befunden. Niemals hat ein Land einen Führer gehabt, der so seiner Aufgabe gewachsen war wie Sir Winston Churchill.

Als er damals sprach – Worte, die hallten und donnerten wie die Psalmen –, sagten wir alle: ‚So empfinden auch wir es‘, und ‚So werden wir uns verhalten‘. Er gab uns das Gefühl, ein auserwähltes Volk zu sein, dem ein hohes Ziel gesteckt ist und das nicht untergehen kann. Seine Charakterstärke verwandelte das Blei der Kleinmütigen in pures Gold. Er hat uns alle mit seinem Geist erfüllt.

Er hatte einmal die Freundlichkeit, mich eine Cromwellsche Gestalt zu nennen, wahrscheinlich, weil ich stets versucht habe, Gott zu loben und für Munition zu sorgen. Lassen Sie mich daher mit den Worten schliessen, die Cromwell für die Männer gebrauchte, die der

Staat für seinen Dienst auswählte: ‚dass sie gute Dienste leisten, die befriedigen‘.

Sir, Sie haben gute Dienste geleistet!

Sir, wir sind befriedigt.

Ich erhebe mein Glas auf das Wohl von Sir Winston Churchill, Ritter des Hosenbandordens und Lord-Schutzwart der Fünf Häfen, dem grössten Engländer aller Zeiten!»

Schliesslich möchte ich noch etwas über Eisenhower sagen – einen aussergewöhnlichen, höchst liebenswerten Mann. Ich sprach Ike zum erstenmal im Frühjahr 1942 in England, aber nur wenige Minuten, und damals gewann ich noch keinen grossen Eindruck von ihm. Im April 1943 sah ich ihn dann in Tunis wieder. Die 8. Armee hatte sich von El-Alamein bis an die tunesische Grenze durchgekämpft und war im Begriff, seinen Streitkräften die Hand zu reichen, die im November 1942 in Nordafrika gelandet waren. Ich war ihm jetzt unterstellt. Dieses Mal blieb er über Nacht bei mir, so dass ich Gelegenheit hatte, ihn näher kennenzulernen. Bis zur Landung in Nordafrika hatte er noch keinen scharfen Schuss gehört und noch niemals Truppen im Kampf geführt. Wir unterhielten uns ausgiebig, und ich war überrascht, wie schnell er alle Probleme erfasste und dabei Vertrauen und Güte ausstrahlte.

Er war damals ein starker Raucher, und beim Frühstück im Messzelt zündete er sich, ehe ich zu essen anfang, eine Zigarette an. Da wir nebeneinander sassen, nahm ich meinen Klappstuhl und setzte mich auf die andere Seite des Tisches ihm gegenüber. Er merkte sofort, dass mich der Rauch gestört hatte, kam um den Tisch herum zu mir, entschuldigte sich und warf seine Zigarette weg!

Ich blieb ihm von dieser Zeit an bis zum Kriegsende in Deutschland im Mai 1945 unterstellt. Der Leser weiss, dass wir über strategische Fragen und gewisse taktische Einzelheiten der Kriegführung nicht immer einer Ansicht waren. Es schadet jedoch nichts, wenn die offene Erörterung der zwischen uns bestehenden Meinungsverschiedenheiten in die Geschichte eingeht, sofern man dabei nicht aus dem Auge verliert, dass die Einigkeit und Zusammenarbeit der Alliierten im zweiten Weltkrieg einen Höhepunkt erreichte wie nie zuvor. Zwar kann man wohl kaum sagen, dass dies nur einem Mann zu verdanken war, doch gebührte der grösste Teil des Verdienstes daran ohne jeden Zweifel Eisenhower.

Ich möchte Ike eigentlich nicht zu den «grossen Soldaten» zählen – im wahren Sinne des Wortes. Er wäre vielleicht einer geworden, wenn er Gelegenheit gehabt hätte, sich die nötigen Erfahrungen als Divisions-, Korps- und Armeeführer anzueignen – aber das war ihm leider versagt. Doch er war ein hervorragender Oberster Befehlshaber – ein militärischer Staatsmann. Ich wüsste keinen, der die alliierten Streitkräfte zu einer so scharf geschliffenen Waffe hätte zusammenschweissen und unter den vielen gegensätzlichen und störenden Elementen, die manchmal alles zu zertrümmern drohten, das Gleichgewicht hätte aufrechterhalten können.

Erst nach dem Kriege lernte ich ihn wirklich gut kennen, ihn und «Mamie», seine reizende Frau. Er war damals Chef des Generalstabes der US-Armee und ich englischer Generalstabschef. Im Oktober 1946 wohnte ich bei ihm, und wir unterhielten uns ausgiebig über die Nachkriegsverhältnisse. 1951/52 taten wir wieder zusammen Dienst, er als Oberster Befehlshaber der NATO-Streitkräfte und ich als sein Stellvertreter. Dann ging er nach Amerika zurück und wurde Präsident der Vereinigten Staaten. Seitdem habe ich ihn wiederholt besucht und stets bei ihm und Mamie gewohnt, entweder im Weissen Haus oder auf seinem Landgut bei Gettysburg. Unsere Freundschaft ist im Laufe der Zeit immer enger geworden, und heute verbindet mich mit ihm das Gefühl grösster Bewunderung und Zuneigung – ich könnte alles für ihn tun!

Ich habe viel über amerikanische Geschichte gelesen und bin überzeugt, dass die Historiker einmal feststellen werden, dass Ike seine grösste Leistung als Präsident der Vereinigten Staaten vollbracht hat. Wo liegt nun seine Stärke? Er hat eine schnelle Auffassungsgabe und ist sehr klug. Aber seine wirkliche Stärke liegt in seinen menschlichen Eigenschaften. Wie ein Magnet Metallspäne anzieht, so besitzt er die Kraft, die Herzen der Menschen anzuziehen. Er braucht nur zu lächeln, und sofort gewinnt man Vertrauen zu ihm. Er ist die verkörperte Aufrichtigkeit. Ausserdem besitzt er gesunden Menschenverstand. Nicht nur einzelne Menschen, sondern ganze Völker schenken ihm Vertrauen. Wenn ich in Washington bin, besuche ich stets das Denkmal von Abraham Lincoln, der dort in einer imposanten Umrahmung auf seinem Sessel sitzt und auf die Stadt herabschaut, und bin immer wieder erneut von ihm beeindruckt. Ebenso ergeht es mir, wenn ich zu Ike komme. Er ist bemüht, der Präsident aller Amerika-

ner zu sein ohne Rücksicht auf alle Parteipolitik. Er ist wirklich ein grosser Mann, und ich rechne es mir zur Ehre, sein Freund zu sein. Er hat in schweren und guten Zeiten viel für mich getan, und ich kann ihm für seine persönliche Güte und Nachsicht nicht genug danken.

Auf meinen Auslandsreisen vom Herbst 1948 an habe ich durch meine Stellung auch die Premierminister und Kabinette der anderen Westmächte kennengelernt. Ich war ständig zwischen Norwegen und der Türkei unterwegs und habe jedes Jahr den Atlantik überquert, um die Vereinigten Staaten und Kanada zu besuchen. Nach meiner Rückkehr aus Italien Anfang 1944 habe ich angefangen, genau Logbuch über meine Luftreisen zu führen. Danach habe ich von Januar 1944 bis September 1958 in über 2'200 Flugstunden mehr als 650'000 Kilometer zurückgelegt. Es war manchmal recht anstrengend, doch hoffe ich, dass meine Tätigkeit etwas zur Erhaltung des Friedens beigetragen hat.

Zu meinen Freunden zähle ich so unterschiedliche Persönlichkeiten wie Seine Heiligkeit den Papst und Marschall Tito, die ich beide wiederholt besucht habe. Besonderen Wert lege ich auch auf meine Freundschaft mit Dr. Salazar, dem Ministerpräsidenten von Portugal. Bei solchen Freundschaften in der ganzen westlichen Welt ist es nicht weiter verwunderlich, dass mein Leben voll ausgefüllt war und ich manches dazugelernt habe.

Meine Berührung mit so vielen Völkern hat mir mancherlei Erkenntnisse gebracht. Jedes Volk hat seine eigene Meinung über bestimmte Dinge. So kann man zum Beispiel Eskimos keine Kühlschränke verkaufen. Die Amerikaner wiederum werden von Jugend auf zu so festen Ansichten über gewisse Dinge erzogen, dass nichts sie davon abbringen kann. Die Engländer werden niemals einer überragenden Persönlichkeit oder einem Führer folgen, es sei denn, sie haben Furcht; dann wieder fragen sie sich voller Angst, wohin er sie noch führen wird. Ein gutes Beispiel dafür bietet Winston Churchill.

Ganz allgemein liegt die wahre Stärke einer Nation nicht in ihren Streitkräften, sondern in ihrem Volkscharakter, in ihren Menschen und deren Anlagen und ihrer Arbeitsfreudigkeit.

Wenn ich all die Völker, die ich kennengelernt habe, überblicke, so scheint mir, dass jedes Volk zwei Dinge braucht, wenn es bestehen

und nicht zu einer zentral geführten Masse herabsinken will. Diese zwei Dinge, die die Grundlage für alles andere bilden, sind:

1. ein religiöser Glaube und
2. eine gebildete Führungsschicht, die keine Angst vor unabhängigen Denken und Handeln hat und nicht einfach der «Volksstimme» folgt.

Den ersten Punkt möchte ich noch etwas näher erklären. Den grössten Einfluss auf mein Leben hat die tiefgehende Erkenntnis der religiösen Wahrheiten ausgeübt. Ich kann das am besten durch die Schlusssätze der Ansprache erläutern, die ich am 24. Oktober 1954 bei der Enthüllung des Ehrenmales in der Wüste für die bei El-Alamein gefallenen Soldaten hielt.

«Und lasst uns über alledem nicht das eine, das Grösste und Wichtigste vergessen. Es ist dies: In der Welt gibt es Dinge, die echt sind, und Dinge, die falsch sind. Es gibt Wege, die richtig sind, und solche, die in die Irre führen. Es gibt gute und schlechte Menschen. Und auf die eine oder andere Seite müssen wir uns stellen; der einen oder der anderen Seite müssen wir dienen.

Ein grosser Befehlshaber hat einmal nach einem langen Feldzug seine Truppen mit den Worten entlassen: ‚So erwählet euch heute, wem ihr dienen wollt ... Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen‘ (Josua 24 V. 15)

Diese Worte scheinen mir die Grundlage für alles andere zu sein, und nach meinem Dafürhalten sollten sie jedem Menschen schon in frühester Jugend eingeprägt werden. Wir können den Krieg nur abschaffen und zu einer besseren Welt kommen, wenn die Menschen, Männer und Frauen, besser werden. Einen anderen Weg gibt es nicht.»

Ich habe versucht, in diesem Buch streng bei der Wahrheit zu bleiben – etwas, das vermutlich jeder für sich in Anspruch nimmt, der seine Lebenserinnerungen schreibt! Die meisten amtlichen Berichte über die letzten Kriege sind sehr geschicht geschrieben, doch scheinen sie mir manches Wichtige nicht zu enthalten – besonders fehlt alles, was bei dem Leser den Eindruck hervorrufen könnte, dass einer unserer höheren Führer auch nur das geringste falsch gemacht hat. Dadurch werden sie als Quellen wertlos. Sie erinnern mich an die Antwort, die ein französischer General 1918 einem englischen gab. Er hatte die Engländer angewiesen, einen Frontabschnitt zu übernehmen, der achtundvierzig Stunden vorher bereits von den Deutschen

erobert worden war. Als der englische General daraufhin den Befehl beanstandete, erwiderte der französische: «Mais, mon ami, 9a c'est pour l'histoire!»

In diesem Sinne ist mein Buch nicht «pour l'histoire» geschrieben.

Im September 1958 habe ich mich nach fünfzigjähriger, ununterbrochener Verwendung im Dienst meines Souveräns von allen aktiven Verpflichtungen zurückgezogen. Fünfzig Jahre sind eine lange Zeit! Seit Abschaffung der früheren Feldzeugmeisterei und Gründung des heutigen Kriegsministeriums im Jahre 1855 hat kein Offizier länger gedient als ich. Bei Lord Roberts lagen allerdings zwischen seiner Ernennung zum Offizier und seinem Ausscheiden als Oberbefehlshaber im Jahre 1904 zweiundfünfzig Jahre; doch in den neunziger Jahren hatte er eine Zeitlang keine Verwendung gefunden und, was noch mehr ins Gewicht fällt, in der ersten Zeit hatte er zu den Streitkräften der Ostindischen Kompanie gehört und war erst später in den Dienst der Krone übernommen worden. Im 18. Jahrhundert hat es, soviel ich weiss, ein oder zwei Beispiele längerer Dienstzeit als der meinigen gegeben, aber da lagen besondere Verhältnisse vor, und im Übrigen konnte man im 17. und 18. Jahrhundert, zu den Zeiten der Feldzeugmeisterei, im aktiven Dienst so alt wie Methusalem werden. Trotz dieser damaligen Verhältnisse übertrifft meine Dienstzeit an Länge noch die von Wellington, Marlborough und Monck.

Zum Abschluss meiner Militärdienstzeit möchte ich meinem Freund und Waffenkameraden in all den langen Jahren, dem englischen Soldaten, ein Wort der Huldigung und Anerkennung sagen.

Der englische Soldat steht keinem anderen nach. Die einen mögen mehr Elan haben, andere disziplinierter sein; aber keiner übertrifft ihn an Standfestigkeit und Charakter. Wir brauchen in England allgemein keine Erziehung zur Tapferkeit; wir können uns auf die angeborenen männlichen Anlagen verlassen. So ist es auch bei dem Soldaten. Seine kämpferische Haltung entspringt seinem Nationalstolz. Wie oft hat er nicht schon als letzte Hoffnung der freien Welt der Tyrannei und Unterdrückung Widerstand geleistet! Inmitten all des Lärmes und Durcheinanders der Schlacht steht ruhig und unerschrocken die schlichte, anspruchslose Gestalt des englischen Soldaten

und gibt mit seiner selbstverständlichen Tapferkeit, seiner Gutge-
launt- heit und seinem Humor, seinem gelassenen Abfinden mit jeder
Situation allen ringsum unbewusst ein leuchtendes Vorbild. Mögen
die Ideale, für die er gekämpft hat, in der Welt niemals untergehen!
Möge das Volk, für das er so selbstlos gekämpft hat, ihn niemals ver-
gessen! Ich weiss am besten, wie hochgemut der englische Soldat
kämpfen kann, denn immer wieder habe ich mit angesehen, wie sich
die Söhne unseres Volkes auf dem Schlachtfeld bewährt haben.

Viele Eindrücke und Erinnerungen begleiten mich in meinen Le-
bensabend. Doch am herrlichsten und wertvollsten wird mir immer
das Bild des englischen Soldaten vor Augen stehen, unerschütterlich
und zäh in der Bedrängnis, gutherzig und mild, wenn der Sieg errun-
gen ist – des Mannes, dem die Nation immer wieder in der Stunde der
Not Ehre und Sicherheit zu verdanken hatte.

NACHWORT

Dieses Buch verdankt seine Entstehung nicht etwa einer Neigung zum Schriftstellern meinerseits oder gar dem Wunsch, von der Öffentlichkeit noch mehr beachtet zu werden. Ich habe mich vielmehr dazu entschlossen, weil mir von vielen Seiten zu verstehen gegeben wurde, dass ein solches Memoirenwerk einfach eine Notwendigkeit sei. Es soll kommenden Generationen die Eindrücke vermitteln, die ich in meinem ereignisreichen Leben gewonnen habe, und die Grundsätze aufzeigen, nach denen zu denken und zu handeln ich für meine Pflicht hielt.

Jedes Wort in diesem Buch habe ich zunächst eigenhändig mit Bleistift niedergeschrieben. Dann habe ich die einzelnen Kapitel mit der Maschine abschreiben lassen, sie drei verlässlichen Freunden, auf deren Urteil ich Wert lege, zum Lesen gegeben und auf Grund ihrer Bemerkungen und Vorschläge neu bearbeitet. Schliesslich haben dieselben drei Freunde, um Wiederholungen, Längen und Unstimmigkeiten auszuschalten, das Buch noch einmal als Ganzes durchgesehen.

Die Hauptarbeit dabei leistete Brigadegeneral E.T. Williams, der jetzt Rektor von Rhodes House in Oxford ist und als Bill Williams wiederholt in dem Buch erwähnt wird. Ihm schulde ich grossen Dank für die Zeit und Mühe, die er auf die Lektüre und kritische Bearbeitung des Buches verwandt hat. Nächst ihm ist vor allem Sir James Grigg zu nennen, der ebenfalls in dem Buch erwähnt wird; seine Bemerkungen und Vorschläge waren für mich von unschätzbarem Wert. Und schliesslich widmete auch der bekannte Historiker Sir Arthur Bryant einen grossen Teil seiner Zeit der Durchsicht des vorliegenden Werkes.

Diesen drei Männern sage ich vor allem meinen aufrichtigen Dank. Ich danke ferner den Personen, die die Vervielfältigungen besorgt und mir bei der Beschaffung und Zusammenstellung der Karten und Fotografien geholfen haben. Weiter sage ich Dank für die Erlaubnis zur Veröffentlichung von Auszügen aus Briefen und Büchern; wo diese Erlaubnis etwa versehentlich von mir nicht eingeholt worden ist, bitte ich nachträglich um Entschuldigung.

Ich gebe zu, dass ich – im Sinne des diesem Buche vorangestellten Wortes aus dem Buche Hiob – oft streitsüchtig gewesen bin, doch war mein Denken, Tun und Irren eben menschlich. Jedenfalls war in meinem ganzen Leben die Leitschnur meines Handelns nicht das Lob

derer oder der Beifall der Welt, sondern stets meine innere Überzeugung, mein Pflichtgefühl und mein Gewissen. Ich habe niemals Angst gehabt zu sagen, was ich für richtig hielt, und diesen Standpunkt zu vertreten. Das hat mich oft in Schwierigkeiten gebracht. Doch soll dies Buch nicht etwa ein Versuch sein, meinen Kritikern zu antworten, sondern einfach die Geschichte meines langen und erfreulichen Lebens als Soldat zu erzählen, so wie ich sie sehe und so einfach wie möglich. Nachdem schon mehrere meiner Waffenkameraden während des zweiten Weltkrieges ihre Erlebnisse in jener Zeit geschildert haben, schildere ich eben jetzt die meinen.

Ich habe versucht, darzulegen, was ich für wichtig halte, und mich auf Dinge zu beschränken, die ich aus eigenem Erleben kenne. Daher wird mein Buch, hoffe ich, so sehr es ihm vielleicht an literarischer Aufmachung fehlen mag, den Vorzug haben, wahrheitsgetreu zu sein.

gez. *Montgomery of Alamein*
Feldmarschall

Isington Mill,
Alton, Hampshire
September 1958

PERSONENREGISTER

- Abdullah, König 475
 Addison, Lord 601 f.
 Alanbrooke, Feldmarschall 602
 Alexander, Generalmajor (Minister) 64, 65, 101, 103 f., 132, 182, 190, 192, 197, 198, 200, 205 f., 212, 219, 222 f., 225 ff., 532 ff., 537, 540 ff., 545 f., 547, 566, 600
 Anderson, General 173
 Asquith, Lady Margot 601
 Attlee, Premierminister Clement 440, 447 ff., 488, 489, 496, 500, 520, 526 f., 532, 549, 551, 562, 600, 601
 Auchinleck, Oberbefehlshaber 74, 100, 102, 478

 Barker, Generalleutnant 65, 402, 475, 478, 523
 Beaverbrook, Lord 242
 Bedell-Smith, General 189
 Beichern, Stabsoffizier 128, 218
 Bellenger, Kriegsminister Fred 482, 536
 Besson, General 54
 Bevin, Minister Ernest 440, 471, 500, 531 ff., 560, 573
 Billotte, General 53, 54
 Blanchard, General 54, 56
 Blaskowitz, General 401
 Blumentritt, General 375, 401
 Bourret, General 54
 Bradley, General 279, 286, 291, 297, 299, 318, 320, 333, 336 f., 345, 347, 373
 Broadhurst, Luflwaffen-General Harry 182, 189, 218
 Brook, Sir Norman 533
 Brooke, General 58 f., 60, 63, 70, 100, 249
 Browning, Kommandeur der Luftlandetruppen 308, 323, 331
 Brownrigg, Generalmajor Douglas 49 f.
 Burnett-Stuart, Jode 34
 Busch, Feldmarschall 401, 411
 Butcher, Kapitän zur See 219 f.
 Campbell, Sir Ronald 472
 Carver, Familie 38, 162
 Casey, Staatsminister 150
 Chamberlain, Neville 58
 Chambers, S. P. 434
 Chifley, Minister 515, 518
 Churchill, Sir Winston 31, 71 f., 83, 88, 100 f., 116 f., 131, 179, 193, 213 f., 240, 241, 263, 264 f., 265, 266 f., 278, 281, 303, 322, 364, 370 f., 388, 439, 440, 458 f., 598, 603 ff.
 Churdiill, Kapitän C. F. H. 278, 280, 552
 Clark, General Mark 224, 228
 Clay, General 431
 Conde, General 54
 Coningham, Luftmarschall 120, 161, 182, 285
 Corbett, General 100
 Cornap, General 54
 Crawford, General 479
 Creasy, Admiral 245, 246
 Creech Jones, Kolonialminister Arthur 520, 524
 Crerar, General 246, 401
 Cripps, Sir Stafford 536
 Crocker, General 402
 Crowe, Sir Edward 38
 Cunningham, General Sir Alan 525, 565 f.
 Cunningham, Admiral Sir Andrew 205, 219, 223, 385, 469

 Darlan, Admiral 54
 Dempsey, General 162, 203, 249, 279, 310, 323, 401, 528
 Dewing, General 401
 Dill, General Jack 50, 69
 Dönitz, Admiral 398
 Drake, Sir Francis 129
 Dschinnah, Führer Pakistans 513

 Earle, Peter 598
 Eden, Minister Anthony 558
 Eisenhower, Generalmajor 78, 82, 189 f., 200, 202, 207, 219 f., 223, 234, 236, 241, 242, 243 f.,

- 253 f., 265, 277, 279, 284, 289 ff.,
298, 299 ff., 306 f» 308 f., 311 f.,
314 ff., 318, 320, 321, 328 ff.,
335 f., 337 f., 341 ff., 348, 356,
357 ff., 364 ff., 371 f., 392 ff.,
406, 422 ff., 436 f., 494 f., 573,
576 ff., 608 f.
- Ellis, Major F.L. 47
- Erskine, Bobbie 172
- Faruk, König 472 f.
- Fraser, Lord 546
- Freidel, Major 376, 379, 382
- Freyberg, General 110, 168, 246
- Friedeburg, Admiral von 376 f., 379,
380, 382
- Gamelin, General 54
- Gaulle, General Charles de 252, 409
- Georg VI., König 214, 265, 267 f.
- Georges, General 53 f.
- Giraud, General 54
- Glaister, Gefreiter Geoffrey 174, 200
f.
- Gort, Lord 49 ff., 54, 56, 64 f., 66 ff.
- Graham, Oberstleutnant Miles
128, 196, 230
- Graham, Marquis James 129 Grigg,
Sir James 249, 258, 273 f. Gru-
enther, General 578, 579, 580
- Guingand, Freddie de, Brigadegen-
eral 105, 107, 112, 145, 147, 150,
171 f., 194, 218, 232 f., 235, 238,
246, 298 f., 317, 358
- Haig, Sir Douglas 30
- Harding, Generalmajor 103, 127
- Harington, Sir Charles 36
- Heinrich V. 129
- Himmler, Heinrich 375, 417
- Hollond, Tom, General 36
- Hore-Belisha, Kriegsminister 34,
49, 51 ff.
- Horrocks, General 115, 120, 121,
123, 162, 176, 187, 192, 323, 348,
402
- Hughes, Generalkaplan 127
- Huntzinger, General 54
- Inglis, Robert 434
- Ironside, General 50
- Jakob, Brigadegeneral 101
- Jakobs, Sir Jan 548
- Jinnah, Mahomed 477
- Keitel, Feldmarschall 376
- King, Premierminister Mackenzie
491, 492
- Kinzel, General 376, 382
- Kipling, Rudyard 74
- Kirkman, Brigadegeneral 127
- Lascelles, Sir Alan 303
- Lawson, Minister Jack 482
- Leahy, Admiral 496
- Lear, Mrs. A.D. 368
- Leese, General Sir Oliver 126,
147, 168, 187, 203, 205, 236
- Leigh-Mallory, Luftwaffen-Oberbefehls-
haber 285
- Lefroy, Hauptmann 25
- Leo XII., Papst 610
- Lindemann, General 401
- Lindsay, George 34
- Luce, R. W. 434
- Lumsden, General 127, 147, 162
- Lush, Brigadegeneral 177
- Lymer, Rim 196
- Lyne, General 402
- Macdonald, C.R. 19
- MacNaughton, General 215
- McKell, Sir William 515
- Mainwaring, Hugh 157, 162
- Marshall, General 213 f., 319,
358, 560, 569
- Mason-MacFarlane, Generalmajor
57
- Maulana Azad 477
- Messe, Feldmarschall 213
- Mills, Sir Percy 434
- Milne, Generalstabschef 34
- Molotow, Minister 509, 510
- Montgomery, Marschall 7 ff.,
(Eltern) 8 ff., (Eheschliessung, Ehezeit)
37 ff., (Sohn David) 617
37, 39 ff., 44, 83, 468, 498, 522
- Montgomery-Massingberd, Generalstabs-
chef 34

- Moorhead, Alan 379 f.
Morgan, General Freddie 250, 284 f.
Morison, Admiral 217
Mountbatten, Admiral 79
- Nehru, Jawaharlal 513
Nimitz, Admiral 496
Norstad, General 580
Norton, Sir Clifford 479
O'Connor, General 323
- Paget, General 81, 233, 247, 472, 478
Patton, General 246, 291, 325
Pleven, Minister Rene 574
Pollek, Oberst 376, 382
Poole, Major 27
Portal, Sir Charles 386
Poston, John 104 f., 598
Pownall, Generalmajor Henry 49 f.
Pretelat, General 54
- Ramsay, Admiral 203, 204, 205, 245, 246, 276, 279
Ramsden, General 101, 108
Rees, Dai 344
Requin, General 54
Revers, General 560
Reynolds, Familie 44, 83, 277, 468, 498
Richards, Panzergeneral 235
Richardson, Charles 138
Rigday, General 579
Ritchie, General 100, 323
Rizzio, General 229
Robertson, Brigadegeneral Brian 127 f., 196, 230, 442
Robertson, Sir William 32
Rokossowski, Marschall 403
Rommel, Generalfeldmarschall Erwin 82 f., 111, 120 ff., 265
Rundstedt, General 349, 351
- Salazar, Ministerpräsident 610
Sandys, Duncan 172, 558
Schukow, Marschall 405 f., 421 f., 424 f., 452, 454
- Schuyler, General 579
- Shinwell, Kriegsminister Emanuel 482, 539, 541
Sidky Pascha, Minister 472 f.
Simonds, Kommandeur Guy 215
Simpson, Major F.W. (General Sir Frank) 41
Slim, Kriegsminister Bill 539, 575 f.
Smith, Bedell 206 f., 249, 256, 292
Smuts, Feldmarschall 101, 265 f., 281, 521
Spaatz, General 496
Speed, Unterstaatssekretär Sir Eric 484
Spooner, Hauptmann 104
Stalin, Marschall Josef 439, 500, 502 ff., 509 ff.
Steel, Christopher 434
Strang, Sir William 434
Sweeny, Charles 66
- Tedder, Luftwaffen-Oberbefehlshaber 182, 205, 219, 276, 285, 364, 469, 544 f., 565
Templer, Oberstleutnant Gerald 57
Tito, Marschall 233, 481, 610
Trenchard, Lord 551 f., 554
Truman, Harry 55, 439, 495, 573
Urquhart, General 331
- Vian, Admiral 279
Vuillemin, General 54
- Wagner, Konteradmiral 376, 382
Wassiliewsky, Marschall 500, 501, 507, 510
Wavell, Marschall A. P. 476
Weeks, General 408, 431, 434, 438, 441, 442
Whitley, Generalmajor 363
Williams, Major E.T. (Bill) 128, 136, 149, 195, 235, 251, 265, 334
Wilmot, Chester 333, 334, 353
Wilson, «Jumbo» 234
Wood, Hauptmann 24
Wordsworth, William 606
Wyschinski, Minister 509

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

	<i>Gegenüber Seite</i>
So sah ich mit 9 Jahren aus.....	16
Mit meinem Brigadegeneral (links) nach einem Gang durch die Gräben an der Arras-Front 1916.....	17
Mein Sohn David und ich in den Schweizer Bergen Januar 1937	128
Das I. Bataillon des Royal Warwickshire Regiments, Lager bei den Pyramiden 1933. Vor der Front der Verfasser zu Pferde. Schlacht bei El-Alamein. Tee mit meiner Panzerwagenbesatzung Täuschungsanlagen bei El-Alamein Besuch von König Georg VI. in meinem Hauptquartier vor der Invasion am 22. Mai 1944.....	129 240
Eisenhower besucht mich in Tunis am 31. März 1943 241
Mit Churchill und General Simpson, Befehlshaber der 9. amerikanischen Armee, am Westwall am 3. März 1945 Mit Stalin im Kreml nach dem Essen. Am 10. Januar 1947	352 353
Zusammentreffen mit Churchill bei Bayeux am 21. Juli 1944	353
Die deutsche Abordnung erfährt die Kapitulationsbedingungen. Lüneburger Heide, 4. Mai 1945 Die Champs-Elysees bei meinem Besuch in Paris am 25. Mai 1943	464 464
In meinem Heim, Isington Mill	465
Mit General Heusinger bei der Deutschen Bundeswehr .	576
Vor der Erneikerkaserne in Bonn Mit Minister Strauss und General Heusinger	577 577

VERZEICHNIS DER KARTENSKIZZEN

Kartenskizze 1, Seite 123

Die Schlacht bei Alam Haifa

Kartenskizze 2, Seite 135

Die Schlacht bei El-Alamein, Die Front des 30. Korps

Kartenskizze 3, Seite 151

Die Schlacht bei El-Alamein, Der Durchbruch

Kartenskizze 4, Seite 163

Die Verfolgung nach El-Agheila

Kartenskizze 5, Seite 181

Die Schlacht um die Mareth-Linie

Kartenskizze 6, Seite 191

Das Ende des Krieges in Afrika

Kartenskizze 7, Seite 209

Operationen auf Sizilien

Kartenskizze 8, Seite 227

Landung in Italien und Vormarsch bis zum Sangro

Kartenskizze 9, Seite 263

Bereitstellung für Unternehmen Overlord

Kartenskizze 10, Seite 289

Verteilung der deutschen Panzer unmittelbar vor dem Durchbruch

Kartenskizze 11, Seite 293

Die Entwicklung der Lage in Nordfrankreich nach dem Durchbruch

Kartenskizze 12, Seite 303

Eisenhowers Strategie der breiten Front – Meine strategische Idee

Kartenskizze 13, Seite 325

Plan für Unternehmung «Market Garden»

Kartenskizze 14, Seite 347

Ardennen-Schlacht (1) Beginn der deutschen Offensive, (2) Alliierte Gegenoffensive

JOHN GLUBB PASCHA

JENSEITS VOM JORDAN

Soldat mit den Arabern

Aus dem Englischen von Dietrich Niebuhr

429 Seiten mit 6 Bildern und 6 Karten

Ganzleinen DM 22.80

Glubb Paschas Memoiren bieten mehr als nur den Lebenslauf eines Mannes, der, wie einst T.E. Lawrence, unter Arabern eine neue Heimat fand. Schon dies wäre interessant genug. Glubb Pascha hat durch sein Wirken und Mitwirken auf der politischen Drehscheibe des Nahen Ostens eine Vertrautheit mit den Problemen des erwachenden arabischen Nationalismus erlangt, dass es kaum einen geben dürfte, der die verworrene, weithin revolutionäre Entwicklung des letzten Jahrzehnts besser zu überschauen in der Lage wäre.

Süddeutsche «Zeitung, München

PAUL LIST VERLAG MÜNCHEN

FRED MAJDALANY

MONTE CASSINO

Porträt einer Schlacht

Aus dem Englischen von Erwin Duncker

282 Seiten mit 20 Kunstdruckbildern

Ganzleinen DM 14.80

Ein ungemein fesselnder Bericht, atemberaubend vor allem für den, der auf deutscher Seite die entscheidenden Kämpfe des italienischen Feldzuges mitmachen musste. Die Schilderung hat ergreifende Höhepunkte, vor allem, weil sie dem Leser nicht nur eine Glorifizierung des Martialischen zumutet, sondern absoluten Freimut in der Schilderung der alliierten Führungsfehler, in der Achtung vor dem Gegner und der Herauskehrung der beinahe grotesken Ritterlichkeit beider Seiten übt. So wird das Buch, wie der Autor es formuliert, «ein Denkmal für den schrankenlosen Schrecken des Krieges und den sonderbar widernatürlichen Adel des Kampfes».

Münchner Merkur

PAUL LIST VERLAG MÜNCHEN

T.E. LAWRENCE

DIE SIEBEN SÄULEN DER WEISHEIT

*Aus dem Englischen von Dagobert v. Mikusch
828 Seiten. 36 Tiefdrucktafeln, Geländekarten.
Ganzleinen DM 34.-*

*65. Tausend. Volksausgabe: 719 Seiten mit einem Titelbild
und vier Geländekarten. Ganzleinen DM 15.80*

Tagebuchartig aneinandergereiht, wechseln lebensoffene und scharfsichtige völkerpsychologische, politische und militärische Betrachtungen mit packenden Schilderungen von Überfällen, Brückensprengungen und ähnlichen halsbrecherischen Aktionen. Die Aufrichtigkeit und der echte persönliche Erlebnisgehalt, der hinter allem zu spüren ist, machen das Buch zu einem der eigenartigsten und reizvollsten Erzeugnisse der Weltliteratur.

Stuttgarter Zeitung

PAUL LIST VERLAG MÜNCHEN

GUSTAV HILLARD

HERREN UND NARREN DER WELT

8. Tausend

240 Seiten. Ganzleinen DM 13.80

Der Autor schreibt mit hoher Kunst. Es gelingt ihm, die Atmosphäre der Zeit einzufangen. Darüber hinaus deutet er die Erscheinungen der Zeit. Er bringt sehr viel mehr als Zeitgeschichte und Anekdoten, so amüsant das Buch stellenweise zu lesen ist. Manches führt ins allgemein Gültige. Vielleicht ist das Schönste an diesem schönen Buch, dass hier deutlich wird, wie jene Epoche, so gebrochen sie gewesen sein mag, doch ihren Beitrag zur allgemeinen Entwicklung geleistet hat.

Axel Seeberg im Sonntagsblatt, Hamburg

PAUL LIST VERLAG MÜNCHEN